Grundzüge

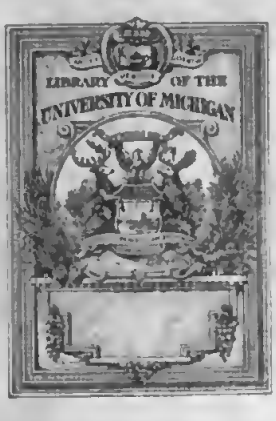
der

National-Oekonomie.

von

Max Wirth.

Köln 1865.



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

HB
165
.W799

10878

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Grundzüge

der

National-Oekonomie.

Von

Max Wirth.

Köln, 1856.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg.

Seinen

Weſtfäliſchen Freunden

widmet dieſes Buch

als Zeichen der Hochachtung und Liebe

der

Verfaſſer.

Vorwort.

Erſt vor wenigen Jahren iſt der richtige Begriff des Werthes, über den die National-Oekonomen lange in Zwieſpalt waren, durch Friedrich Baſtiat in ſeiner ganzen Tiefe erfaßt und als eherner Grundſtein der Wiſſenſchaft hingeſtellt worden. Durch ſeine einfache Erklärung dieſes Fundamental-Begriffes der Volkswirthſchaft wird manche Dunkelheit erläutert, mancher Irrthum beſeitigt. Da noch kein Lehrer der politiſchen Oekonomie darauf Rückſicht genommen hat, da auch die letzten Lehrbücher der National-Oekonomie nicht über Adam Smith's Erklärung des „Tauſchwerthes" hinausgehen, ſo ſchien es mir ein wiſſenſchaftliches wie ein ſtaatswirthſchaftliches Bedürfniß, auf dem Fundamente jenes Grundſatzes, von dem wir bald ſprechen werden, ein neues Lehrbuch auszuarbeiten, in welchem zwar die verſchiedenen Anſichten gewürdigt, die wirthſchaftlichen Verhältniſſe aber von jenem neuen, klareren Standpunkte aus beurtheilt werden.

Gewöhnlich wird die Geſchichte der Wiſſenſchaft deren Geſetzen vorangeſtellt. Ich glaubte von dieſem Gebrauche abgehen zu dürfen, weil die Geſchichte beſſer verſtanden wird, wenn die Grundbegriffe vorher erläutert ſind und dann als Maßſtab des Guten und Schlechten in der Geſchichte angelegt werden. Dieſer Abſchnitt iſt in den bisherigen Lehrbüchern der National-Oekonomie entweder gar nicht oder nur ſehr kurz behandelt worden. Mir ſchien ein

näheres Eingehen auf die wirthſchaftlichen Anſichten und Handlungen der Vergangenheit von hohem Werthe, und da die Geſchichte der Volkswirthſchaft gewiſſer Maßen die ſchönere Hälfte der Weltgeſchichte iſt, ſo glaube ich um ſo mehr entſchuldigt zu ſein, als ich an vielen Stellen die Gelegenheit wahrnehmen konnte, auf Irrthümer früherer Zeiten und Lehren aufmerkſam zu machen, wodurch namentlich der Anfänger faſt ſpielend bis ins Innere der Wiſſenſchaft eingeführt wird und ſodann deren Geſammt-Organismus mit Leichtigkeit ſeinem Gedankengange einverleibt.

Ich ſchloß eben meine Arbeit, als die „Grundlagen der National-Oekonomie von Wilh. Roſcher" erſchienen. Ich muß geſtehen, daß ich mit einigem Zagen nach dem Buche griff; denn die ausgezeichneten Leiſtungen dieſes Forſchers konnten wohl die Beſorgniß erwecken, daß meine Arbeit durch die ſeinige unnütz geworden, daß das Reſultat eines zehnjährigen Studiums und Gedanken-Proceſſes von mir vergeblich in ein Syſtem zuſammengefaßt ſein möchte.

Obgleich ich nun fand, daß Roſcher in der That alles geleiſtet hatte, was man nach ſeinen früheren Schriften von ihm erwarten konnte, ſo ſah ich mich nach Durchleſung ſeines vortrefflichen Werkes dennoch wieder ermuthigt. Denn nicht allein hat Roſcher einen großen Theil der von mir behandelten Gegenſtände folgenden Bänden vorbehalten, ſondern auch die neuen Forſchungen Baſtiat's über das Weſen des „Werthes" völlig unbeachtet gelaſſen, nur die allgemein angenommenen Wahrheiten der älteren Oekonomiſten mit einem reichen Schatze ſtatiſtiſcher Belege von Neuem ins Licht ſetzend. Zudem iſt die hiſtoriſche Methode Roſcher's ſo verſchieden von der meinigen, die ich eine beweisführende nennen möchte, daß beide Werke in den Zweigen, welche ſie gleichzeitig beſprechen, einander ergänzen, wie das Beiſpiel die Regel.

Es kann ſein, daß ich in der erſten Hälfte des dritten Buches zum Zwecke der Deutlichkeit zuweilen die Harmonie der logiſchen Aufeinanderfolge vernachläſſigt habe, und daß aus demſelben Grunde einige Wiederholungen ſich eingeſchlichen haben. Da es aber in

neuerer Zeit immer mehr Bedürfniß geworden iſt, die Wiſſenſchaft größeren Kreiſen zugänglich zu machen, ſo wird das durch den genannten Fehler gewonnene größere Verſtändniß dieſen wohl entſchuldigen.

So ſchließe ich denn mit dem Wunſche, ein Scherflein zur Verbreitung der Kenntniß jener Naturgeſetze beigetragen zu haben, von deren Beachtung das Wohl der Völker abhängig iſt.

Wiesbaden, im December 1854.

Max Wirth.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Grundbegriffe der Volkswirthschaft.

Einleitung	Seite	1—5
1. Der Werth	„	7—16
2. Der Preis	„	17—19
3. Das Geld	„	20—28
4. Das Capital	„	29—31
5. Der Gewinn	„	32—34
6. Der Arbeitslohn	„	35—42
7. Die Bodenrente	„	43—70

Zweites Buch.

Geschichte der Volkswirthschaft.

Die Aegypter	Seite	74—75
Die Phönizier	„	75—76
Die Griechen	„	76—83
Die Römer	„	84—85
Das Christenthum	„	86—87
Die Germanen	„	88
Der Feudalismus	„	89
Die Kreuzzüge	„	89
Die Juden	„	90
Die Hanse	„	91
Die italienischen Freistaaten	„	92
Das MercantilSystem	„	93—98
Karl V.	„	98—100
Die Reformation	„	101

Der Bauernkrieg	Seite	101—103
Die Gütergemeinschäftler	„	103
Das Colonial-System	„	104—109
Die große Umwälzung im Geldwerthe	„	109—110
Sully	„	111
Colbert	„	112
Vauban	„	113
Königs-Zehnt	„	113
Die Holländer	„	113—114
Die englische Navigations-Acte	„	114—115
Die Entstehung der Banken	„	115
Law	„	116—119
Friedrich der Große	„	120—121
Die Physiokraten	„	122
Turgot	„	123
Joseph II.	„	124—126
Montesquieu	„	127—128
J. J. Rousseau	„	128—129
Voltaire	„	129
Raynal	„	129
Die französische Revolution	„	129—130
Das Maximum	„	130
Condorcet	„	131—132
Die Continental-Sperre	„	132—133
Benjamin Franklin	„	133
Adam Smith	„	134
Malthus	„	135—137
Godwin	„	138—139
Industrielle Revolution in England, Watt, Arkwright	„	139—141
J. B. Say	„	142
Thornton	„	143
Cobbet	„	143
David Ricardo	„	143
James Mill	„	144
Torrens	„	144
Mac Culloch	„	144
Tooke	„	144
Huskisson	„	144
Sismondi	„	145—148
Villeneuve	„	149
Le Comte	„	149
Dunoyer	„	149—150

Droz . . . . . Seite 151
Die Eklektiker: Eſtrada, H. Storch, Rau, Pölitz, Soden, Hanſen, Kubler, v. Hermann, Zachariä, Malchus, Nebenius, Krauſe, Baumſtark . . . . . „ 151—152
Schmalz . . . . . „ 152
Arnd . . . . . „ 152
Adam Müller . . . . . „ 152—157
Friedrich Liſt . . . . . „ 158—162
L. Stein . . . . . „ 163—166
Roſcher . . . . . „ 167
Die Socialiſten, Saint-Simon . . . . . „ 167—170
Fourier . . . . . „ 170—172
Conſiderant . . . . . „ 173
Rapp . . . . . „ 173
Louis Blanc . . . . . „ 173
Proudhon . . . . . „ 173—175
Die Communiſten, Baboeuf, Cabet . . . . . „ 175
Blanqui . . . . . „ 176
Marx und Engels . . . . . „ 177
Owen . . . . . „ 177
Die Chartiſten . . . . . „ 178
Die Abolitioniſten . . . . . „ 178
Freeſoilers . . . . . „ 178
Freihändler . . . . . „ 179—180

—

Drittes Buch.

Die wirthſchaftliche Bewegung.

1. Das Geſetz des menſchlichen Fortſchrittes . . . Seite 183—185
2. Das Eigenthum . . . . . „ 186—188
3. Die Werkzeuge und Maſchinen . . . . . „ 189—192
4. Der Sparſinn . . . . . „ 193—199
5. Productive und unproductive Conſumtion . . . „ 200—209
6. Productive und unproductive Arbeiter . . . . „ 210
7. Die Theilung der Arbeit . . . . . „ 211—220
8. Die Entſtehung des Gewinnes . . . . . „ 221—241
9. Der Waarenpreis . . . . . „ 242—254
10. Der ſogenannte Unternehmer-Gewinn . . . . „ 255—256
11. Die Concurrenz . . . . . „ 257—261
12. Die Arbeit . . . . . „ 262—270

13. Der Tausch	Seite	271—276
14. Der auswärtige Handel	„	277—288
15. Von den Absatzwegen	„	289—293
16. Das Einkommen	„	294—296
17. Die Vertheilung des Vermögens	„	297—301
18. Die Consumtion	„	302—309
19. Der Credit.	„	310—321
20. Die Banken	„	322—335
21. Die Geschäfte der Banken	„	336—371
22. Bank-Freiheit	„	372—378
23. Von den Steuern	„	379—440
24. Der Getreidehandel	„	441—447
25. Das Gesetz der Bevölkerung	„	448—475
26. Die Auswanderung	„	476—486
27. Die Sklaverei	„	487—492
28. Das Gesindewesen	„	493—494
29. Die Arbeits-Einstellungen	„	495—496
30. Gewerbe-Freiheit	„	497—499
31. Das Urheber-Recht	„	500—517
32. Wahl des Berufs	„	518—119
33. Associationen	„	520—525
34. Versicherungswesen	„	526
35. Handels-Verträge	„	527
36. Privilegirte Handels-Gesellschaften	„	528
37. Der Staat und die Volkswirthschaft	„	529—142

Erſtes Buch.

Grundbegriffe der Volkswirthſchaft.

Einleitung.

Die National-Oekonomie ist die Wissenschaft derjenigen Naturgesetze, unter deren Einfluß die Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Güter in der menschlichen Gesellschaft vor sich geht; bei deren Beachtung die Völker gedeihen, bei deren Uebertretung sie leiden und untergehen. Dem strengen, aber unabänderlichen und nothwendigen Gesetze des Wachsthums, des geistigen und materiellen Fortschrittes unterworfen, erhebt sich die Menschheit doch nur langsam und allmählich aus der Finsterniß der tiefsten Unwissenheit zum Lichte der Erkenntniß. Der Wahn ist der Anfang, die Wahrheit ist das Ziel des langen Weges, den sie zu wandeln hat. Erst durch viele Irrthümer gelangt sie zur Erkenntniß der Wahrheit; die Weltgeschichte gleicht daher einem Verzeichnisse von Verbrechen gegen die weisen Gesetze der Natur, und der einzige Trost für den Schmerz, welchen dieser Anblick bereitet, liegt in der Beobachtung, daß jene Verbrechen, daß die Leiden der Menschheit sich von Stufe zu Stufe vermindert haben, in demselben Maße, in welchem sich die Erkenntniß der Naturgesetze, d. i. der Wahrheit, erweiterte.

Eine jener organischen Satzungen, welche in der gesammten Natur wie in der menschlichen Gesellschaft sich offenbart, ist das Gesetz der Gegensätze. Auf ihm scheint alles Leben in der organischen und anorganischen Schöpfung zu beruhen. Ohne dieses und ähnliche Gesetze ist die Weltgeschichte nicht zu verstehen. Sehen wir um uns, so finden wir dieses Gesetz in der Polarität des Magnets, der Krystalle, in den Gegensätzen von Licht und Schatten, von Kälte und Hitze, von Sommer und Winter, von Tag und Nacht, von Mann und Weib, von Schmerz und Lust, von Liebe und Haß, von Gut und Böse. Alle Stoffe, alle Dinge, alle Wesen scheinen von diesem Dualismus durchdrungen zu sein, scheinen diesem erst die Bewegung, das Leben zu verdanken. Diese Gegensätze erhalten sich wechselseitig; das Gute wird durch das Böse bedingt; der Körper verdankt seine Erhaltung dem Gifte; der Genuß ist ohne Anstrengung, ohne Arbeit, nicht möglich.

Wenden wir dieſes Geſetz auf die menſchliche Geſellſchaft an, ſo kommen wir zu folgenden Aufſchlüſſen: Die erſte Lebensäußerung des Menſchen iſt das Bedürfniß. Ihm ſteht als Gegenſatz gegenüber die Befriedigung. Um das Bedürfniß zu befriedigen, iſt eine Anſtrengung, eine Arbeit erforderlich. Dieſe erſt ermöglicht den Genuß. *Arbeit* und *Genuß* ſind alſo Gegenſätze, die ſich wechſelſeitig bedingen, hervorrufen, erhalten. Ohne Anſtrengung, ohne Arbeit, welcher Art ſie auch ſei, wird auf die Dauer jeder Genuß ſchaal und zuletzt zur Pein. Eben ſo wenig möglich iſt die Arbeit ohne den Genuß, weil dieſer ſtets die Kräfte zu neuen Anſtrengungen ſtärken muß, ohne welche Stärkung dieſe verkümmern und endlich zu Grunde gehen müßten. So iſt es bei einzelnen Menſchen, ſo iſt es bei ganzen Völkern. Nehmen wir die Geſchichte zur Hand, ſo erweiſ't ſich dieſes Geſetz zur Evidenz.

Bei den Griechen und Römern war die Arbeit verachtet und den Sklaven zugetheilt. Die müßigen Herren bedurften, um ſich den Genuß zu erhalten, ſtets neuer Reizmittel; und nachdem die ſtärkſten Doſen davon verbraucht waren, da verfielen jene Staaten in eine Sittenloſigkeit, von welcher wir uns kaum eine Vorſtellung machen können, in eine Fäulniß, daß der Gährungsproceß der Völkerwanderung, die Eroberung durch die Barbaren als eine wahre Erlöſung zu betrachten war. So lange die Römer noch zu erobern hatten, war ihre Arbeitskraft, wenn auch in eine traurige Bahn gelenkt, doch noch in Thätigkeit: mäßiger Genuß hatte noch Reiz für ſie. Als aber die eroberte Welt zu ihren Füßen lag, als ſie nur noch genießen, nichts arbeiten, nichts hervorbringen wollten, da trat bald die leibliche und geiſtige Fäulniß ein. Wir ſprechen es alſo mit Beſtimmtheit aus: Die Griechen und Römer gingen unter, weil ſie ein oberſtes Geſetz der Natur nicht kannten oder mißachteten. Weil die Römer ſich an ihm noch mehr vergingen als die Griechen, ſo war ihr Untergang auch ſchrecklicher. Der mächtige Adel des Mittelalters, was iſt in Deutſchland und Frankreich aus ihm geworden? Wir ſehen von ihm nur noch ſchwächliche Spuren, weil er das oberſte Lebensgeſetz verkannte, weil er die Arbeit verachtete. Die Ruinen ſeiner Schlöſſer winken von unſern Bergen nur noch als warnendes Beiſpiel, während die Burgen der Arbeit, die Städte, trotz der furchtbaren Kriege, welche meiſtens der Adel entzündet, ſich aus den Trümmern der Zerſtörung ſtets blühend wieder erhoben haben.

Betrachten wir auf der Kehrſeite die Lage der Sclaven des Alterthums, der Leibeigenen und Bauern der Feudalzeit, ſo ſehen wir auch bei ihnen das Geſetz zur Geltung gelangen, daß die *Arbeit ohne den Genuß* die leiblichen und geiſtigen Kräfte verkümmert und zerſtört. Dieſe haben ſich in vielen Jahrhunderten zu keiner Geltung emporgeſchwungen, ſie haben

ihre eigene Emancipation dem Mittelstande zu verdanken, welcher in der weisen, mäßigen Beobachtung jenes Naturgesetzes materiel und geistig zum Kern der Nation sich emporgeschwungen hat. Ihm verdanken jetzt drei Welttheile ihre zauberhafte Entwicklung.

Das Christenthum hatte die Sklaverei gebrochen und in die mildere Leibeigenschaft verwandelt; dennoch vermochten seine humanen Lehren der Arbeit noch nicht die Achtung zu verschaffen, welche ihr gebührt. Da holte endlich die Wissenschaft aus der unergründlichen Werkstätte der Natur neue Kräfte; die Maschine vernichtete die Knechtschaft der Arbeit, — sie wird der Sklave der Zukunft sein! Vor dem Donner der ersten Kanone wankten die Grundpfeiler des arbeitverachtenden Feudalismus, und was die Buchdruckerpresse davon nicht in die ewige Nacht verjagt, das wird die Dampfmaschine gar begraben.

Der größte Wendepunkt der Weltgeschichte brach an; die Finsterniß schwand in Sturmeseile; überwältigende Ideen eroberten das geblendete Geschlecht; die Erfindungen reihten sich an einander wie eben so viel Stufen auf dem Wege zur Wahrheit; ereignißschwangere Entdeckungen erweiterten den Blick der Menschen, und endlich offenbarte ein großer Mann das Gesetz, wegen dessen Verletzung das Alterthum unterging, — das Gesetz der Arbeit. Die Wissenschaft, welche mit jenem Naturgesetze sich beschäftigt, ist seit Adam Smith das Evangelium der materiellen Welt!

Hinter den Schutzmauern der Reichsstädte hatte die freie Arbeit als junge Pflanze ihre ersten Wurzeln geschlagen; nach der Erfindung des Schießpulvers und der Entdeckung von America wurden indessen auch die Staatsregierungen auf die Bedeutung der Industrie aufmerksam. Sie erkannten, welche Hülfsquelle ihnen aus der freien Arbeit mit der Zeit erwachsen würde, und sie begannen, sich in ihrer Weise mit der Industrie zu beschäftigen.

Der Grundcharakter der antiken Gesellschaft war deren hohe Meinung von der Allmacht des Staates, war das Aufgehen des Individuums im Staate. Erst das Geschlecht der Germanen, der Träger der neuen Cultur-Epoche, brachte das Princip der individuellen Freiheit in die Welt. Dieses Princip mit der Staats-Oberhoheit zu versöhnen, darum dreht sich ein tausendjähriger Kampf.

Da die Praxis der Wissenschaft lange vorhergeht, so ist es am zweckmäßigsten, der Natur den freien Lauf zu lassen, so lange man deren Gesetze nicht kennt, weil dann das Richtige sich eher herausentwickelt, als wenn die Menschen mit Irrthümern eingreifen. Die Freiheit war aber im Mittelalter in ihr Gegentheil ausgeartet. Die freie Arbeit mußte sich zu Genossenschaften verbünden, und gegen die rohe Gewalt des Faustrechts mit Schutzmauern sich umgeben. Es entstand eine Menge kleiner Territorien,

welche durch die Ausübung ihres Hoheitsrechts den Verkehr hundertfältig hemmten.

Nachdem endlich der Staat über den ausgearteten Particularismus in Europa gesiegt hatte, nachdem die Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von America den Feudalismus gebrochen und den Sieg der freien Arbeit angebahnt hatten, da wurden, statt der Natur den freien Lauf zu lassen, vielfache künstliche Experimente angestellt, um das Vermögen und den Wohlstand der Völker zu vermehren, welche, aus falschen Begriffen entspringend, die Entwicklung derselben hemmten, statt sie zu befördern. Während nämlich der antike Staat bei seiner Verachtung des Gesetzes der Arbeit wenigstens dem Verkehr keine unnöthige Schranke auferlegte, während er sich in die Production und Vertheilung, in die Ausfuhr und Einfuhr der Güter nicht weiter mischte, als es der Staatscasse zum Nutzen gereichte, griffen die modernen Staatsgewalten von Kaiser Karl V. an in alle Functionen der Production und Vertheilung, ja, der Consumtion der Güter ein. Die Unkenntniß der Naturgesetze, denen diese unterworfen sind, Irrthümer über das Wesen des Vermögens, des Capitals und des Geldes, welche damals allgemein waren, von denen also auch die Regierungen nicht verschont blieben und bis auf den heutigen Tag nicht verschont geblieben sind, machten aus den Maßregeln des Staates eben so viele Hindernisse der gedeihlichen Entwicklung.

Die Römer hatten in ihrem weiten Reiche den Verkehr durch prachtvolle Straßen erleichtert, während in den modernen Staaten sich überall Schlagbäume erhoben; die Römer hatten die Zölle nur als eine Finanzquelle angesehen, während sie in den modernen Staaten ein Mittel wurden, fremde Erzeugnisse auszuschließen, ein Monopol zu Gunsten Weniger zu schaffen. Während Plato den Begriff des Geldes, die Theilung der Arbeit und Aristoteles das Wesen des Tauschwerthes schon richtig dargestellt hatten, waren die Völker und Regierungen des Mittelalters und der neueren Zeit bis zur Schwelle unserer Generation noch nicht über den Wahn hinausgekommen, daß der Reichthum eigentlich in Gold und Silber, in Geld bestehe. Dieser Irrthum hatte seit Karl V. eine Staatswirthschafts-Methode ins Leben gerufen, die unter dem Namen Mercantilsystem darauf ausging, die Ausfuhr zu vermehren und die Einfuhr zu vermindern, die, in der Meinung, ein Land könne nur um das reicher werden, um was ein anderes ärmer wird, den Verfall von ganzen Ländern herbeiführte.

Aus mangelnder Kenntniß der Gesetze der Volkswirthschaft sind die meisten Leiden der Menschheit entsprungen. Wagten es ja tüchtige Historiker noch am Schluß des vorigen Jahrhunderts den Krieg als eine wirthschaftlich heilsame Erscheinung zu bezeichnen. (Fischer, Geschichte des deutschen

Handels.) Wir wollen indeſſen an dieſer Stelle der Darſtellung der Geſchichte der Volkswirthſchaft nicht vorgreifen; jene Andeutungen werden genügen, um die Wichtigkeit derſelben darzuthun.

Da nach Johann Baptiſt Say der meiſte Streit in der Welt auf Wortſtreit ſich reducirt, ſo wird es angemeſſen ſein, die Erklärung einiger Wörter vorauszuſchicken, in dem Sinne, wie wir ſie gebrauchen wollen.

Unter „Dingen" verſtehen wir alle Stoffe, alle organiſchen und anorganiſchen Kräfte der Natur, ſo wie deren Aeußerungen, ſeien ſie, wie wir uns auszudrücken pflegen, materieller oder geiſtiger Natur.

Mit „Sache" wollen wir ein Ding ſtofflicher Art bezeichnen.

„Güter" heißen wir im Allgemeinen alle Dinge, die unſere Bedürfniſſe zu befriedigen verſprechen. In volkswirthſchaftlichem Sinne werden wir unter „Gütern" alle Dinge verſtehen, denen durch Arbeit, durch Dienſtleiſtung oder, um auf den Urſprung zurückzugehen, durch „Bewegung" von Seiten des Menſchen Werth (Tauſchwerth) beigebracht iſt. Wo wir ſchlechtweg Güter ſagen, ſind im Verlauf unſerer Darſtellung ſtets Güter der letzteren Art gemeint.

„Vermögen" iſt eine beſtimmte Anhäufung ſolcher Güter in den Händen eines Individuums, einer Corporation, einer Gemeinheit, einer Geſellſchaft; denn da der Werth erſt mit der menſchlichen Geſellſchaft erſcheint, ſo kann es außerhalb derſelben kein Vermögen geben.

„Reichthum" iſt Ueberfluß an Vermögen.

„Production" iſt diejenige Bewegung des Menſchen, wodurch Dingen Werth beigebracht wird.

„Conſumtion" iſt die Bewegung, durch welche Dingen Werth genommen wird.

Dies vorausgeſchickt, werden wir die Grundbegriffe der Volkswirthſchaft erläutern, ſodann eine gedrängte Ueberſicht über deren Geſchichte geben, ferner die Production und Vertheilung des Vermögens in ihren Wechſelwirkungen zu betrachten und endlich den Zuſammenhang mit der Staatsregierung zu beleuchten verſuchen.

1. Der Werth.

Auf dem Begriffe des Werthes ruht unsere Wissenschaft; deßhalb ist sie von Manchen die „Wissenschaft der Werthe“ benannt worden*). „Es gibt keinen Gegenstand,“ sagt A. Blanqui, der zu früh geschiedene Verfasser der Geschichte der politischen Oekonomie, „welcher die National-Oekonomen mehr beschäftigt und zu mehr Abhandlungen Anlaß gegeben hat, als die Definition des Werthes. Der größte Theil der Schriftsteller hat sich in ein Labyrinth metaphysischer Spitzfindigkeiten über den ökonomischen Sinn dieses Wortes verirrt. Wir wollen nicht alle die Titel dieser nunmehr unnützen Monographieen anführen. Es ist endlich von allen Schriftstellern, welche einen Namen in der Wissenschaft haben, anerkannt, daß die von Adam Smith begründete Erklärung den unschätzbaren Vortheil hat, den besonderen Charakter des Tauschwerthes klar zu bezeichnen, des einzigen, über den sich die Abhandlungen auslassen, weil er das Product der menschlichen Arbeit ist.“

„Das Wort Werth“, sagt Mac Culloch, „ist häufig angewandt worden, nicht bloß um den Tauschpreis eines Artikels oder seine Eigenschaft, gegen andere Gegenstände, als die Arbeit allein geben kann, vertauscht zu werden, sondern auch um seine Brauchbarkeit zu bezeichnen, oder das Eigenthümliche, welches er besitzt, unsern Bedürfnissen zu genügen oder zu unserm Wohlbehagen und Genusse beizutragen. Aber es ist klar, daß die Brauchbarkeit der Waaren eine von ihrer Tauschfähigkeit ganz verschiedene Eigenschaft ist: dies bezeugt die Kraft, welche das Getreide hat, unsern Hunger zu stillen, und das Wasser, unsern Durst zu löschen. A. Smith hat diesen Unterschied aufgedeckt und die Wichtigkeit gezeigt, welche sich daran knüpft, daß man die Brauchbarkeit der Waaren oder, wie er sagte, ihren Gebrauchs- oder natürlichen Werth von ihrem Tauschwerth unterscheide. Wollte man so wesentlich verschiedene Eigenschaften mit einander vermischen, so würde man augenscheinlich auf einen Weg der widersinnigsten Schlüsse

*) Ein Schriftsteller nennt sie die „Wissenschaft des Tausches (Katallaktik).“

gerathen. Auch würde es zur Vermeidung eines Mißverständnisses über den Sinn eines so wichtigen Wortes, wie das Wort „Werth" ist, besser sein, es nur von dem Tauschwerthe zu gebrauchen und das Wort „Brauchbarkeit" (Nutzbarkeit) anzuwenden, um die Macht oder Eigenschaft zu bezeichnen, welche ein Artikel für die Befriedigung unserer Bedürfnisse und die Erfüllung unserer Wünsche besitzt."

Die von Mac Culloch vorgeschlagene Methode ist heutzutage als allgemein adoptirt anzunehmen, und sie hat vor den Irrthümern einer Verwechslung von Gebrauchs- und Tauschwerth bewahrt.

Auch Roscher unterscheidet den Gebrauchs- und Tauschwerth in dieser Weise. Der Gebrauchswerth ist also nach A. Smith das Maß der Nutzbarkeit eines Gutes, der Tauschwerth das Maß von Fähigkeit, andere Dinge zu kaufen.

Als die französischen und englischen National-Oekonomen den Werth in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen wollten, geriethen sie in Widerspruch.

Während A. Smith den Ursprung des Werthes in der Arbeit sah, suchte Johann Baptist Say denselben in der Brauchbarkeit (utilité). Als die Smith'sche Schule ihm erwiderte, daß die Luft ein sehr brauchbares, ja, unentbehrliches Ding sei, das gleichwohl nicht den mindesten Werth habe, da entgegnete die französische Schule, daß es auch Dinge gäbe, welche wenig oder keine Arbeit zu ihrer Herstellung erforderten und doch großen Werth hätten, z. B. der Diamant.

Dieser Widerspruch blieb der permanente Stein des Anstoßes unter den National-Oekonomen, und selbst in der neuesten Zeit hat ihn nicht einmal Roscher zu beseitigen versucht. Den Socialisten und Communisten war er ein willkommener Zankapfel, um den Handschuh wider die Oekonomisten aufzuheben.

Um diesen Widerspruch zu lösen, versuchte Ricardo den Ursprung des Werthes in der Arbeit und der Seltenheit zu finden, Senior in der Seltenheit, Storch im Urtheil.

Molinari sagt: „Werth haben heißt geeignet sein, das eine oder das andere Bedürfniß des Menschen zu befriedigen. Diese Eigenschaft besitzen die Dinge theils von Natur, theils gibt man sie ihnen durch die Arbeit. Die Natur arbeitet umsonst; nur der Mensch läßt sich seine Arbeit bezahlen, oder, besser gesagt: er tauscht seine Arbeit gegen die Arbeit Anderer aus. Die Dinge tauschen sich aus im Verhältniß zu ihren Productionskosten, d. h. im Verhältniß der Quantitäten Arbeit, die sie enthalten. Je mehr man also Dinge hat, welche Arbeit enthalten, desto reicher ist man; desto besser kann man seine Bedürfnisse befriedigen,

indem man dieſe Dinge verbraucht oder ſie gegen andere verbrauchbare Gegenſtände austauſcht."

Rau ſucht den Begriff des Werthes wie folgt zu beſtimmen: „Derjenige Grad von Vortheil, welchen ein ſachliches Gut für den Eigenthümer hervorbringen kann, heißt ſein Werth im weiteren unbeſtimmten Sinne." Mit dieſer Erklärung iſt dem Werthe indeſſen eine zu enge Gränze gezogen; denn es gibt mehr Güter, oder Dinge, welche Werth haben, ohne „ſachlich" zu ſein, z. B. der Vortrag eines Lehrers, die Muſik eines Orcheſters, der Geſang einer Prima-Donna.

Welche nun auch die verſchiedenen Meinungen der National-Oekonomen über das Grundelement des Werthes ſeien, insgeſammt ſtimmen ſie darin überein, daß außer der Arbeit auch die Natur Werth ſchaffe. Inſonderheit legen ſie in dieſer oder jener Ausdrucksweiſe den „unentgeltlichen Naturkräften im Boden" die Eigenſchaft bei, Werth zu erzeugen. Darauf baſiren ſie die Lehre von der Boden- oder Grund-Rente, welche der Reinertrag des Bodens ſein ſoll, nachdem der Arbeitslohn und der Gewinn für das in denſelben verwandte Capital abgezogen ſind. Auch A. Smith bekennt ſich zu dieſer Lehre von der Bodenrente. Indem er aber bei allen übrigen Fragen der Volkswirthſchaft durch eine Inconſequenz die Bodenrente außer Acht läßt und den Werth nur von der Arbeit ableitet, gewinnen ſeine Lehren doch eine Wahrheit, die nicht zu erſchüttern iſt, deren Unerſchütterlichkeit er aber vorzugsweiſe jener Inconſequenz verdankt.

Die Lehre von der Bodenrente ſollte nämlich von einer verhängnißvollen Wichtigkeit werden; denn auf ſie ſtützten die Socialiſten und Communiſten die Rechtfertigung ihrer Syſteme, für die zehntauſend Menſchen in den Straßen von Paris ihr Leben ließen.

Wenn nämlich die unentgeltlichen Naturkräfte im Boden Werth erzeugen, alſo über den Betrag des Lohnes und des Gewinnes für Arbeit und Capital, welche zur Bebauung des Bodens verwandt worden ſind, einen Ertrag abwerfen, dann befinden ſich die Eigenthümer des Grundes und Bodens im Beſitze eines Privilegiums vor ihren ungünſtiger ſituirten Mitmenſchen. Viele hervorragende National-Oekonomen haben daher auch anerkannt, daß das Grundeigenthum ein Monopol ſei.

Auf dieſes Zugeſtändniß warfen ſich die Communiſten, um ſofort die Conſequenz zu ziehen: „Vor Gott ſind alle Menſchen gleich, hebe dich weg, Grundeigenthümer, und mache der Geſellſchaft Raum, tritt das Eigenthumsrecht dem Staate ab, damit die Grundrente an Alle gleichmäßig vertheilt wird." Die Socialiſten, welche es eben ſo unbillig fanden, daß ein Theil der Menſchen durch den bloßen Beſitz von Grund und Boden, ohne Mühe und Arbeit, von der Natur Werthe geſchenkt erhielte, die aber von einer

Gütergemeinschaft eine zu große Umwälzung oder zu große andere Nachtheile befürchteten, verlangten als Aequivalent wenigstens das Recht auf Arbeit, d. h. die Verpflichtung des Staates, jedem Einzelnen Arbeit zu garantiren. Man muß gestehen, die National-Oekonomen haben, nachdem sie jene Prämisse zugegeben, nicht das Recht, diese modernen Alchymisten einer Inconsequenz zu zeihen.

Sollten wir also wirklich der Natur eine so große Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Güter vorzuwerfen haben, oder sollten vielleicht die National-Oekonomen im Irrthum sich befinden? — Wir glauben das Letztere.

Die Natur erzeugt nur Brauchbarkeit, keinen Werth! Der Werth erscheint erst mit und in der menschlichen Gesellschaft.

Der **Werth** ist das Maß der **Dienstleistung**!

Das Wort „Dienstleistung" wirft die Systeme der Socialisten und Communisten unerbittlich über den Haufen; es zerstört die Annahme, daß die „unentgeltlichen Naturkräfte im Boden" Werth erzeugten; es löst die Grundrente in die Capitalrente auf; es macht allen Zweifeln und Inconsequenzen der Wissenschaft ein Ende. Man ist nicht mehr genöthigt, zwischen Gebrauchs- und Tausch-Werth zu unterscheiden. Die Brauchbarkeit ist dem Stoffe eigen; Begriff, Charakter und Ursprung des Werthes aber sind in dem Worte Dienstleistung enthalten. Die folgenschwere Wichtigkeit der Feststellung des Begriffs des Werthes macht es uns zur Pflicht, obige Definition so klar als möglich zu erläutern und daher etwas länger, als es sonst üblich ist, bei diesem Gegenstande zu verweilen. Ausführlichkeit an dieser Stelle wird unser späteres Beweisverfahren wesentlich vereinfachen und den hier aufgewandten Raum zehnfach ersparen.

Professor Karl Heinrich Hagen in Königsberg ist in seinem 1839 erschienenen Buche „Von der Staatslehre" obiger Erklärung außerordentlich nahe gekommen. Zwar nimmt er in seinem klar durchdachten Werke immer noch den Unterschied zwischen Gebrauchs- und Tausch-Werth an, allein indem er den „Tausch" eine „Auswechslung von Diensten" nennt, hat er den Weg gezeigt, auf welchem Friedrich Bastiat endlich das Räthsel löst'te.

In Folge der erörterten Theorie, welche auch den unentgeltlichen Kräften der Natur Werthschaffung beilegt, nahmen die National-Oekonomen drei Factoren der Wertherzeugung, der Production der Güter, an: die Arbeit, das Capital (angehäufte Arbeit) und die Productivdienste der Natur. Während aber die Meisten die Productivdienste der Natur nur im Boden sich dachten, dehnte Hagen mit Recht den „Naturfond" auf den gesammten Stoff, auf den Boden wie auf die Kräfte der Menschen, aus. Er theilte

den „Naturfond" in einen perſönlichen und einen dinglichen, von denen der erſtere in allen Anlagen des Menſchen, der letztere in allen dinglichen Naturgaben und vorzüglich in dem Grund und Boden beſteht. „Unſtreitig", ſagt er, „gebührt dem perſönlichen Naturfond der Vorzug, nicht bloß weil er der Perſon des Menſchen angehört, ſondern weil es auch von deſſen Ausbildung abhängt, was der Menſch iſt und werden kann."

Wir wollen weder dem perſönlichen noch dem dinglichen „Naturfond" einen Vorzug zugeſtehen; jedenfalls können wir nicht zugeben, daß allein im Boden unentgeltliche Naturkräfte dienſtbar ſeien. Sie walten allenthalben, im Boden wie im Menſchen ſelbſt, in den Thieren wie durch die phyſicaliſchen und chemiſchen Geſetze, durch welche die Stoffe in den Laboratorien und Manufacturen Maſchinen in Bewegung ſetzen und zu Erzeugniſſen umgebildet werden. Eine Kraft, die aber überall und für Alle unentgeltlich da iſt, kann ganz aus der Berechnung gelaſſen werden, wie $a+b=c+b$ gleich $a=c$.

Der Werth entſpringt nur aus der Dienſtleiſtung des Menſchen. Was die Natur umſonſt bietet, iſt Brauchbarkeit. Sie bietet ihre freiwilligen Dienſte aber nicht allein dar im Boden des Landwirthes, ſondern auch im Innern der Erde, wo ſie Metalle und Kohlen im Laufe der Jahrtauſende kryſtalliſirt. Sie bietet umſonſt ihre Dienſte dar, ſei es, daß ſie durch Regen und Sonnenſchein, durch die Wechſelwirkung ihrer mineraliſchen Stoffe das Wachsthum der Früchte befördert oder Waſſerſtoff und Sauerſtoff liefert, ſei es, daß ſie die Sturzbäche von den Gebirgen löſ't und unentgeltlich die Mühlen treibt, welche das zur Nahrung der Menſchen unentbehrliche Mehl bereiten, oder daß ſie die Erzeugung von Thieren veranlaßt oder das Wachsthum werthſchaffender Menſchen begünſtigt. Von der Natur wird der Menſch nicht umſonſt erzogen oder erhalten. „Im Schweiße ſeines Angeſichts ſoll er ſein Brod eſſen." Die Dienſtleiſtungen der Mutter pflegen den Säugling zum kräftigen Knaben heran, die Dienſtleiſtungen des Lehrers erziehen dieſen zu einem werthſchaffenden Individuum. Nicht die Natur ſtellt einen erwachſenen Menſchen her, ſondern zahlloſe Dienſte und Mühen; ſie liefert nur den Stoff und den Keim, den Verdauungsproceß und das Wachsthum; die Werthe, welche zur Erhaltung und Heranbildung eines Menſchen nöthig ſind, müſſen die Eltern ſchaffen. Ganz eben ſo verhält es ſich mit den Metallſchätzen und den Früchten des Feldes. Die Natur kryſtalliſirt die Metalle, aber ſie fördert ſie nicht zu Tage, ſie läutert ſie nicht, bildet aus ihnen nicht die Werkzeuge, welche dem Menſchen zu neuer Werthſchaffung helfen. Die Natur vermittelt den Keim-Proceß umſonſt, aber ſie ſäet und ſie ärntet nicht, ſie rodet, düngt und entwäſſert den Boden nicht, auf daß er fähig werde, die Keimkraft zu entwickeln.

Ein Mann auf einer wüſten Inſel beſitzt keinen Werth, weil dieſer eine Beurtheilung und Abſchätzung von gegenſeitigen Dienſten vorausſetzt. Er beſitzt nur brauchbare Gegenſtände. Wenn eine zweite Perſon ſich einfindet, dann erſcheint der Werth durch den Tauſch. Aus dieſem Grunde war Hagen ſo nahe daran, den Fundamental-Begriff des Werthes zu erfaſſen, als er den Tauſch für eine Umwechslung von Dienſtleiſtungen erklärte.

Schon vier Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem Friedrich Baſtiat dieſes oberſte Axiom unſerer Wiſſenſchaft feſtſtellte, und unbegreiflicher Weiſe iſt es ſogar noch von dem gelehrten Roſcher ignorirt worden. Es wird deßhalb angemeſſen ſein, wenn wir den Gedankengang des großen Oekonomiſten in ein paar Zügen wiederzugeben und ihn dann, ſo viel wie möglich, für unſern Zweck zu vervollſtändigen ſuchen.

Der Menſch, ſagt Baſtiat, iſt paſſiv und activ. In ihm ſind Bedürfniß und Befriedigung, aus der Empfindung entſpringend (beſſer geſagt: durch den Stoffwechſel bedingt), ihrer Natur nach immanent, unübertragbar. Zwiſchen beiden ſteht die Anſtrengung als Bindemittel, aus unſerm Willen hervorgehend und folglich übertragbar. Die Uebertragung ſolcher Anſtrengungen, dieſer Umtauſch von Dienſten, bildet den Stoff der politiſchen Oekonomie. „Weil aber auf der anderen Seite die ökonomiſche Wiſſenſchaft in dem Worte „Werth" ſich zuſammenfaßt, von welchem ſie nichts als die lange Erklärung iſt, ſo folgt daraus, daß der Begriff des Werthes unvollſtändig, falſch aufgefaßt wird, wenn man ihn auf die beiden Erſcheinungen unſeres Empfindungsvermögens gründet, — auf das Bedürfniß und die Befriedigung, die zwiſchen den Individuen unübertragbar und unmeßbar ſind, — ſtatt ihn zu gründen auf die Aeußerungen unſerer Thätigkeit, auf die Anſtrengungen, auf die gegenſeitigen Dienſte, welche ausgetauſcht werden, weil ſie verglichen und abgeſchätzt werden können, und welche man abſchätzt, eben weil ſie ausgetauſcht werden."

Die Nutzbarkeit der Stoffe und Kräfte der Natur, in Verbindung geſetzt mit den Anſtrengungen der Menſchen, erzeugen die Producte; je größer der Antheil der erſteren, deſto geringer der der letzteren, deſto größer die Nutzbarkeit, deſto geringer der Werth.

„Der Werth entſpringt den Anſtrengungen, welche die Menſchen machen, um ihre Bedürfniſſe zu befriedigen; er ſetzt Vergleichung, Schätzung voraus; deßhalb beginnt er erſt mit der menſchlichen Geſellſchaft, wo Dienſte mit einander abgemeſſen werden können. Wir arbeiten, um uns zu nähren, zu kleiden, zu unterrichten, zu heilen, zu beſchützen. Dieſe Dienſte ſind gegenſeitig; wir vergleichen ſie, beurtheilen ſie, ſchätzen ſie; das Ergebniß iſt — der Werth!"

„Eine Menge von Dingen kann die relative Wichtigkeit einer Dienſtleiſtung erhöhen. Wir finden dieſe Dienſte mehr oder weniger groß, je nachdem ſie uns mehr oder weniger nützlich ſind, je nachdem mehr oder weniger Perſonen geneigt ſind, ſie uns zu machen; je nachdem ſie mehr oder weniger Arbeit, Mühe, Geſchicklichkeit, Zeit, Vorſtudium von dieſen Perſonen heiſchten, *je nachdem ſie uns mehr oder weniger davon erſparen*. Alles läuft ſomit auf einen Tauſch von Dienſtleiſtungen hinaus."

Dieſer Tauſch iſt ſelten einfach. Manchmal vermittelt er ſich durch den Verkehr zwiſchen mehreren Contrahenten, öfter durch die Vermittlung des Geldes und trennt ſich dann in Kauf und Verkauf. Meiſtens ſteckt der Werth in Waaren, welche eine Maſſe der mannigfaltigſten Dienſtleiſtungen zu ihrer Vollendung erheiſcht haben; aber immer läßt er ſich auf die Natur der Dienſtleiſtung zurückführen. Der Werth iſt ſomit das Verhältniß zweier ausgetauſchter Dienſtleiſtungen, und der Tauſch gibt zwar den Dingen und Handlungen, welche ausgetauſcht werden, nicht die Exiſtenz, wohl aber den Begriff des Werthes.

Dieſer Begriff war da, als eines Tages der *Lahme* zum *Blinden* ſagte: Trage du mich, ich will für dich ſehen, und uns beiden iſt geholfen.

„Wir alle werden mit einem gebieteriſchen materiellen Bedürfniß geboren, welches bei Todesſtrafe befriedigt werden muß, — dem des Athmens. Auf der andern Seite ſind wir von einem Medium umgeben, welches dieſem Bedürfniß im Allgemeinen ohne irgend eine Anſtrengung unſererſeits abhilft. Die atmoſphäriſche Luft hat alſo Nutzbarkeit, ohne Werth zu beſitzen. Sie hat keinen Werth, weil keine Anſtrengung, keine Dienſtleiſtung erforderlich iſt, um ſie ſich zu verſchaffen. Denn *Jemandem einen Dienſt erweiſen, heißt ihm eine Mühe erſparen*; und da, wo man keine Mühe anzuwenden hat, um eine Befriedigung herzuſtellen, braucht man auch keine zu ſparen. Wenn aber ein Mann in einer *Taucherglocke* auf den Grund des Meeres hinabſteigt, dann legt ſich ein fremder Körper zwiſchen die Luft und ſeine Lunge; um die Verbindung herzuſtellen, muß eine Pumpe in Bewegung geſetzt werden! Da iſt eine Anſtrengung zu machen, eine Mühe anzuwenden; gewiß wird dieſer Mann ganz geneigt dazu ſein, denn es handelt ſich um ſein Leben, und er ſelbſt könnte ſich keinen beſſeren Dienſt erweiſen, als dieſe Mühe ſich zu nehmen. Statt aber ſelbſt dieſe Anſtrengung zu machen, bittet er mich, dieſelbe zu übernehmen; und um mich dazu zu beſtimmen, verpflichtet er ſich, ſelbſt eine Mühe zu übernehmen, durch welche ich eine Befriedigung erlange. Wir ſetzen uns ins Reine, ſchätzen unſere Dienſte und ſchließen ab. Was haben wir alſo? Zwei Bedürfniſſe und zwei Befriedigungen, zwei Anſtrengungen, die Gegenſtand einer frei-

willigen Uebereinkunft sind, zwei Dienstleistungen, welche ausgetauscht werden, und — der Werth erscheint.

Der Werth liegt also keineswegs in der Brauchbarkeit der Luft; denn sie dient in freier Atmosphäre zu nichts Anderem als in der Taucherglocke. Sie hat dieselbe Beschaffenheit da wie dort; es ist immer Stickstoff und Sauerstoff, was gebraucht wird; keine neue Eigenschaft ist hinzugethan. Die Luft an sich selbst hat weder da noch dort einen Werth. Werth hat nur der Dienst, die Arbeit, durch welche sie in die Taucherglocke gebracht worden ist.

Auch das Wasser hat an und für sich keinen Werth. Gesetzt nun, ich wohne in einem Dorfe, welches kein trinkbares Wasser besitzt. Solches muß eine Stunde weit hergeholt werden. Ich hole mir jeden Morgen meinen Wasservorrath. Die drei Factoren, welche der menschlichen Thätigkeit zum Grunde liegen: Bedürfniß, Anstrengung und Befriedigung, sind vorhanden. Ich kenne die Nutzbarkeit des Wassers, aber den Werth noch nicht.

Nun geht mein Nachbar auch zur Quelle. Ich sage eines Tages zu ihm: Erspare mir die Mühe, den Weg zu machen; leiste mir den Dienst, das Wasser, das ich brauche, mir von der Quelle mitzubringen. Während dieser Zeit werde ich etwas für dich thun; ich will dein Kind buchstabiren lehren. Wir verständigen uns. Es folgt daraus ein Austausch von zwei Diensten, wovon der eine den andern aufwiegt, oder der eine so viel werth ist als der andere. Was gegenseitig verglichen, abgeschätzt, ausgetauscht wird, sind zwei Anstrengungen, nicht zwei Bedürfnisse oder Befriedigungen; denn nach solchem Maßstab müßte man den Vortheil des Buchstabirens mit dem des Trinkens vergleichen.

Bald sage ich zu meinem Nachbar: Dein Kind ist mir unbequem, ich will lieber etwas Anderes für dich thun; du fährst fort, mir Wasser zu bringen, und ich werde dir zwei Groschen geben. Sobald der Vorschlag angenommen ist, kann man sagen: Der Dienst ist zwei Groschen werth.

Später wartet mein Nachbar gar nicht mehr auf meine Aufforderung. Er weiß aus Erfahrung, daß ich jeden Tag trinken muß. Er sorgt selbst für mein Bedürfniß; zugleich versorgt er die übrigen Bewohner des Dorfes. Kurz, er wird Wasserhändler. Man fängt nun an, den Ausdruck zu gebrauchen: Das Wasser kostet zwei Groschen. Dieser Ausdruck läßt sich im gewöhnlichen Leben nicht ausmerzen; wie man auch sagt: „Die Sonne geht unter", oder wie man in der Umgangssprache Geld für Capital nimmt. Dennoch ist diese Ausdrucksweise unrichtig; denn das Wasser hat seine Natur nicht verändert, es ist immer noch umsonst zu haben. Die Dienstleistung, welche es in meine Wohnung schafft, nur sie ist zwei Groschen werth. In

Paris hat das Trinkwaſſer einen beſtimmten Preis; dieſer Preis iſt aber auch nur die Belohnung für den Dienſt, der es an Ort und Stelle ſchafft.

Die Luft, das Waſſer repräſentiren alſo die Brauchbarkeit, der Dienſt aber den Werth. Die Nutzbarkeit bleibt ſtets dieſelbe, der Werth aber ſchwankt, vermehrt oder vermindert ſich, je nach dem der Dienſt groß oder klein iſt, der den brauchbaren Stoff beſchaffen ſoll.

Der Diamant ſpielt in den Büchern der Oekonomiſten die Rolle, welche die Perturbationen bei den Aſtronomen einnehmen. Die Anhänger von der Werththeorie der „Brauchbarkeit" bedienen ſich desſelben, um diejenigen aufs Eis zu führen, welche behaupten, der Werth entſpringe aus der Arbeit. Der Diamant iſt eine glänzende Waffe, mit der ſich alle Schulen bekämpfen. Die engliſche Schule ſagt: „Der Werth liegt in der Arbeit!" Die franzöſiſche zeigt ihr einen Diamant: „Hier", ſagt ſie, „iſt ein Product, das faſt gar keine Arbeit erfordert und doch von unermeßlichem Werthe iſt." Sobald hingegen die franzöſiſche Schule behauptet, der Werth liege in der Nutzbarkeit, ſo ſetzt die engliſche dem Diamant die Luft, das Waſſer, das Licht entgegen. „Die Luft iſt ſehr nützlich (brauchbar)", ſagt ſie, „und hat keinen Werth; der Diamant hat eine ſehr zweifelhafte Nutzbarkeit und iſt mehr werth als die ganze Atmoſphäre, ohne welche gleichwohl kein Geſchöpf exiſtiren könnte."

Durch unſere Erklärung wird aller Streit geſchlichtet, und die hadernden Parteien behalten, jede in ihrer Art, Recht.

Das Licht hat am Tage keinen Werth, weil keine Anſtrengung erforderlich iſt, um es ſich zu verſchaffen. In der Nacht müſſen wir eine Oellampe, ein Talglicht oder eine Gasflamme anwenden, um uns Licht zu verſchaffen; um jene Dinge aber hervorzubringen, ſind viele Dienſtleiſtungen nothwendig, die alle einen Gegendienſt erforderten, folglich einen Werth hatten. Das Licht iſt Nachts nicht mehr umſonſt zu haben.

Der Diamant hat großen Werth, weil viel Zeit und Mühe angewandt werden muß, weil viele Mühe oft vergeblich verwandt wird, um ihn zu finden. Ein Menſch kann in einer Stunde einen werthvollen Diamant finden; dafür könnten aber wieder hundert Menſchen zehn Jahre lang ſuchen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Es koſtet alſo im Allgemeinen eine große Summe von Zeit und Anſtrengung, um den Diamant zu erwerben; er iſt eine große Dienſtleiſtung werth. Wenn ein Menſch einen Diamant zufällig ſchon in einer Stunde findet, ſo iſt das kein Beweis, daß er nur ſo viel werth iſt, als dieſe Stunde Arbeit; ſein Werth wird vielmehr nach dem Maße der Mühe berechnet, die der Käufer aufwenden müßte, wenn er den Edelſtein ſelbſt ſuchen wollte, eine Mühe, die ihm durch den Dienſt des Verkäufers erſpart wird. Der Preis eines Diamants müßte ſchon ſehr

hoch ſein, bis der Kaufluſtige ſich dazu entſchließen würde, ſich ſelbſt einen zu ſuchen. Er würde wahrſcheinlich den Genuß des Beſitzes eines ſolchen Edelſteins lieber ſich verſagen, als ſich der Gefahr ausſetzen, zehn Jahre vergeblich zu ſuchen.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß die Höhe des Werthes im Verhältniß zu der Mühe ſteht, die demjenigen, welcher eine Dienſtleiſtung empfängt, erſpart worden iſt. Der Werth liegt weder im Waſſer, noch in der Luft, noch im Diamant, noch in all den Stoffen, aus welchen das Talglicht, die Gasflamme bereitet ſind, ſondern in den Dienſten, die zur Herbeiſchaffung, kurz, zur Herſtellung der augenblicklichen Verzehrbarkeit des Verbrauchsgegenſtandes geleiſtet oder erſpart worden ſind; deren Preis feſtgeſtellt wurde durch die Uebereinkunft der Contrahirenden.

Die Repräſentanten der verſchiedenen ökonomiſtiſchen Schulen haben den Werth in Ausflüſſen oder einzelnen Eigenſchaften der Dienſtleiſtung geſucht, welche ſammt und ſonders in dieſer zuſammentreffen (auch die „Seltenheit" Senior's, das „Urtheil" Storch's). Ihre Definition war nicht erſchöpfend; ſie ſchienen einander zu widerſprechen, indem ſie ſich in die einzelnen Fragmente der „ganzen" Wahrheit theilten.

Unſer Axiom zieht ſich nun durch das geſammte Syſtem der Volkswirthſchaft; beſonders wichtig iſt unſere Erklärung des Werthes aber für die Beurtheilung der „Bodenrente" und der Grundſteuer.

2. Der Preis.

Der Preis ist der jeweilige Schwebepunkt des Werthes; er ist der Werth, wie er für einen anderen Werth-Gegenstand je nach Zeit und Umständen gefordert, hingegeben, ausgetauscht wird.

Während das Wesen des Werthes in sich selbst, d. h. in dem Maße der Dienstleistung, beruht, ist der Preis — wie das Gewand, das je nach Jahreszeit und Mode wechselt — durch Aeußerlichkeiten bedingt und geregelt. Sein Umfang ist das Ergebniß von Nachfrage und Angebot.

Ist das Angebot stark, zahlreich und die Nachfrage schwach, gering, dann ist der Preis ein niedriger. Ist aber umgekehrt die Nachfrage stark und das Angebot schwach, dann ist der Preis hoch. Fehlt aber das Angebot oder die Nachfrage ganz, dann gibt es auch keinen Preis.

Stets wird der Preis um den Werth, wie um einen festen Pol, ventiliren. Uebersteigt der Preis den Werth, dann wird die Concurrenz sich einstellen, um den Gewinn zu theilen. Das Angebot wird sich vermehren und den Preis wieder auf das Niveau hinabdrücken. Ist der Preis hingegen geringer als der Werth, dann wird die Nachfrage sich vermehren, das Angebot vermindert werden, weil Viele das Geschäft nicht mehr einträglich finden, und der Preis wird wieder zum Niveau emporsteigen. Diese Erscheinung stellt sich beim Preise ein, der Werth mag in irgendwelcher Gestalt sich darstellen; sei die Dienstleistung, welche den Werth hervorbrachte, eine mittelbare oder unmittelbare, eine einfache oder angehäufte. Sie kommt z. B. vor beim Arbeitslohn, wie beim Waarenpreise und Capitalzinse.

Wenn der Preis der Arbeit, der Arbeitslohn, unter den Werth, d. h. unter das Maß der Dienstleistung, herabsinkt (deren Normal-Satz ist die Befriedigung der Lebsucht), dann werden Arbeiter sich zurückziehen, um ihre Dienste anderswo anzubieten, es wird geringere Dienstleistung, weniger Werth angeboten werden für denselben Preis; wenn die Entwerthung des Arbeitslohnes längere Zeit und in größeren Kreisen fortdauert, dann wird die Vermehrung von Arbeitern sich verringern, allmählich aufhören wegen unbefriedigter Lebsucht. Sobald diese Abnahme des Angebots von Arbeitskräften

eine Zeit lang angehalten haben wird, dann wird ſich Mangel einſtellen, und die Nachfrage muß ſich wieder vermehren, bis der Arbeitslohn das Niveau des Werthes wieder erreicht hat.

Sobald hingegen auf der anderen Seite der Preis der Arbeit deren Werth überſteigt, dann werden mehr Arbeiter ihre Dienſte anbieten, durch die leichtere Befriedigung der Lebſucht werden die Heirathen begünſtigt, die Arbeiterbevölkerung wird vermehrt werden, und das dergeſtalt vermehrte Angebot muß endlich den Preis auf das Niveau der Nachfrage ſinken machen, bis wieder der erſtere Fall eintritt.

Ganz eben ſo iſt das Verhältniß mit dem Zins oder dem Preis, der für die Dienſtleiſtung des Capitals gezahlt wird. Wird mehr Capital angeboten, als die Nachfrage verlangt, dann ſinkt der Zins; überſteigt die Nachfrage dagegen das Angebot von Capital, dann ſteigt die Rente.

Vor Allem richtet der Preis der Waaren ſich nach dem Verhältniß von Nachfrage und Angebot. Der Werth einer Waare iſt eine größere oder kleinere Summe von Dienſtleiſtungen, die einen Stoffwechſel hervorgebracht haben und deren jede einzelne wieder bezüglich des Preiſes von dem Geſetze der Nachfrage und des Angebots abhängig geweſen war. Der Werth fällt hier mit den Productionskoſten zuſammen, die aus Arbeitslohn und Capitalgewinn beſtehen. Der Preis der Waaren wird nicht minder um dieſes Centrum ventiliren. Sobald der Preis einer Waare deren Productionskoſten überſteigt, dann werden ſofort mehr induſtrielle Unternehmer zur Verfertigung ſolcher Waare ſich anſchicken. Die vermehrte Quantität derſelben verſtärkt das Angebot und drückt bei gleicher Nachfrage den Preis auf das Niveau der Productionskoſten hinab. Sinkt derſelbe aber unter dieſes Niveau, dann werden Manche ſich aus dem Geſchäfte zurückziehen, Manche weniger produciren, das Angebot wird ſich vermindern und der Preis demgemäß wieder der normalen Höhe ſich nähern.

Der Preis iſt daher zugleich der Regulator der Production und des Verbrauchs; er zeigt durch große Billigkeit an, wo Ueberfüllung eines Productionszweiges, und durch große Theurung, wo Mangel an einem Producte herrſcht; er gibt dadurch den Producenten einen Fingerzeig, von welchem Geſchäfte ſie laſſen, nach welchem ſie ſich hinwenden ſollen.

Gewöhnlich hat man bisher einen Unterſchied gemacht zwiſchen *Preis* und *Marktpreis*, weil der Begriff des Werthes nicht genau genug hergeſtellt war. *Wir* brauchen dieſe Unterſcheidung nicht mehr, weil der Preis von ſelbſt eine Wechſelwirkung von Nachfrage und Angebot vorausſetzt, was aber nichts weiter iſt, als das „Markten".

Adam Smith unterſcheidet zwiſchen *Real-* und *Nominalpreis* der Waaren; allein was er Realpreis nennt, iſt eigentlich nichts Anderes als

der Werth. „Die Arbeit", ſagt er und zeigt damit, daß er dem wahren Begriffe des Werthes bis dahin noch am nächſten gekommen iſt, „die Arbeit iſt der wahre Maßſtab des Tauſchwerthes aller Waaren. Der Realpreis eines Dinges, dasjenige nämlich, was ein Ding dem, der es ſich verſchaffen will, wirklich koſtet, iſt die zu ſeiner Anſchaffung erforderliche Mühe und Beſchwerde; was ein Ding demjenigen, der es ſich verſchafft hat und darüber verfügen oder es gegen irgend etwas Anderes vertauſchen will, wirklich werth iſt, das iſt die Mühe und Beſchwerde, welche es ihm erſparen und dafür anderen Leuten zuſchieben kann. Was mit Geld oder anderen Gütern gekauft, wird eben ſo durch Arbeit erhandelt, als das, was man durch eigene Beſchwerde ſich verſchafft*). Jenes Geld und jene Güter erſparen uns in der That dieſe Beſchwerde.

Sie enthalten den Werth einer beſtimmten Quantität Arbeit, welche man gegen etwas vertauſcht, wovon man zur Zeit glaubt, daß es den Werth einer gleichen Quantität enthalte. „Die Arbeit war der erſte Preis, das urſprüngliche Kaufgeld, welches für alle Dinge gezahlt wurde."

Setzt man ſtatt Arbeit — „Dienſtleiſtung", dann iſt auch das, was A. Smith meint, erſchöpfender ausgedrückt. Der Dienſt z. B., den das Capital leiſtet, läßt ſich nicht gut mit „Arbeit" bezeichnen; es müßte eine neue Kategorie aufgeſtellt werden (Say hat es gethan); bei unſerer Definition des Werthes iſt dies nicht nöthig, weil ſie Alles auf Einen Urbegriff zurückführt.

Das Geld nennt A. Smith den Nominalpreis; oder richtiger der Nominalpreis wird nach ihm durch Geld ausgedrückt. Im Verkehr iſt dieſe Bezeichnung des Preiſes durch das Geld allerdings das übliche und verſtändlichſte Kennzeichen desſelben.

*) Bei der Frage von der Zollgeſetzgebung kommt dieſer Satz beſonders zur Anwendung, weil Viele glauben, was man für fremdes Arbeitsproduct zahle, ſei dem Inlande, ſo weit die Arbeit dabei betheiligt iſt, verloren.

3. Das Geld.

Die ökonomiſchen Begriffe haben ein ähnliches Schickſal in der Welt gehabt, wie die aſtronomiſchen. Die Alten hielten die Erde für einen flachen Klumpen, von deſſen Gränzen ſie ſich keine Vorſtellung machten. Ihr aſtronomiſches Syſtem ſtützte ſich auf den Augenſchein; deßhalb glaubten ſie, Sonne, Mond und Sterne drehten ſich in vierundzwanzig Stunden um die Erde. Solche Vorſtellungen waren bis Galilei und Copernicus gäng und gebe; ja, in einem Katechismus des Königreichs Neapel wird heute noch die Lehre, daß die Erde ſich um ſich ſelbſt und um die Sonne bewege, für ein ketzeriſcher Irrthum erklärt.

Dieſes beſonders der Menge eigene Urtheilen nach dem bloßen Augenſchein wird nirgends häufiger angetroffen, als in national-ökonomiſchen Dingen. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden zwar die Gelehrten durch Adam Smith endlich mit den hauptſächlichen Naturgeſetzen bekannt gemacht, welche die Production und die Vertheilung des Vermögens regeln, allein die Menge klebt zum größten Theil heute noch an den alten vorurtheilsvollen Vorſtellungen.

Eine dieſer Vorſtellungen iſt es, daß das Vermögen, das Capital, der Reichthum vorzugsweiſe in edlen Metallen, beſonders in geprägtem Gold und Silber — in Geld —, beſtehe. Der Umſtand, daß der Werth der Güter nach Geld abgemeſſen wird, daß für Geld Alles zu haben iſt, dieſer Augenſchein hat jenen Irrthum erzeugt, deſſen ſich eine ganze handelspolitiſche Schule ſchuldig gemacht und dadurch viel Schaden verurſacht hat.

Das Geld iſt aber nur ein Werthmeſſer, ein bequemes Tauſchmittel; es iſt, wie Adam Smith ſagt, das große Umtriebsrad der Güter.

Geld iſt eine Waare, wie jede andere. Es iſt, wie jede Waare, den Preisſchwankungen ausgeſetzt, die aus der Wechſelwirkung zwiſchen Nachfrage und Angebot hervorgehen. Da es aber nur wenig Preisſchwankungen ausgeſetzt und unter allen Waaren die verbreitetſte, ſo iſt das Geld zugleich der Werthmeſſer der Güter geworden. Es iſt zum Tauſchmittel der Güter erkoren worden, weil die edlen Metalle, von allen Völkern gekannt,

durch ihr verhältnißmäßig geringes Volumen, ihre bequeme Transportabilität, ihre Dauerhaftigkeit, ihre große Theilbarkeit die zum Tauschmedium bequemste Waare sind.

Doch nicht immer waren es die edlen Metalle, welche zu Geld ausgeprägt wurden. Die Spartaner schlugen eiserne Münzen, die Römer gebrauchten in den einfachen, ärmeren Zeiten der Republik Kupfer. Kaiser Friedrich II. gab bei der langwierigen Belagerung von Parma Ledergeld aus, welches willig angenommen und später wieder eingelöst wurde. Auch die Russen bedienten sich noch vor zweihundert Jahren des Ledergeldes.

Bei den Malayen und Chinesen gibt es Zinngeld, bei den Senegambiern Eisen-Münzen; in Rußland auch solche aus Platina. In Abyssinien galten Salzbarren als Geld, in Hochasien Thee. Die alten Mexicaner brauchten Cacaobohnen, Baumwollzeuge, Goldstaub in Federkielen als Geld, die alten Bewohner von Rügen Leinwand; in Newfoundland gebrauchte man früher Stockfische, in Maryland Tabak.

In den Urzuständen der Völker versahen aber auch noch andere Dinge die Function des Geldes; denn ein Tauschmittel, das Allen gemeinsam, ist auch von den wildesten Stämmen als unentbehrlich erkannt und angenommen worden. Die indianischen Ureinwohner America's gebrauchten und gebrauchen Salz, Seemuscheln, Felle als Zahlungsmittel. Die Urgermanen bedienten sich neben dem Gelde, mit dem sie durch die Römer oder vielleicht durch phönizische Kaufleute bekannt geworden zu sein scheinen, des Rindviehes und des Getreides, um einen Werth abzuschätzen oder eine Zahlung zu leisten. Bei vielen Negerstämmen gelten neben dem Vieh auch Sklaven als Zahlungsmittel. Bei manchen dieser Stämme soll sogar ein ideelles Geld bestehen, eine Rechnungs-Einheit, „Matute" genannt, die zur leichteren Vergleichung der Dinge unter einander dient. Eine Sache ist ihnen 10, eine andere 20 Matuten werth.

Als großes „Umtriebsrad der Güter" leistet das Geld, was in anderer Weise gute Straßen und Eisenbahnen für die Erleichterung des Verkehrs bewerkstelligen. Denn entfernten wir das Geld, dann müßten die Menschen die Erzeugnisse ihrer Arbeit stets direct gegen die Waaren, deren sie gerade bedürfen, austauschen, oder, besser gesagt, eine Dienstleistung müßte gerade gegen die, deren man bedarf, ausgetauscht werden. Der Tischler müßte ein Möbel zum Bäcker tragen, um Brod zu erhalten, und der Bäcker mit einer Ladung Brod sich bepacken, wenn er vom Brauer ein Faß Bier kaufen wollte. Die Unmöglichkeit, die beiderseitigen Werthe stets auszugleichen, würde eine Menge von Unzuträglichkeiten mit sich führen, einen Tausch zwischen entfernteren Orten und Menschen unmöglich machen oder bald von selbst ein System des Credits hervorrufen.

Nachdem einmal das Geld als bequemes Tauſchmittel allgemein in Gebrauch gekommen, war es natürlich, daß es zu gleicher Zeit als Werthmeſſer der Güter benutzt wurde. Die Waare, deren ſich Jedermann bedient, die alſo Jedermann kennt, iſt das beſte Mittel, um andere Dinge danach zu ſchätzen. Jägervölker, wie die Indianer, denen Thierfelle ſtatt des Geldes dienen, gebrauchen ſolche ſowohl als Zahlungsmittel, um ſich ihre Bedürfniſſe dafür einzutauſchen, wie auch als Werthmeſſer. Bei der nächſten Stufe der Civiliſation, den Hirtenvölkern, dient Vieh, beſonders Rindvieh, als ein ſolcher Werthmeſſer, und in den erſten Anfängen des Ackerbaues Getreide.

Der Umſtand nun, daß das Geld als der ſtete Repräſentant des Werthes fungirt, hat die nach dem Schein urtheilende Menge zu dem Irrthum verleitet, daß das Geld an ſich ſelbſt das Capital, der Reichthum ſei. An und für ſich genommen, hat aber das edle Metall, aus welchem das Geld verfertigt wird, neben ſeiner ſehr beſchränkten Nützlichkeit nur ſo viel Werth, als Dienſtleiſtungen erforderlich waren, um es zu produciren. Eine Vermehrung der Quantität der edlen Metalle bringt dem Weltmarkte gegenüber nicht mehr, ja, faſt weniger Veränderung hervor, als die jeder anderen Waare. Die Annehmlichkeiten des Gebrauchs goldener und ſilberner Gefäße und Schmuckſachen mögen vermehrt werden, auf das Geld ſelbſt hat die größere oder geringere Menge edlen Metalles nur den Einfluß, daß die Geldſtücke größer oder kleiner werden, daß für ein größeres oder kleineres Stück eine gleiche Quantität anderer Waaren abgegeben wird, daß alſo nur die Geſtalt des Geldes ſich verändert, während weder Capital, noch Reichthum in Beziehung auf die Allgemeinheit ſich vermehren oder vermindern. Gold und Silber ſind außerdem ein ſo geringer Theil der Güter, des Capitals, des Reichthums, daß die vorhandene Maſſe dieſer edlen Metalle für das National-Vermögen als ſolches von geringer Bedeutung iſt. Frankreich z. B. beſitzt im Verkehr weit mehr Metallgeld, als England, und dennoch iſt England weit reicher. Iſt alſo die vorhandene Menge Goldes groß, ſo gibt ein großes Stück Gold einen gewiſſen Werth an, iſt die vorhandene Maſſe hingegen gering, ſo wird für ein kleineres Stück Gold dieſelbe Quantität von Werth gegeben. Eine Veränderung im Vorrath der edlen Metalle mag allenfalls den Gebrauch von Luxus-Artikeln ſchmälern oder vermehren, auf den National-Wohlſtand wird ſie wenig Einfluß haben; es hat nur je ein größeres oder kleineres Stück Geld denſelben Werth und Preis. Wenn es vorkommt, daß in armen oder finanziel zerrütteten Ländern das edle Metall ſeltener wird, ſo iſt dieſe Erſcheinung nicht Urſache der Zerrüttung, ſondern nur Symptom.

Im Welt-Verkehr äußert daher ein Unterſchied im Metall-Vorrath wenig oder gar keine Wirkungen. Wenn man ſonach von der Entdeckung

neuer Goldgruben große Umwälzungen in der Güterwelt erwartet, ſo irrt man ſich. Bei einer ſolchen können Einzelne, wie bei einer Lotterie, gewinnen; der Reiz des Goldes mag ein Mittel zur Gründung neuer Colonieen ſein und ſo mittelbar zur Cultur beitragen; die Menſchheit im Ganzen wird ſich aber durch eine ſolche Vermehrung des Gold-Vorrathes wenig bereichern, d. h. nur um ſo viel, als ſie ſich billiger die Annehmlichkeit koſtbarer Utenſilien verſchaffen kann.

Es iſt faſt unmöglich, das Verhältniß des vorhandenen Geldes zu der Quantität aller Güter genau zu beſtimmen; nur ſo viel iſt gewiß, daß alles Geld der Welt nicht den tauſendſten Theil des vorhandenen Capitals ausmacht. Das Geld circulirt fortwährend, um den Austauſch zwiſchen Producenten und Conſumenten ſo raſch, als möglich, zu bewerkſtelligen; ein Geldſtück vermittelt ſo den Austauſch einer Maſſe von Werth-Gegenſtänden. Geſetzt den Fall, daß die Zahl der Conſumenten und die Maſſe der producirten Güter ſich gleich bleibt, die Summe der edlen Metalle ſich hingegen vermehrt oder vermindert, ſo wird dies auf den Vermögensſtand der Völker weiter keinen Einfluß haben, als daß im erſteren Falle eine größere Menge Geldes für eine gewiſſe Quantität von Gütern, ſeien es Stiefel, Bier, Fleiſch, Früchte, Maſchinen, ſeien es geiſtige Producte, gegeben wird, daß die Zahl der Gegenſtände des Luxus, wie ſilberne und goldene Geſchirre, Schmuckſachen, ſich vermehrt, und daß im letzteren Falle die Summe der Luxus-Gegenſtände ſich vermindert, daß eine geringere Menge edlen Metalles für eine beſtimmte Quantität genannter Güter geboten wird.

In Folge der in Californien und Auſtralien entdeckten Goldregionen und des ungeheuren Zuwachſes an Gold, welches der civiliſirten Welt zuſtrömt, hört man häufig die Beſorgniß ausſprechen, eine ſolche ungeheure Vermehrung des edlen Metalles möchte eine gewaltige Umwälzung der Eigenthums-Verhältniſſe herbeiführen. Man glaubt, daß die Werth-Verhältniſſe der Güter ſich bedeutend verändern müßten, und daher viele Leute reich, viele aber arm würden. Wir glauben Keines von Beiden, ſind vielmehr der Meinung, daß das Werth-Verhältniß der Güter unter einander ſich gar nicht verändern wird, ſondern daß nur das quantitative Verhältniß des Werthmeſſers, des Geldes, zu den übrigen Gütern ein anderes werden wird, aber ohne großen unmittelbaren Einfluß auf die Vermögens-Verhältniſſe der Individuen.

Wie wir bereits nach der bisherigen Erfahrung geſehen, haben die wöchentlichen oder monatlichen Goldſendungen aus Californien und Auſtralien den Preis des Goldes beinahe gar nicht gedrückt, weil mit der Vermehrung eines Productes auch deſſen Conſum zunimmt. Eine Veränderung des Preiſes des Goldes durch die Vermehrung der Quantität, und folglich

des Angebots, ohne entſprechende Nachfrage, kann aber nur ſo allmählich geſchehen, daß, weil der größere Theil des Goldes in Geſtalt von Barren oder Goldſtücken fortwährend den Eigenthümer wechſelt, bei dem nur allmählich eintretenden Sinken des Preiſes die jeweiligen Inhaber jedes Mal nur eine Kleinigkeit verlieren, die kaum ſo beträchtlich ſein wird, als das Schwanken des Goldcourſes in Zeiten politiſcher oder mercantiler Kriſen. Der erſte Inhaber verliert alſo bei einem Sinken des Goldwerthes eine Kleinigkeit. Er wird es ſofort in andere Hände übergehen laſſen. In der dritten Hand wird aber ſchon weniger verloren, weil man ſogleich den Preis der Waare, für welche das Goldſtück geboten wird, nach dem Werthe desſelben abmißt, bei einem Sinken des Goldwerthes alſo ſteigert.

Eine große Umwälzung könnte nur eintreten, wenn es über Nacht plötzlich Gold und Silber regnete. Dann könnten dieſe edlen Metalle durch ihre Fülle alle anderen Güter vielleicht um die Hälfte in die Höhe treiben, ſo daß alle Inhaber von Schuldverſchreibungen und Banknoten, die auf einen gewiſſen Gold- oder Silber-Betrag lauten, die Hälfte verlieren würden. Das wäre für die Capitaliſten allerdings ein großes Unglück; allein ein ſolcher Fall kann niemals eintreten. Wegen der Art und Weiſe, in welcher die edlen Metalle gewonnen werden, könnte ein ſolches Sinken des Preiſes derſelben oder, was dasſelbe iſt, das Steigen der Waarenpreiſe durch die Vermehrung der angebotenen Quantität von Gold und Silber nur ſehr allmählich geſchehen. Der eclatanteſte Fall der Vermehrung der Gold- und Silber-Maſſe iſt ſchon da geweſen bei der Entdeckung von America. Durch die Erſchließung der Silbergruben von Potoſi wurde der Vorrath des Silbers um das Zehnfache vermehrt, und dennoch wiſſen wir von keiner großen Umwälzung in der Güterwelt durch das Silber an und für ſich, wenn wir es nicht mit zu den Eigenſchaften dieſer edlen Metalle rechnen wollen, daß ſie den Anſtoß gaben zur Coloniſation von America, indem der Golddurſt die Abenteurer Europa's dahin führte. Trotz jener Vermehrung des Vorrathes des Silbers um das Zehnfache verminderte ſich deſſen Preis nur ungefähr um das Vierfache, weil mit der ſtärkeren Production auch die Conſumtion bedeutend zugenommen hatte. Viele Geräthſchaften, die früher aus Eiſen waren, wurden ferner nur noch aus Silber gemacht. Da alſo eine ſolche Vermehrung der edlen Metalle nur allmählich geſchehen kann, ſo werden alle diejenigen, welche dadurch in ihren Intereſſen bedroht ſind, ſich zu ſichern ſuchen. Die Inhaber von Pfandbriefen werden das Capital zeitig kündigen und dann Capital und Zinſen vielleicht in einen anderen Maßſtab umſetzen laſſen; die Eigenthümer flüſſiger Capitalien werden ſolche productiv in Geſchäften anzulegen ſuchen, und die Vermehrung des edlen Metalls wird vielleicht nichts Anderes bewirkt haben,

als eine Vermehrung der induſtriellen Thätigkeit. Nur die Inhaber von Leibesrenten und feſten Gehalten würden größeren Nachtheil leiden; doch müßten bei einer bleibenden Entwerthung des Metalls die Beſoldungen demgemäß bald erhöht werden. Die Uebergangs-Periode würde ſie allerdings ſchwer treffen, während die Beſitzer von Waaren auch während dieſer nicht einmal zu leiden hätten, indem ſie ihre Preiſe nach jeder Schwankung der Valuten-Verhältniſſe einrichten. Der Fall iſt übrigens höchſt unwahrſcheinlich, daß das Gold und das Silber zu gleicher Zeit ſo ſehr vermehrt würden. Die Silber-Production hat vielmehr ſeit mehreren Jahrhunderten eine große Gleichmäßigkeit bewahrt; und das Silber iſt in den meiſten Ländern das geſetzliche Zahlungsmittel. In England, Portugal, Bremen iſt Gold das geſetzliche Zahlungsmittel; wenn nun in Folge der Gold-Production in Californien und Auſtralien der Werth des Goldes ſinken ſollte, ſo ſteht es jenen Staaten frei, die Silberwährung einzuführen, oder den Preis der Goldmünzen nach dem Maßſtabe des Silbers herabzuſetzen. Das Silber ſteht zum Golde ungefähr wie 1 : 15 (im Mittelalter ſtand es ſchon einmal 1 : 11) oder, was dasſelbe iſt, das Silber iſt in fünfzehnmal größerer Maſſe vorhanden, als das Gold. Um dieſe Menge ſo zu vermehren, daß ein Sinken um nur ein Viertel des Silberwerthes entſtände, dazu gehörte die Entdeckung von Silberminen, wie ſie die Welt noch nicht geſehen.

Gleichwohl heiſcht es die Vorſicht, daß man bei Ausleihung von Capitalien auf ſehr lange Zeit, daß man bei Erbpacht z. B. den Fall einer Veränderung der Metallpreiſe vorſieht und eventuel noch einen anderen Maßſtab annimmt. Ein ſolcher iſt aber Getreide. Das Getreide iſt die im Preiſe veränderlichſte und zugleich ſtäteſte Waare: veränderlich in Monaten und Jahren, ſtät in den Jahrhunderten. Die Getreide-Preiſe haben ſich, wenn man Jahrhunderte mit einander vergleicht, weniger verändert, als der Preis jeder anderen Waare, den des Geldes nicht ausgeſchloſſen. „Die in Getreide ausbedungenen Renten", ſagt Adam Smith, „haben ihren Werth weit beſſer bewahrt, als die in Geld ausbedungenen, ſelbſt wenn die Benennung der Münze keine Aenderung erlitten hatte. — Gleiche Quantitäten Arbeit pflegt man zu ſehr verſchiedenen Zeiten weit eher mit gleichen Quantitäten Getreide, dieſem Lebensmittel der Arbeiter, als mit gleichen Quantitäten Goldes und Silbers, oder auch jeder anderen Waare, zu erkaufen. Gleiche Quantitäten Getreide pflegen alſo in ſehr verſchiedenen Zeiten weit eher einen und denſelben Real-Werth zu haben, oder ihren Beſitzer zu befähigen, ſo ziemlich dieſelbe Quantität Arbeit von Andern damit zu erkaufen oder zu ſeiner Verfügung zu haben. Sie pflegen dies, ſage ich, weit eher zu thun, als gleiche Quantitäten von faſt jeder anderen Waare; denn ganz genau thun es auch die gleichen Getreide-Quantitäten nicht. Der

Unterhalt der Arbeit, oder der Real-Preis der Arbeit, ist unter verschiedenen Umständen sehr verschieden: reichlicher in einer Gesellschaft, die zur Wohlhabenheit fortschreitet, als in einer solchen, die still steht, und wieder reichlicher in einer still stehenden, als in einer, mit der es rückwärts geht. Doch wird man für jede Waare bald eine größere, bald eine kleinere Quantität Arbeit erkaufen können, und zwar je nach der Quantität von Lebensmitteln, welche man gerade dafür zu kaufen im Stande ist. Deßhalb ist eine in Getreide ausbedungene Rente nur den Veränderungen der mit einer bestimmten Getreide-Quantität erkaufbaren Arbeits-Quantität unterworfen, wogegen eine in irgend einer anderen Waare ausbedungene Rente nicht nur den Veränderungen der mit einer gewissen Getreide-Quantität erkaufbaren Arbeits-Quantität, sondern auch den Veränderungen der mit einer bestimmten Quantität eben jener Waare erkaufbaren Getreide-Quantität ausgesetzt ist.

„Man muß indessen bemerken, daß der Real-Werth einer Getreide-Rente sich zwar von Jahrhundert zu Jahrhundert weniger verändert, als der einer Geldrente, dafür aber von Jahr zu Jahr desto veränderlicher ist. Der Geldpreis der Arbeit ändert sich nicht von Jahr zu Jahr zugleich mit dem Geldpreise des Getreides, sondern er paßt sich überall, statt nach dem zeitweiligen oder gelegentlichen Preise dieses Lebensbedürfnisses sich zu richten, vielmehr dem Durchschnitts- oder gewöhnlichen Preise desselben an. Der Durchschnitts- oder gewöhnliche Preis des Getreides wird wieder durch den Werth des Silbers, durch die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der Bergwerke oder durch die Quantität der zur Herbeischaffung einer gewissen Silber-Quantität nöthigen Arbeit und folglich des während der Arbeit verzehrten Getreides bestimmt. Der Werth des Silbers ändert sich zwar zuweilen beträchtlich von Jahrhundert zu Jahrhundert, selten jedoch sehr von Jahr zu Jahr; vielmehr bleibt er oft ein halbes oder auch ein ganzes Jahrhundert hindurch ein und derselbe oder wenigstens beinahe ein und derselbe.

„Es leuchtet also ein, daß die Arbeit eben so wohl der einzige allgemeine, als der einzige genaue Maßstab des Werthes oder das einzige Preismaß ist, nach welchem die Werthe aller Waaren immer und überall verglichen werden können. Man kann den Real-Werth verschiedener Waaren nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert nach den Quantitäten Silber, die dafür gegeben werden, man kann ihn nicht von Jahr zu Jahr nach den Getreide-Quantitäten schätzen. Aber nach den Arbeits-Quantitäten kann man ihn mit der größten Genauigkeit sowohl von Jahrhundert zu Jahrhundert, als von Jahr zu Jahr schätzen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist Getreide ein besserer Maßstab als Silber, weil von Jahrhundert zu Jahrhundert für gleiche Getreide-Quantitäten viel eher die nämliche Arbeits-Quantität zu haben ist, als für gleiche Quantitäten Silber. Umgekehrt ist

von Jahr zu Jahr das Silber ein beſſerer Maßſtab, weil für gleiche Quantitäten desſelben viel eher die nämliche Quantität Arbeit zu bekommen iſt."

Nachdem wir ſomit geſehen haben, daß Geld eine Waare iſt, wie jede andere, leuchtet es von ſelbſt ein, wie unbegründet die noch immer häufige Klage iſt: „Das ſchöne Geld geht aus dem Lande!"

Das Geld mag aus dem Lande gehen; es kommt nur darauf an, was man dafür bekommt. Wäre man in Frankreich ſo thöricht, uns für einen Thaler ein Fuder Wein abzugeben, dann wäre es recht vortheilhaft für uns, recht viele Thaler nach Frankreich wandern zu laſſen.

Wir haben ſchon in der Einleitung erwähnt, daß es ein ganzes handelspolitiſches Syſtem gegeben habe, das ſ. g. Mercantil-Syſtem, welches von dem Grundſatze ausging, daß der Reichthum vorzugsweiſe in Geld beſtehe. Dieſes Syſtem iſt in Spanien vom Staate ins Leben geführt worden und hat jenes Land an den Bettelſtab gebracht, eben weil „das Geld im Lande blieb". Das geſchah folgender Maßen. Zur Zeit der Entdeckung von America war Spanien ein gewerbthätiges, reiches Land von 24 Millionen Einwohnern. Das Ausland bezog viele Induſtrie-Erzeugniſſe aus Spanien. Als ſpäter die Gold- und Silber-Production in America große Maſſen dieſer edlen Metalle aus den Colonieen nach dem Mutterlande ſtrömen ließ, wollte man, jenem Princip getreu, dieſen ſtets wachſenden „Reichthum" dem Lande erhalten, und die Regierung erließ ein Verbot der Ausfuhr dieſer edlen Metalle, welches ſo ſtreng gehandhabt wurde, daß es in der That wirkſam war.

Da nun das Bedürfniß nach Geld, wie das nach jeder anderen Waare, in jedem Lande eine gewiſſe Summe nicht überſchreitet, da jedes Volk nur eine beſtimmte Quantität von Getreide, Vieh, Tuch, Eiſen, Wein braucht, und folglich auch nur eine beſtimmte Anzahl von jener Waare, die das Werkzeug des Austauſches zwiſchen den Producenten und Conſumenten iſt, eine beſtimmte Summe von Geld brauchen kann, ſo muß, wird dieſes Maß nicht erreicht, eine Einfuhr, wird es überſchritten, Ausfuhr eintreten. Da nun aber in Spanien durch die fortgeſetzte Importation von Gold und Silber der erforderliche Bedarf an Geld überſchritten, die Ausfuhr von Geld aber gleichwohl verhindert oder erſchwert wurde, ſo mußte dieſes nothwendiger Weiſe durch ſeine Maſſe im Preiſe fallen; oder, was dasſelbe iſt, die Preiſe aller anderen Waaren, der Preis der Arbeit ſtieg im entſprechenden Verhältniſſe. Bei ſteigendem Preiſe der Lebensmittel und erhöhtem Arbeitslohne war die Induſtrie Spaniens ihrerſeits genöthigt, die Preiſe ihrer Erzeugniſſe zu vertheuern. Dies rief die Concurrenz des Auslandes ins Leben. Was Frankreich, England, Italien, die Niederlande bis dahin aus Spanien bezogen hatten, das erzeugten ſie bald ſelbſt billiger; und

Spanien ging es wie dem König Midas, es verhungerte bei ſeinem Golde. Von 24 Millionen Einwohnern war das geſegnete Land zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf 8 Millionen herabgeſunken. Was das Mercantil-Syſtem übrig ließ, das vollendete die Inquiſition. Erſt nach dem Verluſte faſt aller Colonieen iſt eine Beſſerung erſichtlich. Nach Beſeitigung jener ſchrecklichen Irrthümer iſt das Land im Aufblühen begriffen und zählt wieder gegen 16 Millionen.

4. Das Capital.

Wir hätten vom Gelde sofort zu seinem Ergänzungs-Mittel, dem Credit, übergehen können; wir wollen diesen Gegenstand aber einer späteren Darstellung vorbehalten, um sofort zu einem anderen wichtigen Factor der Volkswirthschaft zu schreiten, — dem Capital.

Im gemeinen Leben versteht man unter „Capital" eine Summe Geldes. Diese Vorstellung kommt daher, daß man gewohnt ist, das Capital in Form von Geldstücken ausgeliehen, angezahlt zu sehen. Diese Geldstücke sind aber, wie wir im vorigen Abschnitte gesehen haben, nur der Werthmesser, das Repräsentationsmittel des Werthes. Weil der Schuhmacher mit Eisen, der Schneider mit Leder, der Schmied mit Holz im größeren Maßstabe nichts anzufangen weiß, so zieht er das Capital in Gestalt des Geldes, als des bequemsten Tauschmittels, dem Capital in einer anderen Gestalt vor, außer in der, worin er es gerade braucht. Will ein Capitalist dem Schuster ein Capital in Gestalt von Leder, dem Schneider in Gestalt von Tuch vorstrecken, dann werden diese auch zufrieden damit sein, und der Preis wird nur dem Namen nach in Geld, als dem allgemeinen Werthmesser, festgesetzt sein.

Capital kann also u. A. auch in Gestalt von Geld vorkommen; absolut aber ist dies durchaus nicht nöthig. Nach A. Smith ist Capital accumulirte Arbeit. Besser gesagt ist es: accumulirter Werth. Capital im Allgemeinen ist also eine Quantität von Stoffen, denen durch menschliche Arbeit, durch Dienstleistung Werth beigefügt und die zu späterem Gebrauch aufgespart worden ist, um reproductiv (wiedererzeugend) consumirt (verbraucht) zu werden. Im Einzelnen theilen Manche das Capital selbst wieder in productives und unproductives ein. Dieser Ausdruck ist unpassend. Man kann sagen „unproductives Vermögen", aber nicht „unproductives Capital". Das Capital kann zwar eine Zeit lang müßig liegen, es kann unklug verwandt werden; doch ist in der National-Oekonomie, wenn man schlechtweg „Capital" sagt, stets „productives" darunter verstanden, d. h. eine Anzahl von Arbeits-Producten, welche zum Behuf neuer Production

ge- und verbraucht werden. Wir gehen im dritten Buche näher auf dieſen Proceß ein.

Dieſes Capital zerfällt wieder in *ſtehendes* (z. B. Häuſer, Bergwerke, Grundſtücke) und in *umlaufendes* (alle Arten beweglicher Güter).

Capital iſt alſo z. B. die eingebrachte Aernte, welche im laufenden Jahre zur Ernährung der Bevölkerung dient und productiv conſumirt wird, d. h. in den während dieſer Zeit producirten Gütern, ſo wie der Aernte des nächſten Jahres mit Zinſen und Gewinn wieder erſcheint. Capital ſind die Induſtrie-Erzeugniſſe, Werkzeuge, Vieh und Waaren jeder Art, Gebäude; Capital iſt der Grund und Boden *).

Ohne Capital iſt nicht allein der civiliſirte Staat, — iſt jede Geſellſchaft unmöglich. Denn die Lebensmittel, von welchen der Menſch lebt, während er den Unterhalt für die nächſten Wochen und Tage verdient, ſind Capital; die Werkzeuge, mit welchen er arbeitet, die Kleider, mit denen er ſich wärmt, das Haus, in welchem er wohnt, das Holz, mit dem er kocht, — alles das iſt Capital. Capital iſt die Lebens-Bedingung der Arbeit, und in der Geſellſchaft ſo nothwendig, wie die Luft.

Man kann das Capital vorzugsweiſe in vier Kategorieen theilen; es beſteht:

1) Aus *Stoffen* zur Verarbeitung, in ſo fern dieſelben, wegen irgend einer darauf verwandten Mühe, nicht ohne Vergütung überlaſſen werden, alſo einen Werth haben: Wolle, Flachs, Leder, Seide, Holz u. ſ. w.

2) Aus *Werkzeugen*, deren ſich die Menſchen zur Verrichtung der Arbeit bedienen: Handgeräthe, Maſchinen, Schiffe, Fuhrwerk u. ſ. w.

3) Aus *Vorräthen*, welche man während der Dauer der Arbeits-Verrichtung verbraucht: Lebensmittel, Zeuge, Häuſer u. ſ. w.

4) Aus *Grund und Boden*.

Wenn unter ſo bewandten Verhältniſſen franzöſiſche Socialiſten die „Vernichtung des Capitals" predigten, ſo hat die ſonſt an menſchlicher Unvernunft ziemlich reiche Weltgeſchichte einen ſo ſchlagenden Beweis von ſolcher nicht aufbewahrt. Verblendete Menſchen in Paris hatten behauptet, das Capital ſei der Arbeit feindlich, die Löſung der ſocialen Frage beſtehe darin, das Capital zu vernichten; dies wurde ein Loſungs-Wort in der Februar-Revolution. Sie hätten eben ſo gut ſagen können: Die Löſung der ſocialen Frage ſei — der Selbſtmord; denn das Capital iſt eben die Lebensbedingung der Arbeit. Je mehr das Capital wächſ't, deſto billiger

*) Auch *Hermann* rechnet ſehr richtig den Grund und Boden zum Capital. Faſt alle Oekonomiſten waren bisher anderer Anſicht; doch davon beim Abſchnitte über die Bodenrente.

wird es, nach dem Geſetze und Verhältniſſe von Angebot und Nachfrage, d. h. deſto niedriger werden die Zinſen. Wo aber die Zinſen ſehr niedrig werden, da wird die Luſt zu induſtriellen Unternehmungen geſteigert, die Nachfrage nach Arbeitern vermehrt ſich, und mit ihr ſteigt der Arbeitslohn. Je größer alſo die Maſſe des Capitals, um ſo befriedigender der Zuſtand der Arbeiter; denn es ſteigt durch die vermehrte Nachfrage nach Arbeitern nicht allein der Lohn an ſich ſelbſt, ſondern durch die aus vermehrter induſtrieller Thätigkeit entſtehende Concurrenz werden auch die Induſtrie-Erzeugniſſe billiger und erhöhen ſomit die Zahl der Genüſſe des arbeitenden Standes. Die Erfahrung ſteht hier, wie überall, der Theorie zur Seite; denn letztere iſt eben das aus erſterer gezogene Reſultat. Man vergleiche die Lage der Arbeiter in dem capital-armen Rußland mit dem Zuſtande derſelben in dem capital-reichen Holland!

Die Löſung der ſocialen Frage liegt vielmehr in der Vermehrung des Capitals; denn nur dadurch wird die Arbeit vermehrt, die Production erhöht, ſomit die Befriedigung der Bedürfniſſe erleichtert und der Genuß vergrößert.

Wie wir oben bemerkten, iſt das Capital (der Erwerbs-Stamm), wie jede Dienſtleiſtung, jedes Arbeits-Product, dem Geſetze von Nachfrage und Angebot unterworfen; und danach beſtimmt ſich der Preis, die Entſchädigung, der Zins, der Gewinn, welcher für den Dienſt, den das Capital leiſtet, gewährt wird. Damit ſind wir bei einem neuen Abſchnitt angelangt.

5. Der Gewinn.

Die meiſten Oekonomiſten, namentlich die deutſchen, unterſcheiden zweierlei Arten von Gewinn, den Capital-Gewinn und den Unternehmer- oder Gewerbs-Gewinn. In dem einen, wie im anderen Falle iſt der Gewinn unzertrennlich vom Capital. Unterſuchen wir vorläufig nur den ſogenannten Capital-Gewinn.

Wenn es wahr iſt, daß der Werth in der Dienſtleiſtung beſteht, dann hat der Dienſt, den das Capital oder den vielmehr der Verleiher dem Borger leiſtet, einen Werth. Für dieſen Werth muß, wer ihn haben will, einen Preis zahlen; dieſer Preis iſt der Capital-Gewinn im weiteren Begriffe. Derſelbe heißt *Gewinn* im engeren Sinne, wenn Borger und Verleiher in Einer Perſon vereinigt, wenn der Capitaliſt zugleich Unternehmer iſt, und *Zins*, wenn Beide getrennt ſind.

Wie bemerkt, unterſcheiden Viele den Capital-Gewinn und den Unternehmer-Gewinn. Unſerer Meinung nach iſt letzterer kein Grundbegriff, nur ein Bequemlichkeits-Ausdruck. Der *Unternehmer-Gewinn* zerfällt vielmehr in *Capital-Gewinn* und *Arbeitslohn*. Er richtet ſich in ſeiner Höhe ſowohl nach dem Werthe der Arbeit, wie nach dem Riſico, welchem das Capital ausgeſetzt iſt.

Der Arbeitslohn bietet nach den unendlichen Abſtufungen der Arbeit von der mechaniſchſten bis zur geiſtvollſten ſo viele Nüancen dar, daß es allerdings ſchwer ſein mag, ihn immer zu erkennen; dennoch iſt er die eine Hälfte des ſogenannten Unternehmer-Gewinnes. Die andere Hälfte iſt der Capital-Gewinn. Derſelbe iſt für einen Unternehmer aus dem Grunde höher, als für den Ausleiher, weil die *Prämie* dazu kommt, welche der Beſitzer eines Capitals für die Gefahr bezieht, die das Capital in einem Geſchäfts-Unternehmen zu beſtehen hat. Sie iſt groß oder klein, je nachdem die Gefahr, der das Capital ausgeſetzt, groß oder klein iſt. Der Capital-Gewinn wird alſo gering ſein, wo die Gefahr gering iſt, wie z. B. bei landwirthſchaftlichen Unternehmungen, bei den gewöhnlichen Gewerben; der Capital-Gewinn wird hoch ſein, wo die Gefahr, den Erwerbsſtamm

einzubüßen, groß ist, wie bei gewissen Fabrik-Unternehmungen und großen Handels-Speculationen.

Die Zurückführung des sogenannten Unternehmer-Gewinnes gelingt gar vollständig durch die Analysirung des Arbeitslohnes. Der Arbeitslohn darf nur nicht bloß der rein mechanischen Körper-Anstrengung zugemessen werden, sondern auch der Arbeit, welche der Geist vollbringt. Die Arbeit des Malers besteht nur zu einem kleinen Bruchtheile in der mechanischen Bewegung, welche den Pinsel nach der Leinwand führt; die mechanische Arbeit des Schreibens ist der geringste Theil der Arbeit des Gelehrten. Die Dienste, welche Beide leisten, um sie gegen andere auszutauschen, sind geistiger Natur. Auch der Preis für solche geistige Dienste ist dem Gesetze des Angebots und der Nachfrage unterworfen; da hohe Gaben aber selten sind, das Angebot also gering ist, so werden solche Dienste auch höher belohnt, als rein mechanische, körperliche. Ganz so verhält es sich mit dem Arbeitslohne, den der Unternehmer bezieht. Ein glücklicher Gedanke, Vorsicht, Gewandtheit, Klugheit sind alles Dinge und Eigenschaften, welche zu höheren Dienstleistungen befähigen, also höheren Arbeitslohn verdienen. Der sogenannte Unternehmer-Gewinn besteht also nur in der Prämie für die Gefahr, welcher das Capital ausgesetzt ist, und dem Lohne für den Dienst, welchen dasselbe leistet (Zins), so wie in dem je nach der geistigen und körperlichen Dienstleistung, je nach dem Werthe der Arbeit bestimmten Arbeitslohne.

Wenn wir somit Gewinn sagen, so verstehen wir Capital-Gewinn darunter, d. h. den Preis, welchen das Capital, das ein Unternehmer in Bewegung setzt, für seine Dienste erhält. Je nach Beschaffenheit dieser Dienste ist der Lohn hoch oder niedrig. Ist große Gefahr vorhanden, das Capital bei einem Unternehmen in die Schanze zu schlagen, dann ist der Gewinn im Falle des Gelingens hoch, weil eine Prämie bezahlt werden muß, die zur Amortisation für alle diejenigen Fälle dient, wo das Capital verloren wird. Ist die Gefahr hingegen gering, so ist diese Prämie klein.

Ganz so verhält es sich auch mit dem Zins (Pachtzins, Miethe oder Rente) oder dem Preis, welchen der Borger dem Verleiher für den Dienst zahlt, den dessen Capital dem Ersteren leistet. Die Zinsen sind hoch, wo viel Gefahr für das ausgeliehene Capital zu besorgen ist; sie sind niedrig, wo das Capital sehr sicher ist, weil im ersteren Falle ebenfalls die Prämie für möglichen Verlust in Anschlag kommt. Der Zins richtet sich ferner in Folge des Gesetzes von Angebot und Nachfrage auch nach dem Grade der Gewerbthätigkeit eines Landes. Er ist z. B. bei sonst gleichen Verhältnissen höher in einem neu angebauten Lande, als in einem alten, wo jedes Ding schon an seinem Platze ist; höher in einer Colonie, als im

Mutterlande, weil dort dem Capital raſchere, größere und gewinnbringendere Verwendung in Ausſicht ſteht.

Wir deuten dies alles hier nur kurz an, um das Verſtändniß des Nächſtfolgenden zu erleichtern. Die ausführliche Darſtellung folgt an einer ſpäteren Stelle. Wir kommen jetzt zu einer Controverſe, in der unſere Beweisführung die Probe zu dem Fundamental-Satze bilden ſoll, auf welchem unſer Syſtem beruht. Dieſer Umſtand wird ein längeres Verweilen bei dem Gegenſtande rechtfertigen. Doch vorher noch ein Wort vom Arbeitslohne.

6. Der Arbeitslohn.

Die Vergütung für den unmittelbaren Dienſt, den ein Menſch dem anderen leiſtet, den ein Menſch dem anderen erſpart, iſt der Arbeitslohn.

Eine unmittelbare geiſtige oder leibliche Anſtrengung des Menſchen muß es ſein, die den Arbeitslohn bedingt; denn ſonſt könnte auch die Entſchädigung für den Dienſt, welchen der Verleiher des Capitals dem Borger leiſtet, unter die Kategorie des Arbeitslohnes gezählt werden.

Unter den Arbeitslohn wird die Entſchädigung für die Dienſte jeder Erwerbsclaſſe der menſchlichen Geſellſchaft zu zählen ſein. Der Werth der Arbeit oder, um mit Ricardo zu ſprechen, der „natürliche Preis" derſelben wird beſtimmt durch das Maß von Anſtrengung, Mühe, welche dem Arbeitgeber erſpart wird. Der Preis der Arbeit hingegen, die jedesmalige Höhe des Arbeitslohnes hängt ab von dem Geſetze von Nachfrage und Angebot. Ricardo meint: „Der natürliche Preis (Werth) der Arbeit iſt der, welcher die Arbeiter in den Stand ſetzt, zu ſubſiſtiren und ihr Geſchlecht fortzupflanzen."

Wenn man hier ſpeciel die geringſte Claſſe von Arbeitern, die Handlanger und Tagelöhner, meint, die zu ihrer Arbeit keiner Lehrzeit bedürfen, dann mag dieſer Maßſtab des Lohnes der richtige ſein. Allein durchgängig läßt ſich auch dies nicht als Maßſtab des Werthes der Arbeit annehmen; denn es gibt Arbeit, welche ſo gering bezahlt wird, daß ein zwölfſtündiger Dienſt derſelben nicht ſo hoch belohnt wird, um einen Menſchen einen Tag zu ernähren. Wir brauchen nur die Arbeit von Menſchen anzuführen, welche nebenbei noch eine andere Beſchäftigung haben oder ſonſt doch ernährt werden, z. B. die Winter-Arbeit der Landleute, die Arbeit der Frauen, der Kinder, auf dem Lande das Spinnen u. ſ. w. Wenn eine Frau den ganzen Tag ſpinnt, ſo verdient ſie im höchſten Falle zwei Silbergroſchen. Davon kann ſie unmöglich leben. Sie wird aber von ihrem Manne oder ihrer Familie ernährt und kann ihre Nebenbeſchäftigung zu geringerem Preiſe anſchlagen. Auch die Landleute, welche im Winter am Webſtuhle ſitzen,

können ihre Dienstleistung billiger anschlagen, weil sie nebenbei vom Ertrage ihrer Aecker, die sie im Sommer bestellen, dennoch zu leben haben.

Im Allgemeinen läßt sich also die Befriedigung der Lebsucht nicht als die äußerste Gränze des Arbeitslohnes annehmen. Denn nachdem z. B. die Spinnmaschine den Preis des Garnes auf einen gewissen Grad herabgedrückt hat, müssen die Spinner um denselben Preis ihre Dienste leisten, und wenn sie dabei zu Grunde gingen, wofern sie es nicht vorziehen sollten, vernünftiger Weise bei Zeiten zu einer anderen Arbeit überzugehen, wozu sie früher oder später dennoch gezwungen werden.

Auf der anderen Seite kann der „natürliche Preis" einer Arbeit auch viel höher sein, als erforderlich ist, um sich und eine Familie nothdürftig zu ernähren, weil der Arbeiter zu seiner Ausbildung vielleicht viel Capital hat verwenden müssen, welches ihm durch den Lohn amortisirt werden sollte.

Nimmt man den Werth der gesammten Jahres-Arbeit eines Mannes, dann müßte derselbe allerdings wenigstens so hoch sein, um sich und eine Familie ernähren zu können. Denn setzt man den Fall, daß der Dienst des Arbeiters dem Arbeitgeber nicht so viel Mühe erspart, um jene Gegenleistung zu machen, dann würde die Arbeiter-Bevölkerung bald abnehmen, da die Arbeiter nicht mehr im Stande wären, eine Familie zu ernähren; es würden viele Heirathen unterbleiben oder viele Kinder aus Mangel an Pflege sterben. (Letzteres ist am häufigsten der Fall.) Dies würde so lange fortdauern, bis durch Mangel an Arbeitern das Angebot sich verminderte und die Arbeitgeber sich genöthigt sähen, durch Erhöhung des Lohnes denselben wieder unter die Arme zu greifen. Der Werth der Jahres-Arbeit eines Arbeiters muß also mindestens einer Summe gleichkommen, welche dessen Existenz sichert. Um diesen Maßstab wird der Preis der Arbeit, der Arbeitslohn, wie um seinen Mittelpunct ventiliren, unter dem Einflusse von Nachfrage und Angebot. Ist das Angebot von Arbeit stark und die Nachfrage schwach, so kann der Preis sogar unter das Niveau sinken, welches die Befriedigung der Lebsucht bedingt; ist die Nachfrage dagegen stark und das Angebot schwach, so kann der Arbeitslohn dieses Niveau auch bedeutend überschreiten. Im ersteren Falle wird große Noth eintreten; im letzteren wird der Arbeiter schon auf eine höhere Stufe des Lebensgenusses sich erheben, er wird z. B. durch eine bessere Erziehung, die er seinen Kindern angedeihen läßt, denselben zu einer einträglicheren Berufs-Art emporhelfen. Der Preis der Arbeit, wenn er auch durch den Werth bedingt ist, wenn er niemals auf längere Zeit so tief sinken kann, daß er die Befriedigung der Lebsucht in Frage stellt, richtet sich in seiner sonstigen Höhe doch nur nach Angebot und Nachfrage. Ein beträchtliches Steigen oder Fallen der Lebensmittelpreise für kürzere Zeit wird, obgleich es die Lage der Arbeit verbessert

oder verſchlechtert, auf den Arbeitslohn doch wenig oder gar keinen, wenn nicht ſogar einen nachtheiligen, Einfluß haben. Nur wenn ein anhaltendes Steigen der Lebensmittel-Preiſe auf längere Zeit Statt fände, oder wenn der Geldwerth ſelbſt afficirt würde, dann würde ein Steigen des Arbeitslohnes eintreten müſſen, weil die Arbeiter durch die erſchwerte Lebſucht ſich vermindern, alſo die Nachfrage nach Arbeitern verhältnißmäßig ſteigen würde. Eine vorübergehende Theuerung würde eher im Stande ſein, den Lohn herabzudrücken, weil mehr Arbeiter ſich anbieten, oder Leute, die bei ihrer gewöhnlichen Arbeit ihr Auskommen hatten, noch über die gewöhnliche Zeit hinaus Arbeit ſuchen und dadurch das Angebot vermehren. Viele Dienſtherren und Meiſter ſuchen ſich auch wegen der Theuerung durch eigene Anſtrengung zu helfen; ſie entlaſſen einen Theil ihrer Dienſtboten und ihrer Gehülfen, welche dann das Angebot von Arbeit wieder vermehren und den Lohn durch die Mitbewerbung herabdrücken. Auch ſehen ſich oft unabhängige Arbeiter oder Meiſter in ſolchen Jahren aus Mangel an Unterhalts-Capital genöthigt, ihre Arbeit als Geſellen anzubieten.

Wie nun in theuren Jahren Alles mehr auf eine Verringerung des Arbeitslohnes hinwirkt, ſo befördern wohlfeile Jahre die Erhöhung des Arbeitslohnes wegen vermehrter Unternehmungsluſt, während die geringeren Preiſe der Lebensmittel ſchon eine relative Verbeſſerung der Arbeiter hervorbringen. Ein franzöſiſcher Schriftſteller von Kenntniß und Scharfſinn, Meſſance, hat zugleich die merkwürdige Wahrnehmung gemacht, daß die Armen in wohlfeilen Jahren mehr arbeiten, als in theuren. Er ſucht dies aus den Tabellen mehrerer Fabrik-Diſtricte nachzuweiſen. So viel iſt gewiß, man hat die Erfahrung gemacht, daß gut genährte, alſo gut bezahlte Arbeiter verhältnißmäßig weit mehr leiſten, als ſchlecht bezahlte, ſo daß viele einſichtsvolle Fabricanten ihre Löhne aus freien Stücken erhöht haben. Americaniſche Arbeiter leiſten z. B. mehr, als engliſche, engliſche mehr, als deutſche, deutſche mehr als ruſſiſche. Daß Ricardo's Erklärung des „natürlichen Preiſes" der Arbeit nicht zutrifft, ergibt ſich auch aus dem Unterſchiede zwiſchen Winter- und Sommer-Lohn. Im Winter hat der Arbeiter mehr Auslagen ſchon wegen der Feuerung und des Lichtes, der wärmeren Kleidung; dennoch iſt der Winter-Lohn niedriger.

Ein charakteriſtiſches, aber zugleich erfreuliches Merkmal des Arbeitslohnes iſt es, daß er ſich mit dem Fortſchritte des Wohlſtandes verbeſſert. „Nicht die dermalige Größe des National-Reichthums, ſondern ſein unausgeſetztes Wachſen bringt ein Steigen des Arbeitslohnes hervor. Demnach ſteht der Arbeitslohn nicht in den reichſten Ländern am höchſten, ſondern in den blühendſten, oder denen, welche am ſchnellſten reich werden. England iſt in dieſem Augenblicke ſicherlich ein viel reicheres Land, als irgend ein

Theil von Nordamerica, und dennoch steht der Arbeitslohn in Nordamerica weit höher, als in irgend einem Theile Englands." A. Smith führt hierauf China als ein sehr reiches Land an, in welchem, weil es still steht, die Arbeiter auf ein Minimum des Lohnes reducirt sind. China ist ein äußerst bevölkertes Land; die Niedrigkeit des Arbeitslohnes ließe sich also auch aus der starken Mitbewerbung (Concurrenz) von Arbeitern erklären; allein man hat dieselbe Erscheinung auch in sehr dünn bevölkerten Ländern. In Europa ist sogar der Lohn in den volkreichen Ländern höher, als in den weniger bevölkerten, höher in den Städten, als auf dem Lande, und zwar bloß aus obigem Grunde, weil das Landvolk mehr still steht, die Städte rascher vorschreiten und Capital ansammeln, weil in England, Belgien, Frankreich, Deutschland die Capital-Ansammlung schneller vor sich geht, als in Spanien, Italien, Rußland. Da der Mensch, nach A. Smith, die am schwersten zu transportirende Waare ist, so sehen wir, daß der Preis der Arbeit von Ort zu Ort weit mehr wechselt, als der des Getreides, welches mehr von Jahr zu Jahr seinen Preis verändert.

Die Ursachen, welche den Werth der Arbeit bedingen, sind sehr mannigfaltig; wir können sie kaum anders als in allgemeinen Umrissen aufführen. Der Arbeitslohn ist hoch oder gering, je nachdem 1) mehr oder weniger Zeitaufwand und Capital nothwendig sind, um die zu einer bestimmten Arbeit erforderliche Fertigkeit zu erwerben; 2) je nachdem die Arbeit selbst mehr oder weniger angenehm, mehr oder weniger ermüdend, mehr oder weniger gefährlich ist; 3) je nach der Beständigkeit, Sicherheit, Ehre der Beschäftigung; 4) je nach dem größeren oder geringeren Vertrauen, das auf den Arbeiter gesetzt werden muß; 5) je nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit des Erfolges.

Die unter Nr. 1 angeführte Bedingung wird nur zu oft außer Acht gelassen von Leuten, die sich über die Ungleichheit beklagen, mit welcher die Glücksgüter der Erde, namentlich der Arbeitslohn, vertheilt würden: während die Einen sich kaum kümmerlich von ihrer Hände Arbeit ernährten, könnten Andere von ihrem Verdienste prassen. Solche Leute vergessen, daß der Handarbeiter zur Erlernung der einfachen Griffe, die er zu seiner Arbeit nöthig hat, wenig oder keine Lehrzeit, wenig oder keinen Aufwand von Capital braucht. Ganz anders verhält es sich mit dem Richter, dem Advocaten, dem Arzte, dem Ingenieur und selbst dem gewöhnlichen Handwerker.

Während der Handlanger schon vom sechszehnten Jahre an seinen vollen Tagelohn verdienen kann, muß der Handwerker erst seine Lehrzeit bestehen, während welcher er nichts verdient; er muß für das Lehrgeld und für Kleidungsstücke Capital aufwenden. Die Zinsen und die Amortisation

für dieſes Capital müſſen bei der Berechnung ſeines künftigen Arbeitslohnes in Anſchlag gebracht werden.

Der Arzt, der Richter aber haben weit höhere Capital-Auslagen nöthig, bis ſie im Stande ſind, ihren Beruf anzutreten. Dieſes ausgelegte Capital mit Zinſen, die Summe, welche ſie vom ſechszehnten Jahre an, bis ihr berufsmäßiger Verdienſt beginnt, als Tagelöhner hätten verdienen können, nebſt Zinſen, die Amortiſation dieſer ganzen Summe bis zu einem Durchſchnitts-Lebensjahre, alles dies muß bei der Berechnung des Lohnes oder Honorars des Arztes und Richters in Anſchlag gebracht werden. Es kommt da ein Capital heraus, deſſen Zinſen, vom Jahres-Verdienſt abgezogen, letzteres leicht dem Niveau des gewöhnlichen Arbeitslohnes nahe bringen würden. Bei vielen Beſchäftigungen, die ſo großes Vorſtudium und ſolchen Capital-Aufwand bedürfen, kommt nach Abzug der Rate, welche dieſem zuzurechnen iſt, nicht einmal der gewöhnliche Arbeitslohn heraus. Man könnte da gar auf eine Ungerechtigkeit in der Geſellſchaft wider ſolche geiſtige Arbeiter ſchließen, wenn nicht ein anderer der den Arbeitslohn beſtimmenden Factoren in Frage käme — die Annehmlichkeit und Ehre der Beſchäftigung. Der Ruhm iſt der größere Theil des Lohnes, den Dichter und Gelehrte beziehen.

Die größere Annehmlichkeit und Sicherheit der Beſchäftigung ſind im Vergleiche mit der rohen Handarbeit als eine theilweiſe Belohnung zu betrachten, oder mit anderen Worten: Es wird ſich wegen der Sicherheit und Annehmlichkeit eine größere Nachfrage nach ſolcher Beſchäftigung einſtellen, welche auf den Arbeitslohn drückt. Die größere Annehmlichkeit der Beſchäftigung des Richters, die Ehre, welche ſeinem Stande zu Theil wird, die Sicherheit ſeiner Stellung, die Ausſicht auf eine Penſionirung im Alter ſind alles Vortheile, die der rohe Handarbeiter nicht genießt und welche alſo bei der Berechnung des Arbeitslohnes als Zahlen mit in Anſchlag gebracht werden. Wie oft wundert und beſchwert man ſich über das hohe Honorar, das eine Sängerin bezieht, im Vergleich mit dem beſcheidenen Verdienſt eines Schriftſtellers! Doch ſind Beide obigen Regeln unterworfen. Bei der Erſteren iſt vor Allem die Prämie für die Gefahr in Anſchlag zu bringen, welcher das Anlage-Capital ausgeſetzt iſt. Viele Jahre und viele Tauſend Thaler können zur Ausbildung vergeudet werden, und in einer einzigen Stunde, durch eine Krankheit, kann die Sängerin ihre Stimme verlieren. Sie muß, weil ſie den Umſtänden nach überhaupt nicht lange auftreten kann, in wenig Jahren ihr Anlage-Capital amortiſiren. Schon aus dieſem Grunde ſind Sängerinnen in der Regel beſſer bezahlt, als Schauſpielerinnen gleicher Qualität, weil die Dienſte der letzteren auf längere Zeit brauchbar ſind. Die Sängerin muß ferner eigentlich

alles das Capital wieder verdienen, welches bei hundert Anderen, die in ihrem Unternehmen mißglückten, verloren gegangen ist. Vor Allem kommt bei einem Geschäft auch die größere oder geringere Ehre in Betracht. Klebte an dem Beruf einer Sängerin bei unseren Sitten und Anstands-Begriffen nicht gewisser Maßen noch eine levis notae macula, eine gewisse Anrüchtigkeit, so würden sich viel mehr Damen zur Ausübung desselben herbeilassen und durch das vermehrte Angebot den Lohn herabdrücken. Manche Familie verbirgt eine Catalani, die unter anderen Begriffen von Anstand sich der Bühne nicht entzogen hätte.

Gerade dieser Umstand, das Maß der Ehre, bestimmt zum Theil das Honorar des Dichters, des Soldaten. Beide sind erbärmlich belohnt, weil der größere Theil des Preises ihrer Arbeit durch die Ehre aufgewogen wird.

„Jagd und Fischerei," sagt A. Smith, „die wichtigsten Beschäftigungen der Menschen im rohen Zustande der Gesellschaft, werden im gesitteten Zustande ihre angenehmsten Vergnügungen, und sie thun dann zum Zeitvertreib, was sie früher aus Noth thaten. Daher sind im gesitteten Zustande der Gesellschaft diejenigen, die aus dem, was Anderen zum Zeitvertreib dient, ein Gewerbe machen, sämmtlich sehr arme Leute. Die Fischer waren arm seit der Zeit des Theokrit. Ein Wilddieb ist allenthalben ein sehr armer Mann. Die natürliche Lust an diesen Beschäftigungen macht, daß sich ihnen mehr Menschen widmen, als bequem davon leben können, und so kommt das Product ihrer Arbeit für sein Größen-Verhältniß immer zu wohlfeil zu Markte, als daß es den Arbeitern mehr als das kärglichste Auskommen verschaffen könnte."

Ueber die Einwirkung der Beständigkeit oder Unbeständigkeit des Geschäftes auf die Höhe des Arbeitslohnes führt A. Smith noch folgende Beispiele an: „In den meisten Gewerben kann ein Geselle fast an allen Arbeitstagen des Jahres ziemlich sicher sein, Beschäftigung zu finden. Ein Maurer dagegen oder ein Steinmetze kann weder bei hartem Froste, noch bei schlechtem Wetter arbeiten, und hängt außerdem noch zu allen Zeiten von den zufälligen Aufforderungen der Besteller ab; er ist folglich oft der Gefahr ausgesetzt, ohne Arbeit zu sein. Deßwegen muß das, was er verdient, so lange er beschäftigt ist, ihm nicht nur für die Zeit, wo er nichts zu thun hat, den Unterhalt verschaffen, sondern ihn auch einiger Maßen für die angstvollen und verzweifelten Momente schadlos halten, die bei dem Gedanken an eine so unsichere Lage nicht wohl ausbleiben können. Wo demnach der zusammengerechnete Verdienst der meisten Gewerks-Arbeiter ziemlich eine gleiche Höhe mit dem Tagelohn der gemeinen Arbeiter hat, beträgt der Lohn der Maurer und Steinmetzen gewöhnlich halb oder doppelt

ſo viel. Dennoch ſcheint keine Art gelernter Arbeit leichter zu erlernen zu ſein."

Wenn zu der Unbeſtändigkeit der Beſchäftigung noch die Gefahr, die Schwierigkeit, die Unannehmlichkeit und Unreinlichkeit kommt, dann müſſen dieſe Nachtheile auch durch höheren Lohn ausgeglichen werden. Ein Dachdecker, ein Schornſteinfeger, ein Abdecker werden daher bedeutend höheren Lohn beziehen, weil ein geringeres Angebot zu ſolchen Dienſten vorhanden iſt.

Das Maß des Arbeitslohnes richtet ſich aber auch nach dem größeren oder geringeren Vertrauen, welches das Geſchäft erfordert. Ein Juwelier, der oft weniger Geſchicklichkeit nöthig hat, als mancher andere Arbeiter, wird doch einen höheren Lohn davon tragen. Derſelbe Umſtand bedingt auch einen Theil des Honorars des Arztes.

Ein Advocat wird mehr Jahres-Einkommen haben, als ein Richter, weil ſeine Stellung weniger ſicher iſt, weil er keine Ausſicht auf Penſionirung hat und ſeine Laufbahn von vielen anderen Bedingungen, überhaupt von ſolchen abhängt, die außer ihm ſelbſt, im Publicum liegen. Wir kommen hier auf die Wahrſcheinlichkeit und Unwahrſcheinlichkeit des Erfolges. Wäre der Advocat des Erfolges zu einer beſtimmten Zeit gewiß, ſo würden ſich bei freier Ausübung dieſes Geſchäftes weit mehr Individuen dazu drängen und den Lohn herabdrücken. Der Erfolg iſt aber ungewiß, deßhalb muß in dem Honorar des Advocaten eigentlich auch das Capital ſeiner Collegen mit ſtecken, die zu Grunde gegangen ſind.

Doch kommt noch ein anderer Umſtand in Betracht, welcher den Lohn wieder etwas herabdrückt; das iſt das abergläubiſche Vertrauen der Menſchen auf ihr Glück, welches beſonders bei den Lotterieen und dem Soldatenſtande in die Augen fällt. Dieſer Umſtand bewirkt nämlich, daß mehr Leute, als ſonſt, zu ſolchen Beſchäftigungen ſich drängen, die im Allgemeinen als ſehr unſicher betrachtet werden können.

Wie bei allen anderen Dingen wird der Werth des Arbeitslohnes durch den allgemeinen Werthmeſſer gemeſſen und der Preis durch das allgemeine Tauſchmittel ausgetauſcht — durch das Geld. Eigentlich ſind es die Dienſte der Arbeit, welche gegenſeitig ausgetauſcht werden. Der Tagelöhner muß Speiſe, Kleider haben; ſtatt ſeine Dienſte unmittelbar mit dem Bäcker, dem Fleiſcher, dem Schneider auszutauſchen, bedient er ſich des Geldes, weil der Austauſch der Dienſte dadurch leichter bewerkſtelligt und der Werth leichter gemeſſen wird.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt mit der tröſtlichen Betrachtung, daß das Loos der Arbeiter mit ſteigender Civiliſation ſich fortwährend verbeſſert. Nicht allein die Annehmlichkeiten des Lebens werden jeden Tag zugänglicher, die Transport- und Induſtriewaaren-Preiſe billiger, ſondern auch

der Arbeitslohn ſelbſt ſteigt mit dem fortwährend ſich vermehrenden Capital. Die Maſchinen drücken die Arbeit nur in den Uebergangs-Perioden; für die Dauer verbeſſern ſie die Arbeiter, weil ſie denſelben die mechaniſchen, geringer belohnenden Beſchäftigungen abnehmen, und weil bei gleicher Arbeitskraft eine größere Summe von Producten zur allgemeinen Vertheilung kommt. Durch Sparſamkeit können die Arbeiter ſelbſt am meiſten zur Verbeſſerung ihrer Lage beitragen, indem ſie durch Aufwenden von Capital lohnendere Arbeit abwarten und durch beſſere Ausbildung ſich und ihre Kinder zu einträglicheren Beſchäftigungen heranbilden können. Die Civiliſation ſtrebt auf dieſem Wege zur Ausgleichung der ſchroffen Gegenſätze, zu dem Glücke mittlerer Zuſtände.

7. Die Bodenrente.

Adam Smith mißt neben der Arbeit den „unzerſtörbaren Kräften des Bodens“ die Eigenſchaft bei, an und für ſich Werth zu ſchaffen; Ricardo den productiven und unvergänglichen Eigenſchaften der Erde; Say den Naturkräften (agents naturels); der Fourieriſt Conſiderant der rohen Erde.

Aus dieſer Auffaſſung entſprang auf der einen Seite die Theorie von der Bodenrente; auf der anderen Seite bemühten ſich die Socialiſten, darauf das „Recht auf Arbeit“ zu begründen, d. h. das Recht der Arbeiter, zu fordern, daß die Geſellſchaft ſtets Arbeit gebe, garantire, und die Communiſten, daß das Grund-Eigenthum als ein Monopol, eine Uſurpation, abgeſchafft werden müſſe.

Aus der Definition, die wir am Anfang vom Werthe gegeben haben, geht hervor, daß die genannten Schriftſteller und mit ihnen faſt alle National-Oekonomen mit Unrecht den unentgeltlichen Naturkräften die Eigenſchaft, an und für ſich Werth zu ſchaffen, beigemeſſen und dadurch den Communiſten das Material zu ihrer Beweisführung geliefert haben. Der Americaner Carey war ſchon auf dem richtigen Wege zur Erkenntniß des wahren Weſens des Werthes, als er gegen die Ricardo'ſche Theorie der Bodenrente mit zum Theil ſchlagenden Beobachtungen auftrat; den Beweis aber hat erſt Friedrich Baſtiat geliefert. Wir wollen ihn, ſoweit es in unſeren Kräften ſteht, zu vervollſtändigen ſuchen.

Unter „Grundrente“ verſtehen die National-Oekonomen denjenigen Theil an den Früchten des Bodens, welcher nach Abzug der Zinſen oder des Gewinnes für das hineingewandte Capital, und nach Abzug des Arbeitslohnes, dem Eigenthümer des Bodens übrig bleibt. Dies ſoll das Product der urſprünglichen Kräfte des Bodens ſein. Die Bodenrente iſt nach Smith, Say, Ricardo u. ſ. w. zu unterſcheiden von der Capitalrente.

Wir ſelbſt ſind nach der Erklärung des Werthes, welche wir als Prämiſſe vorausgeſchickt, zu der Schlußfolgerung genöthigt, daß es keine

Bodenrente, nur Capitalrente gibt, weil die ſogenannten unzerſtörbaren Kräfte des Bodens nur Nutzbarkeit, keinen Werth bieten.

Laſſen wir zuvörderſt die Anderen, und unter ihnen den gewandteſten Dialektiker, ſprechen.

„Bodenrente", ſagt David Ricardo, „wird derjenige Theil von der Production des Bodens genannt, der dem Grund-Eigenthümer für die Benutzung der urſprünglichen und unzerſtörbaren Kräfte des Bodens bezahlt wird. Dies wird aber öfters verwechſelt mit Capital-Intereſſen oder Capital-Gewinn, und in der gewöhnlichen Sprache des Lebens wird unter dieſem Ausdruck alles das verſtanden, was der Pachter dem Boden-Eigenthümer jährlich bezahlt. Wenn von zwei neben einander liegenden Landgütern von gleichem Flächen-Inhalt und gleicher Fruchtbarkeit das eine alle nothwendigen und nützlichen Oekonomie-Gebäude beſitzt, auch überdies in gutem Stande und gut gedüngt ſich befindet, zweckmäßig mit Zäunen und Gräben verſehen iſt, während das andere keinen dieſer Vorzüge hat: ſo wird natürlich für den Gebrauch des einen mehr Pacht bezahlt, als für den des anderen; aber in beiden Fällen wird das, was dem Boden-Eigenthümer bezahlt wird, Bodenrente genannt. Es leuchtet indeſſen ein, daß nur ein Theil von der Summe, welche jährlich für das beſſere Landgut bezahlt wird, für die Benutzung der urſprünglichen und unzerſtörbaren Kräfte des Bodens Erſatz iſt; der andere Theil wird für die Benutzung des Capitals gegeben, das zur Verbeſſerung des Bodens und zur Errichtung der Oekonomie-Gebäude angewandt worden iſt. Adam Smith nimmt manchmal das Wort „Bodenrente" in dem ſtrengen Sinne, welchen ich ihm ſtets beigelegt wünſche, aber weit öfter in der gewöhnlichen und gemeinen Bedeutung. Er erzählt uns, daß die Nachfrage nach Bauholz und der daraus hervorgehende hohe Preis desſelben in den ſüdlichen Ländern Europa's Urſache geweſen ſei, daß man in Norwegen Länder verpachtet habe, die vorher keine Bodenrente abgeworfen hätten. Iſt es aber nicht einleuchtend, daß diejenigen, welche, wie er es nennt, Bodenrente zahlten, keine andere Abſicht hatten, als die koſtbaren Bäume zu erhalten, mit denen der Boden bedeckt war, um durch den Verkauf derſelben ihr Geld mit Gewinn wieder zurückzubekommen? Wenn hingegen, nachdem die Holzſtämme abgeſchlagen, dem Eigenthümer des Bodens irgend eine Summe für die Benutzung des Bodens, ſei es, um ihn wieder mit Holz oder auch mit anderen Producten zu bepflanzen, bezahlt würde, ſo könnte man dies Bodenrente nennen, da es die Bezahlung für die Benutzung der „productiven Kräfte des Bodens" wäre. Aber in dem von A. Smith angeführten Falle wurde das Geld für die Erlaubniß bezahlt, die Holzſtämme fällen und verkaufen zu können, nicht aber für die Freiheit, Bäume anzupflanzen.

„Auf gleiche Weiſe ſpricht er auch von Bodenrente der Kohlenminen und Steinbrüche, wovon das eben Erwähnte gleichfalls gilt, daß nämlich das Geld, welches in dieſem Falle dem Eigenthümer der Mine und des Steinbruchs gezahlt wird, bloß als Aequivalent der Kohlen und Steine gegeben wird, die er herauszugraben erlaubt, ohne daß es ſich im Mindeſten auf die urſprünglichen, unzerſtörbaren Kräfte des Bodens beziehe. In einer Unterſuchung, Bodenrente und Capital betreffend, iſt dieſe Unterſcheidung von großer Wichtigkeit; denn es wird ſich ergeben, daß die Urſachen, welche das Steigen der Bodenrente bewirken, ganz verſchieden ſind von denen, welche auf das Steigen des Capitalgewinnes ihren Einfluß äußern, und daß Beide ſelten Eine und dieſelbe Richtung nehmen. In allen Ländern, wo die Civiliſation Fortſchritte gemacht hat, bleibt das Quantum, welches jährlich dem Bodeneigenthümer gezahlt wird, mag es reine Bodenrente oder auch noch Capitalgewinn dazu ſein (Pachtgeld), durch die Wirkung entgegengeſetzter Urſachen manchmal eine Zeit lang unveränderlich; manchmal vermehrt, manchmal verringert es ſich auch, je nachdem die eine oder die andere Urſache das Uebergewicht erhält. Wenn ich von „*Bodenrente*“ ſpreche, ſo wünſche ich, daß man darunter das *Geld* verſteht, welches *der Grundeigenthümer für die Benutzung der urſprünglichen und unzerſtörbaren Kräfte ſeines Bodens erhält.*

„Bei der erſten Anſiedlung eines reichen und fruchtbaren Landſtriches, wo man alſo für den Unterhalt der beſtehenden Population nur eine kleine Strecke urbar zu machen und zu bewirthſchaften braucht, oder wo das Capital, welches die Coloniſten beſitzen, vor der Hand keine größere Ausdehnung der Boden-Cultur erlaubt, gibt es gar *keine* Bodenrente; denn Niemand würde wohl Luſt haben, für die Benutzung des Bodens einem Anderen etwas zu bezahlen, wenn es Ueberfluß an herrenloſem Boden gibt, der folglich der willkürlichen Benutzung eines Jeden freiſteht. Nach dem allgemeinen Geſetze von Vorrath und Nachfrage kann keine Bodenrente für dergleichen Land bezahlt werden, und zwar aus demſelben Grunde, aus welchem man für den Gebrauch von Luft und Waſſer, oder aller der anderen unzähligen Geſchenke der Natur etwas bezahlt. Mit Hülfe einer gegebenen Quantität Materialien, des Drucks der Atmoſphäre und der Elaſticität des Dampfes kann man Maſchinen in Bewegung ſetzen, welche die menſchliche Arbeit bedeutend abkürzen; aber für den Gebrauch dieſer Naturkräfte wird nichts bezahlt, weil ſie unerſchöpflich ſind und zu Jedermanns freiem Gebrauche ſtehen. Auf gleiche Weiſe macht der Brauer, der Deſtillateur, der Färber fortwährend von Luft und Waſſer in ſeinem Geſchäfte Gebrauch; aber da Beide unerſchöpflich ſind, ſo haben ſie keinen Preis.“

Wir ſehen bei dieſer Stelle, wie leicht man durch die unrichtige Auf-

faſſung des Weſens des Werthes in Irrthümer geräth. Nicht weil Luft und Waſſer unerſchöpflich ſind, haben ſie keinen Preis, ſondern nur ſo lange ſie ohne Dienſtleiſtung zu haben ſind. Das Waſſer des Meeres iſt unerſchöpflicher, als alle Flüſſe, und dennoch hätte es einen Preis, wenn man es hundert Meilen von der Küſte haben wollte oder müßte. Doch wir laſſen Ricardo fortfahren:

„Hätte der Boden überall die nämlichen Eigenſchaften, wäre er nämlich ſeiner Quantität nach überflüſſig vorhanden und in der Qualität ſich überall gleich, ſo könnte man für die Benutzung desſelben nichts verlangen, es müßte denn die ganz beſonders günſtige Lage einige ungewöhnliche Vortheile gewähren. Bloß darin hat alſo die Bodenrente ihren Grund, daß der Boden hinſichtlich ſeiner productiven Kraft verſchieden iſt, und man bei ſteigender Bevölkerung auch den Boden von geringerer Qualität oder weniger vortheilhafter Lage in Cultur nimmt. Sobald in Folge wachſender Population Boden vom zweiten Grade der Fruchtbarkeit in Cultur genommen wird, ſo fängt der Boden, welcher vom erſten Grade der Fruchtbarkeit iſt, an, Bodenrente abzuwerfen, und der Preis, welcher für ſeine Benutzung bezahlt wird, hängt von der Verſchiedenheit hinſichtlich der Qualität dieſes zweierlei Bodens ab.

„Sobald Boden dritter Qualität in Cultur genommen wird, trägt ſogleich der vom zweiten Range Bodenrente, und dieſes beſtimmt ſich wieder nach der Verſchiedenheit der productiven Kräfte des einen und des anderen. Der Boden erſter Qualität ſteigt zugleich im Preiſe; denn er muß eine ſtets größere Bodenrente tragen, als der zweiter Qualität, gerade wegen des Unterſchiedes Beider im Ertrag, bei übrigens gleicher Arbeit und gleichem Capital. So wie die Bevölkerung in dem Grade zugenommen hat, daß Boden geringerer Qualität in Cultur genommen werden muß, um nur den Lebensunterhalt zu gewinnen, ſo ſteigt die Bodenrente alles fruchtbareren Landes."

„Bodenrente", ſagt Ricardo weiter, „iſt ſtets die durch Anwendung zweier gleichen Quantitäten Arbeit und Capital in den Producten erhaltene Differenz."

Warum, fragen wir, ſoll dieſe Differenz gerade in der Verſchiedenheit der Güte des Bodens ihren Grund haben, warum nicht in der Geſchicklichkeit und Klugheit des Bebauers? Guter Boden gilt in der Geſellſchaft bereits als ein größeres Capital, das in demſelben Verhältniß höhere Zinſen fordert, als der geringere Boden weniger Früchte trägt. Und im Urzuſtande, wo der Boden noch keinen Preis hat, da iſt für den Eigenthümer der größere Ertrag, den ſein Boden vor einem benachbarten voraus hat, der ſ. g. Unternehmer-Gewinn, wenn wir das Wort der Bequemlichkeit

halber gebrauchen wollen, der ſich aber wohlverſtanden in Capital-Gewinn und Arbeitslohn auflöſ't. Ricardo hat mit obigen und ähnlichen Deductionen die Theorie der Bodenrente unter allen Schriftſtellern am ſchärfſten und ausführlichſten zu beweiſen geſucht. Wir geben zu, ſeine Meinung hat keinen geringeren Augenſchein für ſich, als die Meinung der alten Welt, daß Sonne, Mond und Sterne in 24 Stunden um die Erde ſich drehten; wir halten ſie aber für eben ſo falſch, wie die letztere. Da mit dieſer Aufſtellung die ganze Wiſſenſchaft auf eine andere Prämiſſe gebaut wird, ſo müſſen wir mit unſerem Beweiſe gründlich ſein.

Der Satz, auf welchen zuvörderſt Alles ankommt, iſt der: Iſt es wahr, daß die productiven, unzerſtörbaren Kräfte, welche die Natur uns unentgeltlich liefert, neben der Arbeit Werth ſchaffen helfen? Iſt dieſer Satz richtig, dann haben wir Unrecht.

Adam Smith ſagt: „Bei der Bebauung der Erde arbeitet die Natur gemeinſchaftlich mit dem Menſchen, und obgleich die Arbeit der Natur nichts koſtet, ſo hat dasjenige, was ſie producirt, nichts deſto weniger ſeinen Werth, eben ſo wie dasjenige, was ſelbſt die theuerſten Arbeiter hervorbringen."

Mit unſerer Definition des Werthes verträgt ſich dieſe Aufſtellung nicht. „Setzen wir hier", ſagt Baſtiat, „Nutzbarkeit, ſo erklärt ſich Alles!"

„Man kann", ſagt A. Smith ferner, „die Rente als das Product jener Kraft der Natur anſehen, deren Benutzung der Eigenthümer dem Pachter leiht. Sie iſt das Werk der Natur, nachdem man alles davon abgezogen hat, was man als das Werk der Menſchen betrachten kann. Dies iſt ſelten weniger, als der vierte, oft mehr, als der dritte Theil des ganzen Boden-Erzeugniſſes. Niemals würde eine gleiche Quantität menſchlicher Arbeit, in Fabriken angewandt, eine ſo große Reproduction hervorbringen. In dieſen macht die Natur nichts, der Menſch Alles."

Unſer großer Lehrer irrte ſelten ſo ſehr, wie hier. Auf welchen Grundlagen ſollte denn jene genaue Berechnung der Größe der Bodenrente beruhen? Unſere Landwirthe ſind froh, wenn ſie ſehr mäßige Zinſen für das in den Boden feſt verwandte Capital erhalten. Warum ſollte die Natur in den Fabriken nicht dieſelbe Wirkung äußern? Iſt denn die Wirkung des Waſſers, des Feuers, des Dampfes, der Elektricität, welche die Maſchinen in Bewegung ſetzen, — ſind die chemiſchen Geſetze, die Geſetze des Falles und der Schwere, welche überall mit einwirken, nichts?

Buchanan, welcher die Theorie Smith's adoptirt, bemerkt darüber Folgendes: „Smith, indem er den Theil der Boden-Production, welcher

den Gewinn des Boden-Fonds (Boden-Stocks) vorstellt, als vortheilhaft für die Gesellschaft betrachtet, hat nicht daran gedacht, daß die Rente nur die Wirkung der Theuerung ist, und der Eigenthümer alles, was er auf diese Weise gewinnt, nur auf Kosten der Consumenten gewinnt. Die Gesellschaft gewinnt nichts durch die Bodenrente; nur eine Classe gewinnt auf Kosten der anderen."

Buchanan hatte hier offenbar die englischen Zustände im Auge, wo allerdings damals durch die Kornzölle den Grundeigenthümern ein Monopol gewährt war, welches ihnen einen höheren Ertrag aus den Boden-Producten verschaffte. Dieser höhere Ertrag war aber offenbar keine Frucht des Bodens, keine Bodenrente, sondern eine Monopolrente, und die Communisten hatten ganz Recht, wenn sie gegen diesen Mißbrauch ihre Pfeile schleuderten.

Mac-Culloch bemerkt: „Was man eigentlich „„Rente"" nennt, ist die Summe, welche gezahlt wird für den Gebrauch der natürlichen Kräfte und der dem Boden innewohnenden Macht. Sie unterscheidet sich gänzlich von der Summe, welche für Gebäude, Zäune, Straßen und andere Boden-Verbesserungen bezahlt worden ist. Die Rente ist also immer ein Monopol."

Derselben Ansicht sind: Scrope, Senior, Scialoja, Florez Estrada, J. B. Say, Garnier, Blanqui.

Considerant geht von demselben Princip aus, und Proudhon führte dasselbe mit seiner vulkanischen Logik ad absurdum durch das Paradoxon: „Das Eigenthum ist der Diebstahl." Er meinte nur das Grundeigenthum, und wollte nur mit einem grellen, frappirenden Schlagworte das ausdrücken, was obige National-Oekonomen bereits zugestanden hatten, daß es Monopol sei. Sobald man das Monopol zugibt, darf man sich nicht darüber beschweren, wenn ein schärferer Logiker die Consequenz zieht. In der That haben scharfsinnige Socialisten, wie Considerant und Proudhon, nicht ermangelt, ihre Projecte mit jenem Satze der National-Oekonomen zu rechtfertigen. Considerant verlangte als Ersatz, als Gegenleistung für dieses „Monopol", als Vergütung für Vortheile, deren die nicht Grundeigenthum besitzenden Menschen beraubt sind, das Recht auf Arbeit. Die Communisten, noch consequenter, verlangten überhaupt die Aufhebung dieses Monopols, dieser Usurpation.

„Man muß sich hüten," sagt Storch in den national-ökonomischen Vorträgen, die er den Großfürsten Nikolaus und Michael mündlich gehalten und nachher in drei Bänden veröffentlicht hat, „die ursprüngliche Grundrente für einen Zins von der Kaufsumme des Grundstückes anzusehen. Zwar kann man sich keine Ländere anders, als durch Kauf, erwerben,

wenn in einem Lande aller Boden vertheilt und Eigenthum geworden ist, aber der Kaufpreis bringt nicht die Rente hervor, sondern bezahlt sie; er ist nicht ihre Ursache, sondern ihre Wirkung, und sie geht also dem Kaufe voraus."

Die letztere Bemerkung scheint uns unerheblich; denn von jeder Sache, die man kaufen will, wird vorher der Werth abgeschätzt, ob sie schon einmal verkauft gewesen ist oder nicht, der Werth mag in früherer oder in gegenwärtiger Dienstleistung, in Capital oder Arbeitslohn bestehen. Woher weiß man denn, daß in dem geforderten Kaufpreise die Grundrente mit abgeschätzt ist? Ein americanischer Oekonomist hat sogar berechnet, daß die Kaufsumme eines Gutes niemals das dafür nach und nach aufgewandte Capital erreiche.

Auch Liebig sagt in seinen „Chemischen Briefen": „Ich habe, wie Viele vor mir, die Erfahrung gemacht, daß die Fruchtbarmachung eines an sich unfruchtbaren Bodens, wenn dessen Unfruchtbarkeit von dem Mangel an wirksamen Bestandtheilen herrührt, zu Ausgaben nöthigt, welche mehr betragen, als man für den Ankauf des fruchtbarsten Feldes zu machen hätte."

„Die Bodenrente", bemerkt Storch ferner, „kann größer und kleiner werden, während das Grundstück von einem und demselben Eigenthümer, also für den nämlichen Preis, besessen wird. (Das ist mit jedem anderen Gute der Fall.) Die Entdeckung einer Erzader, einer Heilquelle, die Anlegung einer Straße, eines Canals, die Errichtung einer Fabrik oder einer Niederlassung in der Nähe und tausend ähnliche Umstände können die Rente weit über die Zinsen der Kaufsumme erhöhen; andere Umstände können sie auch unter dieselbe herabbringen.

„Die ursprüngliche Bodenrente beruht einzig auf dem Rechte des Eigenthums.

„Die Grundrente entsteht oder ist um so höher, je näher ein Grundstück dem Markte seiner Erzeugnisse liegt, und umgekehrt."

Wir haben dazu vorläufig zu bemerken, daß in einem Lande, wo alles Grundeigenthum vertheilt und die wirthschaftliche Bewegung nicht durch künstliche Mittel: Prohibitiv-Gesetze und Monopole, gehindert ist, welches letztere überhaupt bei der Beurtheilung der Wirkung der ökonomischen Naturgesetze vorausgesetzt werden muß, — der Werth, den die Grundrente bezahlen soll, stets in dem Capital stecken wird. Und wenn bemerkt wird, daß die Grundrente Schwankungen unterworfen ist, daß sie höher und niedriger stehen, daß also der ursprüngliche Werth des Bodens sich vermehren und vermindern könne, so kann das auch von allen anderen Gütern gesagt werden; sie sind an dem einen Orte mehr werth, als an dem anderen, zu der einen Zeit mehr, als zu der anderen, je nach dem Gesetze von Angebot

und Nachfrage. Wenn man von den Naturkräften des Bodens ſpricht, ſo kann man auch die Naturkräfte des Menſchen anführen. Der Arbeitslohn eines Schneidergeſellen mag zwölf Groſchen, oder wie viel, täglich betragen. Nun wird die Nähmaſchine erfunden und eingeführt. Der Lohn ſinkt auf acht Groſchen. Nach einiger Zeit aber werden überſeeiſche Märkte für Kleider eröffnet, und jeder Geſelle, der früher mit der Nadel arbeitete, ſchafft jetzt mit der Nähmaſchine. Er verdient dann vielleicht zwanzig Groſchen. Ganz denſelben Schwankungen ſind die Preiſe der Waaren ausgeſetzt. Jemand hat einen großen Vorrath an Eis. Nun ſtellt ſich ein früher Froſt ein (wie in Nordamerica z. B., wo im Indianer-Sommer das Thermometer oft von 20 Grad über 0 in einer Nacht auf 10 Grad unter 0 ſinkt); die ſtehenden Gewäſſer überziehen ſich mit einer Eisdecke. Sofort iſt das Eis, welches zwei Tage vorher noch zwei Groſchen das Pfund gekoſtet hat, nichts oder beinahe nichts mehr werth, nur ſo viel, als es Mühe, Arbeit, Dienſtleiſtung erfordert, um es zu holen. Ein Anderer hat einen großen Vorrath an irgend einer Waare; durch eine neue Erfindung wird die Herſtellung derſelben (z. B. künſtliches Mineralwaſſer) erleichtert. Sofort fällt der Preis. Denſelben durch Nachfrage und Angebot erzeugten Schwankungen iſt auch der Preis des Bodens ausgeſetzt. Wenn man anführt, daß bei ſteigender Bevölkerung und zunehmendem Reichthum eines Landes die Bodenpreiſe, und folglich die Grundrenten, ſteigen, ſo läßt ſich ganz dasſelbe vom Arbeitslohn ſagen. Dieſer iſt in den induſtrie- und volksreichen Ländern höher, als in den armen; in England, Holland, Belgien, der Schweiz höher, als in Rußland, Oeſterreich, Schweden. Dieſe Thatſache iſt nicht genügend berückſichtigt worden, weil ſie dem gäng und gäben Vorurtheil widerſpricht.

Jene Beiſpiele erhalten aber erſt ihre Deutlichkeit, wenn wir uns das Princip noch einmal vergegenwärtigen.

Die Naturkräfte haben nur Nutzbarkeit. Sie ſind umſonſt. Der Werth wird erſt durch die Dienſtleiſtung, die Arbeit des Menſchen, geſchaffen. Der Werth repräſentirt frühere oder gegenwärtige Dienſtleiſtung oder, wie Smith ſagt, frühere und jetzige Arbeit.

Durch den Fortſchritt in der Civiliſation werden immer mehr Naturkräfte der menſchlichen Arbeit nutzbar gemacht. Die Arbeit kann mit Hülfe jener immer mehr hervorbringen. Der Arbeitslohn ſteigt alſo (Uebergangs-Perioden abgerechnet) ſtets, während die früheren Dienſtleiſtungen, weil ſie unter ungünſtigeren Umſtänden zu Stande gekommen, an Werth verlieren, alſo gegen die ſpäteren im Nachtheil ſind.

Die urſprünglichen Stoffe und Kräfte der Natur erhalten alſo erſt Werth, nachdem der Menſch ſie benutzt, in Bewegung, in Anwendung gebracht, in die Lage verſetzt hat, zur Erzeugung des Werthes mitwirken zu können. Bei der Luft und dem Waſſer, welche in unbeſchränkter Fülle vorhanden ſind, iſt dies nicht zu erörtern; ſie ſind als unentgeltliche Naturſtoffe von allen National-Oekonomen anerkannt. Anders verhält es ſich nach dieſen mit den Urkräften des Bodens.

Die Thätigkeit, die Mühewaltung, die Arbeit, die Dienſtleiſtung des Menſchen läßt ſich auf einen Begriff zurückführen, die Bewegung. Der Charakter aller menſchlichen Thätigkeit iſt die Bewegung. Wo der Menſch dieſe Aeußerung ſeines Seins mit der Natur und ihren Kräften in Verbindung ſetzt, entſteht Production und Werth.

Allein jene Urkräfte der Natur liegen nicht bloß in der Luft, im Waſſer, im Boden, ſondern auch im Feuer, in der Elektricität, im Sonnenlicht, im Magnetismus, in der Schwerkraft und allen jenen Naturkräften, die wir kennen und noch zu kennen lernen das Glück haben werden; ſie liegen auch in den Thieren und endlich im Menſchen ſelbſt. Alle dieſe Kräfte ſind an und für ſich umſonſt. Die Muskelkraft des Pferdes, der Geruch des Hundes, die Intelligenz und Erfindungsgabe des Menſchen, ſie ſind unentgeltliche Naturkräfte, ſo gut wie die unzerſtörbaren Urkräfte des Bodens. Wenn man den Beſitz der urſprünglichen Bodenkräfte ein Monopol nennen will, dann könnte man auch die höhere Intelligenz eines Menſchen ein Monopol nennen; denn höhere Intelligenz eines Menſchen wirft auch mehr Arbeitslohn ab, als das gewöhnliche den Menſchen zugetheilte Maß von Verſtand. Wenn der Beſitz eines beſſeren Grundſtückes ein Monopol gewähren ſoll, ſo gewährt auch der Beſitz einer neuen Erfindung, ſo lange ſie nicht bekannt iſt, dem Erfinder ein Monopol.

Verſetzen wir uns in den Urzuſtand bei Entſtehung einer Geſellſchaft, wovon wir ein tägliches Beiſpiel in America und Auſtralien vor Augen haben.

Der Boden, ſammt ſeinen freiwilligen Erzeugniſſen, hat keinen Werth, ſo lange der Menſch nicht Hand an ihn gelegt hat. Der Werth erſcheint überhaupt erſt mit der menſchlichen Geſellſchaft. Ein wildes Pferd, das in den weiten Prairieen des Weſtens von Nord-America umherläuft, hat keinen Werth, ſo lange es nicht eingefangen iſt; der Urwald mit ſeinen Rieſenbäumen hat keinen Werth, ſo lange der Menſch nicht die Axt angelegt hat.

In einem unangebauten, nicht in Beſitz genommenen, hundert Meilen von der Civiliſation entfernten Landſtriche kann das ſchönſte Schiffsbauholz wachſen. Es hat keinen Werth. Kommt nun ein Anſiedler und ſchlägt Bäume, jagt Wild, rodet Boden, baut ein Blockhaus, pflanzt Mais und Kartoffeln, ſo erhalten die Producte, die er ſich verſchafft, den Werth der

Arbeit, welche er darauf verwendet, ſammt dem Werth früherer Arbeit oder Dienſtleiſtung, welche er machen mußte, um ſich die Werkzeuge und die Lebensmittel (im weiteſten Sinne des Wortes) zu verſchaffen, vermittels deren allein er ſein Werk vollbringen konnte. Erſcheint an derſelben Stelle ein zweiter Anſiedler, ſo kann der Erſte von ſeinen Producten an den Anderen verkaufen. Dieſer wird ſich aber hüten, mehr dafür zu zahlen, als die Dienſtleiſtung werth iſt, mehr, als die Arbeit beträgt, welche der erſte Anſiedler auf das Product verwandt hat, mehr, als die Mühe werth iſt, die ihm durch das Erzeugniß des Anderen erſpart wird. Denn ſobald A. für das Holz, das er gefällt hat, mehr Entſchädigung verlangen würde, als es B. Mühe koſten würde, es ſelbſt zu fällen, ſo würde B. ſich ſelbſt den Dienſt leiſten, das Holz zu fällen. Denn da und ſo lange die Bäume unentgeltlich von der Natur geliefert werden, iſt das Holz nicht mehr werth, als die Arbeit, welche dem Käufer durch dieſen geleiſteten Dienſt erſpart wird. B. kann dem A. mehr vergüten für das Holz, das er zu ſeinem Blockhauſe braucht, als dieſer ſelbſt dafür Arbeit aufgewandt hat, weil die Jahreszeit ſchon ſo vorgeſchritten iſt, daß er das Holz ſchleunig braucht, oder weil er nicht ſo viel Fertigkeit und Kraft im Holzfällen hat; die Arbeit, welche ihm erſpart wird, iſt alſo mehr werth, als die Mühe, welche A. aufgewandt hat, um die Bäume zu fällen; ſobald aber A. mehr fordern würde, als B. durch die Dienſtleiſtung des A. erſparen würde, ſo würde B. die Arbeit ſelbſt verrichten, weil die Bäume von der Natur umſonſt geboten werden.

Wenn die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerica ſich für den Acker wilden, unbebauten Bodens 1¼ Dollar bezahlen läßt, ſo ändert dies nichts an der Sachlage. Dieſe Kaufſumme iſt nicht die Entſchädigung für die „urſprünglichen Kräfte" des Bodens, nicht die Vergütung der (capitaliſirten) Bodenrente, ſondern ſie iſt die Entſchädigung für einen geleiſteten Dienſt, — nämlich dafür, daß die Regierung den Anſiedler in ſeinem Eigenthume ſchützt und ſeine Niederlaſſung durch öffentliche Verkehrserleichterungen begünſtigt. Müßte der Coloniſt ſich auf eigene Fauſt vor fremden Angriffen vertheidigen, ſo würde er eine große Zeit des Jahres mit Vorſichtsmaßregeln zubringen müſſen, die ihm jetzt größtentheils erſpart werden, und ſtatt deren er weit mehr Arbeit vollbringen kann, als ihm durch die Zahlung eines Dollars per Acker erſpart wird. Wo dagegen die Wildniß ſo entfernt iſt, daß der Schutz des Staates nicht ausreicht, da ſiedeln ſich nur Squatter an, die für den Boden nichts bezahlen, und erſt, wenn die Cultur nachgerückt iſt, genöthigt werden, den Preis nachträglich zu entrichten, wenn die Vortheile, welche der Staat bietet, ſchon fühlbar werden.

Aus dieſem Beiſpiele geht deutlich hervor, daß die urſprünglichen Kräfte der Natur an ſich keinen Werth haben; daß alſo diejenigen, welche mit J. B. Say u. A. denſelben unbedingt Werth beimeſſen, im Irrthum ſich befinden.

Ricardo hat das eingeſehen und, wie ſchon bemerkt, zugeſtanden, daß bei einer neuen Anſiedlung nur die Arbeit den Werth hervorbringe, daß alſo die Naturkräfte an und für ſich keinen ſchaffen. Nachdem aber das Princip, welchem die Bodenrente ihr Daſein verdanken würde, aufgegeben iſt, kann auch deſſen Conſequenz ſich nicht mehr halten. Ricardo rettete durch ſeine glänzende Dialektik nur den Schein.

„Nach den allgemeinen Geſetzen von Vorrath und Nachfrage", ſagt derſelbe, „kann keine Bodenrente bezahlt werden, wo es in Ueberfluß herrenloſes Land gibt." Ricardo gibt damit offenbar das Princip preis; denn ſobald „die urſprünglichen Kräfte der Natur" Werth erzeugen, ſo müßte dieſer auch einen Preis (Bodenrente) haben, mag derſelbe noch ſo klein und mit unſeren jetzigen Mitteln kaum zu meſſen ſein. Denn das Geſetz der Nachfrage und des Angebotes hat, wie wir geſehen haben, keinen Einfluß auf den Werth einer Sache, ſondern nur auf deren Preis.

Die urſprünglichen Kräfte des Bodens haben alſo Werth, oder ſie haben keinen Werth. Im letzteren Falle gibt es keine Bodenrente, im erſteren müſſen ſie auch einen Preis haben, und wäre es der tauſendſte Theil eines Pfennigs. Wir wiſſen nicht, wie man über dieſes Dilemma hinaus will. Ricardo's Theorie fällt damit unbedingt. Wie wollen aber Say u. A. ihr Princip, daß jene Naturkräfte Werth haben, aufrecht erhalten, wenn dasſelbe erſt dann Platz greifen ſoll, wann die Erſcheinung von Angebot und Nachfrage, ein ganz ſecundäres Phänomen, auftritt! Iſt ein ſolcher Grundſatz, welcher nur je nach den Umſtänden Platz greift, ein Princip zu nennen? Da dasſelbe in einem unangebauten Lande eine Anwendung nicht finden kann, ſollte es dann nicht überhaupt auf einem Irrthum beruhen? Ein ſolcher Irrthum kann aber im Staatsleben, wie wir an einer ſpäteren Stelle ſehen werden, ſehr nachtheilig ſein. Von ſolchen Grundſätzen hängt z. B. die Umlegung der Steuern ab. Nun können ganze Claſſen der Bevölkerung durch einen ſolchen Irrthum unverhältnißmäßig bedrückt werden. In der franzöſiſchen Revolution ſchaffte die National-Verſammlung, von dem Grundſatze der Phyſiokraten ausgehend, daß nur der Ackerbau Werth producire, alle anderen Steuern bis auf die Grundſteuer ab, und bedrückte dadurch nicht allein die Grundeigenthümer auf die ungerechteſte Weiſe, ſondern beraubte auch die Staats-Caſſe eines ſo bedeutenden Einkommens, daß der Ausfall (gegen 150 Millionen) der erſte Anfang zu jener furcht-

baren finanziellen Kriſe wurde, die mit dem Aſſignatenweſen ihren Ausgang nahm.

Glaube man alſo ja nicht, daß wir hier in fruchtloſer Principienreiterei viel nutzloſe Worte verſchwenden. Die vorliegende Frage hat eine ſo ernſte, folgenſchwere Bedeutung, daß wir nicht gründlich genug in unſerem Beweiſe ſein können.

Adam Smith iſt, wie wir bereits bemerkten, auf Koſten einer Inconſequenz der Wahrheit am nächſten geblieben; denn nachdem er anerkannt, daß die urſprünglichen Kräfte der Natur Werth haben*) (ſtatt Nutzbarkeit, Brauchbarkeit), behauptet er, daß alle producirten Werthe eine friſche oder alte Arbeit des Menſchen darſtellen, alſo angehäufte Arbeit ſeien. Say, indem er dieſe Behauptung anficht, macht darauf aufmerkſam, daß ſie im directen Widerſpruche mit dem Syſtem der Phyſiokraten ſtehe, die *nur* den Urkräften des Bodens die Eigenſchaft zugeſtanden, Werth zu erzeugen, indem die Arbeit keinen Werth erzeuge, ohne einen Gleichwerth zu conſumiren. Doch davon an einer anderen Stelle.

Say ſtellt die Frage auf, ob nicht ein gefällter Baum, das freiwillige Product der Natur, einen größeren Werth hat, als den der Arbeit des Holzhackers, der den Baum umhieb? Wir antworten: wo der Boden, auf welchem der Baum wächſ't, keinen Eigenthümer hat, — *nein*; wo er einen Herrn hat, der alſo ſchon einen Dienſt dafür geleiſtet, einen Werth dafür gegeben, — *ja*.

Wir haben ſchon erläutert, daß der Baum im Urwalde, wenn er gefällt iſt, durchaus keinen anderen Werth hat, als den Werth der Arbeit, die dem Käufer erſpart wird. Auch Ricardo hat dies zugeſtanden. Wenn der Boden in Nordamerica liegt und zu einem Dollar per Morgen gekauft worden iſt, ſo iſt eben ein Dollar Capital darauf verwandt, als Entſchädigung für den Dienſt, welchen die americaniſche Regierung durch den Schutz des Eigenthums vermittels ihrer Geſetze und Waffen leiſtet. Wird ein Baum in einem ſolchergeſtalt erworbenen Grundſtücke gefällt, ſo wird der Käufer außer der Arbeit, die ihm erſpart wird, auch noch den verhältnißmäßigen Antheil an den Zinſen für dieſen Dollar zu entrichten haben, mehr aber nicht, — für die urſprünglichen Kräfte des Bodens *nichts*, weil der Käufer, ſollte der Verkäufer auch dafür etwas verlangen, ſofort ſelbſt einen Acker Land ſich kaufen und den Baum ſelbſt fällen kann. Sollte B. dennoch in die Forderung des A. willigen, dann wäre dies nicht, weil er ihm eine Bodenrente vergüten wollte, ſondern aus dem zu-

*) Richtiger müßten wir ſagen: „Werth hervor bringen", doch der Kürze wegen ſagen wir: „Werth haben", weil es am Ende auf dasſelbe hinausläuft.

nächſt liegenden Grunde, weil ihm immer noch mehr Arbeit erſpart wird. Der Mehr-Betrag würde alſo ſtets noch auf Conto des Arbeitslohnes kommen. A. kann nämlich von der Natur mit ſolchen Kräften ausgeſtattet ſein, er kann ſich durch Uebung, alſo durch Aufwand von Capital, ſo viel Geſchicklichkeit erworben haben, daß er einen Baum in einer Stunde fällt, während B. drei Tage dazu braucht. A. wird nun ſeine Arbeit nicht nach der Mühe abſchätzen, welche ſie ihm verurſacht, ſondern nach der Arbeit, die er B. erſpart. Durch ſeine größere Kraft hat A., wenn man es ſo nennen will, ein Monopol, ſo lange ſeine Forderung nicht den Preis überſteigt, um welchen B. ſich das Product auf andere Weiſe verſchaffen kann — d. h. die Arbeit von drei Tagen —, oder ſo lange nicht ein Dritter kommt, der mit A. concurrirt, wodurch das Angebot vermehrt wird. Wenn man alſo von einem Monopol des Bodens ſprechen will, ſo könnte man auch von einem Monopol der Arbeitskraft, der phyſiſchen oder geiſtigen, reden, denn auch ſie iſt, wie der Boden, auf eine gewiſſe Zahl beſchränkt. Beide Factoren bedingen ſich in Beziehung auf Quantität und Qualität wechſelwirkend.

Der einzige Grund von Erheblichkeit, den Say für ſeine eben angeführte Meinung vorbringt, iſt, *daß einige Naturkräfte Eigenthum werden können, andere nicht.* „Unter den Naturkräften", ſagt derſelbe, „ſind einige der Aneignung fähig, d. h. ſie können das Eigenthum deſſen werden, der ſich ihrer bemächtigt, wie ein Feld, ein Waſſerbach; andere laſſen ſich nicht in dieſen ausſchließlichen Beſitz nehmen, ſondern verbleiben zum Gebrauche Aller, wie der Wind, das Meer, die Flüſſe, die als Laſtträger dienen; die phyſiſche und chemiſche Einwirkung der Stoffe auf einander u. ſ. w. Dieſer Umſtand iſt ſehr günſtig für die Vermögens-Erzeugung. Jene Naturkräfte, die einer Aneignung fähig ſind, wie die Ländereien, würden bei Weitem weniger erzeugen, wenn kein Eigenthümer der Einſammlung ihrer Früchte verſichert wäre und mit Zuverſicht Capitalwerth darin verwenden könnte."

Unter dieſen als unentgeltlich angeführten Naturkräften können wir eigentlich nur die Luft als ſolche anerkennen, weil ſie allein Jedem ohne Mühe zugänglich und umſonſt iſt. Die Flüſſe können Eigenthum werden, das beweiſen die Flußzölle; das Meer iſt gewiſſer Maßen Eigenthum der Küſtenbewohner, die es durch Schifffahrt und Fiſchfang für ſich ausbeuten; die Elektricität iſt Eigenthum derjenigen, welche ſich im Beſitze der Materialien befinden, dieſelbe hervorzurufen; das Sonnenlicht wird erſt Werth ſchaffend durch den Apparat des Photographen; das Feuer hängt von dem Beſitze von Holz oder Kohlen ab; auch die Wiſſenſchaft, die Geſetze der

Mechanik sind nicht primitives Eigenthum, sie hangen ab von Eigenschaften, die nicht jedem Menschen gegeben sind. Nur die Luft ist also ein so unaneigenbares Dynamid der Natur, wie die Anhänger der Bodenrente sie unterscheiden; für den Mann in der Taucherglocke ist auch sie es nicht mehr.

Abgesehen von allem dem, hätte die Theorie der Bodenrente, selbst wenn sie richtig wäre, doch kein praktisches Dasein, so lange es noch uncultivirten Boden auf der Erde gibt, der in den Bereich von Angebot und Nachfrage gezogen werden kann. Wäre einmal die ganze Erde wie ein Garten bebaut, wären alle Mittel des Capitals, der Menschen- und Maschinen-Arbeit, der Wissenschaft, welche sämmtlich die Boden-Cultur verbessern und die Production erhöhen können, erschöpft, — dann erst würde die Theorie der Bodenrente, wenn sie überhaupt richtig wäre, in Frage kommen. Allein gerade dann ist sie an sich nicht möglich, weil ein weiterer Mehr-Ertrag des Bodens nicht mehr denkbar ist. Aller Ertrag desselben bis zu einem solchen Culminationspuncte ist aber lediglich ein Product der Arbeit und des Capitals. Alle Vortheile, welche die Güte des Bodens und die Lage der Grundstücke gewähren, sind in einer solchen Epoche längst abgeschätzt und durch Capital bezahlt worden. Von da an kann die Natur nichts Neues mehr bieten, es müßte denn eine Erdumwälzung eintreten. In den zwei Endpuncten der Erden-Cultur, dem Urzustande und dem Culminationspuncte der Cultur, stellt sich also die Bodenrente als unmöglich dar. Es bleibt uns noch übrig, den Zwischenzustand, in welchem wir uns befinden, zu betrachten.

Wir können bei unserer Darstellung nicht oft genug wiederholen, daß wir zur richtigen Beurtheilung der Wirkung der Naturgesetze einen normalen Zustand voraussetzen müssen, in welchem die freie Wirkung derselben nicht durch Handlungen der Menschen, durch störende Gesetze oder gewaltsame Angriffe modificirt wird. So lange z. B. in England die Korngesetze bestanden, welche die Einfuhr von Getreide mit einem hohen Zolle belegten, so lange konnte das Grundeigenthum allerdings eine bevorzugte Rente über den Capitalwerth hinaus beziehen. Diese Rente war aber kein Einkommen, welches in Folge eines Naturgesetzes — durch die Wirkung der ursprünglichen Kräfte des Bodens — entstand, sondern in Folge willkürlicher Gewalt, welcher die Menschen sich und die Dinge unterworfen haben. Eben so gut kann ein Bauer mit einem Sack Getreide auf den Markt gehen und einem Consumenten die Pistole auf die Brust setzen, mit der Drohung, ihn zu erschießen, wenn er ihm den Sack Getreide nicht für 100 Thaler abkaufe. Er könnte den Ueberschuß, welchen er über die ver-

ausgabten Productions-Kosten an Capital, Zins und Arbeitslohn erhält, „Grundrente" nennen; jeder Andere würde es aber eine Erpressung heißen.

Das Beispiel ist nicht aus der Luft gegriffen, denn Ricardo stellte seine Theorie der Bodenrente hauptsächlich aus dem Grunde auf, um den Ausnahme-Zustand in England theoretisch zu rechtfertigen. Mit Hülfe seiner hinsichtlich der Dialektik glänzenden Gründe gelang es der Regierung fast dreißig Jahre lang, eine mit den Waffen der Wissenschaft gerüstete geistreiche Opposition siegreich zu bekämpfen.

Ricardo sagt: „Bloß darin hat die Bodenrente ihren Grund, daß der Boden hinsichtlich seiner productiven Kraft verschieden ist, und man bei steigender Bevölkerung auch den Boden geringerer Qualität oder weniger vortheilhafter Lage in Cultur nimmt. Was der Boden erster Qualität bei gleichem Capital- und Arbeitsaufwand *mehr* abwirft, das ist die Bodenrente; und so geht es fort bis zum Boden von dritter, vierter, fünfter Qualität u. s. w."

Wo Zwangs-Gesetze die Einfuhr von Getreide hindern, da mag Ricardo Recht haben; dies beweis't aber nichts für die Existenz der Bodenrente. Wo aber freier Verkehr aller Bodenerzeugnisse der Erde zugelassen ist — und das muß zur richtigen Beurtheilung der Wirkung von Naturgesetzen vorausgesetzt werden, wenn die Volkswirthschaft, nachdem jene einmal festgestellt sind, sich auch mit den Störungen beschäftigen muß, welche die Wirkung dieser Gesetze beeinträchtigen —, da wird der Entwicklungsgang etwas anders sein. Denn es ist durchaus nicht nothwendig, daß die Bodenproducte durch vermehrte Nachfrage (Zunahme der Bevölkerung, des Reichthums) im Preise steigen, um Boden von geringerer Qualität zum Anbau heranzuziehen. Letzteres kann auch aus einer anderen Ursache geschehen und geschieht sogar meistens so. Es braucht bloß durch die Entdeckung einer vortheilhafteren Wirthschafts-Methode, die Erfindung einer Maschine, durch die chemische Düngung, durch den Guano, Drainirung und andere Umstände der Anbau schlechten, sumpfigen oder sonst bisher ungeeigneten Bodens möglich gemacht zu werden. Dieser Boden kann dann bei gleicher Capital-Anlage eben so viel, vielleicht oft noch mehr hervorbringen, als der zuerst in Cultur genommene Boden. Letzterer hat, weil er zu einer Zeit in Anbau genommen wurde, die in der Wissenschaft, Mechanik u. s. f. noch nicht so weit fortgeschritten war, die noch keine so guten Straßen und Beförderungsmittel, keinen so großen Markt, keine so billigen Werkzeuge, kein so wohlfeiles flüssiges Capital u. s. w. hatte, wahrscheinlich noch mehr Capital erfordert, das jetzt mit dem Boden verschmolzen ist. Dieser Boden kann sogar weniger Rente abwerfen, als der mit Hülfe der neuen Technik in Angriff genommene; ja, wir glauben sogar im Gegensatz zu Ricardo, er wird stets weniger abwerfen. Mit Recht ist wenigstens an-

zunehmen, daß Boden von geringerer Qualität öfter in Angriff genommen wird, weil eine neue Entdeckung, Erfindung, weil die vermehrte Kenntniß der Wissenschaft und Technik und das billigere Capital in den Stand setzen, solchen Boden zweiter Qualität mit derselben Capitalanlage und derselben Arbeit eben so nutzbringend anzubauen, als den Boden erster Qualität.

Die Theorie Ricardo's beruht auf der Voraussetzung, daß die Getreidepreise mit der zunehmenden Bevölkerung und dem wachsenden Reichthume steigen. Dies ist aber durchaus nicht erwiesen. Aus einer Aufstellung A. Smith's geht hervor, daß die Getreidepreise seit 500 Jahren nicht gestiegen, wenn man die Verringerung des Gold- und Silberwerthes in Rechnung bringt, eher gefallen sind. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß die Preisschwankungen im Getreide viel häufiger und größer waren, als heutiges Tages, und daß, wenn die Preise in einem Jahre auch weit tiefer sanken, als bei unserem tiefsten Stande, sie unseren höchsten Stand im Mittelalter oft um das Vierfache überstiegen. Die Beschränktheit des Marktes macht diese Thatsache leicht erklärlich. Bei unseren guten Circulations-Mitteln kann sich nicht mehr ein abnormer Ueberfluß an einem Orte aufstauen, an anderen nicht so entsetzlicher Mangel eintreten, daß Hungersnoth entsteht. So viel ist klar, daß unter den damaligen Verhältnissen der Anbau des Landes mehr erschwert wurde, als jetzt, obgleich die enormen Preisschwankungen das Getreide verhältnißmäßig theurer machten, als heut zu Tage. Trotz der Thatsache also, daß die Getreidepreise im Vergleiche zu früheren Jahrhunderten sich verhältnißmäßig günstiger für die Consumenten gestaltet haben, ist der Werth des Bodens in den angebauten Ländern gestiegen, und wurde dadurch der Neubau befördert. Das kam zum Theil von der Vermehrung des Capitals her. Doch davon an anderer Stelle.

Ricardo geht in seiner Theorie von der Bodenrente aber auch von einer falschen Voraussetzung aus, die unseres Wissens der Americaner Carey zuerst aufgedeckt hat.

„Wenn man die geschichtliche Entwicklung betrachtet," sagt Carey, „so findet man, daß die zuerst in Cultur genommenen Ländereien nicht den fruchtbarsten, sondern den minder ergiebigen, aber leicht bestellbaren, Boden haben. Man findet, daß die Ansiedler sich beständig auf hochgelegenen Ländereien mit leichtem Boden niederlassen, wo Lichten von Urwald und Trockenlegung nur wenig erfordert wird, und welche für die aufgewandte Arbeit nur wenig Ertrag liefern; eben so beständig findet man, daß sie dann die Hügel hinuntersteigen und die niedrigeren und reicheren Ländereien entholzen und entwässern, sobald Bevölkerung und Vermögen zunehmen."

Wenn die Bevölkerung klein und Land daher im Ueberfluß zu haben iſt, ſo beginnt der Anbau ſtets mit dem ärmeren (zum Anbau aber leichteren und weniger Capital erfordernden) Boden, und muß dies auch thun. Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Vermögens wird immer anderer, der Arbeit größeren Ertrag liefernder Boden in Angriff genommen, und iſt deſſen Ertrag im Verhältniß zu der darauf verwandten Arbeit in beſtändigem Steigen begriffen.

Die Coloniſation America's beweiſ't die Behauptung Carey's. Ueberall, wo neue Anſiedlungen gegründet werden, wird das Prairieland, wo der Pflug ſofort eingreifen kann (vorausgeſetzt, daß nicht der ganze Landſtrich, der beſiedelt wird, mit Urwald bedeckt iſt), zuerſt in Angriff genommen, weil die Ausrodung bewaldeter Stellen weit mehr Arbeit und Capital erfordert. Der Prairieboden iſt aber der ſandige, ärmere. Der fette Schlammboden, das ſogenannte Bottomland, wird erſt viel ſpäter in Angriff genommen, wenn Capital und Arbeitskraft genügend erſtarkt ſind, um einen ſchwereren, aber nachhaltigeren Anbau zu unternehmen. America gibt überhaupt das einleuchtendſte Beiſpiel einer rein volkswirthſchaftlichen Cultur. Dort wird der Bodenbau für nichts Anderes, als eine induſtrielle Unternehmung angeſehen. Der Boden gehört zum Anlage-Capital; er iſt ſtehendes Capital und bildet mit dem Betriebs-Capital das Werkzeug zur Production. Carey betrachtet daher die Bodenrente nur als Wirkung von ausgegebenem Capital. Zum Beweiſe führt er an, daß der Geſammtpreis alles Bodens in irgend einem Lande, z. B. in England oder in den Vereinigten Staaten, bei weitem nicht ſo viel betrage, als die Summe, welche ausgegeben worden oder deren Verausgabung ſelbſt jetzt nothwendig wäre, um das Land aus einem Zuſtande des Urwaldes in ſeine jetzige Lage zu bringen. In die Schätzung der für den Boden verwandten Capitalien ſchließt Carey alles ein, was verausgabt worden, um Wege und Canäle herzuſtellen, d. h. nicht in ſo fern, als wenn dadurch der Werth des in Anbau genommenen Bodens gehoben würde, ſondern indem ſie anderen und concurrirenden Ländereien zugänglich würden.

Wer die Landwirthſchaft in dem größeren Theile Europa's kennt, der wird die Rechnung Carey's für richtig halten, auch ohne das für Canäle und Straßen aufgewandte Capital in Anſchlag zu bringen. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß das Capital, welches in der Landwirthſchaft gänzlich angebauter Länder, wie in Deutſchland, Frankreich, England, der Schweiz, feſt angelegt iſt, eine geringere Rente einbringt, als das in jeden anderen Productionszweig geworfene Capital, auch wenn man mit uns die ſogenannte Bodenrente mit den Capital-Zinſen identificirt.

Es freut uns, für unsere Meinung einen deutschen Staatswirthschafts-Lehrer anführen zu können, der vor mehr als zwanzig Jahren es tadelte, daß A. Smith den Grund und Boden nicht zum Capital gerechnet habe. Professor v. Herrmann nämlich neigt sich in seinen „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen" der Ansicht hin, daß Grund und Boden zum Capital zu rechnen seien.

Wie wir bereits oben bemerkt haben, ist die Bodenrente praktisch gar nicht vorhanden, wenn sie auch theoretisch zu rechtfertigen wäre. Bei der Urbarmachung eines Landes findet diese Theorie keinesfalls Platz, wie die Agricultur-Bewegung in America beweis't. Auch John Stuart Mill gesteht, gleich Ricardo, zu, „daß die Anhänger jener Theorie nicht behaupten, daß ihr angebliches Naturgesetz Anwendung finde auf ein früheres Stadium in der Urbarmachung und Ansiedlung eines Landes. Für dieses Stadium hätten Carey's Einwendungen eine schwache Begründung. Die Ricardo'sche Theorie sei jedenfalls unhaltbar". Mill, durch die Einwendungen Carey's in die Enge getrieben, sucht die Rente dadurch aufrecht zu erhalten, daß er die von Ricardo angenommene Reihenfolge aufgibt. „In welcher Reihenfolge", sagt er, „die Ländereien auch zum Anbau gelangen, diejenigen, welche in Proportion zu der für ihre Cultur erforderlichen Arbeit den mindesten Ertrag geben, werden stets den Preis der landwirthschaftlichen Producte liefern. Alle übrigen Ländereien werden eine Bodenrente bezahlen, welche einfach dem Ueberschuß ihres Ertrages über dieses Minimum gleich kommt. Welche unvorsichtige Ausdrücke auch gelegentlich bei Erläuterung des Gesetzes der Bodenrente gebraucht worden sein mögen, die eben erwähnten Sätze enthalten alles, was je dabei ins Auge gefaßt war."

Wir können nicht unbedingt zugeben, daß die schlechtesten Ländereien den Preis der landwirthschaftlichen Producte liefern; denn es gibt viele Ländereien, welche nicht einmal das hineingewandte Capital verinteressiren, und die ihre Eigenthümer selbst bebauen müssen, nur um einen mäßigen Arbeitslohn zu beziehen. Es sollte uns vielmehr dünken, daß derjenige den Preis macht, der am billigsten produciren kann, und das wäre reicherer Boden oder solcher, welcher weniger Capital-Anlage erfordert hat. Wenn dem so ist, dann fällt auch der von Mill für die Existenz der Bodenrente angeführte Grund.

Wir haben aber behauptet, praktisch sei die Grundrente gar nicht vorhanden. In einem cultivirten Lande, wo der sämmtliche Grund und Boden vertheilt ist, wo die wirthschaftliche Bewegung nicht durch hindernde Gesetze, nicht durch Majorate und Fideicommisse gestört ist, wo Gesetze über Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Bauerngüter nicht hindern, daß das Grundeigenthum in diejenigen industriellen Hände gelange, welche es

am productivſten zu bewirthſchaften wiſſen, in einem ſolchen Lande, wo das Grundeigenthum durch Kauf, Tauſch, Schenkung, Erbſchaft leicht von einer Hand in die andere übergeht, da hat jedes Grundſtück ſeinen capitaliſirten Werth. Die Summe des Ertrags, welcher nach Abzug des Betriebs-Capitals, Arbeitslohnes und der Amortiſationskoſten des ſtehenden, aber abnutzbaren Capitals (Gebäude) von dem jährlichen Roh-Ertrag eines Grundſtückes übrig bleibt, bildet die Zinſen des Anlage-Capitals; und dieſe ſind in der Regel, im Vergleich zu Capital-Verwendungen in anderen Induſtriezweigen, die geringſten. Der capitaliſirte Rein-Ertrag eines Grundſtückes iſt die Summe, welche dem Werthe desſelben gleich kommt, wenn der Preis auch nach den jeweiligen Conjuncturen ſchwankt, und dieſer Werth beträgt eher weniger, denn mehr, als die bis zum Verkaufe darauf verwandten Dienſtleiſtungen. Ein Grundſtück, das bei gleichem Betriebs-Capital und gleichem Arbeitslohn weniger abwirft, iſt weniger werth, hat alſo auch einen geringeren Preis, als ein anderes. Ein Grundſtück dagegen, welches bei gleichen Productionskoſten einen höheren Ertrag liefert, hat einen höheren Werth, wird mit einem größeren Capital angekauft werden müſſen, und nach Abzug der höheren Zinſen für dieſes Capital eben ſo wenig noch einen Ueberſchuß abwerfen, als das Grundſtück von geringerer Qualität, alſo geringerem Preiſe. Sollte ein Grundſtück aber dennoch eine Differenz zu ſeinen Gunſten darbieten, ſo fragt es ſich immer noch, wie viel davon dem ſogenannten Unternehmer-Gewinne, d. h. dem Gewinne des Betriebs-Capitals, der Prämie für die Gefahr, welche dieſes laufen kann, und dem Arbeitslohn in ſeiner vollen Bedeutung, alſo auch der Intelligenz des Landwirthes, zugetheilt werden muß. — So urtheilt die Praxis.

Die Anhänger der Bodenrente haben vielleicht Recht, eine ſolche Darſtellung eine triviale zu nennen; denn ob die Grundſtücke ſtets ihren Herrn wechſeln, alſo ihr Preis ſtets in Capital abgeſchätzt wird, deſſen Zinſen den Rein-Ertrag darſtellen, oder ob das Grundſtück in derſelben Hand bleibt, — unzweifelhaft iſt es, daß der Ertrag der Grundſtücke abſolut ſteigt, wenn mit der Zunahme der Bevölkerung und dem Wachſen des Capitals die Preiſe der Bodenproducte in die Höhe gehen, und daß dadurch auch ein Steigen des Werthes der Grundſtücke hervorgebracht wird.

Obwohl das Steigen der Preiſe der Boden-Erzeugniſſe, wenn überhaupt, lange nicht in dem Maße Statt findet, wie die Anhänger der Bodenrente angenommen haben, ſo wollen wir doch den Gegenſtand auch von dieſer Seite beleuchten.

Betrachten wir die wirthſchaftliche Bewegung in Beziehung auf den Grund und Boden, ſo ſehen wir, wie Anfangs das Grundeigenthum nur den Arbeitslohn abwirft. Ehe die Siedelungen mit ausreichenden Verkehrs-

mitteln verſehen ſind, wird es den Anſiedlern ſchwer, wenn nicht unmöglich, ihre Producte nach ihrem Werthe zu verkaufen, d. h. im Verhältniß zu dem Capital und der Arbeit, welche darauf verwandt worden ſind. Werden dann Straßen und Canäle gebaut, werden die Colonieen in das Netz der Eiſenbahnen gezogen, dann können die Producte beſſer abgeſetzt werden; Arbeitslohn und Capital-Gewinn werden größer. Sofort wächſ't die Nachfrage nach Grundeigenthum, und deſſen Preis ſteigt. Hat nun derjenige, welcher von Anfang an ein Grundſtück in dieſer Gegend beſeſſen, darum eine Bodenrente vor demjenigen voraus, welcher den Boden zu höherem Preiſe ankaufen mußte? Keineswegs. Der Gewinn, welcher ihm durch das Steigen des Getreidepreiſes zu Theil wird, iſt nicht die Frucht der unentgeltlichen Kräfte der Natur, des Bodens, die nach- wie vorher wirkſam ſind, ſondern er iſt nichts, als der Unternehmer-Gewinn, d. h. der Arbeitslohn im weiteſten Sinne des Wortes und der Capital-Gewinn, die Prämie für die Gefahr, der er ſein Capital bei der Anlage in einer wilden Gegend ausgeſetzt hat. Daß dieſe Gefahr nicht gering iſt, beweiſ't die in America häufig vorkommende Erſcheinung wieder verlaſſener Anſiedlungen.

Das Steigen des Preiſes der Bodenproducte hat auch ſeine ſehr gemeſſene Gränze; denn ſobald die Colonie in das große Netz der Verkehrswege gezogen iſt, hat ſie die Concurrenz der entfernteren Gegenden auszuhalten. Sobald der neue Boden mehr Gewinn abwirft, als den gewöhnlichen Arbeitslohn und mittleren Capital-Gewinn — oder, wollen wir der Kürze wegen für eine Weile ſagen, den Unternehmer-Gewinn —, dann werden ſofort Viele ſich auf den Landbau, auf die Cultivirung des jungfräulichen Bodens werfen und durch die Concurrenz die Preiſe wieder auf das gewöhnliche Niveau des Arbeitslohnes und des Capital-Gewinnes herabdrücken. Der Capital-Gewinn ſelbſt kann nicht zum Monopol werden, weil immer noch unangebautes Land in der Nähe iſt, welches mit dem gewöhnlichen Maße von Arbeit und Capital in Cultur geſetzt werden kann. Zwiſchen Capital und Arbeit ſelbſt beſteht wieder eine gewiſſe Concurrenz; denn ſobald das Capital ſich vermehrt, ſo ſucht es neue Beſchäftigung, die Nachfrage nach Arbeitern und der Arbeitslohn ſteigt, und damit vermindert ſich der Capital-Gewinn. Dieſe Verminderung des Capital-Gewinnes geht wieder bis zu der Gränze, wo das Capital anderswo lohnendere Beſchäftigung findet und ſich zurückzieht; dann fällt wieder der Arbeitslohn, bis er neues Capital heranzieht. So geht natürlich die wirthſchaftliche Bewegung im Großen; denn raſch kann das Capital ſich nicht vom Grundeigenthum zurückziehen, ſelbſt wenn es mit Schaden arbeitet. Auch können bei dieſer Darſtellung Ausnahmefälle nicht in Betracht kommen, wie ſie durch

Mißwachs, Krieg, Ueberſchwemmungen, Handelskriſen, unbeſonnenen Speculationsſchwindel hervorgerufen werden können.

So geht es nun fort, bis der geſammte Grund und Boden in Privathände übergegangen iſt. Von dieſem Augenblicke an wird bei zunehmender Bevölkerung die Nachfrage nach Grundeigenthum ſteigen, und höhere Preiſe werden für die Grundſtücke bezahlt werden.

Die Zunahme der Bevölkerung konnte nur durch eine Vermehrung der Production von Boden-Erzeugniſſen und eine Erhöhung des Arbeitslohnes hervorgerufen ſein. Sobald aber die Bevölkerung ſich vermehrt, ſo ſteigt das Angebot von Arbeit, die Capitalien werfen ſich mit größerer Lebendigkeit und in größerer Maſſe auf die Ausbeutung des Bodens und vermindern durch gegenſeitige Concurrenz den Gewinn.

Dazu kommt noch ein Umſtand. Sobald die Bevölkerung dichter anwächſ't, ſobald mit ihr, wie die Erfahrung nachweiſ't, die Production des Bodens und deſſen Werth ſteigt, ſo wird Capital angeſammelt; dieſes überſchüſſige Capital zieht die überſchüſſige Arbeiter-Bevölkerung in Induſtrie-Unternehmungen, in den Handel. Induſtrie-Unternehmungen und Handel aber, weil ſie eine höhere Geiſtesanſtrengung erfordern, als die Bodencultur, weil das Capital bei ihnen größerer Gefahr ausgeſetzt iſt, liefern größeren Capital-Gewinn und Arbeitslohn; ſie vermehren das Capital daher viel raſcher, als dieſes im Landbau vermehrt wird. Solche Proſperität wird natürlich wieder zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen, und nun wäre der Augenblick gekommen, wo die günſtiger ſituirten Grundeigenthümer durch ein Steigern der Preiſe der Bodenproducte ein Monopol ausüben, wo ſie Bodenrente beziehen könnten; ſei es, daß nach der Ricardo'ſchen Theorie Boden von ſchlechterer Qualität in Anbau genommen wird und ſomit der beſſere eine Rente trüge, ſei es, daß der Boden, welcher näher am Markte liegt, bei gleichen Productionskoſten und gleicher Capital-Anlage, höheren Ertrag liefert. In einem ſolchen Augenblicke wird mehr Capital ſich auf den Boden werfen; dasſelbe wird allerdings dadurch den Preis der Grundſtücke ſteigern und diejenigen, welche ſie zu dem Zeitpuncte beſitzen, bereichern, allein eine Bodenrente entſteht dadurch noch keineswegs. Der Boden wird hier ein Werkzeug, deſſen das Betriebs-Capital und die Arbeit ſich bedienen, um zu produciren. Große Capitalien werden ſich auf die Landwirthſchaft werfen, um den Boden mit allen Mitteln, welche die Wiſſenſchaft und die verbeſſerte Technik darbieten, auszubeuten. Das aus der Induſtrie und dem Handel herſtrömende überſchüſſige Capital wird, weil es vor Allem eine *ſichere* Anlage ſucht, ſich mit geringerem Gewinne begnügen; es würde mit den übrigen Grundbeſitzern in Concurrenz treten und dadurch ſowohl, wie durch die vermehrte Production die Preiſe der

Producte wieder herabdrücken, wenn dieſe überhaupt nicht durch die Mitbewerbung des Welthandels verhindert worden ſind, das Niveau zu überſchreiten.

Unſerer Meinung nach wäre es eine plauſiblere, weil durch die Praxis ſcheinbar unterſtützte, Anſchauung, die Exiſtenz der Bodenrente zu beweiſen, wenn man den Satz aufſtellte:

Die Bodenrente kommt von der durch das Anwachſen des National-Wohlſtandes vergrößerten Nachfrage nach Grundſtücken.

Eine ſolche Begriffsbeſtimmung würde die Ricardo'ſche Theorie ganz überflüſſig machen; denn es wäre für die Exiſtenz der Bodenrente gleichgültig, wie viel ein Grundſtück davon mehr als das andere einbringt; ſie könnten ſämmtlich Bodenrente liefern, wofern ihr Ertrag den Geſammt-Aufwand an Capital und Arbeitslohn überſtiege.

Wenn nun bei wachſendem National-Wohlſtande die Nachfrage nach Grundſtücken ſteigt, mit ihr aber folgerichtig die nach Arbeitern und ſomit der Arbeitslohn, dann vermindert ſich der Capital-Gewinn. Wo bleibt aber dann die Bodenrente? Sie würde alſo capitaliſirt in der Summe ſtecken, welche dem bisherigen Eigenthümer über den Preis bezahlt worden iſt, zu welchem er oder ſeine Vorfahren das Grundſtück erworben haben. Wir wollen es nun dahingeſtellt ſein laſſen, ob dieſes Capital wirklich ſchon der Summe von Werthen gleichkommt, welche für die Cultivirung des Grundſtückes allmählich ausgegeben worden ſind; wir wollen unerörtert laſſen, daß die Getreidepreiſe in den Jahrhunderten nur unmerkliche Veränderungen erfahren haben, daß der Arbeitslohn mit dem Anwachſen des Capitals fortwährend im Steigen begriffen iſt, daß die Concurrenz das Entſtehen einer Bodenrente von ſelbſt verhindern würde; — was aber iſt denn jenes Steigen des Preiſes der Grundſtücke bei vermehrter Nachfrage Anderes, als die Wirkung eines Geſetzes, dem jede Waare gehorcht? Der Grund, daß die beſchränkte Menge des Bodens das Monopol hervorrufe, iſt kein Grund, denn er erſtreckt ſich auf alle Dinge dieſer Erde, mit Ausnahme der Luft.

Sobald mit dem wachſenden Reichthum eines Landes die Bodenpreiſe ſteigen, iſt dann nicht auch die Kehrſeite zu betrachten, wo mit überhandnehmendem Pauperismus, wo durch Krieg, Bürgerzwiſt, Seuchen, Handelskriſen und große Umwälzungen im Verkehr, durch neue Entdeckungen oder Erfindungen die Bodenpreiſe ſo ſinken, daß die Eigenthümer ruinirt werden? Iſt nicht gerade der Fall, daß die auf den Boden verwandten Capitalien größer waren, als der ſpätere Preis desſelben, der vorherrſchende? In Europa wenigſtens kann man es nachweiſen. Läßt ſich nun nicht die

die Erhöhung der Preise des Bodens, aus welcher man die Bodenrente folgern wollte — die Entschädigung für früheren oder künftigen Verlust — die Prämie nennen, vermöge welcher es dem Grundeigenthümer überhaupt möglich wird, den Boden zu bebauen.

Der Boden ist gerade wie jede andere Waare; er hat wie jede Waare seinen Preis, ist wie jede Waare auf ein gewisses Quantum beschränkt, und richtet die Höhe seines Preises nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Zwischen dem Boden und den Gütern herrscht eine Wechselwirkung, die vollkommene Gegenseitigkeit bedingt.

Es gründet Jemand zu günstiger Zeit eine Zeitung. Der Moment ist so glücklich gewählt, die Arbeitskräfte so tüchtig, äußere Umstände dem Unternehmer so gewogen, daß es gelingt, mit einem Aufwands-Capital von 2000 Thalern die Zeitung so zu basiren, daß sie durch ihre eigenen Einnahmen gedeckt ist. Nach Verlauf von zehn Jahren hingegen wirft sie eine so bedeutende Rente ab, daß der Eigenthümer sie für eine Summe von 32,000 Thalern verkauft. Diese gewonnenen 30,000 Thaler, sind sie etwas Anderes, als das Capital, um welches ein Grundstück im Werthe steigt, sobald die Gegend, in welcher es liegt, sich mehr bevölkert, wohlhabender und industrie-kräftiger wird? — Sie sind, sagt man, Unternehmer-Gewinn; Prämie für die Gefahr des Unternehmens; denn der Speculant konnte eben so gut 20,000 Thaler auf die Zeitung verwenden und diese schließlich zu Grunde gehen. Ganz richtig; allein eben so verhält es sich mit Grundstücken. Wenn die Stadt, in welcher ein solches liegt, fortwährend an Population zunimmt, dann steigt der Preis derselben gewiß; allein wenn der Straßenzug sich verändert, wenn z. B. eine Eisenbahn gebaut wird, welche die Stadt umgeht, dann vermindert sich auch die Geschäftsthätigkeit, und der Werth der Grundstücke sinkt eben so bedeutend. Jener Gewinn ist also nur die Prämie für die vielen Fälle, wo eine Entwerthung des Grundes und Bodens eintreten kann. Eine reelle Vermehrung des Werthes des Bodens wird nur bewerkstelligt, wenn Arbeit und Capital zur Verbesserung desselben verwandt werden. Der errungene Gewinn vertheilt sich aber dann unter diese beiden Factoren. Der steigende Werth eines Grundstücks bei wachsender Population hat also keinen anderen Ursprung, als der steigende Werth eines anderen Capitals, das zu irgend einer Production aufgewandt ist, wie z. B. zu einem Zeitungs-Unternehmen.

Die Stoffe zu den Waaren, welche die Industrie verarbeitet, kommen aus dem Boden. Wenn man nun annehmen will, daß die Bodeneigenthümer mit ihren Stoffen ein Monopol ausüben wollten, so könnten die Industriellen nicht minder ein Monopol mit der Kunst ihrer Arbeit ausüben. Denn die geistigen und körperlichen Fähigkeiten, welche den Handel und die

Industrie beleben, deren Producte, wie die Anhänger der Bodenrente behaupten, unbeschränkt sein sollen, sind jedenfalls in geringerer Anzahl vorhanden, als der Boden und die Bodenarbeiter. Die feineren Arbeiter, die Gelehrten, die Erfinder, die Künstler üben dann jedenfalls ein Monopol über den gewöhnlichen Handarbeiter, den sogenannten Tagelöhner aus. Was sie über die Zinsen, die Amortisation des Capitals, welches sie zu ihrer Ausbildung verwandt, und über den gewöhnlichen Arbeitslohn hinaus verdienen, das wäre ein Monopol, das wäre eine Vergütung, eine Bezahlung für die unentgeltlichen Dienste, welche die „ursprünglichen Kräfte der Natur" leisten; denn ursprüngliche, unentgeltliche Kräfte der Natur sind es doch, welche den Gelehrten befähigen, die Gesetze der Mechanik zu erforschen, den Mechaniker in Stand setzen, diese Gesetze anwenden und vollkommenere Werkzeuge der Production kennen zu lernen. Sollen wir nun den größeren Lohn, den solche höhere Gaben erwerben, eine Leibes- oder Geistes-Rente — ein Monopol nennen? Gut, dann wollen wir auch die Existenz der Grundrente zugestehen. Dann hat aber auch der stärkere Handarbeiter eine Leibesrente vor dem schwächeren, der gesunde vor dem kränklichen u. s. w.

Nehmen wir die Dienste, welche uns die Natur unentgeltlich leistet, dagegen in ihrer engeren Bedeutung, so verkörpern sie sich in den Stoffen. Wir erzielen keine Stoffe, sondern erhalten sie von der Natur. Die Masse von Stoffen, welche auf der Erde sich befindet, ist weder einer Vermehrung, noch einer Verminderung fähig. Was wir thun, ist nur, daß wir diese Stoffe in Bewegung setzen und sie zu einer anderen Form umschaffen, oder in eine Lage versetzen, die sie vorher nicht hatten, wodurch sie nützlicher, brauchbarer werden, als bisher, und in Beziehung auf die menschliche Gesellschaft durch die aufgewandte Mühe, Dienstleistung, den Werth erhalten.

Die Stoffe, welche uns die Natur bietet, sind an sich — wenn auch nützlich, brauchbar — werthlos. Sie erhalten ihren Werth erst durch die auf sie gewandte Arbeit. Denn die Stoffe sind für alle Menschen gleichmäßig da, und man könnte nur zweierlei unter ihnen unterscheiden: 1) solche Stoffe, die im Verhältniß zum Menschengeschlecht in unbegränztem Vorrath vorhanden sind, wie Luft und Wasser; und 2) solche Stoffe, deren Vorrath begränzt ist, wie die Bestandtheile der Erdoberfläche und Erdrinde, Mineralwasser u. s. w. Mit Luft und Wasser braucht sich die National-Oekonomie gar nicht zu beschäftigen; sie hat nur mit Stoffen zu thun, deren Anzahl beschränkt ist. Da aber solche Stoffe aus der Erdoberfläche oder Erdrinde kommen, so sind Grundstücke nicht in beschränkterer Zahl vorhanden, als alle übrigen Stoffe. Sie sind denselben Gesetzen unterworfen, namentlich dem Gesetz von Nachfrage und Angebot. Grundstücke sind, wie andere Stoffe, ein Agglomerat von Atomen. Diesem Agglomerat wird

durch größere oder geringere Arbeit, durch eine größere oder kleinere Anzahl von Dienſtleiſtungen größerer oder geringerer Werth beigebracht. Nun richtet ſich der Werth nach dem Aufwand von Mühe, der Preis nach dem Geſetz von Angebot und Nachfrage. Kommen wir auf unſer Beiſpiel vom Eiſe zurück. Es hat Jemand einen großen Vorrath von Eis den Sommer über liegen. Noch vor Anbruch des Winters entſteht ein Typhus, und das Pfund Eis wird zu vier Groſchen verkauft. Der Werth dieſes Eiſes beſteht nur in der Dienſtleiſtung der Arbeit und des Capitals, die aufgewandt werden mußten, um das Eis in den Eiskeller zu ſchaffen und letzteren ſelbſt herzuſtellen; der Preis desſelben aber richtet ſich nach Angebot und Nachfrage. Am 5. November z. B. war das Eis noch vier Groſchen werth; in der Nacht tritt ein ſtrenger Froſt ein, die ſtehenden Gewäſſer überziehen ſich mit einer Eisdecke, und das Eis iſt gar nichts mehr werth, oder beſſer nur ſo viel werth, als Mühe erforderlich iſt, es ſich ſelbſt zu holen.

Dieſem Geſetze ſind alle Stoffe, denen durch Dienſtleiſtung Werth beigefügt iſt, unterworfen.

Nach dem, was wir oben geſagt haben, kann offenbar nicht geläugnet werden, daß die Kräfte, welche die Natur bietet, für alle Menſchen umſonſt ſind. Bei der Induſtrie wirken Naturkräfte nicht minder, als bei dem Boden, dort die Kraft des Feuers, des Dampfes, der phyſicaliſchen Geſetze, hier die Macht der Sonne, die Wärme, die Keimkraft, der Regen u. ſ. w. Wenn man dieſe unentgeltlichen Naturkräfte mit b bezeichnet, die Dienſtleiſtungen eines Menſchen mit a, die eines anderen, oder eines Capitals, in Geſtalt von Geld, Waaren oder Grundſtücken, mit c; wenn ich dann ſage: $a + b = c + b$, ſo iſt es dasſelbe, als wenn ich ſage $a = c$. Man kann alſo in der National-Oekonomie die Naturkräfte eben ſo gut aus dem Spiele laſſen und ſich nur mit der Arbeit, der Dienſtleiſtung, dem Capital beſchäftigen. Damit fällt die Theorie der Bodenrente von ſelbſt.

Wie oben bemerkt, ſagt J. B. Say; „Unter den Naturkräften ſind einige der Aneignung fähig, d. h. ſie können das Eigenthum deſſen werden, der ſich ihrer bemächtigt, wie ein Feld, ein Waſſerbach; andere laſſen ſich nicht in dieſen ausſchließlichen Beſitz nehmen, ſondern verbleiben zum Gebrauche Aller, wie der Wind, das Meer, die Flüſſe, die als Laſtträger dienen, u. ſ. w.“

Geſtützt auf dieſe Bemerkung, ſtellt Jemand zu Gunſten der Bodenrente folgendes Beiſpiel auf: Ein Anſiedler kommt in eine noch unbebaute Gegend Nordamerica's und ſucht ſich den ſchönſten Strich Landes heraus. So wie er den Kauf mit den Regierungs-Bevollmächtigten abgeſchloſſen und ſeinen Dollar per Acker bezahlt hat, langt ein Anderer an, der ſich neben ihm eine gleiche Anzahl von Morgen kauft und ſich darauf nieder-

läßt. Nun trifft es ſich, daß das Beſitzthum des Erſteren, den wir A. nennen wollen, bedeutend fruchtbareren Boden hat, als das des Anderen. Die Folge davon iſt, daß A. bei gleicher Capitalanlage und gleicher Arbeit mehr ärntet, als B. Iſt nun der Mehrertrag, welchen das Grundſtück des A. liefert, nicht eine Bodenrente? Er hat doch nichts dazu gethan, er hat keine größere Dienſtleiſtung verrichtet als B., um dieſen höheren Ertrag herbeizuführen!

Darauf haben wir zu erwidern, daß der genannte höhere Ertrag nur der Arbeitslohn, die Belohnung, nur die Prämie für die Dienſtleiſtung des Verſtandes iſt, mit welchem A. das beſſere Grundſtück ausgewählt hat; oder wenn dieſes das einzige von ſolcher Qualität iſt, und wenn B. überhaupt Land von ſolcher Beſchaffenheit nicht finden kann, dann iſt dieſer höhere Ertrag der Lohn für die Klugheit, die A. hatte, zuerſt zu kommen; er iſt die Prämie für das aufgewandte Capital — der Unternehmergewinn. Der Gewinn iſt ein für alle Mal gemacht; A. konnte eben ſo gut in der Lotterie gewinnen; eine Bodenrente erwächſ't alſo nicht daraus, weil das Grundſtück des A. einen höheren Capitalwerth hat, als das des B., und deßhalb höheren Ertrag liefern muß.

Wir können noch weiter gehen; wir können annehmen, durch das Grundſtück des A. läuft ein Bach, der nur, ſo weit er deſſen Gebiet durchſchneidet, den nöthigen Fall hat, um eine Mühle zu treiben. A. verpachtet den geeigneten Platz einem Unternehmer, der eine Mühle da erbaut. A. bezieht eine beträchtliche Pachtſumme. Er hat alſo einen noch bedeutend höheren Ertrag von ſeinem Grundſtück, deſſen Beſitz er nur dem Umſtande zu verdanken hat, daß er zuerſt kam. Dennoch fällt dieſer ganze höhere Ertrag nur auf Rechnung des Unternehmergewinns. Denn A. konnte auch eine falſche Speculation machen, wie es täglich in America geſchieht; der Strom der Anſiedlung konnte nach einer anderen Richtung ſich lenken, wo noch beſſerer Boden oder günſtigere Verkehrsverhältniſſe gefunden worden waren. A. erhielt keine Straßen; er konnte ſeine Producte nicht abſetzen, und mußte, wenn er nicht in der Wildniß ein Thierleben führen wollte, ſein Beſitzthum im Stiche laſſen, für welches er Capital und Arbeitslohn verſchleudert hatte. Für dieſe Gefahr des Ruinirtwerdens iſt die Prämie, welche er in dem anderen Falle erhält, nicht zu hoch. Damit nicht genug. A. kann auf ſeinem Boden eine Bleimine, eine Diamantengrube finden. Auch daraus entſteht keine Bodenrente. Die Auffindung einer ſolchen Diamantengrube fällt in dieſelbe Kategorie, wie der Lotteriegewinn. Das große Loos iſt die Prämie für die faſt gewiſſe Gefahr, daß hunderttauſend Andere ihren Einſatz verlieren. Solchen Umſtänden, im gewöhnlichen Leben „Glücks-

fälle" genannt, begegnen wir jeden Tag. Das alles gehört in die Kategorie des sogenannten Unternehmergewinns.

Prittwitz macht die Bemerkung: „Man hat die Productivität des Bodens und die Möglichkeit einer eigentlichen Bodenrente bestreiten wollen, indem man behauptet, kein Boden könne einen Ertrag geben ohne menschliche Arbeit. Dies kann zugegeben werden, ungeachtet viele Triften, die niemals cultivirt worden sind, einen Ertrag abwerfen. Allein dieses stößt die Thatsache nicht um, daß die Eigenthümer von mehr oder weniger fruchtbaren Grundstücken bloß aus dem Eigenthumsrecht auf diese Grundstücke einen Vortheil ziehen, eben so, wie umgekehrt sie und ihre Vorfahren nur darum veranlaßt worden sind, sich auf die eine oder andere Weise in den Besitz dieser Grundstücke zu setzen, weil daraus für sie ein in Geld zu schätzender Werth hervorging, der eben die Bodenrente darstellt."

Wir können aus dieser Erklärung kaum entnehmen, ob Prittwitz den Begriff der Bodenrente aufgeben und nur das Wort beibehalten will oder nicht. Wenn er, wie wir vermuthen müssen, aus dem Besitz einer Trift, die niemals cultivirt worden ist, aus dem Eigenthumsrechte, welches eine Rente gewährt, auf die Existenz der „Bodenrente" schließen will, so haben wir zu bemerken, daß eben das Eigenthumsrecht auf diese Trift nicht ein freiwilliges Geschenk der Natur, und die Rente nicht ein Ausfluß ihrer ursprünglichen Kräfte ist, sondern daß dasselbe durch irgend eine Arbeit, irgend eine Dienstleistung, welcher Art diese auch sei, erworben worden, und daß jene Rente nichts Weiteres ist, als der Zins für diese frühere Dienstleistung, die gleichbedeutend mit Capital ist. Es ist ganz gleichgültig, welcher Art diese frühere Dienstleistung, diese Arbeit gewesen ist. Das Grundstück kann ursprünglich durch Tausch oder durch Eroberung erworben sein. Beim Tausch ist selbstverständlich ein gewisses Capital der Preis; der künftige Ertrag bildet die Zinsen dieses Capitals und kann nicht Grundrente genannt werden.

Ist bei der Eroberung etwa kein Aequivalent hingegeben worden? Im Gegentheil; das Eigenthum ist in einem solchen Falle mit dem kostbarsten Gute erkauft, mit Blut. Bei der Eroberung ist das occupirte Grundstück die Prämie für die Gefahr, welcher der Unternehmer sein höchstes Capital, das Leben ausgesetzt hatte; es ist zugleich die Entschädigung für das an Kriegskosten aufgewandte Betriebs-Capital. Nicht einmal bei der Eroberung ist sonach die Entstehung einer Grundrente nachzuweisen; auch da haben wir Capital und Zins.

Indem wir diesen wichtigen Abschnitt schließen, geben wir uns der Hoffnung hin, durch die Länge der Beweisführung nicht ermüdet zu haben. Das Princip, das wir vertheidigten, ist das Fundament unseres Systems;

wir können uns bei den übrigen Gegenständen um so kürzer fassen. Glaube man namentlich nicht, daß die Controverse praktisch von geringer Bedeutung sei; denn gerade die bisherige Theorie von der Bodenrente schneidet bei der Steuer-Gesetzgebung den meisten Ländern tief ins Fleisch ein. Wir dürfen nur wiederholen, daß die Grundsteuer auf die Existenz der Bodenrente basirt ist; daß in vielen Staaten eine Haupt-Steuerlast auf den Grundeigenthümern von vorn weg vor allen Anderen ruht, weil man nach der Theorie der Bodenrente annahm, daß sie eine Begünstigung von der Natur erhielten, die den übrigen Staatsangehörigen versagt ist. Wird man unsere Entwicklung dann noch für überflüssig halten, wenn man hört, daß die Grundsteuer, wofern nicht die übrigen Classen der Bevölkerung ihrerseits auf entsprechende Weise zu den Steuern auf anderem Wege herangezogen werden, daß die Grundsteuer, wo sie die Grundeigenthümer neben den anderen Steuern noch obendrein trifft, während die übrigen Capitalisten vielleicht leer ausgehen, eine schreiende Ungerechtigkeit ist? Wird man bedauern, unserer Darstellung gefolgt zu sein, wenn sich während derselben die Ueberzeugung aufdrängt, daß die Einkommensteuer allein die gerechteste ist? Dieser Gegenstand wird uns später beschäftigen.

Zweites Buch.

Geschichte der Volkswirthschaft.

Geschichte der Volkswirthschaft.

Die Völker sind dem Gesetze organischer Entwicklung wie die einzelnen Menschen unterworfen; sie entstehen, wachsen und vergehen wie diese. Es beruht daher die Gesellschaft nicht auf einem freiwilligen Vertrage, wie J. J. Rousseau behauptete, sondern die Menschen sind, einem Naturgesetze folgend, gezwungen, sich in Völker-Gruppen, in Staaten zu organisiren, welche zwar je nach Race und Bildungsgrad des Geschlechtes eine verschiedene Gestalt annehmen, aber gleichwohl in allen Stufen der Cultur eine überraschende Aehnlichkeit zeigen. Aristoteles hat wegen dieser Uebereinstimmung den Menschen ein politisches Thier genannt, und der scharfblickende Verfasser der „Real-Politik" bemerkt mit Recht, daß die beiden Sätze: „Der Mensch ist ein politisches Thier" und „Der Staat ist von Gott", völlig gleichbedeutend seien.

Man sieht daher bei den einzelnen Völkern denselben Kreislauf des staatlichen Lebens immer wiederkehren, dieselben Tugenden, dieselben Fehler sich wiederholen, als ob die Erfahrungen der Geschichte umsonst wären. Wir sehen eine große Aehnlichkeit zwischen den Völkern des Alterthums und der Neuzeit, zwischen dem Kastenwesen der Aegypter und dem Feudalismus, den Spartanern und St. Simonisten, — und doch ist zwischen beiden eine unermeßliche Kluft. Wie gleichförmig also auch die Entwicklung sei, so schreitet sie doch immer vorwärts; die Menschheit ist in ihrem wellenförmigen Gange zwar oft gehemmt und zurückgedrängt worden, aber doch immer siegreich vorgedrungen. Ein Jahrhundert hat, auf den Schultern des andern stehend, die Verbesserungen seiner Vorfahren als Werkzeuge benutzt, um neue Verbesserungen zum Wohle der Menschheit hinzuzufügen. In dem Maße, wie die Erkenntniß der Naturgesetze zunahm, hat sich auch das Loos der Menschen verbessert. Heut zu Tage kann sich ein Handarbeiter in einer europäischen Stadt mehr Genüsse und Behaglichkeit verschaffen, als zu Homer's Zeiten ein König.

Der wahre Fortschritt zum Besseren besteht also nur in der sich erweiternden Einsicht in die Naturgesetze, und die Leiden der Menschheit rühren

von dem Mißkennen derſelben her. Die Wiſſenſchaften, da ſie ſich mit Auffindung dieſer Geſetze beſchäftigen, ſind daher die wahren Wohlthäter unſeres Geſchlechtes.

Obgleich die großartigſten Entdeckungen auf dieſem Gebiete erſt der neueren Zeit angehören, ſo haben die Geſetze der Erzeugung, der Vertheilung und Verzehrung des Vermögens die Alten doch ſchon in höherem Grade beſchäftigt, als wir anzunehmen gewohnt waren.

Ueberall, wo die naturgemäße Entwicklung nicht durch einſichtsloſes Eingreifen der Menſchen, nicht durch Krieg und Zwang gehindert wurde, ſehen wir den Wohlſtand auf überraſchende Weiſe ſich entfalten, und Bildung und Freiheit gingen ſtets mit ihm Hand in Hand. Manches Volk mag, wie J. St. Mill ſich ausdrückt, durch die Freiheit zum Wohlſtande, manches durch den Wohlſtand zur Freiheit gelangt ſein, ſtets aber war die Freiheit nur dauerhaft, wo ſie im Geleite der Geſittung ſich befand, welche ohne Wohlſtand nicht denkbar iſt.

Im Alterthume, und ſelbſt in unſeren Tagen noch, folgten die Völker mehr ihrem Inſtincte, als einer ſelbſtbewußten Einſicht in die Naturgeſetze; da ſie aber nur nach dieſen ſich entwickelten, ſo iſt zur Beurtheilung der Geſchichte deren Kenntniß ganz unentbehrlich. Ohne die Einſicht in die Geſetze der Volkswirthſchaft iſt die Geſchichte kaum zu enträthſeln; letztere liefert dagegen jener das Material zu ihren Beobachtungen und Schlußfolgerungen. Die ökonomiſchen Erſcheinungen bei unſeren Vorfahren ſind daher von großer Wichtigkeit.

Das erſte Beiſpiel eines ökonomiſchen Syſtems tritt uns bei den alten Aegyptern entgegen. Das Volk war in vier Kaſten: Prieſter, Krieger, Handwerker, Ackerbauer, getheilt, welche in dem theokratiſchen Staate an Rang von einander verſchieden waren. Man nennt die Prieſter- und Krieger-Kaſte gewöhnlich die unproductive; allein man kann dies, obwohl es für unſere Zeit unter Umſtänden gelten mag, doch im Princip für jene Zeit nicht zugeben. Die Soldaten vertheidigten das Land, erhielten die Ordnung im Innern und den Frieden gegen außen; die Prieſter waren die Lehrer des Volkes, die Pfleger der Wiſſenſchaft, welche durch ihre Erfindungen dem Handwerker und Ackerbauer Werkzeuge, ſo wie chemiſche und techniſche Hülfsmittel zur Production lieferten. Aegypten iſt das einzige Land des Alterthums, wo die Arbeitstheilung ſo weit ausgedehnt war; es wurde dadurch ſehr blühend und reich. Die Anhäufung von Capital wird da am meiſten befördert, wo Jeder nur Ein beſonderes Geſchäft treibt; denn er wird dann mehr und beſſere Arbeit liefern, als wenn er alle Dinge, die ſeine einzelnen Bedürfniſſe befriedigen ſollen, ſelbſt produciren müßte. Der Krieger wird die Vertheidigung des Landes beſſer verſtehen, er wird

gewandter und tüchtiger im Kriege sein, als der Ackerbauer; die Priester werden für die Wissenschaft mehr thun können, die Schulen besser besorgen, wenn sie durch nichts Anderes in diesem Geschäfte gestört werden, und der Ackerbauer wird den Boden unendlich besser und sorgfältiger bebauen, wenn er nicht genöthigt ist, in den Krieg zu ziehen oder seine Werkzeuge selbst zu machen. In Aegypten berücksichtigte man freilich die verschiedenen Anlagen der Menschen nicht, sondern es mußte Jeder in seiner Kaste bleiben. Dadurch wurde jede Regsamkeit, die Concurrenz des Geistes ausgeschlossen, und das Land mußte in Cultur und Vermögen wieder in Stillstand gerathen.

Viele griechische Schriftsteller behaupten, daß die Aegypter einen Widerwillen gegen den Handel und das Meer gehabt hätten; allein die neueren Forschungen unterstützen diese Ansicht nicht. Sie suchten sich nur gegen die seeräuberischen Griechen zu schützen. Sesostris ließ 1700 v. Chr. 400 Schiffe bauen, womit er den indischen Ocean befuhr. Aus Herodot erfahren wir, daß sie große Entdeckungs- und Handels-Fahrten auf dem Meere gemacht und sogar Africa zu einer Zeit umschifft haben, welche noch mit dem Schleier der Mythe umhüllt ist. Diese Angabe ist in Zweifel gezogen worden, allein ihre Wahrheit geht aus der Bemerkung hervor, daß jene Seefahrer im Süden endlich die Sonne nördlich, den Schatten südlich gesehen hätten. Da die Griechen noch nicht wußten, daß die Erde rund ist, so konnte Herodot diese Bemerkung nicht erfunden haben.

Wie mein begabter Freund, Dr. Braun, aus eigener Anschauung mir mittheilte, ging schon zu Sesostris' Zeiten ein Canal aus dem östlichen Nil-Arme ins rothe Meer, dessen Spuren noch jetzt vorhanden sind. Aus Trümmern an seinem Rande läßt sich schließen, daß sein Ursprung bis 1300 vor unserer Zeitrechnung zurückreicht. Wie Braun glaubt, könnte er heute noch leicht wieder hergestellt werden. Nach Herodot hatte Nego den Canal erbaut. Trotz dieses Canals wurde später eine Karawanen-Straße angelegt. Beim Baue des Nego-Canals verloren 100,000 Menschen das Leben.

Die Aegypter erreichten so, wie ihre Denkmale beweisen und die neuerdings enträthselten Hieroglyphen erzählen, einen hohen Grad von Bildung, geriethen aber in Verfall, als sie mit Gewalt und auf die Dauer die freie Entwicklung der Natur hemmten.

Die Phönizier waren schon in grauer Zeit die Fuhrleute des Meeres. Einige Industriezweige, wie Weberei und Färberei, müssen bei ihnen schon einen hohen Grad von Vollkommenheit gehabt haben, und sie scheinen überhaupt das wirthschaftlichste Volk des Alterthums gewesen zu sein. Ihre Blüthe überdauerte darum jene der Griechen; denn Tyrus fiel in seinem

Glanzpunkte erſt vor Alexander, als Athen bereits geſunken war. Schon in grauer Vorzeit dehnten die Phönizier ihren Handel bis über die Gränzen der damals bekannten Welt hin aus; ſie holten aus der Oſtſee den Bernſtein, aus England Zinn und Felle, aus Spanien Silber, und brachten dafür die feinen Gewebe von Tyrus, die Weine von Cypern und Chios dahin. Auch Waffen und Rüſtzeug ſcheinen zu ihren Handels-Artikeln gehört zu haben. Faſt an allen Küſten des Mittelmeeres gründeten ſie Colonieen, ſie beſaßen einen Hafen im rothen Meere und im perſiſchen Meerbuſen, von wo aus ſie den Handel mit Indien durch die Araber vermittelten, welche Seide, Gewebe und indiſche Gewürze gegen das feine Rauchwerk Arabiens eintauſchten, das bei dem indiſchen Gottesdienſte ſtark verbraucht wurde.

Die Phönizier trieben alſo eigentlichen Zwiſchenhandel. Sie erbauten Marſeille und Karthago, welches mit Rom um die Weltherrſchaft ſtritt und faſt den Sieg errungen hätte. Leider hat uns die Geſchichte nur wenig von dieſem betriebſamen Volke überliefert.

Die Wirthſchaft der Griechen beruhte auf der Sklaverei. Ihre Haupt-Production geſchah durch den Ackerbau, die Bergwerke und den Handel. Wie im urzeitlichen Deutſchland verſtand man unter Volk nur die wenigen Freien, welche in ziemlichem Wohlſtande leben konnten, weil die Sklaven für ſie arbeiteten, weil der größte Theil der Bevölkerung nur mit dem Nothdürftigſten verſehen war und dadurch das üppige Leben des bevorrechteten kleinen Theiles möglich machte. Ihr Handel blühte durch die vielen Colonieen, welche ſie in Italien, Sicilien, Aſien und am ſchwarzen Meere anlegten. Die Staats-Einkünfte beſtanden aus dem Ertrage der Staatsgüter, der Zölle, Bergwerke, und aus dem Tribute unterjochter Völkerſchaften.

Böckh hat uns eine treffliche Schilderung des atheniſchen Haushaltes geliefert, welcher ziemlich geordnet war. Die Steuern waren verpachtet, die Zölle wurden von eigenen Einnehmern erhoben, das Staats-Bauweſen, der Straßen- und Schiffsbau hatte ſeine beſondere Verwaltung, welche zum Hülfs-Perſonal nur Sklaven nahm. Bei aller demokratiſchen Freiheit waren die Athener doch nicht frei von communiſtiſchen Beſtrebungen, wie ſie ſich beim „θεωρικον" (Schauzettel) zeigten, welches den politiſchen Müßiggängern, die einer Volksverſammlung beiwohnten, einen Theil der Staatscaſſe zuwies und endlich in eine Armen-Steuer ausartete. In Paris iſt während der erſten Revolution Aehnliches verſucht worden, und man iſt noch ſchlimmer dabei gefahren. So lange der Schatz durch den Tribut beſiegter Länder und zinspflichtiger Bundesgenoſſen in Thrazien, Karien, am Hellespont und auf den Inſeln und durch die Bergwerke wieder gefüllt

wurde, ging es, und es wurde das Schaugeld häufig als ein politiſches Mittel angewandt, um das Volk für ſich zu gewinnen. Als aber jene Hülfsquellen verſiegten*), mußte es natürlich zu Unruhen und Exceſſen kommen. Um den Schatz wieder zu füllen, griff man daher zu allen möglichen Mitteln, confiscirte die Güter der Verbannten, führte für faſt alle Vergehen Geldſtrafen ein, und Viele ließen ſich lieber plündern, um nur den Demos wieder zur Ruhe zu bringen. So wurde die Zügelloſigkeit immer größer, die Macht des Staates immer ſchwächer, ein Bundesgenoſſe nach dem Andern fiel, und als äußere Feinde einſtürmten, konnte Athen nicht einmal mehr die Mittel zu ſeiner Vertheidigung aufbringen, und ging unter.

Erwähnenswerth iſt die Aehnlichkeit, welche in den Vorurtheilen der Völker verſchiedener Zeitalter herrſcht. So beſitzen wir noch eine Rede des Lydias, in welcher gegen den „Kornwucher" gedonnert wird, wie unter den unwiſſenden Leuten der Gegenwart.

Die Verfaſſung der Spartaner, welche mehrere Jahrhunderte lang die Gütergemeinſchaft aufrecht hielt und viele der neuerdings angeſtrebten idealen Staatseinrichtungen ausgeführt hatte, ſcheint unſern modernen Communiſten ganz aus dem Gedächtniſſe gekommen zu ſein. Die Erziehung der Kinder durch den Staat, die gemeinſame Eß-Anſtalt, die gemeinſchaftliche Bebauung des Landes, das ſind Dinge, welche in Sparta längſt beſtanden haben. Die Geſetze des Lykurg ſchrieben ſogar die Anzahl und Beſchaffenheit der Speiſen vor und enthielten ein vollſtändiges wirthſchaftliches Syſtem. Das Stadtgebiet war in 9000, das übrige Land in 30,000 Theile für eben ſo viele Familien geſondert und wurde durch die Heloten, einen beſiegten Völkerſtamm, bebaut, denn der Spartaner arbeitete nicht. Da ſo von Staats wegen für Jeden geſorgt war, Keiner alſo durch äußeren Drang geiſtig angeregt wurde, ſo blieben die Spartaner geiſtig auch ganz zurück, und die Nachwelt hat uns nichts von ihnen aufbewahrt, als das Andenken an ihre Rohheit. Die Peitſche war das Erziehungsmittel der Kinder; man lehrte ſie ſtehlen, und peitſchte ſie, wenn ſie ſich erwiſchen ließen. Die Erziehung der Mädchen war ſchamlos; ſie mußten öffentlich, faſt nackt, wie die Jünglinge, vor den Augen der Männer in Leibesübungen ſich meſſen, auf der Rennbahn laufen, Wurfſpieße werfen. Zur Ehe wurden ſie nach der Kräftigkeit ihres Körpers und dem Feuer ihres Temperamentes ausgeſucht.

---

*) Ariſtophanes gibt die Zahl der unterworfenen Städte auf 1000 an, und geißelt die Athener durch den Vorſchlag, in jede 20 atheniſche Bürger zur Verköſtigung zu legen.

Die Bildungsfähigkeit eines Volkes kann man nach dem Grade von Achtung beurtheilen, in welcher die Frauen bei ihm ſtehen. Kein Wunder alſo, daß bei jenem widerwärtigen Volke, das nur von ſchwarzer Suppe lebte, alles, was den Menſchen veredelt, vernachläſſigt war, daß Induſtrie, Handel, Kunſt, Wiſſenſchaft nicht bei ihnen exiſtirten. „Wehe den Völkern," ſagt A. Blanqui in ſeiner „Geſchichte der politiſchen Oekonomie", „welche den Sklaven die Sorgfalt, ihre Bedürfniſſe zu befriedigen, überlaſſen und in ſolche Hände die nationale Güter-Erzeugung legen! Dieſe Verirrung hat die Geſittung des Alterthums zerſtört." Die Spartaner mit ihrer Gütergemeinſchaft hatten es aber zu gar keiner Geſittung gebracht. Die Bildung der Athener, wenn ſie auch verfiel, hat uns mindeſtens Denkmale des Geiſtes und der Kunſt aufbewahrt, an welchen wir uns noch heute erfreuen und die unvergänglich ſind, ſo lange das Menſchengeſchlecht beſteht.

Auch in Kreta hat ein ſocial-communiſtiſches Syſtem exiſtirt. So viel uns davon bekannt iſt, ſcheint es zwar weniger roh, als das der Spartaner, für die Bildung aber nicht förderlicher geweſen zu ſein.

Die Vorurtheile in Betreff der edleren Metalle, welche zwar von der Wiſſenſchaft heute widerlegt ſind, aber doch noch unter der Maſſe des Volkes herrſchen, ſcheinen auch von den Alten getheilt worden zu ſein. Aus den ökonomiſchen Büchern Xenophon's geht hervor, daß ſie Gold und Silber vorzugsweiſe für Reichthum hielten, und die Athener z. B. in ihrer Politik ſtets darauf ausgingen, edle Metalle zu gewinnen. Solche wirthſchaftliche Anſichten veranlaßten Xenophon zu folgender Bemerkung: „Bei dem Bergbau auf Silber haben, wie man ſagt, Alle Mangel an Arbeitern; denn es iſt hier nicht ſo wie dann, wenn viele Kupferſchmiede entſtehen, wo dieſelben, wenn die Kupfer-Arbeiten wohlfeiler werden, zu Grunde gehen; eben ſo die Eiſenſchmiede; oder wenn viel Getreide und Wein wächſ't und die Früchte wohlfeil ſind, der Landbau uneinträglich wird, ſo daß Viele aufhören, den Boden anzubauen, und zum Handel, zum Höckergeſchäft oder Zinswucher übergehen. Je häufiger im Gegentheil das Silber erſcheint, deſto mehr Leute gehen an das Geſchäft. Silber hat noch Niemand ſo viel erworben, daß nicht noch dazu verlangt würde. Wenn aber Einige recht viel gewinnen, ſo vergraben ſie es und freuen ſich nicht minder darüber, als wenn ſie es gebrauchen würden. Selbſt wenn die Staaten gedeihen, bedürfen die Menſchen ſehr des Silbers; denn die Männer wollen es verwenden auf ſchöne Waffen und gute Pferde und Häuſer und koſtſpielige Ausrüſtungen, die Frauen aber wenden es an koſtbare Gewande und goldenen Schmuck. — Wenn aber die Staaten wieder durch Mangel an Früchten oder durch Krieg leiden, weil viel Land unbebaut iſt, ſo brauchen ſie Geld

zu Lebensmitteln und für die Hülfsvölker. Wenn nun Jemand sagen wollte, daß auch das Gold nicht minder brauchbar sei, als das Silber, so widerspreche ich zwar nicht, das aber weiß ich, daß auch das Gold, wenn es häufig erscheint, ungeschätzter wird, das Silber aber schätzbarer macht."

Es ist sonderbar, daß Xenophon, der Wahrheit so nahe, diesen Satz nicht umkehrte und den bleibenden Werth des Silbers in dessen langsamerer Production erkannte. Die griechischen Bergwerke waren eben nicht so ergiebig, als die von Potosi, welche den Silberwerth von 4 auf 1 herabdrückten. Das Silber stand damals zum Golde ungefähr wie 1 : 10, und jetzt steht es wie 1 : 15.

Aristoteles hatte in dieser, wie in so vielen Beziehungen, klarere Begriffe, wie aus folgender Erklärung des Geldes hervorgeht: „In der ersten Gemeinschaft hatte der Tausch noch nichts zu schaffen, sondern erst als die Gemeinschaft voller war; denn Jene hatten Alles gemeinsam, Diese aber schon Vieles getrennt, was sie nach ihren Bedürfnissen gern gegenseitig austauschten, wie es jetzt noch viele barbarische Völker bei dem Tausche machen; dieselben tauschen Nützliches gegen Nützliches ein, stets Gleich gegen Gleich, sie nehmen und geben z. B. Wein gegen Getreide und Anderes der Art. Ein solches natürliches Tauschgeschäft erzeugt kein Vermögen, sondern ergänzt nur gegenseitig die Befriedigung der Bedürfnisse. Als nun die Operation für das Einführen dessen, was man bedurfte, und das Ausführen dessen, woran man Ueberfluß hatte, auf immer weitere Kreise sich ausdehnte, so wurde aus Noth der Gebrauch des Geldes erfunden. Man kam zum Zwecke der Eintauschungen unter sich überein, eine Sache zu nehmen, welche, zu den Gütern gehörend, leicht zu handhaben und dauerhaft wäre, wie Eisen und Silber oder etwas Anderes der Art, zuerst einfach bestimmt nach Größe und Gewicht, zuletzt aber auch von den Menschen mit einem Zeichen versehen, damit sie des Messens und Wägens überhoben wären; denn das Merkmal wurde aufgeprägt als Zeichen der Münze. Als daher schon das Geld durch den nothwendigen Tausch erfunden war, entstand die andere Gattung des Vermögens-Erwerbs, der Kaufhandel, der Anfangs wahrscheinlich einfach begann, durch den Gebrauch aber künstlicher wurde, dergestalt, daß das Umgetauschte den größten Gewinn einbrachte. Daher scheint auch die Kunst der Erwerbung des Vermögens meistentheils mit Geld zu wirken. Man hält nämlich den Reichthum oft für eine Menge Geldes, weil man mit diesem alles Andere sich verschaffen kann. Dann aber scheint es wieder etwas Unnützes und durchaus Unbrauchbares zu sein, weil man es zu keinem der Lebensbedürfnisse brauchen kann, und der, welcher Geld in Fülle hat, (auf einer wüsten Insel z. B.) an der nothwendigen Nahrung

Mangel leiden kann; nun iſt es aber ungereimt, daß dasjenige Reichthum ſei, in deſſen überflüſſigem Beſitze man vor Hunger ſterben kann *)."

Die neueren National-Oekonomen haben den Begriff des Geldes nicht beſſer feſtgeſtellt, als der Lehrer Alexander's.

Eben ſo gut bezeichnet Ariſtoteles die Folgen des Monopols und privilegirten Wuchers. Plato, obwohl in manchen Dingen nicht ſo klar wie Ariſtoteles, beſtimmt dennoch das Weſen des Geldes überraſchend richtig.

Die Gold- und Silbermünze war vor den Perſerkriegen noch ſelten in Griechenland. Von dieſer Zeit an begannen die edlen Metalle aus dem Orient in den Occident zu ſtrömen, weil die übrige Production hier ſtärker geweſen zu ſein ſcheint. Die Athenienſer prägten bald ſo gute Münze, daß dieſelbe im Auslande gern angenommen wurde. Die Wichtigkeit, die man dem Gelde beilegte, brachte die Griechen ſchon zu Einrichtungen, welche an unſere Banken erinnern. Der Tempel zu Delphi bewahrte beträchtliche Summen, die unter dem Schutze der Religion dort am ſicherſten waren, und es bildete ſich ſo eine Art Umſchreibebank, welche aber bald Mitbewerber bekam, da ſie keinen Zins gab. Das Gewerbe eines Bankers wurde ein ſehr einträgliches, weil der niedrigſte Zinsfuß 10 und der höchſte 36 vom Hundert geweſen zu ſcheint. Bei der Unſicherheit der Capitalien und den ungeheuren Gewinnſten, die man mit Hülfe der Sklaven aus denſelben ziehen konnte, ſtieg der Zins ganz unmäßig.

Böckh ſchätzt den Betrag des Miethpreiſes auf 8½ Procent; der Pachtzins ſtand niedriger, doch immer noch hoch genug, um großen Gewinnſt zu bieten. Die Staatsbedürfniſſe wurden durch Erhöhung der Steuern oder Zwangsſteuern bei den Reichen gedeckt. Doch kommen auch Beiſpiele von Staatsanleihen vor, indem die Tempel zu Delphi und Delos mehrmals einen Theil der ihnen anvertrauten Summen herliehen.

Die Theilung der Arbeit, deren Erklärung beſonders Adam Smith zum Verdienſt angerechnet wird, iſt ſchon von Plato völlig klar dargelegt worden. Derſelbe ſagt in ſeinem Buche vom Staat (C. II.): „Eine Stadt entſteht, wie ich glaube, weil Keiner ſich ſelbſt genügt, ſondern Einer des Anderen bedürftig iſt, und daher viele Genoſſen und Gehülfen auf Einer Wohnſtätte ſich verſammeln müſſen, um gegenſeitig ihre Bedürfniſſe zu befriedigen. Nun iſt da ein Ackersmann, hier ein Baumeiſter, dort ein Weber, ein Schuſter und ein anderer Arbeiter. Soll nun jeder von dieſen ſein Werk allein gemeinſam darbieten, ſoll der Ackersmann die Nahrung für Vier ſchaffen und die vierfache Zeit und Mühe darauf verwenden, oder ſoll er nur für ſich allein ſorgen und den vierten Theil der Zeit auf den

*) Ariſtoteles πολιτικων I. 9.

Landbau wenden, die übrige Zeit aber auf die Anfertigung ſeiner Kleidung, ſeiner Schuhe und den Bau ſeines Hauſes? — Das Erſte iſt wahrſcheinlich vortheilhafter, ſagte Adrimantes. — Auch iſt das nicht wunderbar, fuhr er fort, denn ich bemerke ſelbſt, daß nicht Alle gleich geartet ſind, ſondern der Natur nach verſchieden und nicht jeder zu jedem Geſchäfte geeignet. Wird nun einer etwas beſſer verrichten, wenn er viele Künſte betreibt oder nur eine? Dann kommt noch hinzu, daß ein Geſchäft oder eine Sache, die nicht immer beaufſichtigt wird, zu Grunde geht, und das wird der Fall ſein, wenn einer vielerlei zugleich treibt. Dieſem gemäß wird Alles reichlicher, ſchöner und leichter werden, wenn Jeder das, was ſeiner Natur angemeſſen iſt, und in der rechten Zeit verrichtet, andere Dinge Anderen überlaſſend."

Was die geiſtige Production angeht, ſo war Plato in denſelben Fehler verfallen, welchen man der Smith'ſchen Schule zum Vorwurf macht, daß ſie dieſelbe zu gering angeſchlagen, oder wie Say die Beamten ganz unter die unproductiven Arbeiter gerechnet hat. Plato ſchloß Gelehrte und Dichter, als unnütz, förmlich aus ſeinem Staate aus. Dieſe Anſicht widerlegte ſchon Ariſtoteles ganz aus denſelben Gründen, wie wir ſie am geeigneten Orte angeben. (S. den Abſchnitt „Theilung der Arbeit.")

Im erſten Buche ſeiner „Politik" IV. 21, wo Ariſtoteles die Sklaverei zu rechtfertigen ſucht, entwickelt er nicht allein richtige Begriffe vom Capital, ſondern definirt dasſelbe ſogar, ganz wie neuere americaniſche National-Oekonomen, als das Werkzeug zur Production. Er nennt da das Vermögen, die Habe — eine Fülle von Werkzeugen und den Sklaven ein beſeeltes Werkzeug. Ferner beſtimmt er den Begriff von Gebrauchs- und Tauſchwerth ſo genau, als wenn er ein Schüler von A. Smith geweſen wäre.

Beherzigenswerth iſt die Apologie, welche Ariſtoteles vom Mittelſtande macht. Sokrates hatte ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß die Tugenden der Menſchen ſich vorzugsweiſe im Mittelſtande entwickelten, weil Armuth den Geiſt niederdrücke und gemein mache, Reichthum aber zu Trägheit, Ausſchweifung und dem Laſter reize. Ariſtoteles ſagt darüber: „In allen Staaten gibt es drei Claſſen: Reiche, Arme und eine dritte, mittlere dazwiſchen. Weil nun zugeſtanden wird, das Mäßige und das Mittlere ſei das Beſte, ſo iſt es klar, daß auch von den Glücksſtänden der mittlere Beſitz der beſte von allen ſei; denn der gehorcht am liebſten der Vernunft: das Ueberſchöne aber, oder das Ueberſtarke, oder das Ueberedle, oder das Ueberreiche, oder der Gegenſatz derſelben, das Ueberarme, oder das Ueberſchwache und das ganz Verachtete folgen nur ſchwierig der Vernunft. Denn Jene werden eher übermüthig und im Großen Uebelthäter; dieſe aber werden boshaft

und ſehr ſchlimm im Kleinen; von den Ungerechtigkeiten entſtehen einige aus Uebermuth, die anderen aus Bosheit (A. vergißt den Eigennutz). Zudem wollen diejenigen, welche in einem Uebermaß des Glückes, der Stärke und des Reichthums und der Freunde und anderer Güter ſich befinden, weder beherrſcht werden, noch verſtehen ſie es (und das kommt ſchon von Hauſe aus, wenn ſie noch Knaben ſind; denn wegen der Hoffahrt ſind ſie nicht einmal gewohnt, ſich in den Schulen beherrſchen zu laſſen). — Jene aber, welche an dieſen Dingen im Uebermaß Mangel leiden, ſind ſehr niederträchtig, ſo daß dieſe nicht zu herrſchen verſtehen, ſondern mit ſklaviſcher Herrſchaft beherrſcht werden *). Es entſteht alſo ein Staat ſowohl von Sklaven, als auch von Herren, aber nicht ein Staat von Freien; ein Staat von Beneidenden und von Verachtenden, was am weiteſten entfernt iſt von ſtaatlicher Befreundung und Gemeinſchaft: denn die Gemeinſchaft iſt etwas Befreundetes; mit Feinden will man aber den Weg nicht gemeinſam haben."

„Es ſtrebt auch", fährt der Weiſe des Alterthums fort, „der Staat meiſtentheils dahin, aus Gleichem und Aehnlichem zu beſtehen; dieſes bildet aber meiſtens das Weſen der Mittleren, ſo daß nothwendig derjenige Staat am beſten geleitet wird, welcher aus Jenen beſteht, und dieſe Bürger ſind in den Staaten am meiſten wohl behalten. Denn ſie trachten nicht nach fremder Habe, wie die Armen, und weil weder ihnen nachgeſtellt wird, noch ſie nachſtellen, ſo leben ſie gefahrlos dahin. Deßwegen erbat ſich Phokylides ſchön: „„Viel Gutes des Mittleren; ein Mittlerer will ich im Staate ſein!"" Nun iſt aber offenbar, daß auch die beſte ſtaatliche Genoſſenſchaft, die zwiſchen den Mittleren ſei, und daß das Wohlregieren ſolche Staaten treffe, in welchen das Mittlere viel und wenigſtens mehr als die beiden anderen Theile, oder, wenn nicht, doch wenigſtens mehr als der eine Theil iſt; denn hinzugelegt, gibt es den Ausſchlag und hindert, daß die entgegengeſetzten Uebergewichte entſtehen. Deßwegen iſt es das größte Glück, wenn die Regierten ein mittleres oder ſchickliches Vermögen haben, weil, wo die Einen gar Vieles, die Anderen aber Nichts erwerben, der Pöbel äußerſt groß, oder die Oligarchie ungemäßigt wird, oder die Tyrannei wegen beider Uebertreibungen entſteht; denn auch aus der kräftigſten Demokratie und aus der Oligarchie entſteht die Tyrannei, aus den Mittleren aber und den ſich nahe Stehenden viel weniger. Den Grund davon werden wir ſpäter in den Büchern über die Umwandlungen der Staats-Verfaſſungen angeben. Daß der Mittelſtand der beſte iſt, iſt offenbar; denn er allein iſt nicht aufrühriſch; wo die Menge im Mittelſtand iſt, entſtehen am wenigſten

*) Wen erinnert dieſer Ausſpruch nicht an die Zuſtände Frankreichs?

Aufstände und Entartungen der Staats-Verfassungen; auch sind die freien Staate aufruhrloser aus dieser Ursache, weil dort das Mittlere zahlreich ist."

Es ist sonderbar, daß Aristoteles bei dieser Weisheit und Reife der Ansichten sich in Beziehung auf die Sklaverei, welche durch diese seine Worte ebenfalls verdammt wird, nicht über die Vorurtheile seiner Zeit erheben konnte, sondern derselben das Wort redet.

Jene weisen Rathschläge über den Mittelstand wendet er nun auf die Politik an und sagt: „Daraus wird auch klar, warum die meisten Verfassungen entweder demokratisch sind oder oligarchisch. Es gibt nämlich in den meisten Staaten wenig Mittleres; stets überwiegt einer der beiden anderen Stände, entweder die Reichen oder der Pöbel. Weil nun zwischen Beiden Kämpfe entstehen, so gründen sie, welcher davon zufällig siegt, weder eine gemeinsame noch eine gleiche Verfassung, sondern gerathen in das Uebermaß, und so errichten die Einen die Demokratie, die Andern die Oligarchie."

Diese tiefe Einsicht der Philosophen konnte indessen wegen der Sklaverei praktisch nicht von Bedeutung werden. Erst die freie Arbeit hat den wahren Mittelstand geschaffen. Durch die Maschinen, die Benutzung der Naturkräfte, die Erfindungen, die Fortschritte der Wissenschaft hat sich der Schwächere von dem Stärkeren, der Arme von dem Reichen, der Arbeiter von seinem Herrn emancipirt. Bei gleicher Arbeit wird jetzt mehr erzeugt, als früher, und somit Genüsse, welche früher einem kleinen Kreise gehörten, auf größere Kreise ausgedehnt.

Die Steinkohle, das Eisen, die Kartoffel, das Zuckerrohr, der Thee, der Kaffee, der Reiß, die Baumwolle sind Rohproducte, welche die Alten theils gar nicht, theils nur in geringer Quantität besaßen, die aber jetzt, in Massen producirt, viele Millionen reichlich nähren und das Wohlbefinden bis in die tiefsten Schichten tragen, den Mittelstand also außerordentlich gestärkt haben. Dieser ist bei den heutigen civilisirten Völkern das Product der freien Arbeit; er ist der Freund der Freiheit; darum wird er stets der Träger der Cultur sein.

Bei den Griechen finden wir im Alterthume die meiste Bildung, weil dort, abgesehen von der Sklaverei, der Mittelstand am meisten entwickelt war. Von den Griechen ging die Gesittung nach allen Theilen der alten Welt, und heute noch leuchten sie uns als Muster der Kunst voran. Sie gründeten Colonieen in Klein-Asien, Africa, Spanien, Italien, Gallien, auf Sicilien, Cypern und an den Gestaden des schwarzen Meeres. Diese wetteiferten bald mit den Mutterstaaten an Reichthum und Macht, bis sie endlich gemeinsam dem Schwerte der Römer unterlagen. Anfangs unter der Oberherrlichkeit des Mutterlandes, sagten sie sich, wie ihre Schwestern in

der Neuzeit, von demſelben los, ſobald ihre Entwicklung ſo weit gediehen war, um die Selbſtſtändigkeit behaupten zu können, gerade wie der mündige Sohn, wenn er einen eigenen Hausſtand gründet. [Darin liegt der wahre Grund der Unhaltbarkeit des Colonialweſens; weniger in Regierungsmaßregeln, denn die griechiſchen Anſiedlungen waren ungleich freier, als die der neueren Völker, und doch ſagten ſie ſich los.] Später gingen ſie wieder unter, weil ſie, nur durch Sklavenarbeit producirend, an Geiſt und Körper verweichlichten, weil der Sauerteig der freien Arbeit nicht erhaltend und erfriſchend auf ihr Leben einwirkte.

Die ökonomiſche Grundlage Roms war ſtatt der Arbeit der Raub. Die Arbeit war verachtet und bis in ihre feinſten Schattirungen den Sklaven zugewieſen. Nicht bloß die Gewerbe wurden von ihnen ausgeübt, ſondern jede Art von Induſtrie, die ſchönen Künſte, die Wiſſenſchaft. Ihre Aerzte, die Erzieher ihrer Kinder, Künſtler, ja, Dichter und Philoſophen waren Sklaven. Die einzige Arbeit, welche in den Augen der Römer Gnade fand, war der Ackerbau. Handel und Gewerbe wurden ſo geringſchätzig behandelt, daß ſogar Cicero in den Ruf ausbricht: „Nichts Edles kann die Werkſtätte haben..... Der Handel, wenn er klein, iſt als ſchmutzig zu betrachten, wenn er aber groß und reich iſt, wenn er Vieles überall herführt, ſo iſt er nicht ſehr zu tadeln. Die Kaufleute gewinnen übrigens nichts, wenn ſie nicht etwas lügen.“

Wo ein Philoſoph und Staatsmann ſo ſpricht, da darf man ſich nicht wundern, wenn die Geſetze der Nation ſelbſt keine beſſere Sprache führen. „Die Handelsvölker“, heißt es in einem der den Handel ächtenden Edicte zur Zeit der erſten Kämpfe mit Karthago, „müſſen für uns arbeiten; unſer Gewerbe iſt, ſie zu beſiegen und Löſegeld von ihnen zu empfangen. Setzen wir ſonach eher den Krieg fort, der uns zu ihren Herren gemacht, als daß wir uns dem Handel ergeben, der ſie zu unſeren Sklaven gemacht hat.“ Solcher Politik blieben die Römer auch getreu, und ihr ſchmachvoller Untergang war nur die gerechte Strafe für die Thränen und den Schweiß, welchen ſie den unterjochten Völkern abgepreßt hatten.

Der Untergang Karthago's war ein unermeßlicher Verluſt für die Menſchheit; das geiſtige und phyſiſche Capital, welches mit dieſer großen Handelsſtadt zerſtört wurde, hätte die Civiliſation unendlich befördert, während ſie bei den ihren Raub verpraſſenden Römern ſchließlich zu Grunde ging.

Von einer eigentlichen Staatswirthſchaft iſt in Rom erſt von dem Kaiſerthum an die Rede. Auguſt veranſtaltete die erſte Volkszählung, um die Steuern danach zu bemeſſen; die Erbſchaftsſteuer wurde auf den zwanzigſten Theil der Erbſchaft, die Verbrauchsſteuer für Lebensmittel auf 1 pCt. feſt-

gesetzt, die Zölle wurden geregelt, und dem Tarife, der uns überliefert ist, nach zu urtheilen, scheinen die unsrigen jene der Alten an Widersinnigkeit weit zu übertreffen. Wie ihre modernen Collegen suchten auch die Römer ihre Eroberungen durch vollständige Vernichtung der Stammeseigenheit der unterjochten Völker zu sichern und führten daher überall ihre Gesetze und wo möglich ihre Sprache ein, wodurch allerdings eine überraschende Einheit in den sämmtlichen Zweigen der Verwaltung sich bildete. Dreißig Legionen, die einen Heeresstand von 400,000 Mann bildeten, erhielten diese, in Sprache, Sitten und Interessen so verschiedenen Völkerschaften in Gehorsam; sorgfältig gepflegte Straßen erleichterten den militärischen Verkehr, und großartige Bauten erhoben sich überall, wo es darauf ankam, den Herren der Welt zu nützen. Man staunt vor der Größe jener Zeit, und unsere größten Monarchieen verschwinden vor den 100 Millionen Unterthanen des Kaisers Claudius." Allein mit welchen Mitteln wurde dieses Reich geschaffen, mit welchen erhalten! Aus welchem Budget schöpfte man die Hülfsquellen für jene schwelgerischen Gastmähler, die Mittel zu jenen Prachtbauten, jenen Palästen und üppigen Villen! Selten wird daran gedacht bei Bewunderung der römischen Größe. Gab es großartige industrielle Unternehmungen, welche sie lieferten, oder war es der Handel, der so ungeheure Summen aufbrachte? Gab es dort Arme? Arbeitete man in Fabriken, in der Werkstätte, oder wie zur Zeit der Republik am häuslichen Herd? Welches war das Loos des Gewerbs-Arbeiters und des Landmannes? Wie trieb man den Handel? [Blanqui.]

Diese Fragen, deren Wichtigkeit die römischen Staatsmänner nicht einmal geahnt zu haben scheinen, traten mehr als einmal gebieterisch vor die herrschende Volksclasse, und der römische Senat hat von dem Auszug der Plebejer bis zum Sklavenaufstand unter Spartacus mehr als Ein Compromiß durch Agrar-Gesetze und Vertheilung von Gut und Geld zwischen Patriziern und Plebejern abgeschlossen.

Die Sklaverei war in Rom noch mehr als in Griechenland das wesentliche Moment des Staates. Die Römer wollten bloß verzehren, nicht arbeiten; sie verschwendeten den Raub der Welt in äußerem Glanz, Gelagen und Schwelgereien. So lange sie noch etwas zu erobern hatten, erhielten die unaufhörlichen Kriege die Lebensgeister in Thätigkeit; als aber das Weltreich gegründet war, verfaulten sie wie ein stagnirendes Wasser. Die Industrie, die Arbeit war so verachtet, daß Augustus über den Senator Vinius die Todesstrafe aussprach, weil er eine Manufactur leitete; ja, man ging so weit, die Ladenmädchen z. B. den Freudenmädchen gleich zu stellen. Der Handel beschränkte sich mehr auf Ackerbau-Producte und hatte der Natur derselben gemäß keine große Ausdehnung. Es war daher kein

Wunder, daß die Hungersnoth von Zeit zu Zeit die Bevölkerung der Hauptſtadt decimirte und die Induſtrie ſo zurückblieb, daß Wolle faſt der einzige Kleidungsſtoff war. Die Wohlthat leinener Leibwäſche kannten die Römer noch nicht, daher die täglichen Bäder ein Bedürfniß waren.

Als man die Forderungen des unteren Volkes nach einem Antheil an dem Raube der ausgebeuteten Völker nicht mehr unterdrücken konnte, riß in Rom derſelbe Mißbrauch ein, wie in Athen, und der Ruf „Panem et circenses!“ wurde zum Sprüchwort. Die Schwelgerei und Sittenloſigkeit nahmen immer mehr zu, die Verbrechen häuften ſich, die Bevölkerung nahm ab, bis zuletzt die germaniſchen Barbaren als wahre Wohlthäter auftraten, um der Welt den Anblick eines verfaulenden Cadavers zu erſparen. Um dieſe Zeit erſchien auch das Chriſtenthum.

Die Juden, aus deren Schoße die neue Lehre hervorging, haben ihren Urſprung eigentlich einer ſocialen Revolution zuzuſchreiben; denn der Auszug aus Aegypten unter Moſes ſcheint nichts Anderes geweſen zu ſein, als ein Aufſtand der unteren Kaſten, welchen ein großes Werk unter Leitung eines großen Mannes gelang.

Auch das Chriſtenthum iſt ſocialen Urſprungs, worauf nicht allein ſeine Lehren, ſondern eine Menge ſeiner Einrichtungen hinweiſen. Sein Hauptverdienſt beſtand aber darin, daß es die Sklaverei brach. Dieſe Thatſache allein ſtempelt es zur bedeutendſten Erſcheinung der Weltgeſchichte.

Die Alten betrachteten den Sklaven wie eine Sache, wie ein Thier, dem ſie nicht einmal nach dem Tode die Gleichheit zugeſtanden, ſondern im jenſeitigen Leben einen beſonderen Aufenthalt anwieſen. Indem nun das Chriſtenthum die Menſchen vor Gott gleich ſtellte, griff es die Sklaverei an der Wurzel an. Hinſichtlich der Sklaven waren die Germanen von den Römern nicht verſchieden; auch ſie behandelten dieſelben wie Sachen, und verſchloſſen ihnen den Zutritt zur Walhalla. Es wurde daher auch erſt durch das Chriſtenthum die Sklaverei bei ihnen gebrochen und in die Leibeigenſchaft oder das noch mildere Colonat aufgelöſ't. Es gab zwar ſchon vor Tacitus Leibeigene (liti), welche an die Scholle gebunden waren, allein erſt nach Einführung des Chriſtenthums keine eigentlichen Sklaven (servi) mehr, die nicht an die Scholle gebunden, ſondern gleich dem Vieh verkäuflich waren. In der in Fäulniß begriffenen römiſchen Welt mußte die neue Lehre einen tiefen, erſchütternden Eindruck machen. Die Lehre von dem Gehorſam und der Unterordnung unter die Oberen gefiel den Hohen, und der Grundſatz der Gleichheit den Unteren. Dieſe wurden gehoben, ohne daß die Großen erniedrigt wurden. So kam es, daß das Chriſtenthum, trotz aller Verfolgungen, ſchnell Eingang fand und ſich allgemein verbreitete.

Wenige Jahre nach der Regierung Konstantin's ist die Freilassung von Sklaven schon auf die bloße Beurkundung eines Bischofes gestattet, die Gesetzgebung wird milder, und es zeigt sich deutlich der Einfluß der neuen Lehre.

Ein Umstand, welcher später in Mißbrauch ausgeartet ist, trug in der ersten Zeit außerordentlich zur socialen Verbesserung der unteren Classen bei — die Ohrenbeichte und der Einfluß des Priesters am Sterbebette. Massenhafte Freilassungen von Sklaven und großen Schenkungen für Klöster und Stiftungen, welche beide ganz besonders die volkswirthschaftliche oder, wenn man lieber will, die sociale Seite des Christenthums charakterisiren, wurden auf diesem Wege erlangt, und es entstand dadurch eine wesentliche Reform in der Volkswirthschaft.

Die Klöster waren es, welche die Wissenschaft aus der Sündfluth der Völkerwanderung retteten und fortpflanzten, welche die Erziehung des Volkes vermittelten, diesem in gewerblicher Beziehung die beste Anleitung gaben und im Ackerbaue mit gutem Beispiele vorangingen. Sie waren die Zufluchtsstätten der Armen und Unterdrückten, namentlich der entlaufenen Leibeigenen, gegen welche schon die ältesten Gesetze Maßregeln getroffen hatten. Die Klöster haben seit anderthalb Jahrtausenden die Brüderlichkeit und Gütergemeinschaft praktisch ausgeübt, welche die Communisten unserer Zeit als etwas Nagelneues aufstellen wollten. Die milden Stiftungen waren ein Institut, welches durch seine Humanität das rohe Mittelalter weit über das fein gebildete Alterthum stellt.

Durch die Kirchen-Versammlungen schuf das Christenthum ein mächtiges kosmopolitisches Mittel zur Sittigung der Völker; es bahnte dadurch den ersten Weg zur Solidarität der Nationen, vor welcher sich einst der Krieg in einen edlen Wetteifer der Arbeit verwandeln wird.

Auch bei den Urgermanen wurden die Gewerbe nur von Sklaven betrieben; in den Klöstern mußten sie sich aber weit besser entwickeln, da ihnen hier die Wissenschaft zu Hülfe kam. Wir wissen, daß Chemie, Physik und Technik dort gepflegt wurden und bald ihren Einfluß auf die Gewerbe äußerten. Das Pulver, der Gebrauch des Hopfens, die Destillation u. a. wurden in den Klöstern erfunden. Aus ihnen ging die Arbeit frei hervor, um sich dann in den Städten unter dem Schutze der Association zur großen Industrie auszubilden.

Wie schwer es hält, sich von Vorurtheilen los zu machen, beweis't der Jahrhunderte lang verbreitete Irrthum über das Wesen des Zinses. Hier war es hauptsächlich die Geistlichkeit, welche das Zinsnehmen verdammte, obwohl sie sich selbst dessen Einflusse nicht entziehen konnte und durch Vermittlung der Juden die Sache doch beibehielt. Justinian setzte

ſchon den Zinsfuß feſt und beſtimmte ihn für Perſonen hohen Ranges auf 4, für alle Anderen auf 6 und für Kaufleute ausnahmsweiſe auf 8 Procent; für Verſicherung gegen Seegefahr waren ſogar 12 Procent geſtattet. Erſt nach mehr als tauſend Jahren war es der Wiſſenſchaft vorbehalten, zu beweiſen, daß ſich der Zinsfuß und der Preis der Waaren allen Staats-Anordnungen entzieht. In den Capitularien Karl's des Großen findet man ſchon den Verſuch eines höchſten Preiſes des Korns; aber alle dieſe ſtrengen Maßregeln hatten natürlich keine andere Folge, als den Zins noch höher und das Getreide noch theurer zu machen; wie die Geſchichte jener Zeiten deutlich nachweiſ't. Uebrigens ſchuf Karl doch viel Gutes; er ſtellte Sicherheit im Lande her, befahl, die Arbeiter, die Leibeigenen gut zu halten, und begünſtigte die Gründung von Städten.

Von Karl dem Großen an tritt der Feudalismus als geſchloſſener, ausgebildeter Organismus in die Weltgeſchichte.

Die Germanen waren auf den Schauplatz getreten als ein ſeinen Natur-Anlagen, ſeinen Sitten nach völlig neues Geſchlecht, welches mit den Römern nichts gemein hatte, als den kriegeriſchen Geiſt. Sie unterſchieden ſich von dieſen, als ein edleres Geſchlecht, namentlich durch ihre Liebe der perſönlichen Selbſtſtändigkeit und ihre Achtung der Frauen. Bei dieſen „Barbaren" nahm das Weib einen ganz anderen, würdigeren Standpunkt ein, als bei den gebildeten Römern; durch das Allod und die Weiberlehen erhielt es freies Eigenthum, und dieſes trug nicht wenig zur Entfeſſelung der unteren Stände bei.

Die Unverletzlichkeit der Perſon war ſo geheiligt, daß die Todesſtrafe ſo gut wie nicht exiſtirte. Alle Wunden, Beſchädigungen, ſelbſt der Tod wurden je nach dem Stande mit einer höheren oder niedrigeren Geldſtrafe, dem Wehrgelde, gebüßt. Der Feudalismus wandelte bald das ganze Staatsleben um und ſetzte an die Stelle der rohen Gewalt das Recht und die Milde, begründet auf der Freiheit der Einzelnen. Der Schwache ſchloß ſich dem Stärkeren an, leiſtete ihm Dienſte und wurde dafür von dieſem gegen Angriffe von Mächtigeren in Schutz genommen. Die Sklaverei verſchwand vollends und wurde in die Leibeigenſchaft umgeändert, ein ſchon weit milderes Verhältniß, weil der Leibeigene keine Sache mehr war, ſondern ein Menſch, weil er die Geſetze anrufen, weil er nicht mehr ohne das Land verkauft werden konnte, weil die Mutter nicht mehr von ihren Kindern, das Weib nicht mehr von ſeinem Manne getrennt werden durfte. Für unſer Zeitalter iſt die Leibeigenſchaft freilich eben ſo veraltet, als es ihrer Zeit die Sklaverei war; allein für jene Zeit war ſie ein unermeßlicher Fortſchritt. Der Adel war frei von Steuern, was damals nur ein ärmlicher Erſatz für die Wehrpflicht war. Wie kleinlich geberden ſich dagegen die

Junker der Neuzeit, welche jene ehrenhafte Verpflichtung von ſich ab auf das Volk gewälzt haben, und doch die Entſchädigung für Thaten in Anſpruch nehmen, welchen ſie längſt nicht mehr gewachſen ſind!

Um die Emancipation von der Sklaverei vollſtändig zu machen und die Freiheit auf unerſchütterliche Grundſäulen zu bauen, ſchuf das Germanenthum als ehernen Schild der freien Arbeit die Aſſociation. Die Vergeſellſchaftung hat in den Zünften des Mittelalters, in der Hanſe, dem rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städte-Bunde ſchon glänzende Früchte getragen. Sie ſchickt ſich heute an, die ſociale Frage gar zu löſen und mit Hülfe der Maſchinen die Menſchen völlig zu emancipiren und ſelbſt von Natur-Ereigniſſen unabhängig zu machen.

So ſehen wir, trotz vielfacher Stürme, die Menſchheit materiel doch immer voranſchreiten und ſelbſt ungünſtige Ereigniſſe zu ihrem Vortheile benutzen, wie dies mit den Einfällen der Ungarn der Fall war. Dieſen zu begegnen, beſchloß Heinrich die Gründung feſter Städte an der Oſtgränze Deutſchlands und ließ den zehnten Mann vom Lande in die Stadt ziehen. Dadurch wurde nicht allein eine Bahn gebrochen zur Befreiung der Leibeigenen, ſondern auch das Gewerbeweſen ſo begünſtigt, daß es bald zu großer Blüthe gelangte.

Eben ſo trug ein anderes Ereigniß, welches ſonſt nur zu beklagen wäre, nicht wenig zur Entwicklung der Städte, dieſer Schirmburgen der freien Arbeit, bei — die Kreuzzüge.

Dieſe Unternehmungen, welche den Thatendrang des raufluſtigen Adels, der ſich ſtets gegenſeitig befehdete und Capital und Induſtrie dabei zerſtörte, in eine andere Bahn lenkten, waren eine wahre Wohlthat für die bedrängten Städte. Um Geld zu erhalten, verkaufte und verpfändete der Adel zahlreiche Ländereien, wodurch ein Theil des Grundeigenthums frei wurde und die Städte an politiſcher Macht zunahmen. Auf der anderen Seite erweiterten die Kreuzzüge die Handelswege, machten das Abendland mit den Künſten des Orients bekannt und verſchafften ſo der Induſtrie neue Nahrung. Die Schifffahrt nahm zu, der Handel vergrößerte ſich, und durch den wachſenden Reichthum der Bürger vermehrten ſich die Einkünfte des Staates. Die Gemeinden ſahen damals den erſten Schimmer von Unabhängigkeit, und von da an konnte der dritte Stand dem Adel gegenüber geſtellt werden. Die Venetianer verſchafften den Grundſätzen der Handelsfreiheit überall Eingang, wohin ſich ihr Einfluß erſtreckte. Ihnen verdankt man die Gründung der erſten Factoreien und den Anſtoß zu den großen induſtriellen Unternehmungen und Finanz-Speculationen, bei welchen die Juden, dieſe „liſtigen Oekonomiſten des Mittelalters“, eine bedeutende Rolle geſpielt haben.

Die Erwerbung von Grundbeſitz und der Gewerbsbetrieb war den Juden unterſagt; ſie trieben daher Handel und zeigten ſich bei den vielen Verfolgungen, welche ſie zu erdulden hatten, ſehr erfinderiſch in Ausflüchten. Sie ſind die Erfinder des Wechſels, welcher unſer Bankweſen anbahnte und den Credit weſentlich beförderte. Da Geld die dauerhafteſte und im Mittelalter die gewinn-verſprechendſte Waare war, und die Geiſtlichkeit bei dem Vorurtheile gegen das Zinsnehmen ſich genöthigt ſah, ihre Erſparniſſe an die ungläubigen Juden auszuleihen, von denen Zins zu nehmen eher als ein Verdienſt betrachtet wurde, ſo gerieth allmählich der Geldhandel faſt ausſchließlich in deren Hände. Weil man aber von dem Weſen des Geld-Umlaufes keinen Begriff hatte, ſo ſuchte man durch Zwangs-Maßregeln den Zinsfuß feſtzuſetzen, was denſelben natürlich nur noch erhöhte; denn er ſtieg oft bis auf 30 und 40 Procent, und als man ſogar durch Ausfuhrverbote helfen wollte, die Geldſendungen aber unſicher zu transportiren waren, da erfanden die Juden den Wechſel, welcher eine ſo bedeutende Rolle in der Welt ſpielen ſollte.

Zu einer Zeit, wo eine regelmäßige Poſtverbindung nicht beſtand, die Verſendung von Waaren und Geld durch Privat-Gelegenheit vor ſich gehen mußte, wo die Boten und Handelszüge aber auf jeder Meile Gefahr liefen, geplündert zu werden, da kamen nämlich die Juden, welche damals faſt ausſchließlich den Geldhandel vermittelten, auf den Gedanken, Forderungen und Schulden, die ſie und ihre Geſchäftsfreunde in entfernten Ländern durch Bezug von Waaren contrahirten, gegenſeitig zu compenſiren. Bis dahin waren die Waaren ſtets gegen baares Geld verkauft oder nach Geld abgeſchätzt und gegen andere Waaren direct vertauſcht worden. Dieſer Tauſch ging bei Manufacturwaaren in der Regel auf den Märkten und Meſſen vor ſich, wohin, wegen der großen Verſchiedenheit der Münzſorten, die Kaufleute Gold- und Silberbarren mitbrachten und an der Münzſtätte des Marktes in die landesübliche Münze umprägen ließen. Nach und nach hatte ſich aber ein gewiſſer ſtändiger Waarenbedarf und Waarenzug zwiſchen mehreren Ländern herausentwickelt. Kaufleute entfernter Länder ſtanden mit einander in Verbindung und ſchickten ſich die Erzeugniſſe ihrer Länder, ohne die Meſſen ſelbſt zu beziehen. In dieſem Verhältniſſe die Waaren ſtets mit Geld zu bezahlen, war äußerſt mißlich und wegen der Unſicherheit des Verkehrs gar gefährlich. Mailand lieferte ſeine Rüſtungen, Venedig orientaliſche Gewürze und Seidenſtoffe, die ſeine Schiffe im Orient holten, Spanien exportirte Weine, Niederſachſen Biere, Flandern Tuche, England Korn, Vieh, Zinn.

Für die mailänder Rüſtungen oder die ſpaniſchen Weine, welche man in Deutſchland bezog, konnte man von da Bier nach Flandern ſchicken;

Flandern, das Tuch nach Spanien und Mailand exportirte, konnte, statt sich das baare Geld von dort remittiren zu lassen, seine Forderung gegen das Guthaben, welches die mailänder und spanischen Kaufleute in Deutschland hatten, compensiren; es konnte das aus Deutschland bezogene Bier dafür anrechnen. Der schriftliche Schein, durch welchen nun dieser Austausch von Werthen, die Compensation, vor sich ging, war der Wechsel.

Als durch die immer tiefer gehende Theilung der Arbeit der Ueberschuß über die zur Erhaltung der Bevölkerung nothwendigen Producte jährlich größer wurde, das Capital somit wuchs und in Folge dessen die Arbeitskraft stieg; als große Massen von Gütern sich anhäuften, der Handel den Verkehr zwischen den Nationen immer mehr ausdehnte — da gewannen die Kaufleute die Ueberzeugung, daß die Ausfuhr und Einfuhr von Waaren in einem Lande sich so ziemlich gleich stehen, und daß große Portokosten und Verluste gespart werden, wenn man die Baarsendungen durch den Wechsel ersetzt. Nach und nach erhielt der Wechsel immer größere Bedeutung; er wurde zuletzt der Schöpfer des Bankwesens, d. h. des organisirten Credits.

Eine der glänzendsten Erscheinungen in der germanischen Entwicklung ist die Hanse. Ein Bund gegen die Seeräuber (See-Könige) und das Strandrecht, jenes die Menschheit brandmarkende Raubsystem, waren die Grundlage dieser großartigen Association. Nachdem das Meer von jenen See-Rittern gesäubert war, welche ärger gehauf't hatten, als ihre Brüder auf dem Lande, nahm der Handel einen raschen Aufschwung, und die Hanse wuchs so mächtig empor, daß sie bald alle Städte Nord-Deutschlands umfaßte und in England, Rußland und Skandinavien Privilegien vor den Eingeborenen besaß. Sämmtlicher Handel des Nordens war in ihren Händen, ihre Schiffe beherrschten die Meere und geboten den nordischen Königen. Erst mit der Entdeckung America's sank sie wieder, nachdem sie noch im Vereine mit den Städten Ober-Italiens das große Werk der Befreiung der Gemeinden vom Feudal-Adel vollendet hatte, welche erst in jüngster Zeit wieder in Frage gestellt wurde.

Während im Alterthume der Reichthum nur Verweichlichung und den Untergang der Völker herbeiführte, ist er unter dem Walten der Freiheit ein Mittel zum Fortschritt, zur Cultur geworden. Das bewegliche Eigenthum stellte sich stolz neben das Grundeigenthum; Schritt für Schritt erkauften die Städte ihre Freiheit von dem Kaiser und den Fürsten, und nie wird ihnen dieses mit ihrem Schweiße errungene Gut wieder entrissen werden können. Der Wohlstand der Bürger erregte Aufsehen, und es mischte sich bald die weltliche und geistliche Macht in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse. Verordnungen gegen den Luxus, über Kleidung und

Eſſen erſchienen, man ordnete die Zölle und trachtete, durch verſchiedene Zwangs-Maßregeln die damals häufig wiederkehrende Noth zu beſeitigen. Philipp der Schöne verſuchte, in Frankreich den Preis des Getreides gewaltſam zu fixiren, er verbot die Ausfuhr edler Metalle; allein mit allen dieſen Beſchränkungen wird man damals nicht mehr ausgerichtet haben, als heute.

Vernünftigere Grundſätze befolgten die italieniſchen Freiſtaaten, welche einer Freiheit genoſſen, wie ſie das Alterthum nicht gekannt hat. Die freie Arbeit ſchuf durch den Handel und die Induſtrie Schätze, die es möglich machten, daß eine einzige Stadt mit ihrer Flotte das Meer beherrſchte, den Türken den Frieden dictirte und Heere ausrüſtete, welche ſelbſt dem Kaiſer ſiegreich widerſtanden. Man arbeitete dort nicht für Einzelne, ſondern für ſich, für die Freiheit und Unabhängigkeit Aller. Gar oft zeigte ſich, daß die Politik der Staatsmänner, welche man aus Comptoiren und Krambuden geholt hatte, freiſinniger und einſichtsvoller war, als die der adeligen Herren, deren Stelle ſie eingenommen hatten. Gute Rechtspflege, geringe Abgaben, unbedingte Freiheit des Verkehrs hoben den Wohlſtand, ermunterten die Kunſt und vermehrten ohne Hülfe des Staats die Anſtalten für Wohlthätigkeit und den Unterricht. Die Denkmale der Kunſt, welche jene Städte uns überliefert haben, erregen noch heute unſere Bewunderung und Nacheiferung. Dabei war das Staats-Budget ſehr klein, wie z. B. das von Florenz, welches uns erhalten iſt, nur 300,000 Florin betrug; und doch beſaß es allein zweihundert Wollfabriken, welche jährlich 80,000 Stück Tuch lieferten, deren Verkauf mehr als 30,000 Arbeitern ihre Löhne ſicherte.

Am mächtigſten war Venedig, welches mit Königen und dem Kaiſer Krieg führte, die ausgedehnteſten Colonieen beſaß und faſt den ganzen Handel mit dem Morgenlande in Händen hatte. Das erſte banklähnliche Inſtitut kommt dort vor und verbreitete ſich bald in die übrigen Freiſtaaten. Man erſtaunt über die hohe Einſicht, welche manche Staatsmänner jener großen Zeit an den Tag legten.

Indem aber Venedig den freien Handel als Monopol für ſich behielt, wurde es läſſig und ſpäter, nach der Entdeckung America's und des Vorgebirges der guten Hoffnung, unfähig, die verſtärkte Concurrenz auszuhalten. Es beſaß nicht mehr die Zähigkeit und Ausdauer, um den Wettkampf von Neuem zu beginnen.

Die erſten Schläge gegen die Freiſtaaten Ober-Italiens führte der Kaiſer Karl V., der böſe Dämon Deutſchlands wie Europa's. Seiner Engherzigkeit in religiöſen Dingen hat Deutſchland ſeine Spaltung in zwei Confeſſionen und ſeine politiſche Zerriſſenheit zu verdanken. Der Beſchränktheit

ſeiner Begriffe über Volkswirthſchaft entſprang das Mercantil-Syſtem, in welchem er alle verkehrten ökonomiſchen Anſchauungen jener Zeit zu einem Syſtem vereinigte, unter deſſen Trugſchlüſſen wir heute noch leiden. Man glaubte damals durch Vermehrung des Geldes auch den Reichthum zu vermehren, weil man keinen Begriff davon hatte, daß die Maſſe der Umtriebs-Waare, des Geldes, im Verhältniß zur Production und Conſumtion ſtehen müſſe. Karl V. fing daher an, ſchlechtes Geld zu prägen und durch Beſchränkungen und Verbote die Handelsfreiheit, welche im Begriff war, zu ſiegen, zu unterdrücken.

Der Entwicklung eines erleuchteten Bürgerthums abhold, war er ſowohl der Feind der Freiheit der Gütererzeugung, wie der Freiheit des Glaubens. Da ſich von ſeiner Regierung an das ſogenannte Mercantil-Syſtem ausbildete, welches ſo viel Unheil angerichtet hat und immer noch ſtiftet, ſo erörtern wir am beſten deſſen Anſchauungsweiſe an dieſer Stelle:

Das Mercantil-Syſtem, dem Wortlaute nach Handels-Syſtem, dem Inhalte nach aber beſſer Sperr-Syſtem genannt, verdankt ſeinen Urſprung der Vorſtellung, daß das Vermögen eigentlich in Geld, in Gold oder Silber beſtehe. Die nach dem Augenſchein urtheilende Menge ſah, daß für Geld zu jeder Zeit Alles zu haben war, daß es nur unmerklichen Preisſchwankungen und zugleich dem Verderben weniger ausgeſetzt iſt, als jede andere Waare. So niſtete ſich denn die Meinung ein, daß alle übrigen Güter nur Genüſſe ſeien, welche man ſich vermittels des Geldes verſchaffe. Alle Maßregeln der Staats-Oekonomie wurden alſo dahin gerichtet, das Geld zu vermehren, ohne Rückſicht darauf, ob dadurch die Production ſelbſt erſchwert oder erleichtert wurde; und ſo feſt können falſche Vorſtellungen ſich einwurzeln, daß bis auf den heutigen Tag die große Maſſe von ſolchen Irrthümern ſich nicht emancipirt hat.

Nach der Entdeckung America's, erzählt Adam Smith, war lange Zeit das Erſte, wonach die Spanier fragten, wenn ſie an eine unbekannte Küſte kamen, ob Gold oder Silber in der Gegend zu finden wäre. Je nach den Nachrichten, die ſie hierüber einzogen, beſtimmten ſie, ob es der Mühe lohne, ſich daſelbſt niederzulaſſen, oder ob das Land der Eroberung werth wäre. Plano Carpino, ein Mönch, den der König von Spanien zu einem der Söhne des bekannten Dſchingiskan geſchickt hatte, ſagt, die Tataren hätten ihn oft gefragt, ob in dem Königreiche Frankreich eine große Menge von Schafen und Ochſen ſei. Ihre Frage hatte dieſelbe Abſicht, wie die der Spanier; ſie wollten wiſſen, ob das Land reich genug wäre, um der Eroberung werth zu ſein. Unter den Tataren iſt, wie unter den meiſten übrigen Hirtenvölkern, die gewöhnlich mit dem Gebrauche des Geldes nicht bekannt ſind, Vieh das Werkzeug zum Handel und der Maßſtab des Wer-

thes. Nach ihrer Anſicht beſtand daher der Reichthum in Vieh, wie er nach der Anſicht der Spanier in Gold und Silber beſtand. Vielleicht kam von beiden Anſichten die tatariſche der Wahrheit am nächſten.

In der Meinung, daß das Vermögen nur in Geld (es iſt hier immer Metall-Geld gemeint) beſtehe, verlangten die Mercantiliſten Maßregeln von Seiten des Staates, welche den Vorrath an Geld im Inlande vermehrten. Da die Maſſe des Geldes im Allgemeinen ſich nur wenig vermehrt, ſo konnte durch Anhäufung des Geldes in einem Lande dieſes nur um ſo viel reicher werden, als ein anderes ärmer ward. Das Beſtreben der Anhänger des Sperr-Syſtems ging alſo dahin, zu bewirken, daß die Ausfuhr an Waaren aus einem Lande die Einfuhr von Waaren in dasſelbe überſteige, damit die Differenz in baarem Gelde remittirt werde. Um den Belauf dieſes baaren Geldes war nach der Meinung der Mercantiliſten das mehr Waaren exportirende Land reicher und das mehr importirende ärmer geworden. Jene Differenz zwiſchen der Ausfuhr und Einfuhr wurde die Handels-Bilanz genannt. Letztere war einem Lande günſtig, wenn es mehr exportirte und die Differenz an Geld herausbezahlt bekam. Um nun eine ſolche, nach der Meinung der Mercantiliſten günſtige Handels-Bilanz herzuſtellen, wurde darauf hingewirkt, daß von Staats wegen die Ausfuhr erleichtert und die Einfuhr erſchwert wurde. Die Staatsregierungen gingen nur zu leicht auf dieſen Irrthum ein und bewahrten ihn ſo hartnäckig, daß Oeſterreich erſt vor ein paar Jahren mit dieſem Syſteme brach. Daher wurde die Einfuhr von Waaren durch hohe Zölle und Verbote verhindert, die Ausfuhr durch Prämien begünſtigt, die Exportation von Gold oder Silber dagegen verboten oder erſchwert. Bis auf den heutigen Tag wird es unter der Maſſe des Volkes noch als ein Unglück beklagt, wenn das Geld aus dem Lande geht.

Nun iſt aber das Geld wie das Waſſer; es ſucht ſich ſtets an einem Orte, wo es ſich aufgeſtaut hat, dahin zu verlaufen, wo es in geringerer Menge vorhanden iſt. So wie bei jeder anderen Waare muß der Preis des Goldes und Silbers ſinken, wenn es an einem Orte zu ſtark ſich anhäuft, ſo wie deſſen Preis ſteigen muß da, wo zu viel exportirt wurde. Sobald nun in dem einen Lande der Preis des Goldes und Silbers ſteigt und in dem anderen ſinkt, werden die Eigenthümer jener edlen Metalle in dem letzteren Lande es nach dem erſteren ſchicken, um es beſſer zu verwerthen, vorausgeſetzt, daß die Preiserhöhung die Fracht überſteigt. In ein ſolches Land, wo durch den Ueberfluß an edlem Metall deſſen Preis geſunken iſt, werden ſofort auch Waaren ſtrömen, um das Metall zu kaufen, weil es billiger iſt, als in dem anderen Lande, woher dann die Waaren kommen, und ſo wird die Handels-Bilanz wieder ausgeglichen, welche überhaupt im Allge-

meinen ſich ſtets ausgleichen muß. Die Geldhändler ſorgen außerdem ſchon dafür, daß das Niveau des Geldes in allen dem Verkehr eröffneten Ländern ein faſt gleichmäßiges iſt.

„Ein Land," ſagt Adam Smith, „das keine eigenen Bergwerke hat, muß ohne Zweifel ſein Gold und Silber aus fremden Ländern beziehen, gerade wie ein Land, das keine eigenen Weinberge hat, ſeine Weine anderswo nehmen muß. Es ſcheint jedoch nicht nöthig zu ſein, daß der Staat ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf den einen als auf den anderen Gegenſtand verwende. Ein Land, das Mittel hat, Wein zu kaufen, wird immer ſo viel Wein bekommen, als es braucht; und ein Land, das Mittel hat, Gold und Silber zu kaufen, wird niemals um dieſe Metalle in Verlegenheit ſein. Sie ſind gleich allen anderen Waaren für einen gewiſſen Preis zu kaufen, und wie ſie der Preis aller anderen Waaren ſind, ſo ſind dieſe wieder der Preis jener Metalle. Wir können mit vollkommener Sicherheit darauf rechnen, daß die Freiheit des Handels uns ohne alle Fürſorge der Regierung ſtets mit ſo viel Wein verſorgen wird, als wir brauchen, und mit eben ſo großer Sicherheit können wir darauf rechnen, daß ſie uns ſtets mit allem Golde und Silber verſorgen werde, das wir zu kaufen und entweder zur Circulation unſerer Waare, oder zu anderen Zwecken anzuwenden im Stande ſind.

„Die Quantität jeder Waare, welche der menſchliche Fleiß kaufen oder produciren kann, richtet ſich in jedem Lande nach der wirkſamen Nachfrage (eines Bettlers Nachfrage iſt nicht wirkſam), d. h. nach der Nachfrage derjenigen, welche die Rente, die Arbeit und den Gewinn vollſtändig zu zahlen bereit ſind, die bezahlt werden müſſen, wenn die Sachen hergeſtellt und zu Markt gebracht werden ſollen. Keine Waare aber richtet ſich leichter oder genauer nach dieſer wirkſamen Nachfrage, als Gold und Silber, weil keine ſo leicht als dieſe Metalle, wegen ihres geringen Volumens und großen Werthes, von einem Orte nach dem anderen — von Orten, wo ſie wohlfeil ſind, nach anderen, wo ſie theuer ſind, von Orten, wo ſie über die wirkſame Nachfrage hinausgehen, nach anderen, wo ſie hinter derſelben zurückbleiben — gebracht werden kann.

„Einem Mangel an Gold und Silber würde auch weit leichter abgeholfen werden, als irgend einem andern; denn ein Paketboot kann ohne Mühe für fünf Millionen Guineen Gold einladen; um aber für eben ſo viel Getreide zu transportiren, müßte man 1000 Schiffe zu je 1000 Tonnen haben. Es waren daher alle grauſamen Geſetze Spaniens und Portugals nicht im Stande, die ganze von Amerika importirte Maſſe von Gold und Silber im Lande zu erhalten. Die fortwährende Einfuhr aus Peru und Braſilien überſtieg die Nachfrage, der Preis ſank, und die anderen Länder kauften oder ſchmuggelten einen großen Theil der edlen Metalle ge-

gen ihre Waaren aus Spanien weg. Eine Regierung braucht ſich alſo nicht darum zu kümmern, daß edle Metalle in ihrem Lande ſeien. Der Handel ſorgt ſchon dafür; ja, ſelbſt dann, wenn ſie die Ausfuhr oder Einfuhr zu hindern ſtrebte, würde ſie nicht im Stande ſein, es in großem Maßſtab durchzuſetzen. Jene Metalle brachen, als die Spartaner die Mittel hatten, ſie zu kaufen, durch alle Dämme der Lykurgiſchen Geſetzgebung durch. Alle harten Zoll-Geſetze vermögen nicht, die Einfuhr des holländiſchen, ſchwediſchen und oſtindiſchen Thee's in England zu verhindern, weil er billiger iſt, als derjenige der britiſchen Compagnie. Und doch iſt der Thee an Volumen hundert Mal größer, als Silber, und fünfzehnhundert Mal größer, als Gold.

„Dieſer leichte Transport der edlen Metalle iſt zum Theil die Urſache, daß ihr Preis nicht ſo ſchwankt, wie derjenige von anderen Waaren. Seit der Entdeckung America's iſt er ſtets im Sinken begriffen, allein immer nur ſtufenweiſe und allmählich. Um eine ſolche Veränderung hervorzubringen, daß der Geldpreis dadurch plötzlich auffallend geſteigert würde, dazu würde eine ähnliche Umwälzung im Handel nothwendig ſein, wie die, welche durch die Entdeckung America's verſucht wurde. Wenn es trotz dem in einem Lande, welches die Mittel hat, Gold und Silber zu kaufen, an dieſen Metallen fehlen ſollte, ſo hat man andere Mittel, dieſelben zu erſetzen. Wenn das Material zur Fabrication fehlt, ſo ſtocken die Gewerbe; wenn es an Lebensmitteln fehlt, müſſen die Leute darben; wenn es aber an Geld fehlt, ſo erſetzt der Tauſchhandel ſeine Stelle, obwohl mit einiger Unbequemlichkeit. Die Wechſel, die Creditbriefe, die Zahlungs-Anweiſungen, das Commiſſions-Geſchäft helfen dieſem Mangel ab, und ein gut eingerichtetes Papiergeld würde oft ſogar mit Vortheil deſſen Stelle vertreten. Es war daher die Fürſorge der Regierung nie unnöthiger, als wenn ſie darüber wachte, die Menge des Geldes in einem Lande zu vermehren.

„Inzwiſchen iſt keine Klage ſo allgemein, als die über Geldmangel; allein es fehlt immer nur denen, welche nicht die Mittel haben, es zu kaufen. Uebrigens hört man dieſe Klage aber oft in ganzen Handelskreiſen, und dann rührt ſie gewöhnlich (ungewöhnliche Urſachen ſind Krieg, bürgerliche Unruhen, Mißärnten) von Geſchäfts-Uebertreibung her. Ungewöhnlich hohe Handels-Gewinnſte reizen die Kaufleute zu Unternehmungen, welche ihre Mittel überſteigen, und wenn ſie bis zur Zahlungsfriſt nicht hinreichend Waaren verkauft haben, ſo müſſen ſie Geld borgen. Die Schwierigkeit aber, welche ſie dann haben, Geld zu erhalten, ruft die Klage über Geldmangel hervor; es rührt dieſe dann aber nicht von dem Mangel an Gold und Silber her; letztere können noch immer in derſelben Menge vorhanden ſein,

allein der Andere hat keinen Credit oder kein anderes Aequivalent, womit er ſie kaufen könnte."

Die Klage über Geldmangel iſt daher nur eine Klage über den Mangel an Capital. Die Beſorgniß für die Sicherheit des Capitals veranlaßt die Eigenthümer, dasſelbe zurückzuhalten und lieber eine Zeit lang unbeſchäftigt zu laſſen, und daher entſteht der Mangel. Man kann alſo auch nicht anders abhelfen, als durch Beſeitigung der Gefahr, **Beendigung einer Kriſis** und Wiederherſtellung des Vertrauens.

Man ſollte es nach dem gewöhnlichen Urtheil der geſunden Vernunft nicht für nöthig halten, die Lehre von der Handels-Bilanz widerlegen zu müſſen; ſie hat aber ſchon ſo viel Unheil geſtiftet, und wurzelt trotz ihrer Widerſinnigkeit noch ſo tief in vielen Köpfen, ſelbſt in unſerer Handels-Geſetzgebung, daß es doch nicht ganz überflüſſig ſein mag, **noch** Einiges darüber zu ſagen. Im Verkehr zwiſchen Völkern, wie Individuen, werden Werthe gegen Werthe vertauſcht und dieſe Werthe nach dem Dienſte gemeſſen, der durch ſie geleiſtet wird, nach der Arbeit, die dem Dienſt-Empfänger erſpart wird, und nach der Mühe, welche der Dienſtleiſter ſelbſt aufwenden mußte. Nun kann aber Jeder nur dann am meiſten Dienſte leiſten, d. h. Werthe erzeugen, wenn er ſich nur mit einer einzigen oder mit wenigen Arbeiten beſchäftigt. Wie die Einzelnen, ſo haben auch die Völker verſchiedene Fähigkeiten und Anlagen, und produciren dann am meiſten, wenn ſie ſich nur mit wenigen, ihren Talenten und Verhältniſſen entſprechenden Gegenſtänden beſchäftigen. Da ſie aber dann von dieſen Gegenſtänden mehr erzeugen, als ſie brauchen, ſo werden ſie dieſelben gegen andere austauſchen, deren ſie bedürfen. Sie werden alſo gegenſeitig reicher; denn Reichthum oder Vermögen iſt nichts als eine Anhäufung von Dienſtleiſtungen; die Macht, Bedürfniſſe zu befriedigen.

Nehmen wir den Fall an: Ein ſchleſiſcher Kaufmann ſchickt eine Partie Leinwand im Werthe von 20,000 Thalern nach Peſth, ſo werden an der Gränze 20,000 Thaler als Export notirt. Gewinnt Jener nun 4000 Thaler bei dem Geſchäfte, ſo erhält er für ſeine Leinwand 24,000 Thaler, welche er ſich baar zuſchicken laſſen kann. In dieſem Falle enthalten die Ausfuhrliſten 20,000 Thaler und die Einfuhrliſten nichts. Nun gilt aber das Geld in Schleſien nicht mehr als in Ungarn, dagegen iſt der Wein dort theurer als hier. Der Kaufmann berechnet nun vielleicht, daß nach Abzug aller Koſten ſeine 24,000 Thaler in Geſtalt von Wein in Schleſien mehr werth ſind. Er kauft daher Ungar-Wein und führt denſelben in Schleſien ein. Die Importliſten weiſen nun die Summe von 24,000 Thalern auf, und die Handels-Bilanz berechnet einen reinen Verluſt von 4000 Thalern. Der Kaufmann verkauft aber ſeinen Wein um 30,000

Thlr., und hat alſo am ganzen Geſchäfte 10,000 Thlr. gewonnen. Wenn nun alle Individuen in Schleſien ähnliche Geſchäfte machen, ſo werden ſie natürlich auch alle einen Gewinn haben. Es iſt unmöglich einzuſehen, warum das Volk dann ärmer wird. Was für Schleſien gilt, kann eben ſo auch auf Ungarn angewandt werden; denn dieſes hätte die Leinwand nicht ſo billig und gut ſelbſt herſtellen können, wie Schleſien, und hat ſich dafür nicht einmal etwas entzogen, ſondern nur ſeinen Ueberfluß an Wein hergegeben, der ihm außerdem noch theurer bezahlt worden iſt, als wenn es ihn im eigenen Lande hätte veräußern müſſen. Es haben alſo beide Länder gewonnen, wie es naturgemäß ſein muß, ſonſt würde der Handel aufhören. Ganz anders urtheilen aber die Vertheidiger der Handels-Bilanz.

Es iſt unbegreiflich, wie es heutzutage noch Leute in Deutſchland geben kann, die mit ernſter Miene von der Handels-Bilanz ſprechen, und doch fand ſich einer unſerer ſchärfſten ökonomiſchen Denker zu der ſpöttiſchen Frage veranlaßt, ob der Werth eines Schiffes, das mit ſeinen Waaren ſtrandet, von dem alſo nur Export, keine Einfuhr notirt wird, auch zu dem National-Gewinne zu rechnen ſei!

Aus Spanien ſind ſeit Karl V. die Irrlehren des Mercantil-Syſtems verbreitet worden. Der eine Schriftſteller dieſes Landes überbietet den anderen an Kühnheit in der Form, in welcher er ſeine Abſurditäten vorträgt. Da ruft der Eine aus: „Gibt es je eine unumſtößliche Wahrheit, ſo iſt es die, daß kein Land, das ſich bereichert, mehr einführen kann, als es ausführt: indem ſonſt ſein „„Capital““ zuſehends abnehmen müßte.“ Jeder Idiote ſollte doch einſehen, daß er, um reich zu werden, mehr einnehmen, als ausgeben muß. Allein in Spanien waren Gelehrte wie Staatsmänner gleich verblendet. Der ſpaniſche Miniſter Uſtariz ſchrieb noch 1740 (Theorie und Praxis des Handels): „Es iſt nothwendig, mit Strenge ſämmtliche Mittel anzuwenden, welche uns dahin führen können, an das Ausland mehr von unſeren Erzeugniſſen zu verkaufen, als es an uns von den ſeinigen verkaufen wird: hier liegt das ganze Geheimniß und der einzige Nutzen des Handels.“

„Das iſt“, ruft Blanqui aus, „das Syſtem, welches die unzähligen Kriege veranlaßt hat, deren Schauplatz Europa ſeit der Thronbeſteigung Karl's V. geweſen iſt, und welches noch gegen ihr Wiſſen die Handelspolitik faſt ſämmtlicher Regierungen der Neuzeit beherrſcht. Alle haben ſich ſeither bemüht, das Geld zurückzubehalten und ausländiſche Waaren zu verbieten; alle haben geglaubt, in der Einfuhr eine Urſache des Ruins zu ſehen, ohne zu gewahren, daß die Einfuhren um ſo nöthiger wurden, als die inländiſche Erzeugung bei jedem Volke genau in dem Verhältniſſe zu

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

den Beſchränkungen abnahm, die erſonnen wurden, um ihren Aufſchwung zu fördern. Es hieß überdies einem Luftgebilde nachjagen, wenn man verkaufen wollte, ohne zu kaufen, und nach dem Monopol der Manufacturen rang, indem man für den Ertrag der Bergwerke die großen Arbeiten der Induſtrie aufgab. Spanien hat dieſen verhängnißvollen Irrthum Karl's V. ſpäter ſchwer gebüßt; es hat ſeine Fabriken verloren, weil es eine zu große Wichtigkeit dem Golde ſeiner Colonieen beigelegt hatte, und ſpäter ſind ihm ſeine Colonieen entgangen, weil es zu ſehr ſeine Fabriken vernachläſſigt hatte.

„Allein dieſes ſchlechte Syſtem iſt nicht der einzige Irrthum, den Karl V. in Europa in Aufnahme gebracht hat. Die Menſchheit hat ſeinem Andenken noch ſchwerere Vorwürfe zu machen, weil er in einem ungeheuren Maßſtabe die Sklaverei, welche (in der alten Welt) gerade zu Grabe gegangen war, und die Ausbeutung des Menſchen, die zu ihrem Ende neigte, (in der neuen Welt) wieder eingeführt hat. Der Negerhandel wurde unter dieſer Regierung wie eine rechtmäßige und regelmäßige Einrichtung organiſirt, und man rief aus den Zeiten der Griechen und Römer die verderbliche Lehre wieder auf, vermöge deren die Gewinnſte der ſocialen Arbeit von Rechts wegen einigen Privilegirten gehörten. Millionen Menſchen gingen in America als Opfer dieſes verabſcheuenswürdigen Vorurtheils unter, und Africa hat nach drei Jahrhunderten noch nicht aufgehört, ſeinen Tribut an Blut und Thränen dem Syſtem abzutragen, welches die Frucht dieſes Vorurtheils geweſen iſt. Man kann ſich keinen Begriff von den ſämmtlichen Widerſinnigkeiten machen, welche in dieſem Zeitraum erſonnen wurden, um den Bewohnern des Mutterlandes die Gewinnſte und Einkünfte der neuen Colonie zu ſichern; noch nie war die Frechheit des Privilegiums auf eine ſo tyranniſche Weiſe hervorgetreten. Das Mutterland drängte alle ſeine Erzeugniſſe der Colonie auf und verbot ihr ſogar, ſich dieſelben auf ihrem eigenen Boden zu verſchaffen. Es ward den Americanern verboten, Lein, Hanf und Reben zu pflanzen, Manufacturen zu errichten, Schiffe zu erbauen, ihre Kinder anderswo als in Spanien erziehen zu laſſen. Zu gleicher Zeit ſchrieb man ihnen gewiſſe unnütze Verzehrungen vor, und ſie wurden Plackereien unterworfen, deren Geſchichte gegenwärtig als fabelhaft erſcheinen würde. Die Peitſche des Aufſehers der Pflanzung ſtellte damals die ganze ſpaniſche Geſittung dar.

„Während die Maximen der Regierung Karl's V. in America die Einführung der Sklaverei und der gehäſſigſten Monopole begünſtigten, ermunterten ſie in Europa den Despotismus und die Faulheit durch Mittel jeder Art. Die Klöſter vermehrten ſich und wurden auf Koſten des Landbaues und der Arbeit dotirt. Die Inquiſition zündete ihre tauſend

Scheiterhaufen gegen die bürgerliche und religiöſe Freiheit an; prunkvolle und nutzloſe Denkmale folgten auf jene zahlreichen Bauten des öffentlichen Nutzens, welche auf eine ſo glänzende Weiſe die Verwaltung der italieniſchen Freiſtaaten ausgezeichnet hatten. Man hätte glauben ſollen, daß in Europa nur fünf oder ſechs Halbgötter in Tempeln zu beherbergen wären: das Menſchengeſchlecht mußte ſich glücklich ſchätzen, unter das Stroh zu kriechen. Das war die Zeit aller ſchlechten Anſichten, aller ſchlechten Syſteme in der Induſtrie, in der Politik, in der Religion. Wir begehen gegenwärtig nicht Einen Fehler, wir gehorchen nicht einem einzigen gewerblichen Vorurtheil, welche uns nicht durch dieſe unheilbringende Gewalt vermacht worden wären, die ſtark genug war, um ihre unſeligſten Verirrungen in Geſetze zu verwandeln. Nein, nie wird die Wiſſenſchaft hinlänglich ſtarke Ausdrücke, nie die Menſchheit Thränen genug finden, um die fluchwürdigen Thaten einer ſolchen Regierung zu brandmarken und zu beklagen! Philipp II., unſeligen Andenkens, hat daraus nur die Folgerungen gezogen; Karl V. hat den Grund dazu gelegt. Allein die Frevel des Sohnes haben mit ſeinem Leben aufgehört, und die Lehren des Vaters hemmen noch nach drei Jahrhunderten den Gang der Geſittung.

„Unter welchem Geſichtspunkte man immer auch die Geſchichte Karl's V. betrachte, man kann nicht anders als anerkennen, daß dieſer Alleinherrſcher die herrliche Entwicklung des Reichthums und des Wohlſtandes, die durch die Arbeit der entfeſſelten Bürgerſchaften des Mittelalters geſchaffen worden waren, gehemmt hat. Durch den Verſuch, die Weltherrſchaft Karl's des Großen wieder aufzubauen und den verſchiedenen europäiſchen Staaten ihre Phyſiognomie mit ihrer Unabhängigkeit zu nehmen, hat er ſie zur Peſt der ſtehenden Heere und der voraus erhobenen Auflagen verurtheilt u. ſ. w."

Den ſchwerſten Fluch hat Deutſchland auf Karl V. zu werfen. Bis zu ſeiner Regierung war die deutſche Nation die mächtigſte, reichſte, gebildetſte der Erde. Ihm ſtand es frei, durch Anſchluß an die Reformation die Zukunft unſeres Landes zu ſichern; durch ſeine unſelige Verblendung iſt das religiöſe Schisma entſtanden, der dreißigjährige Krieg, welcher den Wohlſtand verſchlang, den eine fünfhundertjährige Arbeit angehäuft hatte.

Wenn auch die deutſche Reichs-Einheit der Kurzſichtigkeit Karl's V. zum Opfer fiel, ſo konnte er doch die religiöſe Umwälzung nicht aufhalten. Durch die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdrucker-Preſſe wurde die Leibeigenſchaft vollends gebrochen, die Wiſſenſchaft zum Gemeingute Aller gemacht und jene Zeit angebahnt, wo Maſchinen die gröberen Arbeiten den Menſchen abnehmen, welche ſich ſelbſt die Naturkräfte unterthänig

gemacht. Es war natürlich, daß nach diesem materiellen Umschwunge, zu welchem die Entdeckung von America noch Vieles beitrug, auch eine geistige Revolution Statt fand.

Der Protestantismus hat auf die ökonomische Bewegung einen außerordentlichen Einfluß geübt. Durch die Säcularisation von Tausenden von Klöstern ist eine ungeheure Summe von Grundeigenthum der freien Bewirthschaftung übergeben worden. Die Arbeit machte einen neuen Schritt der Freiheit entgegen; die proclamirte Freiheit der Forschung lenkte den Geist auf das Studium der Natur, und die Wissenschaft sollte bald deren Gesetze und Kräfte der freien Arbeit dienstbar machen. Die Aufhebung so vieler Feiertage sollte allein so viel zum wirthschaftlichen Fortschritt beitragen, daß heute noch die protestantischen Länder, obgleich zum größten Theil in weniger gesegnetem Klima liegend, wohlhabender sind, als die katholischen. Wir würden zu weit gehen, wollten wir alle Erfolge des Protestantismus aufzählen; Ein Umstand allein aber mußte ihn in Aller Augen rechtfertigen, daß er nämlich die Veranlassung zur Läuterung der katholischen Kirche selbst war; denn diese steht ohne Zweifel heute veredelter da, als vor dreihundert Jahren.

Obgleich Luther den religiösen Charakter der Reformation streng festzuhalten sich bemühte, so hatte dieselbe doch eine so tiefgreifende Wirkung, daß neben ihr eine social-politische Revolution entstand; daß gerade die unteren Stände mit Ideen auftraten, welche überraschen mußten. Die Führer des Bauern-Aufstandes in Franken und Schwaben (1525) hatten einen Verfassungs-Entwurf für das deutsche Reich ausgearbeitet, in welchem wir nicht wenige der Gedanken der Neuzeit wiederfinden. In einem Manifeste, das unter dem Titel: „Die zwölf Artikel", unter dem Landvolke in Schwaben verbreitet wurde, verlangten die aufständischen Bauern für die Gemeinden das Recht, ihre Pfarrer selbst zu wählen, wie es erst heute in America und der Schweiz vorhanden ist. Sie forderten Beschränkung des Zehnten, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beschränkung der Jagd-Vorrechte u. s. w. Indem sie freies Holz verlangten, geriethen sie schon auf den Abweg des Communismus.

Wenn diese Zustände in einem späteren Jahrhundert abgestellt worden sind, so hatten jene Bauern doch auch Reformen angeregt, die uns heute noch beschäftigen und beschäftigt haben, wobei freilich Klarheit und communistischer Irrthum durch einander lief.

In dem Verfassungs-Entwurfe für das deutsche Reich, welchen Wendel Hipler und Genossen in Heilbronn ausgearbeitet haben, wird im Art. III. verlangt: „Alle Bodenzinse sollen mit dem zwanzigfachen Betrage, also 1

Pfennig mit 20, abgelöſ't werden. — Den Kaufleuten ſoll die Straße geſichert und eine neue Ordnung gemacht werden, wie ſie jede Waare geben ſollen, damit man ſich im Kaufe danach richten könne und der gemeine Nutzen gefördert und gemehrt werde."

Im Art. VII. heißt es: „Es wäre gut, wenn alle Zölle, Geleit, Umgeld, Aufſchläge, Steuern und Beſchwerden, die bisher allenthalben im Gebrauche waren, abgeſchafft würden, ausgenommen, was als nothwendig erkannt würde, damit der Eigennutz den gemeinen Nutzen nicht beſchwere. — Es ſind ſo viele Zölle bei geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Grafen, Herren, Rittern, Edlen, Prälaten, Mönchen und Städten aufgekommen, daß dadurch alle Kaufmanns-Händel beſchwert werden und der gemeine Mann alle Waaren deſto theurer kaufen muß. — Die zur Beförderung des allgemeinen Nutzens, zur Erhaltung der Brücken, Wege und Stege nothwendigen Zölle ſollen gegeben werden, und was übrig bleibt, zum gemeinen Nutzen hinterlegt werden."

Im Art. VIII. heißt es: „Alle Straßen im deutſchen Reiche ſollen frei und ohne Zwang gehalten werden; Niemand ſoll gezwungen ſein, Geleit zu bezahlen: denn die Fürſten und Herren tragen es dergeſtalt von dem römiſchen Reiche zu Lehen. In welches Fürſten oder Herrn Gebiet Jemand beſchädigt oder ihm das Seinige genommen wird, das ſoll derſelbe Fürſt oder Herr gänzlich bezahlen. — Alles Umgeld von Wein, Bier und Meth ſoll abgeſchafft werden; es würde denn aus wichtigen Urſachen etwas Weniges bewilligt."

Im Art. IX. werden alle Steuern auf Grund und Boden aufgehoben, ausgenommen dem römiſchen Kaiſer ſoll ſeine Steuer, die in zehn Jahren Einmal kommt, vorbehalten ſein.

Art. X. beſtimmt die Münzen. Sie ſollen alle in Ein Korn und Gewicht gebracht werden, doch der Freiheiten und Rechte eines Jeden unbeſchadet. Alle Bergwerke ohne Ausnahme ſollen frei ſein. Keiner ſoll eine Münze verſchlechtern, bei Strafe des Verbrennens, damit der gemeine Mann in der Münze unbetrogen bleibe.

Im Art. XI. heißt es: „Der große Nachtheil der Armen im Kaufen und Verkaufen ſoll bedacht und im Reiche Ein Maß und Gewicht, Eine Elle, Ein Fuder, Eine Länge der Tücher und Barchente und aller anderen Waaren aufgerichtet werden."

Nach Art. XII. ſollen die großen Handels-Geſellſchaften aufgehoben werden; denn Arme und Reiche werden dadurch, daß jene alle Waaren nach ihrem Gefallen taxiren, übervortheilt.

Während dieſe Beſtimmung verſtändiger Weiſe das Monopol angreift, folgen darauf in bunter Reihe weiſe und thörichte Vorſchläge, von welchen

einer den anderen aufhebt. Während ſie auf der einen Seite den Handel beſchränken und den Credit ſchwächen, ſuchen ſie ihn durch andere Beſtimmungen wieder zu heben: Wer Geld vorräthig oder erſpart hat, ſoll es beim Magiſtrate gegen 4 Procent Zinſen hinterlegen können, und der Magiſtrat ſoll dieſes Geld wieder an geſchickte arme Männer gegen 5 Procent ausleihen. Schließlich ſollten alle Bündniſſe der Fürſten, Ritter u. ſ. w. aufgehoben werden und nur der kaiſerliche Schirm und Friede gelten, damit Leib und Gut geſichert ſei, die Straßen und der Handel frei wären und der gemeine Nutzen ſeinen Fortgang habe.

Es herrſcht heute noch ein großer Streit darüber, wem das Mißlingen des Bauern-Krieges zuzuſchreiben ſei, und man hat häufig Luther deßhalb angeklagt; allein das Unternehmen konnte ſchon aus volkswirthſchaftlichen Gründen nicht gelingen. Jede Revolution iſt ſocial, in ſo fern ſie ſtets Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe bezweckt. Wenn aber Unklarheit über den Zweck ſelbſt herrſcht und Mittel dazu angewandt werden, welche den Naturgeſetzen und der Volkswirthſchaft geradezu ins Angeſicht ſchlagen, ſo kann das Unternehmen nicht gelingen. Die Städte, welche klarere wirthſchaftliche Anſichten hatten, ſchloſſen ſich daher dem Unternehmen nicht an. Da außerdem die einzelnen communiſtiſchen Beſtrebungen Beſorgniſſe erregten und überhaupt keine Bewegung ohne den Mittelſtand durchgeführt werden kann, ſo mußte der Bauern-Krieg mißlingen.

Man ſieht auch hier wieder, wie wenig die Geſchichte ohne die National-Oekonomie zu begreifen und zu erklären iſt.

Es iſt auffallend, daß die Communiſten der Neuzeit unſeres Wiſſens der Schwärmer des Reformations-Zeitalters nicht gedacht haben. Der Communismus iſt nichts Neues. Thomas Münzer führte 1525 in Mühlhauſen in Thüringen die Gütergemeinſchaft ein und erließ den Befehl an die Reichen, ihr Vermögen mit den Armen zu theilen. Wer nicht gutwillig hergeben wollte, dem wurde mit Gewalt genommen. Die Folge war natürlich, daß das niedere Volk die Arbeit einſtellte und ſelbſt die Landleute in die Stadt ſtrömten, um an der allgemeinen Glückſeligkeit Theil zu nehmen, die freilich nicht lange dauerte. Es trat bald Mangel ein, dem man durch Raubzüge in die Umgegend abzuhelfen ſuchte, und der Unfug wurde ſo groß, daß man ihm mit Gewalt ein Ende machen mußte.

Noch ärgerer Scandal wurde in Münſter in Weſtfalen 1534 verübt. Der Bäcker Johann Matthias von Haarlem und der Schneider Johann Bockhold von Leyden brachten dort durch Predigten einen ſolchen Anhang an ſich, daß ſie ſich der Regierung der Stadt bemächtigten und ſofort alles Gold und Silber in Beſchlag nahmen. Sie führten nun die Güter-

gemeinſchaft und ſogar die Vielweiberei ein. Den gemeinen Ausſchweifungen und Grauſamkeiten, welche verübt wurden, mußte endlich auch hier mit Gewalt ein Ende gemacht werden; es iſt nur zu bedauern, daß ſolche Exceſſe das andere Extrem zur Herrſchaft brachten, ſo daß jene Stadt ſich noch heute von dem Religions-Fanatismus nicht befreit hat.

Derſelbe Geiſt, welcher das Mercantil-Syſtem ſchuf, war auch der Urheber der Colonial-Politik, und wie die Meinung, daß das Geld ausſchließlich der Reichthum ſei, die Jahrtauſende beherrſchte, ſo iſt ſeit drei Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag die Meinung gäng und gäbe, daß die Länder nur durch Colonieen reich würden. Fragt man: wodurch iſt England zu ſolcher Blüthe gelangt? — ſo iſt allzeit die Antwort ſchlagfertig: durch ſeine Colonieen; ohne daran zu denken, daß Spanien mehr Colonieen hatte, als Großbritannien, und dabei in gänzlichen Verfall gerieth.

Die Mutterſtaaten glaubten, von einem ſolchen Gedankengang ausgehend, die Colonieen nur als melkende Kühe, als Ausbeutungs-Anſtalten betrachten zu dürfen, und daraus entſtand ein Syſtem von Beſchränkungen der Colonieen, welches deren Entwicklung eine geraume Zeit hemmte, die der ſpaniſchen ſogar untergrub. Erſt ſeitdem die americaniſchen, vor allen die nordamericaniſchen Colonieen frei ſind, haben ſie jenen Aufſchwung genommen, der die Welt in Erſtaunen ſetzt. Seitdem hat man begriffen, daß das Mutterland nicht bloß durch die monopoliſirte Ausbeutung des Tochterſtaates ſich bereichert, ſondern daß der freie Austauſch den beiderſeitigen Vortheil ſteigert, indem die Colonieen einen viel größeren Aufſchwung nehmen, das Mutterland enorme Koſten ſpart und die Summe der eigenen Arbeitsproducte vermehrt, mit denen die Producte der Colonie gekauft werden können.

Obgleich die Hanſa Colonieen hatte, z. B. Bergen in Norwegen, Archangel in Rußland, ſo waren dieſe doch mehr Factoreien, und das eigentliche Colonial-Weſen begann erſt nach der Entdeckung von America (1492).

Die erſte Triebfeder, welche jene kühnen Abenteurer bewog, über den unermeßlichen Ocean zu ſteuern, den noch kein menſchliches Auge geſehen, war der Durſt nach Gold. Wir wollen daher dem Golde eine gewiſſe civiliſatoriſche Bedeutung nicht abſtreiten; denn es lockt die Menſchen mit magiſcher Gewalt nach den entfernten neuen Ländern, es erſchließt dadurch der Menſchheit neue unermeßliche Reiche, die raſch aufblühen, wie wir ein merkwürdiges Beiſpiel an Californien und Auſtralien in unſeren Tagen erlebt haben; allein der Reichthum, das Gedeihen der Colonieen lag nicht im Golde. Erſt dann nahmen die nordamericaniſchen Siedlungen ihren

denkwürdigen Aufſchwung, als ſie geſehen hatten, daß der jungfräuliche Boden noch ganz andere Schätze hervorbringe wie Gold — als ſie das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Tabak, die Cochenille gewannen, als ſie Urwälder lichteten und Prairieen in Kornfelder verwandelten.

An den Traum des Sir Walther Raleigh von der goldenen Stadt und dem Lande Eldorado glaubte noch hundert Jahre ſpäter der Jeſuit Gumila, und er ſprach mit vieler Wärme aus, wie glücklich er ſein würde, das Licht des Evangeliums zu einem Volke tragen zu können, welches im Stande wäre, die frommen Arbeiten der Miſſionäre ſo gut zu belohnen.

Allmählich ſchienen die Staaten indeſſen zu begreifen, daß das Gold mit zunehmender Fülle an Werth entſprechend abnehme. Sie ſuchten daher die Quellen, wo ſie die edlen Metalle ſchöpften, zu verheimlichen oder abzuſperren, um ſie für ſich allein auszubeuten, und als die Gold-Production unergiebiger wurde, als man ſich überzeugt hatte, daß noch größere Schätze aus den Producten gewonnen werden könnten, da übertrug man dieſelbe monopoliſtiſche Prohibitiv-Politik auf die Producte des Bodens. Die Pflanzer der Colonieen wurden gezwungen, den ſämmtlichen Ueberſchuß ihrer Erzeugniſſe nur an das Mutterland zu verkaufen und ihrerſeits ihre Bedürfniſſe nur vom Mutterlande zu beziehen. Der Preis trug dabei natürlich den Stempel des Monopols; denn dieſes beſtimmte die Preiſe nach dem höchſten Stande, wenn es verkaufte, und nach dem niedrigſten, wenn es einkaufte.

Während die privilegirten Handels-Geſellſchaften oft den Preis der Colonial-Producte willkürlich herabſetzten, ſuchten ſie denſelben in Europa auf einer künſtlichen Höhe zu erhalten, und dieſes, ſowohl für die Entwicklung der Colonieen wie des Mutterlandes beklagenswerthe, Syſtem verſtieg ſich zuweilen zu ſolchem Wahne, daß die Eiferſucht der Mutterſtaaten verheerende Kriege entflammte, daß die Holländer z. B. Pflanzungen von Gewürzbäumen auf den Molukken anzündeten, damit ihre Nebenbuhler keinen Vortheil daraus ſchöpfen könnten, daß ſie in Amſterdam ganze Schiffsladungen von Muscatnüſſen vernichteten, um den Preis in der Höhe zu erhalten.

„Der große Irrthum Europa's", ſagt Blanqui, „iſt, ſeine Gewinnſte mehr in dem hohen Preiſe geſucht zu haben, welcher aus der Seltenheit oder dem Monopol der Colonial-Erzeugniſſe hervorging, als in ihrer Fülle. Am Anfang bemühten ſich die zuerſt Gekommenen, ihre Nebenbuhler zu hindern, auch dorthin zu kommen: ſie verſuchten ſogar, die Straße nach Indien zu verſtecken, wie Geizige ihren Schatz verſtecken; nachdem aber einmal die Straße bekannt war, ſo unterſagten ſie den Fremden das Landen in ihren Beſitzungen, und als man trotz der Gewalt und Drohung ſich

doch darein ergeben mußte, Mitwerber zu dulden, ſo ſchufen die Kriege der Tarife Unterſchiede nach den Urſprüngen unter den Erzeugniſſen des nämlichen Bodens. Der Zucker und der Kaffee koſteten mehr, je nachdem ſie durch ausländiſche oder heimiſche Schiffe eingeführt wurden. Manche americaniſche, dem feſten Lande nahe gelegene Colonie wurde genöthigt, ihr Getreide aus Europa kommen zu laſſen, auf die Gefahr hin, im Falle des Verſpätens der Ankunft des Getreides vor Hunger zu ſterben. Dieſe ganze widerſinnige Geſetzgebung iſt noch jetzt in Kraft. England hat ſie in ſeiner berüchtigten Navigations-Acte (neuerdings endlich aufgehoben), Frankreich durch alle ſeine Mauthbeſtimmungen, Spanien durch die Ehrfurcht für ſeine eigene Erfindung befeſtigt. Länder, getrennt durch einen Meeresarm von einigen Stunden, ſind faſt ſo fremd unter dem Himmel der Antillen, als wenn der atlantiſche Ocean ſeine fünfzehnhundert Meilen Breite zwiſchen ſie hinein ſtreckte. Wir ſelbſt (die Franzoſen) opfern noch gegenwärtig zweien oder dreien Inſeln, welche weniger bevölkert ſind, als ein einziges unſerer Departemente, die allgemeinen Intereſſen des nationalen Handels. Die Folgen des Syſtems, wie es von den erſten Colonieen-Stiftern angenommen wurde, haben uns endgültig nur den Negerhandel, die Mauthfehden, die Seekriege, ungeheure Schiffsauslagen, ſelbſt zur Zeit des Friedens, und die Nothwendigkeit eingetragen, die Verzehrungs-Gegenſtände ſehr theuer zu bezahlen, welche gegenwärtig ganz Europa zu einem wohlfeilen Preiſe haben ſollte, wenn es auf den befruchtenden Anbau der Colonieen den zehnten Theil der Schätze verwandt hätte, die verſchwendet wurden, um ſie zu verwüſten.

„Einſtens werden unſere Enkel Mühe haben, zu glauben, daß dieſes Syſtem ſo lange gedauert habe, und daß die Völker Europa's ſo große Opfer für die Aufrechthaltung eines Zuſtandes der Dinge getragen haben, der ihrem wohlverſtandenen Intereſſe ſo ſehr zuwider war. Man hat, um es zu erklären, geſagt, daß der ausſchließliche Handel der Colonieen durch die Abwehr der Mitwerbung nicht Gefahr liefe, durch die Störungen erreicht zu werden, welche mehr oder weniger den Handel bedrohen, den man mit unabhängigen Nationen treibt; aber abgeſehen davon, daß die Mitwerbung ein wirklicher Vortheil iſt, muß man noch etwägen, daß das Monopol ſich nur bei Colonieen, die gering an Umfang und leicht zu bewachen ſind, ausüben läßt. Die ganze britiſche Marine würde gegenwärtig nicht hinreichen, das Uferland der americaniſchen Union gegen den Schmuggel zu ſchützen, wenn dieſes Land England noch gehörte, und wenn ein Gewinn dabei wäre, dorthin Erzeugniſſe zu bringen. Die ſtrengen Verordnungen der ſpaniſchen Regierung, ihre Mauthbeamten, ihre Küſtenwächter haben Südamerica nicht gehindert, ſich mit europäiſchen Waaren überſchwemmen zu

lassen. Es ist ferner nicht wahr, daß die Mutterstaaten dem Sperr-System die Regelmäßigkeit ihrer Versorgungen mit Colonial-Waaren verdanken. Preußen, Oesterreich, Sachsen, kurz, ganz Deutschland, die Schweiz und alle Staaten, welche keine überseeischen Colonieen besitzen, haben nie an Zucker, Kaffee, Baumwolle Mangel gelitten; im Gegentheil, es sind diese Artikel dort immer wohlfeiler gewesen, als in den Ländern mit überseeischen Besitzungen. Da diese Staaten kein Monopol auszuüben noch anzusprechen haben, so wählen sie die Orte, wo sie sich unter den vortheilhaftesten Bedingungen die Waaren verschaffen können, deren sie bedürfen, und die Erfahrung hat bewiesen, daß sie stets wohlfeiler versehen worden waren, als die seefahrenden Nationen."

Nichts zeigt klarer, daß das Colonial-Sperr-System den Aufschwung des Mutter- wie des Tochterlandes hemmte, als das Beispiel Nordamerica's. Zwei Jahrhunderte vergingen, bis die von Holland und dann von England abhängige Colonie zu 3 Millionen Einwohnern es gebracht hatte; und in 80 Jahren sind diese 3 Millionen zu 24 angewachsen, nachdem die Colonie ein selbstständiger Staat geworden war, der seine Producte frei austauschte. Gerade so alt ist die industrielle Blüthe Alt-Englands. Wenn dieses auch seinen unermeßlichen Aufschwung anderen Ursachen, der Spinn- und Dampfmaschine, den Eisenbahnen u. s. w., zu verdanken hat, so beweis't derselbe doch wenigstens, daß die Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten dem Mutterlande nicht geschadet hat, trotz der entgegengesetzten Wahrsagungen *). Sie hat aber im Gegentheil genützt; denn die Ausfuhr englischer Waaren nach der Union hat sich verzehnfacht, im Vergleich zu der Zeit, wo diese noch englische Colonie war, und zugleich lie-

*) Bristol, sagt de Levis, war der Haupt-Stapelplatz des Handels mit Nordamerica. Seine Kaufleute und vornehmsten Einwohner traten zusammen und erklärten dem Parlamente auf die nachdrücklichste Weise, wie ihre Stadt auf ewig ruinirt wäre, wenn die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt würde, mit dem Zusatze: daß in ihren Hafen nicht einmal mehr so viele Schiffe einlaufen würden, daß seine Erhaltung der Mühe verlohnte. Trotz dieser Gegenvorstellungen zwang die Noth zum Abschlusse des Friedens und zur Einwilligung in diese so gefürchtete Lostrennung. Noch waren nicht zehn Jahre abgelaufen, so wandten dieselben Kaufleute von Bristol sich ans Parlament mit dem Erlaubnißgesuche, ihren Hafen zu erweitern und zu vertiefen, der, weit entfernt, ihrer Besorgniß zufolge, verlassen zu stehen, sich nicht mehr groß genug fand, um alle Fahrzeuge zu fassen, welche die Ausdehnung des Handels mit dem unabhängigen America hereinführte.

fert dieſelbe ſeitdem in mehr als hundertfacher Quantität jenen Rohſtoff, durch welchen die engliſche Induſtrie vorzugsweiſe dominirt — die Baumwolle. Der Austauſch der gegenſeitigen Producte, der Handel, geht ſeitdem viel ungeſtörter, ſicherer und gewinnreicher vor ſich, als vorher. Nichts iſt lehrreicher in dieſer Hinſicht, als ein Vergleich zwiſchen der Ausfuhr Englands nach den unabhängigen Vereinigten Staaten und nach den abhängigen Colonieen in Oſtindien. Die erſteren zählen 24 Millionen Einwohner, die letzteren umfaſſen gegen 150 Millionen Menſchen. Im Jahre 1849 betrug die Ausfuhr aus England nach Oſtindien 6,803,274 Pfund Sterling; nach Nordamerica aber 11,971,028 Pfd. Sterl. Nach letzterem iſt alſo im Vergleich zur Bevölkerung die Ausfuhr beinahe zwölf Mal bedeutender als nach den oſtindiſchen Colonieen Englands. Dabei iſt noch in Betracht zu ziehen, daß die übrigen europäiſchen Länder, namentlich Deutſchland, noch außerdem einen ganz bedeutenden Verkehr mit der Union haben, während ihr Handel mit den britiſch-oſtindiſchen Colonieen im Vergleich damit kaum in Anſchlag zu bringen iſt.

Die Verderblichkeit des bei den Colonieen angewandten Sperr-Syſtems, ſo wie die Wohlthaten des freien Verkehrs haben ſich ſohin an Nordamerica mit völliger Klarheit herausgeſtellt.

Wie ſehr aber auch der Aufſchwung der Colonieen durch die Monopol-Politik gehemmt wurde, für England und Holland lag gleichwohl der Vortheil darin, daß ſie in neue Handelsbahnen geworfen wurden.

Während Deutſchland in einem dreißigjährigen Kriege, im Kampfe für die Religionsfreiheit, für die Errungenſchaften der Reformation, als der Martyrer der übrigen Nationen verblutete, während ſein in einem halben Jahrtauſend aufgeſammelter Reichthum durch fremde Kriegsknechte aufgezehrt, zerſtört wurde, ein Drittheil ſeiner Bevölkerung durch Schwert, Hunger und Seuchen verdarb, ſo daß von Tauſenden von Dörfern heute keine Spur mehr vorhanden iſt, daß weite Haiden jetzt da ſich erſtrecken, wo vor 200 Jahren üppige Fluren ſich ausbreiteten, — während derſelben Zeit gründeten die Spanier, Portugieſen und Engländer mächtige Staaten in der neuen Welt, ſchufen Handelsſtraßen und vermittelten ſo neue Abſatzwege für die einheimiſche Induſtrie, die bald die Rolle übernehmen ſollte, welche die deutſche bis dahin geſpielt hatte.

In dieſem Contraſte der gegenſeitigen Beſchäftigung beider Völker, welche wir eben verglichen haben, liegt der eigentliche Grund des Aufblühens von England, nicht in der Colonial-Politik. Es mag ſein, daß Colonieen am Anfang ihres Entſtehens den Schutz des Mutterlandes nöthig haben, allein dann koſtet die Unterhaltung der Flotten und Heere dem letzteren weit mehr, als es aus der Colonie ziehen kann. Wenn eine ſolche

aber genügend erstarkt ist, um selbstständig existiren zu können, so gewinnt das Mutterland mehr bei freiem internationalem Verkehr mit dem Tochterstaate, wie das Beispiel Nordamerica's deutlich bewiesen hat. Deßhalb wird Canada, Australien und in ferner Zeit auch Ostindien seinem Beispiele nachfolgen.

Fassen wir Alles in ein Bild zusammen, so bietet sich uns kein passenderer Vergleich dar, als die Erziehung der Kinder. Diese kosten, bis sie erwachsen sind und etwas gelernt haben, viel Mühe und Geld. Wenn sie mündig geworden sind, trennen sie sich von den Eltern, um eine selbstständige Existenz zu gründen, und fangen an zu verdienen. Dann sind sie die beste Stütze der Eltern. — So geht es mit der Gründung von Colonieen, soweit es den Staat als moralische Person betrifft. —

Aber auch für die auswandernden Individuen wird die Ansiedlung erst dann vortheilhaft, wenn die Colonie einen ansehnlichen Grad von Cultur gewonnen hat. Letzteres ist mit Nordamerica gewiß der Fall, und trotzdem berechnet man, daß das Capital und die Arbeitskraft der Auswandernden zusammen genommen im Mutterlande mehr Gewinn erzielen, mehr produciren würden, weil die Verluste bei der Uebersiedlung größer sind, als die späteren Vortheile. Es drängt sich dem gebildeten Theile des Volkes durch die Erfahrung immer mehr die Ueberzeugung auf, daß Auswanderer nur für die Zukunft ihrer Kinder sorgen, selbst aber die Früchte der Uebersiedlung nicht mehr genießen.

Wenn irgend etwas die Vorurtheile der Menschen in Betreff des Geldes erschüttern mußte, so war es die durch die Ausbeutung in America bewirkte Vermehrung der edlen Metalle. Es hat zwar in Rom, wohin die Beute von allen geplünderten Völkern geschleppt wurde, schon viel Silber und Gold gegeben, allein, wie die Ausgrabungen in Pompeji beweisen, doch nicht in dem Maße, wie jetzt. Später mag die Völkerwanderung, der Ritus der Kirche u. s. w. viel zum Verschwinden des edlen Metalles beigetragen haben, so daß bei den Germanen das Geld so selten war, daß häufig das Vieh seine Stelle vertrat.

„Bei den Deutschen", sagt einer unserer Geschichtschreiber, „war das Geld im graueſten Alterthume noch wenig oder gar nicht üblich, und als es auch bei ihnen eingeführt wurde, war das umlaufende Metall gleichwohl noch mehrere Jahrhunderte lang, und zwar bis ins vierte, selbst bis ins fünfte unserer Zeitrechnung, wenigstens bei manchen Stämmen noch so selten, daß häufig völlige Unmöglichkeit gegeben war, die ausgesprochenen Vermögensbußen ganz oder nur theilweise mit Geld zu bezahlen. Aus diesem Grunde mußte derjenige, dem eine Entschädigung (Wehrgeld) zugespro-

chen war, an der Stelle von Münze öfters Vieh, Getreide, Waffen und andere geldeswerthe Sachen als Bezahlung annehmen. Damit nun aber über den Werth ſolcher Gegenſtände kein Streit entſtehe, war es nothwendig, daß der Preis derjenigen, die am häufigſten an Geldes Statt als Buße gegeben wurden, von den Geſetzen ſelbſt beſtimmt wurde. Dies iſt denn auch vielfach geſchehen. In dem ripuariſchen Geſetzbuche wird zuvörderſt geſagt, daß, wer Wehrgeld zu entrichten habe, einen gehörnten, ſehenden und geſunden Ochſen für zwei Gulden annehmen könne und eine gehörnte, ſehende und geſunde Kuh für einen Solidus, ein ſehendes und geſundes Roß für 7, ein Mutterpferd von gleichen Eigenſchaften für 3, ein Schwert mit der Scheide für 7, einen Degen ohne Scheide für 3, einen guten Harniſch für 12, einen Helm mit dem Federbuſch für 6, gute Beinſchienen für 6, einen Schild mit der Lanze für 2, einen noch nicht gezähmten Falken für 3, einen abgerichteten Edelfalken für 12 Gulden."

Durch Ausbeutung der americaniſchen Bergwerke wurde der Vorrath an edlen Metallen ungefähr um das Zehnfache vermehrt. Da aber einem vorhandenen Bedürfniß abzuhelfen war, da der Verbrauch an Münze und koſtbaren Geräthſchaften ſtieg, ſo ſank der Preis nicht entſprechend, ſondern nur etwa um das Drei- bis Vierfache, oder, was daſſelbe iſt, der Preis aller anderen Waaren ſtieg um eben ſo viel. Dieſes Steigen verurſachte natürlich denen, welche feſte Löhne oder Zinſen bezogen, großen Schaden, weil ſie der Bewegung der Waarenpreiſe nicht ſo ſchnell folgen konnten. Da man nun immer noch bloß das Geld für den Reichthum hielt, ſo zerbrachen ſich Staatsmänner und Geſchäftsleute den Kopf darüber, woher dieſes Steigen komme.

Man ſuchte nun künſtlich zu helfen, und der Durſt nach Gold rief die ſonderbarſten Maßregeln hervor. Nachdem aus den Laboratorien der Alchymiſten zwar eine nützliche Anregung zum Studium der Chemie, aber kein Gold hervorgegangen, begannen die Regierungen die Münzen zu verſchlechtern, um mehr Geld im Lande zu haben; man erließ Geldausfuhr-Verbote, unterſagte den Gebrauch von Gold und Silber zu Geräthſchaften. Allein alle dieſe Verordnungen machten das Uebel natürlich nur noch ärger. Erſt als die Münz-Revolution vollendet war, fingen die höher ſtehenden Geiſter an einzuſehen, daß die einzige Entdeckung der Kartoffel mehr eingetragen hat, als alle Bergwerke America's.

Welcher außerordentlichen Conſumtion übrigens auch die edlen Metalle fähig ſind, zeigt die Gold-Ausbeute von Californien und Auſtralien, die ſammt der großen Menge von Papiergeld doch den Goldpreis in Europa noch kaum merklich herabdrücken konnte.

Die Finanznoth, hervorgebracht durch die ſtehenden Heere und die unaufhörlichen Kriege, zwang die Regierungen, die Erhebung der Steuern, von welchen in Frankreich circa vier Fünftel an den Fingern der Steuerpächter hangen blieben, ſtrengen Regeln zu unterwerfen. Das Parlament in England und Sully in Frankreich führten zuerſt dieſe Reformen ein. Sully hat dadurch ſeinem Lande große Dienſte geleiſtet; allein von den wirthſchaftlichen Vorurtheilen jener Zeit konnte er ſich doch nicht losmachen, daher ſeine Maßregeln eine merkwürdige Miſchung von Irrthum und Wahrheit bilden. Von dem Grundſatze ausgehend, daß man zuerſt das Volk bereichern müſſe, um den Fürſten zu bereichern, richtete er ſein Haupt-Augenmerk auf den Ackerbau als das erſte Gewerbe, ſchaffte er viele auf dem Boden ruhende Laſten ab und entfernte die den Güter-Umlauf hemmenden Feſſeln. „Die Urſachen des Untergangs oder der Schwächung der Monarchieen", ſagte er in einer Denkſchrift an Heinrich IV., „ſind: übertriebene Abgaben; Monopole, hauptſächlich für Getreide, die Vernachläſſigung des Verkehrs, des Handels, des Landbaues, der Künſte und Handwerke; die große Zahl der Staatsſtellen; die Koſten dieſer Aemter; die übermäßige Amtsgewalt jener, welche ſie bekleiden, die Koſten, Verzögerungen und Unbilden der Rechtspflege, der Müßiggang, der Prunk und alles, was darauf Bezug hat, die Schwelgerei und Verderbniß der Sitten; die Schwankungen in der Münze; die ungerechten und unklugen Kriege; der Despotismus der Staatsherrſcher; ihre blinde Anhänglichkeit an gewiſſe Perſonen; ihr Vorurtheil zu Gunſten gewiſſer Stände; die Begehrlichkeit der Miniſter und Günſtlinge; die Erniedrigung der Leute von Stand; die Mißachtung und Vernachläſſigung der Gelehrten; die Duldſamkeit für ſchlimme Gewohnheiten und die Uebertretung der guten Geſetze; die Menge verwirrender Edicte und nutzloſer Anordnungen."

Sully erklärte ſich mit Recht gegen zu großen Luxus, weil die Anbahnung mittlerer Zuſtände das Ziel aller ſocialen Entwicklung iſt, indem er ſogar gegen manche Induſtriezweige eiferte, z. B. die Seidenweberei, welche Heinrich IV. begünſtigt hatte und die doch eine Quelle des Wohlſtandes für Frankreich geworden iſt. Uebertriebener Luxus iſt allerdings tadelnswerth; allein was dem einen Stande oder einer Generation Luxus, iſt für eine andere Bedürfniß. Solche Maßregeln wirken daher nur hemmend auf Handel und Gewerbe ein. Jeder Verbrauch fremder Erzeugniſſe ſchien ihm ein an Frankreich begangener Diebſtahl, jede Ausfuhr von Metallgeld ein Unglück, dem man durch die kräftigſten Mittel vorbeugen müſſe. So wurde Sully bald der eifrigſte Vertreter des Mercantil-Syſtems und zerſtörte durch übermäßige Zollſchranken zum Theil das Gute wieder, das er durch Begünſtigung des Ackerbaues und Ordnung des Staatshaushaltes

geſchaffen hatte. Da indeſſen damals der Landbau noch über neun Zehntel der Arbeit abſorbirte, ſo konnte ſeine Verblendung nicht ſo viel ſchaden, wie ähnliche Maßregeln in neuerer Zeit.

Richelieu und Mazarin, die Nachfolger Sully's, vernichteten durch ihre maßloſen Verſchwendungen bald die Wohlthaten, welche dieſer geſtiftet hatte, ſo daß Colbert wieder damit beginnen mußte, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, indem er die Steuern auf eine gleichmäßige Grundlage zurückführte. Er ſtärkte die Steuerkraft des Landes durch Erleichterung der Güter-Erzeugung, da er erkannte, daß es das ſicherſte Mittel iſt, das Volksvermögen zu heben, wenn man die Anſammlung des Privatvermögens begünſtigt. Er hob daher eine Menge innerer Zölle und Abgaben, z. B. den Zoll von Valenciennes, welcher den Handel mit Italien faſt unmöglich gemacht hatte, auf, ſetzte die Aus- und Eingangszölle auf mäßige Verhältniſſe herab und ſchaffte die läſtigſten ganz ab. In einer Denkſchrift an den König ſtellte er zuerſt die Grundſätze des heutigen Schutzzoll-Syſtems auf: Herabſetzung der Ausgangszölle, Verminderung der Eingangszölle für alle Producte, welche den Fabriken dienen, Erhöhung derſelben für alle fremden Fabricate. Und doch war dies ſchon ein Fortſchritt gegen das Mercantil-Syſtem, denn es war doch wenigſtens in Einer Beziehung etwas für die Erleichterung des Verkehrs geſchehen.

Unglücklicher Weiſe übertrieb Colbert in einem ſpäteren Tarif von 1667 die Maßregeln gegen die ausländiſchen Fabriken. Das Ausland ergriff Repreſſalien, Holland z. B. verbot die Einfuhr von Wein, Branntwein und anderen franzöſiſchen Waaren, und es entſtand ſo eine künſtliche Induſtrie in Frankreich, während der Ackerbau, aus welchem es wegen der Vortrefflichkeit ſeines Klima's und Bodens den größten Reichthum zu ſchöpfen hat, abnahm. Die Fabricanten gewöhnten ſich daran, den Schutz, der ihnen nur vorübergehend als eine Begünſtigung gewährt worden war, als ein Recht zu betrachten, und heute noch leidet Frankreich unter dieſem Syſtem. Die Redensarten: „Man darf dem Auslande nicht tributpflichtig werden; unſer Markt darf nicht mit ausländiſchen Waaren überſchwemmt werden, damit wir nicht ausgeſogen werden und das Geld aus dem Lande geht," — wurden Stichwörter, deren man ſich heute noch bedient, um das Monopol zu vertheidigen.

Auf der anderen Seite eröffnete Colbert doch dem Verkehr und der Arbeit ſo viele neue Bahnen, daß die franzöſiſche Induſtrie bald europäiſche Berühmtheit erlangte. Er ließ Straßen bauen, Canäle graben, Sümpfe entwäſſern, Baumſchulen anlegen, ordnete das Wechſel- und Handelsrecht, das Poſtweſen, das Forſtweſen (ſein Edict iſt die Grundlage des jetzigen Code forestier), er verbeſſerte die Viehzucht und ſchuf aus Dünkirchen

einen Freihafen. Nur seinem schöpferischen Geiste war es möglich, die Mittel zu den Verschwendungen Ludwig's XIV. zu liefern.

Als Colbert starb, hatte der sogenannte „große" König das Land bald an den Rand des Abgrundes gebracht, in welchem sein Enkel untergehen sollte. Die Steuer-Erpressungen überstiegen allmählich alles Maß, und dennoch flossen von 150 Millionen nur 30 in den Staatsschatz, weil die Steuern durch Pächter erhoben wurden, welche dem Könige oft aus einer augenblicklichen Verlegenheit helfen mußten. Dieser Mißstand brachte den Marschall Vauban, welcher sich um die Technik so verdient gemacht hat, auf den Gedanken, die Steuern-Erhebung zu vereinfachen und sie durch eine einzige Abgabe, den Königs-Zehnten (dime royale), zu ersetzen. Der Vorschlag fand aber wenig Anklang und setzte den vermeintlichen Verfasser der Schrift darüber vielen Verfolgungen aus. Wir werden in einem späteren Abschnitte die Gründe entwickeln, warum die einfache Einkommensteuer die billigste und zweckmäßigste ist. Vauban war der Wahrheit sehr nahe gekommen; und wie schön drückt er seine Verwerfung der Salzsteuer mit den Worten aus: „Das Salz ist ein Manna, womit Gott das Menschengeschlecht beschenkt hat, auf welches man daher keine Steuer hätte legen sollen!"

Hier können wir auch der herrlichen Arbeit des Abbé Saint-Pierre „Ueber den ewigen Frieden" erwähnen, welcher erhabene Gedanke auch von Kant aufgegriffen und in neuerer Zeit von weniger tiefen und geistreichen Nachahmern so breit geschlagen worden ist.

Was ein Volk mit der Freiheit des Handels zu leisten vermag, das haben die Holländer durch ihre glorreiche Entwicklung seit dem Unabhängigkeits-Kampfe bewiesen. Auf ein kleines Land beschränkt, dessen Boden sie mit großer Anstrengung dem Wasser der Flüsse und des Meeres abringen mußten, wurden sie gleichwohl die Herren der Meere, gründeten sie Colonieen, Königreichen an Umfang gleich.

„Mag anderswo auch die Hungersnoth herrschen," sagt der Verfasser des Buches „Ueber den Reichthum Hollands", „zu Amsterdam werdet ihr Weizen, Roggen und andere Getreide-Arten finden; dort fehlen sie nie." Durch ihre Schifffahrt waren die Holländer die unentbehrlichen Vermittler des Welthandels geworden. Sir William Petty schätzte im Jahre 1690 die Tonnenzahl ihrer Schiffe auf ungefähr die Hälfte der ganzen Tonnenzahl Europa's, und gleichwohl hatten sie gar kein Erzeugniß auszuführen, das ihrem Lande entsprungen wäre. Ihr Land war das allgemeine Magazin aller Industrieen, und ihre Schiffe waren, nach dem Ausdrucke des Sir William Temple, die Fuhre des Oceans. Die Theilung der Arbeit ward bei ihnen mit einer bewunderungswürdigen Einsicht geübt;

nicht nur Handelsleute, ſondern auch ganze Städte beſchäftigten ſich ausſchließlich mit einem einzigen Zweige des Handels. Middelburg z. B. trieb den Weinhandel, Vliſſingen den mit Weſtindien; Saardam war mit Schiffsbaumeiſtern bevölkert, Sluys mit Häringsfiſchern. In jedem dieſer Zweige beſtand eine thätige Mitwerbung, und alle wurden mit einer Geſchicklichkeit und einer Sparſamkeit betrieben, welche würdig ſind, als Muſter zu dienen. Die erfahrenſten Kaufleute Hollands ſetzten den Grund von deſſen Blüthe in die vollkommene Toleranz, in die Freiheit in Religion, Politik und Handel.

Dieſe außerordentliche Blüthe eines ſo kleinen Landes konnte nicht verfehlen, die Eiferſucht und den Wetteifer der benachbarten Nationen zu erwecken. England namentlich, durch das Genie Cromwell's zu neuer Thatkraft erwacht, betrachtete den Reichthum und die Macht ſeines Nachbars mit ſcheelen Blicken, und bald ſehen wir, wie beide Staaten, der eine unter dem Banner der Handelsfreiheit, der andere unter dem des Mercantil-Syſtems, zum Kampf in die Schranken traten. Holland wurde im Laufe der Zeit zwar zurückgedrängt, aber nicht vernichtet; denn es beſitzt noch heute nach zwei Jahrhunderten eine Macht und einen Reichthum, welchem kein Land von gleicher Größe gleichkommt, und noch lange nach dem Tode Cromwell's konnte es eine holländiſche Kriegsflotte wagen, bis vor London zu erſcheinen. Wir deuten dies an, weil der Sieg, den England errang, und der Aufſchwung, den es ſpäter nahm, dem Sperrſyſtem zugeſchrieben worden iſt, weil heute noch die Anhänger des Schutzzoll-Syſtems die Blüthe der engliſchen Induſtrie und Schifffahrt ſolchen Prohibitiv-Maßregeln, wie der Navigations-Acte, zuſchreiben. Wer die Dinge aber nicht bloß von der Oberfläche oder mit vorgefaßter Meinung betrachtet, muß einſehen, daß Cromwell mit anderen Maßregeln als mit der Navigations-Acte die Induſtrie Englands gehoben hat.

Vermittels der Navigations-Acte — act of navigation — wurde der engliſchen Schifffahrt das Monopol des See-Transportes vor fremden Schiffen ertheilt, durch unbedingte Verbote ſowohl als durch ſtarke Auflagen. Allen Schiffen, deren Eigenthümer, Capitän und drei Viertheile der Mannſchaft nicht engliſche Unterthanen ſein würden, ſollte es verboten ſein, in den Colonieen (Niederlaſſungen, Anſiedlungen) Großbritanniens oder an deſſen Küſten Handel zu treiben, bei Strafe der Confiscation des Schiffes und der Ladung. Da nun die anderen Staaten, welche ihre Schiffe von England und ſeinen Anſiedlungen ausgeſchloſſen ſahen, Repreſſalien gebrauchten, ſo kam es, daß die Schiffe immer den Rückweg leer machen mußten, alſo die Hälfte der Fracht verloren. Die Spanier ließen die Engländer in ihren Häfen nicht laden, nachdem dieſe es ihren Schiffen

verboten hatten; daher kamen auch die englischen Schiffe befrachtet an und gingen leer zurück. Woher nun der Nutzen der Navigations-Acte für den Handel entspringen sollte, wenn die halbe Fracht stets verloren ging, das vermögen wir nicht einzusehen. Es ist vielmehr ein grober Irrthum, wenn man glaubt, daß England der Navigations-Acte seinen gewerblichen Aufschwung zu verdanken habe. Sie war nur als politische Maßregel zu rechtfertigen; sie war ein Opfer, das dem Handel zu Gunsten der Politik auferlegt wurde. Auch nur in dieser Hinsicht hat Adam Smith die Navigations-Acte gebilligt. Cromwell mußte zur Behauptung der Reformen der englischen Revolution eine Kriegsflotte schaffen oder vielmehr die vorhandene in großartigem Maßstabe vermehren. Er sah ganz richtig ein, daß eine solche nur aus einer tüchtigen Handels-Marine hervorgehen könne, in welcher vorher die nöthige Mannschaft herangebildet war. Da aber bis dahin die Holländer die Rhederei zum größten Theil in Händen gehabt hatten, so mußten erst Handelsschiffe geschaffen werden, und weil durch die Navigations-Acte zum Transport der Waaren die doppelte Anzahl von Schiffen als gewöhnlich nöthig war, so erreichte Cromwell seinen Zweck, die Vermehrung der Flotte, vollkommen, aber nur um den Preis eines fortwährenden Opfers, welches bis zu unserer Zeit dauerte.

Der außerordentliche Zusammenfluß von Waaren, welche bei wachsendem Verkehr aus den Hinterlanden und den überseeischen Ansiedlungen in den Seehäfen zusammenströmten und einen bedeutenden Umsatz veranlaßten, machte die Unbequemlichkeit der Käufe mit baarem Gelde fühlbar. Man gerieth daher auf den Gedanken, das Geld gemünzt oder in Barren an einem sicheren Orte zu hinterlegen und die Kaufsumme stets vom Käufer auf den Verkäufer übertragen zu lassen. Man sparte dadurch den Transport und gewann an Sicherheit und Bequemlichkeit. So entstanden die Umschreibe-Banken, deren größte zuerst in Amsterdam 1609 gegründet wurde. Wir haben indessen gesehen, daß schon die Tempel zu Delphi und Delos ähnliche Geschäfte verrichteten; wir wissen, daß Christus die Geldmäkler aus dem Tempel zu Jerusalem jagte, und auch zu Rom scheint es Banken gegeben zu haben. Formel wurde die erste 1157 in Venedig, 1349 eine zu Barcelona, 1407 eine zu Genua, 1619 die hamburger und 1694 die Bank von England gegründet.

Man erweiterte bald den Zweck des Bankwesens und fing an, es zur Organisation, zur Vermehrung des Credits zu benutzen. Zunächst handelte es sich darum, die bei den Kaufleuten unproductiv daliegende Münze, welche sie zu ihren Zahlungen stets vorräthig haben müssen, productiv zu machen. Dies geschah einfach durch die Banken, wo Schulden und Forderungen zu-

ſammenlaufen und gegenſeitig ausgeglichen werden, ohne daß der ganze Betrag aller zu zahlenden Forderungen ſtets vorräthig iſt. Nun ging man weiter und gewährte Credit auf noch nicht abgeſchloſſene Käufe, Lieferungen und Waaren auf dem Lager: man discontirte Wechſel. Dadurch wurde die Production ungemein unterſtützt, weil Unternehmungen früher begonnen, Arbeitskraft früher beſchäftigt, der richtige Zeitpunct deßwegen immer ergriffen werden konnte. So kam es denn, daß die neue Zeit ſeit der Entdeckung von America mit der freien Arbeit und dem Credite ſich um ſo viel raſcher entwickelte, als das Alterthum mit der Sklavenarbeit und dem Wucher.

Die wichtigſten Erſcheinungen des Bankweſens lieferten uns die ſchottiſche und americaniſche Bankfreiheit und die Operationen der engliſchen Bank; das lehrreichſte Ereigniß war aber das Syſtem von Law.

Der Schotte Law hatte in ſeinem Vaterlande die wohlthätigen Wirkungen des Bankweſens kennen gelernt, ohne durch die Kriſis, welche in Folge übertriebener Ausgabe von Papiergeld eintrat, vorſichtig gemacht zu ſein. In Frankreich, wo durch die maßloſe Verſchwendung Ludwig's XIV. und des Regenten die Finanzen in eine äußerſt troſtloſe Lage gebracht worden waren, wurde Law wie ein Erlöſer begrüßt, der durch ein Wunder der Noth abhelfen ſollte. Law iſt vielfach verkannt und für einen bloßen Schwindler gehalten worden, allein man hat ihm Unrecht gethan: ſeine Entwürfe waren richtig berechnet; aber gedrängt durch die Regierung und ſelbſt noch befangen in dem unglückſeligen Wahne, daß bloß Geld Reichthum ſei, ließ er ſich zu Uebertreibungen verleiten, welche den finanziellen Ruin Frankreichs zur Folge hatten. Da er ganz richtig den Reichthum in einem Ueberfluſſe an Capital ſah, irrthümlich aber das Geld als den faſt ausſchließlichen Beſtandtheil desſelben betrachtete, ſo ſtrebte er dahin, das Geld zu vermehren, und weil er in Schottland geſehen hatte, daß Papiergeld das Metall ſehr vortheilhaft vertritt, ſo glaubte er durch Vermehrung des erſteren ſeinen Zweck erreichen zu können. Er wußte nicht, daß Geld wie jede Waare nach der Conſumtion ſich richtet und mit wachſender Menge im Preiſe ſinkt, oder, was dasſelbe iſt, daß andere Waaren bei vermehrtem Angebot des Geldes im Preiſe ſteigen.

Das erſte Unternehmen, zu welchem Law die Genehmigung des Regenten 1716 erhielt, war der heutigen Bank von Frankreich ganz ähnlich. Es wurde mit einem Capitale von ſechs Millionen in 12,000 Actien begonnen und ſollte zum Discontiren von Wechſeln, Abrechnen mit Kaufleuten dienen, wobei man Noten ausgeben wollte, deren Nominal-Betrag in Me-

tallmünze an den Inhaber gezahlt werden ſollte *). Kaum war die Bank gegründet, ſo kehrte der Credit wieder, und das Inſtitut gewann ſo ſehr das allgemeine Vertrauen, daß es mit einem Grund-Capital von ſechs Millionen bis zu fünfzig Millionen Noten ausgeben konnte. Die Einlagen von Gold und Silber wuchſen täglich mit der Nachfrage nach Noten, und Law war ſo in weniger als zwei Jahren an das Ziel gelangt, welches jetzt noch erſt einige wenige Handelsſtädte erreicht haben; er hatte mit Einem Male das Syſtem des Vertrauens (Credit) durch Errichtung der Zettelbanken organiſirt.

Bis hieher war Alles in Ordnung; Law ging aber weiter und wollte Monopole, Handels-Privilegien für die Bank, welche nothwendig die größten Gefahren herbeiführen mußten. Alle Steuern ſollten durch die Bank erhoben und dieſe überhaupt der Centralpunkt werden, wo alle materiellen Intereſſen ausgeglichen werden ſollten. Berauſcht von dem glücklichen Erfolge des erſten Unternehmens, ſchien ihm nichts unmöglich, und er faßte den Gedanken, ſämmtliche Capitaliſten zu einer Geſellſchaft zu vereinigen, und um die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, ſchob er ein Project vor, welches zu den Vorurtheilen jener Zeit vollkommen paßte: die Gründung einer Handels-Geſellſchaft zur Coloniſation und Ausbeutung der Miſſiſippi-Länder. Es entſtand die weſtindiſche Compagnie mit einem Capital von hundert Millionen, beſtehend aus 200,000 Actien zu 500 Francs, in der Form von auf den Inhaber lautenden Noten, die durch Indoſſirung übertragbar waren.

Um die Actienzeichnung zu erleichtern, durfte man die Beträge zu ¾ in Staats-Rentenſcheinen bezahlen. Das Unternehmen ging raſch voran; das Publicum war eher zu leichtgläubig, denn es ſchien gar nicht daran zu denken, daß die Rentabilität der Actien lediglich von dem Erfolge der Colonie abhange. Die Compagnie hätte eben ſo gut auf ein Bergwerk im Mond oder ein Unternehmen, Sonnenſtrahlen aus Gurken zu ziehen, gegründet werden können, dieſelbe wäre nicht weniger ſicher und die Leichtgläubigkeit des Publicums nicht ſtaunenswerther geweſen. Die Dividenden beſtanden auch ſtets nur aus den Zinſen der Staatsſcheine, welche von der Regierung an die Actionäre bezahlt wurden. 1718 wurde Law's Bank zu einer königlichen erklärt und das Capital den Actionären baar heimbezahlt. Die neue Bank erhielt zu dem Privilegium der weſtindiſchen Compagnie noch den Alleinhandel nach Oſtindien, mit der Ermächtigung, eine neue

*) In jüngſter Zeit iſt ein gutes Werk über die Law'ſche Operation in allen Details erſchienen: „Law und ſein Syſtem, ein Beitrag zur Finanz-Geſchichte", von D. J. Heymann.

Anzahl von Actien darauf auszugeben. Um deren Ausgabe zu erleichtern und die Actien der weſtindiſchen Compagnie, welche gefallen waren, wieder zu heben, erfand Law den Mißbrauch der Agiotage; er verpflichtete ſich, in einem gegebenen Zeitpuncte über dem Pari aufzukaufen, indem er ſich erbot, den Unterſchied zwiſchen dem Börſenpreiſe und dem Pari zu bezahlen. Alles, was Law begann, glückte, und die Actien ſtiegen bald in geometriſcher Progreſſion.

Der National-Charakter der Franzoſen begünſtigte nämlich nicht wenig dieſe ſchwindelhaften Unternehmungen. Rerum novarum cupidissimi, wie ſchon Cäſar ſie nennt, haben die Franzoſen auch eine abenteuerliche Leidenſchaft, ſchnell reich zu werden. Ihre ganze Induſtrie trägt den Stempel dieſer Leidenſchaft. Dazu ſehr leichtgläubig, ſind ſie für die ſinnloſeſten Speculationen zugänglich. Wir haben in den letzten Jahren einen Anlauf en miniature an der pariſer Börſe geſehen. Man kaufte Actien, ohne danach zu fragen, welche Begründung ſie hätten. Eben ſo ging es damals mit der Coloniſation der Miſſiſippi-Länder, und die Geſammtſumme der Actien wuchs zu einem Fictiv-Capital an, welches die Begriffe der Menſchen verwirrte.

Statt nun die Speculationswuth des Publicums zu mäßigen, ging Law immer weiter und faßte den koloſſalen Gedanken, die Staatsſchuld mit dem neuen Papiergelde zu bezahlen. Ausgehend von dem Grundſatze, daß durch Vermehrung des Geldes der Reichthum abſolut vermehrt werde, und daß Papier ſehr gut die Stelle des Metallgeldes vertrete, glaubte man dieſen Zweck durch willkürliche Vermehrung des Papiergeldes erreichen zu können. Die Actien der indiſchen Compagnie ſollten an die Stelle der bisherigen Staatsgläubiger treten, und dieſe, wie man bald darauf ſagte, ihre Rentenſcheine gegen die „Nebelſcheine" des Miſſiſippi eintauſchen. Kaum waren die Actien ausgegeben, ſo ſtiegen ſie aufs Dreifache, Fünffache und ſelbſt Zehnfache ihres Nennwerthes. Es entſtand bald ein Hazardſpiel, welches bis dahin und bis heute ſeines Gleichen nicht gehabt hat. „Die Wechſel des Vermögens", ſagt Thiers, „waren ſo raſch, daß die Jobber Zeit hatten, ungeheure Gewinnſte zu machen, wenn ſie Actien nur Einen Tag behielten. Man nennt einen, der, beauftragt, Actien zu verkaufen, zwei Tage ausblieb. Man glaubte die Actien geſtohlen; durchaus nicht: er erſtattete ehrlich den Betrag derſelben, hatte ſich aber Zeit genommen, eine Million für ſich zu gewinnen. Man lieh die Fonds auf die Stunde aus und nahm einen Zins, der beiſpiellos war; allein die Jobber konnten dieſen bezahlen und doch noch einen Gewinn für ſich machen. Es iſt ſonach nicht erſtaunlich, daß die Bedienten plötzlich ſo reich wie Herren wurden: man erzählt von Einem, welcher bei ſchlechtem Wetter ſeinem

Herrn begegnete und ſeine Kutſche anhalten ließ, um ihn einzuladen, einzuſteigen."

Der Schwindel war ſo weit getrieben, daß die Actien auf das dreißigfache ſtiegen und das urſprüngliche Grund-Capital von 1500 Millionen zu einer Fictiv-Summe von 45 Milliarden anwuchs. Der Rückſchlag auf dieſe Ueberſpeculation konnte daher nicht ausbleiben. Schon die Dienſtfertigkeit, womit die Bank der Verſchwendung des Regenten zu Hülfe kam, hatte das Mißtrauen der Parlamente erregt, welche jener bald das Recht ſtreitig machten, die Steuern einzuziehen und die öffentlichen Zahlungen zu leiſten. Einſichtsvolle Geſchäftsleute geriethen in Beſorgniß, und die vier Brüder Paris gründeten mit 100 Millionen einen Verein gegen die Law'ſche Bank, welchen ſie „Anti-Syſtem" hießen. Da ihr Capital ſicherer fundirt war, ſo machten ſie bald die Actien der Bank ſinken, und als Law dieſelben durch Edicte zu halten ſuchte, trat die Kriſis um ſo raſcher ein, und die Papiere ſanken reißend. Es zeigte ſich ſchon damals, daß Zwangsmaßregeln dem Verſchwinden der Metallmünze nie vorbeugen, wohl aber das Uebel vermehren. Es wurde verboten, Münze zwiſchen den Städten, wo Bureaux der Bank waren, zu transportiren, Noten gegen Metall auszutauſchen, Diamanten und Edelſteine zu tragen, und alle alten Geldſorten wurden confiscirt.

Solche Maßregeln verwandelten bald das Mißtrauen in Schrecken, und Alles eilte, ſein Papier gegen ſolidere Gegenſtände umzutauſchen. Hätte Law ſich bei Zeiten zu mäßigen gewußt, ſo hätte er zwar große Verluſte von Privaten nicht verhüten können, der Beſtand der Bank wäre aber geſichert geweſen. Allein gedrängt durch den Hof zu jenen unſinnigen Uebertreibungen, folgte er der Regierung in Erlaſſung von Zwangsmaßregeln, welche nur dazu dienten, den Untergang zu beſchleunigen, der auch bald mit der Schnelligkeit einer Lawine hereinbrach. Komiſcher Weiſe half die Regierung ſelbſt dazu, indem ſie ihre eigenen Noten herabſetzte.

So kamen Tauſende an den Bettelſtab durch Uebertreibung einer Inſtitution, welche bei beobachtetem Maße nur ſegensreich wirken kann. Die Gefahren und die Segnungen des Credits wurden durch Law in einem lehrreichen Beiſpiele ſo dramatiſch dargeſtellt, daß wir uns leicht vor ähnlichem Schaden bewahren können, ohne uns die Vortheile des Credits zu verſchließen. Es ſcheinen die Franzoſen in allen Dingen berufen, den übrigen Völkern die Experimente vorzumachen, auf daß dieſe ihnen praktiſche Folge geben. Jene kurzen zwei Jahre bieten daher eine Fülle von Lehren für viele Jahrhunderte. Sie gaben wenigſtens eine Ahnung jener Culturbewegung, zu welcher die freie Arbeit und der Credit die Menſchen allmählich emporſchwingen kann.

Während Frankreich noch an den Folgen des größten Staats-Bankbruchs, an den Steuer-Erpreſſungen eines verſchwenderiſchen Hofes, an den Bedrückungen bevorrechteter Stände dahinſiechte, beſtieg ein Genie den Thron des preußiſchen Staates. Nie hat ein größerer Feldherr, nie ein gerechterer und weiſerer König, nie ein klügerer Staatsmann die Krone getragen. Unter ſeiner Leitung wurde die jüngſte, kleinſte, ärmſte Monarchie Europa's eine weltgebietende Macht. Er war es, und niemals ein Anderer, der dem geſammten Europa zu gleicher Zeit ſiegreich die Spitze bot. Groß im Unglück, mäßig im Glück, verabſcheute der Feldherr ohne Gleichen den Krieg und zog es vor, als er ſiegreich die Bedingungen dictiren konnte, mit mäßigen Anſprüchen ſeinem Lande den Frieden zu ſichern. Alle Elemente des Mittelalters waren in Fäulniß gerathen; es galt, eine neue Staats-Organiſation zu ſchaffen. Die Völker, durch Religions- und Dynaſten-Kriege, durch ſchlechten Staatshaushalt erſchöpft, bedurften der Ruhe, einer ſparſamen Finanz-Verwaltung, um ſich wieder zu erholen. Das Recht war ſeit dem Verfall des Kaiſerthums und der Vehme, ſeit dem religiöſen Schisma verloren gegangen. Friedrich II. ſtärkte wieder das Rechtsbewußtſein, indem er ſich wie der niedrigſte ſeiner Unterthanen den Geſetzen unterwarf. Dieſe Selbſtüberwindung ſtellt ihn am höchſten. Er gab dem „Rechtsſtaate", der dem germaniſchen Stamme, unter welcher äußeren Geſtalt es ſei, ureignen Staatsform, wenn man es ſo nennen darf, erſt die formelle Begründung. Friedrich ſicherte die Rechtspflege, ſtellte das Geſetz über das Staatsoberhaupt, verbeſſerte das Erziehungsweſen des Volkes, gewährte die Freiheit der Gewiſſen, der Rede und der Schrift, ſorgte für Ordnung im Staatshaushalt, für gerechte Vertheilung der Staatslaſten; er vermehrte die Verkehrsmittel des Landes, begünſtigte den Ackerbau, unterſtützte die Induſtrie. Sein Heerweſen wurde das Model der europäiſchen Armeen, der Staat Friedrich's des Großen der Muſterſtaat für die Monarchen Europa's. Joſeph II., Katharina II., Ludwig XVI. waren des großen Königs Schüler.

Friedrich hatte kein beſtimmtes Syſtem der politiſchen Oekonomie, — die Zeit der Syſteme war noch nicht gekommen — aber er war praktiſcher Volkswirth, und unter ſeiner Leitung, unter dem Rechtsſchutze, welchen in ſeinen Staaten die Bürger genoſſen, entwickelten ſich bald wieder Ackerbau, Induſtrie und Handel zu einer Blüthe, wie ſie ſeit dem Verfall der Hanſa in Deutſchland nicht geſehen worden war. Den Landbau erleichterte Friedrich durch Verbeſſerung der Communicationsmittel, die Induſtrie unterſtützte er durch Staats-Vorſchüſſe.

Bei der hohen Ueberlegenheit des großen Königs über ſeine Zeitgenoſſen war es nicht zu verwundern, daß unter ſeiner Leitung der Staat

etwas mehr Fürsorge übernahm, als ihm eigentlich zukommt, wenn er nicht Mißgriffe machen will. Indem Friedrich die vaterländische Industrie unterstützte, war er von demselben Vorurtheile befangen, dem die heutigen Schutz-Zöllner noch huldigen: daß man wo möglich alles, was man braucht, im Inlande anfertigen müsse, — ein System, welches so sehr dem Gesetze der Arbeitstheilung widerspricht, aber zu unserer Zeit den Consumenten, zu Gunsten weniger Producenten, so große Opfer auferlegt. Friedrich hatte daher eine große Liebhaberei für den Wein- und Tabakbau, die Seidenzucht und andere Productionsarten, welche wegen der Rauhheit des Klima's in Norddeutschland theurer oder schlechter beschafft werden, als in anderen Ländern. Viele Weinberge wurden unter seiner Regierung frisch angelegt, wo man klüger gethan hätte, Gerste oder Lein zu bauen und diese gegen die Weine Ungarns oder Frankreichs auszutauschen. Es fehlte nur noch, daß er Treibhäuser errichten ließ, um darin Kaffee zu ziehen.

Ein anderes Experiment Friedrich's, über welches wir nicht mit einem Scherz hinüberkommen, waren seine Getreide-Magazine. Er errichtete solche in allen Theilen des Landes und stellte den Grundsatz auf: Getreide zu kaufen, wenn es unter ein gewisses Minimum sank, und zu verkaufen, wenn es über ein gewisses Maximum stieg. Indem er den Leuten sagte: Wer zu einem bestimmten Minimum sein Getreide nicht mehr verkaufen kann, der komme zu mir; wer es um ein bestimmtes Maximum nicht mehr kaufen kann, komme wieder zu mir, hatte er eine Art von Nivellateur geschaffen, welcher für die damalige Zeit — wir können es nicht läugnen — nützlich gewesen sein mag; nur gehörte eine so gefüllte Casse, wie die Friedrich's, dazu. Damals, wo die Wege noch so schlecht und die reine Unmöglichkeit vorlag, das Getreide im Innern des Landes weit zu transportiren, wo also der Handel nicht die Rolle, welche Manche heute noch vom Staate verlangen, übernommen hatte, konnte es allerdings nützlich sein, wenn der Staat bei übergroßer Wohlfeilheit aufspeicherte, bei großer Theurung verkaufte. Heute sind die Eisenbahnen die Regulatoren des Getreidepreises, und die kostspielige Einmischung des Staates ist überflüssig geworden; der Handel sorgt für Alles.

Als man sich in Frankreich von der Betäubung zu erholen begann, in welche der Law'sche Bankbruch dasselbe versetzt hatte, war es kein Wunder, daß man in das entgegengesetzte Extrem gerieth. Die Industrie und der Handel waren bei den Schwankungen des Papierschwindels fast zu Grunde gegangen, nur der Ackerbau war übrig geblieben; es war daher dem geängstigten Publicum nicht zu verdenken, daß es nur noch in dem Boden Werth suchte. Es war dies schon als ein Fortschritt zu betrachten, da man richtigere Begriffe vom Gelde erhielt. Mercier de la Riviere be-

merkte damals zur rechten Zeit: „daß das Geld nicht auf unſere Hände regne, nicht auf dem Felde wild wachſe. Um Geld zu haben, muß man es kaufen, und nach dieſem Ankauf iſt man nicht reicher als vorher; man hat nur in Geld einen Werth empfangen, der jenem gleich iſt, den man in Waaren gegeben hat."

Aus jener Anſicht, daß nur der Boden Werthe ſchaffe, ging das Syſtem der Oekonomiſten oder, unter welchem Namen es bekannter iſt, der Phyſiokraten hervor. Quesnay, Leibarzt Ludwig's XV., war deſſen Haupt, Männer wie Gournay und Mercier de la Riviere ſeine Apoſtel.

Die Phyſiokraten legten nur dem Ackerbau die Fähigkeit bei, Werthe zu erzeugen; nach ihnen kann bloß die auf ihn verwandte Arbeit einen Ueberſchuß über die Conſumtion — Capital — anhäufen. Dieſen Ueberſchuß nannten ſie den Reinertrag und ſchloſſen logiſch, daß nur letzterer beſteuert werden dürfe, die einzig richtige Steuer alſo die Grundſteuer ſei. Alle anderen Arbeiter ſeien nur Lohn-Empfänger, welche für den Ackerbau arbeiteten, aber direct nichts producirten. Wie faſt alle Irrthümer der National-Oekonomen, rührte auch dieſer von dem unrichtigen Begriffe von Werth her.

Die Phyſiokraten vergaßen, daß auch die meiſten Boden-Producte ihren vollen Gebrauchs-Werth erſt durch weitere Dienſtleiſtungen erhalten. Das Korn muß erſt gemahlen und gebacken, das Vieh muß erſt geſchlachtet und ſein Fleiſch gebraten werden, ehe es genießbar wird. Was ſind die Bergwerks-Producte, welche der Landwirthſchaft die Werkzeuge zur Arbeit liefern, ohne die mannigfachſten Dienſtleiſtungen, die den Stoffen, welche aus den Eingeweiden der Erde kommen, erſt ihren Werth verleihen? Ein ſo einfaches Inſtrument, wie eine Senſe, durch wie viele Hände muß ſie gehen!

Quesnay hat eine ökonomiſche Tafel verabfaßt, deren erſter Probe-Bogen, von der Hand des Königs mit der Aufſchrift: „Arme Bauern, armes Reich — armes Reich, armer König," verſehen, gedruckt wurde. Er gibt darin die Vertheilung der Grundrente in zahlreichen Formeln an, die wie ein Evangelium aufgenommen wurden, ſo daß Mirabeau der Aeltere ſagte: „Es gibt drei wunderbare Erfindungen in der Welt, die Schrift, die Münze und das Tableau économique." — Die Tafel hat aber für heute keinen Werth.

Abgeſehen von jenem Irrthume im Princip, woraus eine ungerechte Steuervertheilung hervorging, ſtellten die Phyſiokraten doch durchaus praktiſche und heilſame Forderungen auf. Sie vertheidigten die unbedingte Freiheit der Induſtrie und des Handels, und das war ſchon

ein unermeßlicher Fortſchritt gegen das Mercantil-Syſtem. Voltaire hat in ſeinem „Mann mit vierzig Thalern (Einkommen)“ die Lehre vom Reinertrage mit Recht lächerlich gemacht; gleichwohl hatten die Phyſiokraten durchweg richtigere Begriffe von der Volkswirthſchaft, als die Encyklopädiſten. Jene waren zwar Anhänger der abſoluten Monarchie, weil ſie glaubten, daß ein einzelner Menſch leichter eines Beſſeren belehrt werden könne, als das vielköpfige Volk, — eine Anſicht, welche durch Karl I. und II. und durch Jakob II. in England ſchon thatſächlich widerlegt war; allein ſie hatten dennoch durchweg liberale Anſichten, die Gournay treffend in dem Spruche zuſammenfaßte: „Laisser faire, laisser aller.“

Der Einfluß der Lehren der Phyſiokraten machte ſich in Frankreich bald geltend, und auch im übrigen Europa brach ſich damit eine wirthſchaftlichere Methode in den Finanzen Bahn.

Auf dem Syſtem der Phyſiokraten fußten die großen Reformen Turgot's, welche bei dem guten Willen Ludwig's XVI. dem franzöſiſchen Volke manche Leiden hätten erſparen können; allein die Zeit war noch nicht reif. Nie hat ein Staatsmann mit ſolcher Beharrlichkeit die Vorurtheile des Volkes bekämpft und die Lehren der Wiſſenſchaft im Leben wirkſam zu machen geſucht. Seine Edicte trafen die Monopoliſten jeder Claſſe, vom Adel bis zum Handwerker. Er hob die Frohnden und die Zünfte auf, erſtrebte die gleiche Vertheilung aller Abgaben, ein einziges Geſetzbuch für das ganze Reich, Ein Maß und Gewicht, eine Reform des Unterrichtes, die Einführung eines Kataſters und eine Menge anderer Sachen, die alle zur Befreiung der Arbeit dienen ſollten. Er hob gleich Anfangs das Geſetz wegen der Getreide-Ausfuhr auf, überzeugt, daß der freie Verkehr am beſten dem Mangel vorbeuge.

Da die Freigebung des Getreide-Handels gerade mit einem Mißjahre zuſammentraf, ſo widerſetzte ſich das Volk der Maßregel und plünderte die Getreide-Zufuhren, ſo daß Turgot endlich Gewalt brauchen mußte. Dadurch, und indem ſogar Männer wie Galiani und Necker die thörichten Vorurtheile der Zeit vertheidigten, wurde der wohlwollende Miniſter ſehr unpopulär.

„Das Recht, zu arbeiten,“ ſagt Turgot, „iſt das erſte, heiligſte und unverjährbarſte; denn indem Gott dem Menſchen Bedürfniſſe gab, machte er für ihn das Hülfsmittel der Arbeit nothwendig.“ In dieſem Ausſpruche kommt er dem richtigen Begriffe von Werth ſo nahe, wie keiner ſeiner Vorgänger und wenige ſeiner Nachfolger.

Das Mißlingen ſeiner Entwürfe iſt hauptſächlich der geringen Bildung des Volkes und ſeinem Irrthume über die Bodenrente zuzuſchreiben. Man kann ein Volk nicht raſcher glücklich machen, als dieſes ſeiner Entwicklung

nach ſein kann, und muß daher die Vorurtheile desſelben ſchonen. Dies war auch der Mißgriff Joſeph's II., der ſeine Reformen zu raſch und gewaltſam einführte. Ein Theil des Widerſtandes gegen Turgot war aber auch gerechtfertigt. Die Grundbeſitzer, welche ihn früher gegen das Geſchrei der Menge wegen des Getreide-Handels unterſtützt hatten, erhoben ſich gegen die Grundſteuer, welche alle anderen Steuern erſetzen ſollte, und wie Recht ſie hatten, bewies die ſpätere Durchführung dieſer Maßregel durch die conſtituirende Verſammlung. Sie entblößte die Staatscaſſe eines Drittheils ihrer Einnahme und belaſtete die Grundbeſitzer übermäßig.

Kaiſer Joſeph II., der Friedrich II. ſchon in ſeiner Jugend zum Vorbild gewählt hatte, war noch mehr Volksfreund als der große Preußen-König. Sein ganzes Leben war dem ſchönen Zwecke geweiht, das Glück ſeiner Völker zu begründen, die ihn leider zu wenig begriffen und zu früh verloren. Joſeph II. war hochherzig, doch vorzüglich mild und gütig, und wie zum Wohlthun geſchaffen. „Weniger geneigt zu der glänzenden Laufbahn des Waffenruhmes," ſagt einer unſerer erſten Geſchichtſchreiber, „als zu jener der Abſchaffung von Vorurtheilen und Bedrückungen, wollte er ſeine Auszeichnung dadurch erlangen, daß er ſein Volk von ſchädlichen Feſſeln befreie und dadurch ſo viel als möglich glücklich mache. Dieſem Zwecke wollte er ſich ganz und mit voller Hingebung widmen; er wollte Alles ſelbſt ſehen, hören und leiten, mit voller Seele in die Geſchäfte ſich ſtürzen, ihnen alle Vergnügungen opfern, nur in der Durchführung ſeiner Plane ſeine Freude und Erholung ſuchen. Seine ganze Natur war ideal."

Als er im Alter von 24 Jahren den Thron beſtieg, traf er ein Volk an, das, ohne geiſtige Anregung von oben, ſich ſelbſt überlaſſen, durch viele Schranken gehemmt, in ſeinen Beſchäftigungen und Berufsarten an Vorurtheilen und am Schlendrian hing. Ideen zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft und der Induſtrie waren nur wenige vorhanden, und wo ſie ſich auch offenbarten, wurden ſie mit Gleichgültigkeit und Geringſchätzung aufgenommen. „Es iſt dies theilweiſe zwar in den meiſten Zeitaltern der Fall, aber in dem gegenwärtigen war die Abneigung des Volkes gegen induſtrielle und landwirthſchaftliche Fortſchritte zum wirklichen Stumpfſinn ausgeartet."

In dieſem Zuſtande liegt der eine Theil der Urſachen, welche ſo viele Reformplane des großen Kaiſers erſchwerten und vereitelten. Der andere Theil iſt in dem Stande der politiſchen und ökonomiſchen Bildung jener Zeit überhaupt zu ſuchen. A. Smith hat ſeine Lehre erſt zwölf Jahre nach Joſeph's Thronbeſteigung publicirt. Der junge Kaiſer glühte nach Thaten zur Verbeſſerung der Volkszuſtände; allein da kein ſicheres Princip bekannt war, das als Leitſtern unwandelbare Grundſätze vorgezeichnet hätte,

ſo war ein gewiſſer Widerſpruch in den Acten Joſeph's nicht zu vermeiden. Außerdem beging er den Fehler, daß er, ſtatt mehr die Leitung des Ganzen, Großen zu übernehmen und die Details Anderen zu überlaſſen, zu viel um Einzelheiten ſich bekümmerte und dadurch ſeine Kräfte zerſplitterte. Gerade dieſe Eigenheit des großen Habsburgers, welche ſein Andenken als ein theures Pfand im Munde des Volkes erhalten hat, war nicht das Mittel, welches ſeine Reformplane am meiſten gefördert hätte; wir meinen die Leutſeligkeit, mit welcher er überall unerkannt unter das Volk ſich zu miſchen und im Einzelnen zu rathen und zu helfen ſuchte, und die der Mund des Volkes in ſo vielen Anekdoten verherrlicht hat. Für Einen Mann iſt es eine Unmöglichkeit, Alles in Perſon zu ſehen und überall ſelbſt zu helfen. Einzelnen wird geholfen, aber hundert Andere ſchmachten doch unter der Willkür der Verwaltung; die Unterthanen theilen bei einem ſolchen Hange zum „Fürſehungſpielen" im Kleinen das Loos der Lotto-Spieler, wo Einer gewinnt und Tauſende den Einſatz verlieren.

Wegen jener Eigenheit ließ ſich Joſeph II., ſtets in der beſten Abſicht, manchmal zu Willkür-Acten hinreißen, die das Volk gegen die Maßregeln ſelbſt einnahmen. — Von ſeinem Streite mit der Hierarchie haben wir hier nicht zu ſprechen.

Obgleich er in wirthſchaftlicher Beziehung kein beſtimmtes Syſtem verfolgte, ſo that er doch als praktiſcher Staatsmann alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um die Production zu erleichtern.

Schon die (freilich fruchtloſen) Bemühungen Joſeph's, die Schelde-Schifffahrt für Belgien *frei* zu machen, beweiſen, daß er den freien Verkehr zu ſchätzen wußte. Durch Vermehrung der Verkehrswege, Vereinfachung der Verwaltung, durch die Verbeſſerung der Rechtspflege (wobei er beſonders einen beſſeren Geiſt in den Reichs-Hofrath zu Wien und das Reichs-Kammergericht zu Wetzlar zu bringen verſuchte), durch die Hebung der Volksſchulen brachte er die nationalen Kräfte in ſolchen Fluß, daß die Ackerbau- und Gewerbe-Induſtrie während ſeiner Regierung zu vorher unbekannter Blüthe gedieh, ohne welche Oeſterreich nicht jene unverwüſtliche Ausdauer in den Kriegen mit Napoleon hätte entwickeln können. Beſonders das Streben nach Volksbildung war es, welches den großen Habsburger noch höher ſtellt, als den Hohenzollern; denn Friedrich II. vernachläſſigte dieſen Zweig der Staats-Obliegenheit noch in nicht geringem Grade; ſonſt hätte er nicht Unterofficiere zu Schullehrern gemacht.

„Joſeph II.", ſagt Joh. Georg Auguſt Wirth, „umfaßte die Verbeſſerung ſeines Landes nicht als kalter Staatsmann, ſondern als glühender Menſchenfreund. Er glaubte an eine höhere Beſtimmung der Völker, und war deßhalb weit mehr der Repräſentant ſeiner Zeit, als Friedrich der

Große. Wäre Joſeph II. im Reformations-Zeitalter an der Stelle Karl's V. Kaiſer geweſen, ſo würde er ſich mit Freuden an die Spitze der ſtrebenden Partei in Staat und Kirche geſtellt haben. Freund der Demokratie war er freilich nicht; allein zur Zeit, wo Sickingen und Hutten ihre politiſch-reformatoriſchen Plane dem Kaiſer mittheilten, handelte es ſich nicht um Demokratie, ſondern um die Beſchränkung der Macht der Fürſten zum Vortheil einer ſtarken Reichs-Gewalt des Kaiſers. Einen ſolchen Entwurf würde Joſeph II. mit allem Nachdruck unterſtützt, er würde überhaupt das Reich und die Kirche nach den Ideen der Zeit von oben reformirt haben.

„Faſſen wir Alles zuſammen ſo finden wir Joſeph II. als den Repräſentanten einer werdenden Zeit, als den Ausdruck einer Periode, wo die ſchöpferiſche Kraft der Nation nach allen Richtungen wieder erwacht war, doch in dem Losringen vom Alten ihr Ziel noch nicht vollſtändig geſichtet hat, daher in Vielem fehlgreift (z. B. die kurzſichtige Unterſtützung der Vergrößerungsplane Rußlands bei Eroberung der Krim), äußerlich noch nicht zu völliger Geſtaltung gelangt, allein dennoch die Bürgſchaft gewährt, daß das organiſche Leben der Deutſchen noch nicht abgeſchloſſen, ſondern zu einer neuen, noch höheren ſtaatlichen Blüthe für die Zukunft berufen ſei.

„Es wird nicht ſelten die Meinung ausgeſprochen, daß die Reformen des Kaiſers auch in ſeinen Erbſtaaten ohne weſentlichen Erfolg geblieben ſeien, weil er zu Vieles unternommen habe und das Wichtigſte unmittelbar thun wollte. Dieſe Anſicht wird von den Thatſachen ſelbſt widerlegt.

„Freilich bürdete der Kaiſer ſich ſelbſt die ganze Laſt der Geſchäfte auf; deſſen ungeachtet war die Staatsverwaltung in Oeſterreich niemals raſcher, als unter ihm, ſelten der Bittſtellende und Rechtſuchende jeder Art pünctlicher mit Entſchließung verſehen. Seine umfaſſenden neuen Einrichtungen fanden allerdings vielen Widerſpruch; allein dennoch ſchlugen ſie in Oeſterreich bleibend Wurzel. Nichts beweiſ't dies ſchlagender als der Umſtand, daß ſie in ihren wohlthätigen Folgen niemals ganz verwiſcht werden konnten, obgleich die Wirkſamkeit Joſeph's II. ſo kurz war und ſein Staats-Syſtem von ſeinen Nachfolgern ſo bald wieder verlaſſen wurde. Wer in Oeſterreich dem Stande der Dinge auf den Grund ſieht, ſtößt heute noch auf die Fußſtapfen des größten Kaiſers, welchen das Haus Habsburg hervorgebracht, des menſchenfreundlichen Joſeph II., und Vieles würde ſich dort anders verhalten, wenn Er nicht vorangegangen wäre. Es iſt bei entſcheidenden Fortſchritten auf der Bahn der Aufklärung und Völkerbildung nicht nothwendig, daß gerade alles erreicht werde, was ihre Urheber angeſtrebt haben; genug, wenn das Weſen durchdringt und die Anregung zu weiteren Leiſtungen in der Zukunft zurückläßt. Schon die hiſtoriſche Erinnerung an Joſeph II. wirkt daher in Oeſterreich als ein Segen, und wird

früher oder ſpäter in hochſtehenden Männern das Verlangen zur Nacheiferung erwecken."

Dieſe Weisſagung ſcheint in Erfüllung gegangen zu ſein.

Montesquieu, ein ſo erhabener Geiſt im Gebiete der Rechtsphiloſophie und Politik, ſtand in volkswirthſchaftlicher Hinſicht keineswegs über ſeiner Zeit. Was kann es Weiſeres geben, als ſein Ausſpruch: „Nur ſolche ſollten zur Regierung gelangen, welche man zur Annahme eines ſolchen Amtes zwingen muß!" — was iſt auf der andern Seite wieder unrichtiger, als ſeine Vertheidigung des Luxus, „weil er den Armen Geld zu löſen gebe *)!"

Montesquieu theilte auch das Vorurtheil der Maſſen gegen die Maſchinen. „Wenn ein Werk", ſagt er, „einen mäßigen Preis hat, der ſowohl dem recht iſt, welcher es kauft, wie demjenigen, welcher es gemacht hat, ſo würden die Maſchinen, welche die Fabrication vereinfachen, d. h. die Zahl der Arbeiter vermindern würden, verderblich ſein."

Sismondi hat dieſe Meinung in noch hervorſtechenderer Form ausgeſprochen. „Nehmen wir den Fall," ſagt er, „daß es dem Könige von England gelänge, alle Arbeit ſeines Landes vermittels einer großen Curbel zu verrichten, was bliebe dann dem Volke zu thun übrig? Es müßte verhungern."

Wir behaupten das Gegentheil. Wenn dem Könige von England ein ſolches Wunder gelänge, ſo würde er mit der verrichteten Arbeit die Producte ſchaffen, deren ſein Volk bedarf; dieſe Producte müßten conſumirt werden. Da der König ſie nun wahrſcheinlich nicht umſonſt hergeben wird, ſo müßte das Volk ihm dafür Dienſte leiſten; und wenn alle Dienſte zur Befriedigung der leiblichen Bedürfniſſe durch die Curbel ſchon verrichtet wären, ſo würde die Phantaſie des Volkes neue Genüſſe auf geiſtigem Gebiete ſchaffen, die dem Könige ſo viel werth wären, als ſeine eigenen Dienſtleiſtungen.

Kurz, mit jeder neuen Maſchine, die dem Menſchen einen Theil der groben Arbeit abnimmt, werden Arbeiter auf feinere Arbeit angewieſen und die Civiliſation dadurch gehoben.

Nur die Uebergangsperiode iſt peinlich für alle diejenigen, deren Arbeitszweig durch die Erfindung einer neuen Maſchine betroffen wird. Allein die Welt befindet ſich in einer fortwährenden Uebergangsperiode; und der Fortſchritt der Menſchheit wäre unmöglich, wenn die Individuen nicht durch die Macht der Dinge gezwungen würden, immer beſſere Arbeitsarten zu er-

*) „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, ſo ſterben die Armen Hungers." Geiſt der Geſetze, VII. 4.

lernen: und dieſe Macht ſind eben die Maſchinen, welche den Menſchen fortwährend von gröberer Arbeit erlöſen.

Das ſah Montesquieu nicht ein. Er fügte vielmehr obiger Stelle hinzu: „Wenn die Waſſermühlen noch nicht überall eingerichtet wären, ſo würde ich ſie nicht für ſo nützlich halten, als man glaubt, weil ſie vielen Händen die Arbeit nehmen." Say antwortet ihm ſehr ſchlagend: Wir haben heut zu Tage weniger Müller oder mit der Handmühle Beſchäftigte, dagegen mehr Kaufleute, mehr Handwerker, welche die Producte der Erde den weiteſten Schichten in weit größerem Maße zu Theil werden laſſen.

Man kehre den Satz einmal um, und entferne alle Maſchinen. Dann werden wir in den Zuſtand der Wilden verſetzt, die das Nothdürftigſte mit furchtbaren Anſtrengungen zu erlangen ſuchen müſſen, während ſie jeden edleren Genuß entbehren.

Mitten unter den Irrthümern des Mercantil-Syſtems, welche Montesquieu theilte, kommen wieder einzelne lichte Stellen in ſeinen Schriften vor, worin er die Wahrheit in voller Schärfe erfaßt. Während er ſo an einer Stelle die Thorheit der Handels-Bilanz theilt, indem er ſagt: „Ein Land, welches immer weniger Waaren ſendet, als es empfängt, ſetzt ſich ſelbſt ins Gleichgewicht, indem es verarmt," — als ob man arm würde, wenn man mehr einnimmt, als ausgibt — thut er an einer anderen den ſchönen Ausſpruch: „Die natürliche Wirkung des Handels iſt, zum Frieden zu führen. Zwei Nationen, welche unter ſich Handel treiben, machen ſich wechſelſeitig abhängig: wenn die eine ein Intereſſe hat, zu kaufen, ſo hat die andere ein Intereſſe, zu verkaufen, und alle Verbindungen ſind auf wechſelſeitige Bedürfniſſe gegründet." Mit welch beredter Ironie geißelt er nicht die Neger-Sklaverei, und hat gewiß durch die Vorbereitung der Geiſter nicht wenig zu jenem großen Staatsacte beigetragen, deſſen ruhmvoller Durchführung England ſich rühmen kann.

Jean Jaques Rouſſeau hat ſich unter den Philoſophen des 18. Jahrhunderts am meiſten mit Volkswirthſchaft beſchäftigt, und ſeine Lehren haben bis in die heutige Zeit Anhänger gefunden, obgleich ſie nicht gerade beſonders ſinnreich waren. Schon in der erſten Schrift, die ſeinen Ruf gründete, in der Preisſchrift der dijoner Facultät, die die Grundlage ſeines „Contrat social" wurde, ſtellt er die Behauptung auf, daß die Civiliſation dem Menſchen zum Verderben gereiche, daß er im Urzuſtande ſich am glücklichſten befinde, und daß Künſte und Wiſſenſchaften an allem Unheile der Menſchheit ſchuld ſeien. Rouſſeau gibt nicht an, aus welchen Werken er ſeine Geſchichtskenntniß geſchöpft hat; aber ſchon die alleroberflächlichſte Beobachtung älterer Zeiten hätte ihn überzeugen müſſen,

daß in der Regel die ärmſten und roheſten Völker zugleich die unfreieſten und laſterhafteſten geweſen ſind; daß mit dem Einfluße der Kunſt und Wiſſenſchaft auch die Sittlichkeit, der Wohlſtand und die Freiheit wuchſen. Rouſſeau war folgerichtig auch ein Feind des Handels; nach ihm ſollten die Beamten in Naturalien bezahlt und die öffentlichen Dienſte frohnweiſe geleiſtet werden. Durch den Grundſatz, daß der Staat auf einem freiwilligen Vertrage (Contrat social) beruhe, nicht auf Naturgeſetzen, wurde er der Gründer der ſpäteren ſocialiſtiſchen Secten, welche gleich den Alchymiſten mit der Geſellſchaft wie in einem Laboratorium experimentiren zu können glaubten, ohne daran zu denken, daß ſie ein organiſches Weſen vor ſich hatten. Rouſſeau, der ſeine eigenen Kinder ins Findelhaus ſchickte, iſt von jenen modernen Alchymiſten noch übertroffen worden. Wir erkennen indeſſen die Vortrefflichkeit ſeiner Schriften in anderer Beziehung vollkommen an, nur in ökonomiſcher können wir es nicht.

Voltaire hatte mit ſeiner feinen Ironie den Nagel auf den Kopf getroffen, als er Rouſſeau ſchrieb: „Ich habe Ihren Contrat social geleſen, und er hat mich ſo entzückt, daß mich ſelbſt die Luſt anwandelte, auf allen Vieren zu kriechen!“ Dennoch theilte der Freund Friedrich's II. faſt alle Vorurtheile des Sperr-Syſtems. Sein „Mann mit 40 Thalern“, womit er das Rein-Einkommen der Phyſiokraten lächerlich macht, iſt nur eine Auffriſchung der Irrthümer der Mercantiliſten. Während Rouſſeau abſolut gegen allen Luxus war, hielt ihn Voltaire eben ſo abſolut für die Nahrungsquelle der Armen, und Beide hatten Unrecht. Die Encyklopädiſten begaben ſich in ihren wirthſchaftlichen Forſchungen zu wenig auf den Boden der Thatſachen, daher ihre Dialektik nicht die Schärfe und Ueberzeugungskraft erreichte, mit welcher ſie gegen die Hierarchie kämpften.

Mit Raynal ſchieden ſich die Oekonomiſten von den Philoſophen, und die Frage der Arbeit wurde ein beſonderes Thema. Für ſie ergriff Raynal mit Feuer das Wort, und ſeine Angriffe auf den Negerhandel, auf die Monopole ſtempeln ihn zu einem der feurigſten Apoſtel der freien induſtriellen Bewegung.

Die franzöſiſche Revolution machte durch die Vernichtung des Feudalismus und der Adelsherrſchaft den dritten Stand zum vorherrſchenden, nachdem dieſer längſt die Bildung und den Reichthum, d. h. das geiſtige und materielle Capital der Nation an ſich geriſſen hatte. Sind einſt dieſe Güter Eigenthum des vierten Standes, dann könnte von einer Herrſchaft desſelben die Rede ſein, wenn dieſer nicht eben dadurch längſt in den dritten übergegangen wäre.

Die franzöſiſche National-Verſammlung hat in einer denkwürdigen Nacht die Arbeit von den Feſſeln eines Jahrtauſends befreit, und durch das

Niederreißen aller Schranken, welche das freie induſtrielle Leben hemmten, in kürzeſter Zeit mehr gethan, als je eine Macht vor und nach ihr. Im Organiſiren war ſie indeſſen weniger glücklich; ſie führte die Grundſteuer Turgot's ein, beraubte dadurch den Staat eines Einkommens von 500 Millionen, bedrückte den Ackerbau und war endlich gezwungen, den Ausfall durch andere Mittel zu decken: es erſchienen die Aſſignaten. Die Cyniker der Empirik, welche über Theorie und Princip ſpötteln, könnten ſich an den furchtbaren Wirkungen dieſer Maßregel, einer Folge jener falſchen Erklärung des Werthes, eine Lehre nehmen.

Die Beſchlagnahme der Güter der Emigranten hatte unermeßliche Capitalien zur Verfügung der Regierung geſtellt, allein ſie flüſſig zu machen, brauchte man Zeit. Der Convent griff daher zu dem Auskunftsmittel, Anweiſungen (Aſſignaten) auf jene Güter auszuſtellen, welche durch den ſpäteren Baar-Erlös aus den verkauften Gütern wieder eingelöſ't werden ſollten. Das Mittel war zu bequem, um nicht übertrieben zu werden. Die Lehren Smith's, daß ein Land nur eine gewiſſe Anzahl Geld brauchen könne, wie eine beſtimmte Anzahl von irgend einer Waare, die Folgen der ſchottiſchen Bank-Speculationen und die Urſachen des Law'ſchen Bankbruches waren ſchon zu ſehr vergeſſen, um die franzöſiſchen Staatsmänner vor übertriebener Ausgabe von Papiergeld zu warnen. So wuchs denn die Summe der Aſſignaten bis zu zwanzig Milliarden. Keine Maßregel der Schreckensregierung war von da an im Stande, deren Entwerthung aufzuhalten. Wenn es auch wahr wäre, daß Pitt dreißig Millionen falſcher Aſſignaten hätte einſchmuggeln laſſen, ſo käme dieſe Summe gegen die zwanzig Milliarden doch nicht in Betracht.

Unter den Experimenten der Bergpartei war eines der abſurdeſten die Einführung eines höchſten Preiſes der Lebensmittel, welcher nicht überſtiegen werden dürfe. Als in Folge einer Mißärnte und der übermäßigen Ausgabe von Papiergeld die Preiſe der Lebensmittel ungewöhnlich ſtiegen, als das zügelloſe pariſer Volk darob in offene Empörung ausbrach, da ſprach der Präſident des National-Convents (Marat): „Es handelt ſich von der dürftigen Claſſe, für welche der Geſetzgeber nichts gethan hat, wenn er nicht Alles gethan hat. Man wende hier nicht das Recht des Eigenthums ein; das Recht des Eigenthums kann nicht das Recht ſein, ſeine Mitbürger auszuhungern. Die Früchte der Erde gehören wie die Luft allen Menſchen!“ Daß mit ſolchen Grundſätzen alle Production aufhören mußte, bedachten die tollen Menſchen nicht. Die Folgen des Maximums waren klar. Die Zufuhren an Lebensmitteln blieben aus, und die Preiſe ſtiegen noch mehr.

Condorcet, der große Führer in der franzöſiſchen Revolution, würde ſich freuen, wenn er ſo manche geſellſchaftliche Verbeſſerungen, die er gewünſcht, heut zu Tage eingeführt ſähe, welche noch viel ſpäter Männer wie Malthus für unmöglich erklärt hatten. Die Forſchungen Condorcet's waren, gleich denen von Malthus, vor Allem dahin gerichtet, zu unterſuchen, wie das Loos der armen arbeitenden Claſſen verbeſſert werden könne. Während Malthus das einzige Radicalmittel in der geſchlechtlichen Selbſtbeherrſchung und der Beſchränkung der Heirathen ſuchte, vermeinte Condorcet durch organiſirtes Unterſtützungsweſen die Lage der Armen verbeſſern zu können. Er ſchlug im Keime vor, was in unſern Witwen-, Sterbecaſſen, Rentenbanken und Lebensverſicherungs-Geſellſchaften bereits ins Leben getreten iſt. „Wenn man bei den verſchiedenen civiliſirten Nationen Europa's", ſagt Condorcet, „die Bevölkerung mit der Ausdehnung ihres Gebietes vergleicht, und wenn man erwägt, welcher bei ihnen der Stand der Cultur und der Induſtrie iſt, die Theilung der Arbeit und die Mittel der Subſiſtenz, ſo vergewiſſert man ſich, daß es unmöglich ſein würde, dieſelben Subſiſtenzmittel zu erhalten und folglich dieſelbe Bevölkerung, ohne eine große Anzahl von Individuen, die nur ihre Arbeit haben, um ihre Bedürfniſſe zu befriedigen." Condorcet erkannte die Nothwendigkeit dieſer Claſſe von Menſchen an. Indem er aber bemerkte, wie ſchwankend und unſicher das Einkommen ſo vieler Familien iſt, die in Betreff ihrer Erhaltung gänzlich von dem Leben und der Geſundheit ihres Principals abhangen, ſagte er: „Es beſteht alſo eine nothwendige Urſache der Ungleichheit, der Abhängigkeit und ſelbſt des Elendes, welche unaufhörlich die zahlreichſte und thätigſte Claſſe der Geſellſchaft bedroht."

Obgleich Condorcet, gleich allen Socialiſten, von dem Wahne nicht frei war, daß es ein Univerſalmittel gegen dieſe Uebelſtände gebe, während nur ein Zuſammengreifen aller der Dinge und Kräfte, welche die Civiliſation ſchaffen, jene Zuſtände allmählich verbeſſert, was eben die Aufgabe der Cultur überhaupt iſt, ſo hatten ſeine Vorſchläge doch, wie oben bemerkt, praktiſchen Werth, und er beging nur den Fehler, daß er die Ausführung dem Staate, ſtatt der Privat-Aſſociation, zumuthete.

Indem er die Wahrſcheinlichkeits-Berechnung der Lebenslänge und die Zinsberechnung zu Hülfe nahm, ſchlug er vor, einen Stock zu gründen, welcher den Greiſen einen Beiſtand ſichere und zum Theil aus deren eigenen Erſparniſſen, zum Theil aus den Erſparniſſen von Individuen gebildet werde, welche geſtorben ſeien, bevor ſie die Frucht ihrer Opfer genießen konnten. Wir ſehen hier die Idee der Rentenverſicherungs-Anſtalten. Ein ähnlicher oder derſelbe Fond ſoll dazu beſtimmt werden, Witwen und Waiſen zu unterſtützen und denjenigen der

letzteren ein Capital an die Hand zu geben, welche in dem Alter wären, eine neue Familie begründen zu können, um ſie in Stand zu ſetzen, ihr Talent zu entwickeln und ihre Induſtrie in Anwendung zu bringen. „Dieſe Anſtalten", ſagt Condorcet, „ſollen im Namen und unter dem Schutze der Geſellſchaft gegründet werden." Condorcet erwartete von ſolchen Aſſociationscaſſen ſogar noch eine Regulirung des Credits, damit die Induſtrie von den einzelnen großen Capitaliſten unabhängig gemacht würde. Condorcet war ſich hierin nicht ganz klar über das, was er wollte; doch ſcheint ihm der Gedanke der großen Aſſociationen und Actien-Geſellſchaften vorgeſchwebt zu haben.

Als mitwirkendes Mittel zur Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Claſſen iſt, wie bemerkt, ſein Vorſchlag zweckmäßig und, wie wir wiſſen, heut zu Tage praktiſch ausgeführt. Nur ſchade, daß es ſo viel Mühe und Zeit erfordert, bis die ärmeren Claſſen zur Theilnahme an ſolchen Erſparungs- und Verſicherungs-Anſtalten gebracht werden! Univerſalmittel hingegen gibt es nicht. Will man gar ſolche Unterſtützungscaſſen aus Staatsmitteln dotiren, ſo vermehrt man eher das Uebel, wie die engliſche Armenſteuer beweiſ't. Das hat Malthus ſehr treffend nachgewieſen. Die Ermunterung der Heirathen ſelbſtſtändig gewordener Waiſen vermehrt nur die Anzahl derer, welchen die prekäre Lage droht, der jene eben entronnen ſind. Nur wo ſolche Caſſen aus den eigenen Mitteln der Betheiligten gegründet werden, da waltet auch die erforderliche Selbſtbeherrſchung ob, um nicht leichtſinnige Ehen abzuſchließen. Wo man ſich dagegen auf den Staat verlaſſen zu dürfen glaubt, da fällt alle jene Vorſicht und Berechnung weg, welche den Menſchen vor den unvernünftigen Thieren auszeichnen ſoll.

Die Wirkungen der Civiliſation hat Condorcet hingegen ſehr ſchön mit folgenden Worten bezeichnet: „In dem Fortſchritt der Induſtrie, aus welchem ein vortheilhafteres Verhältniß zwiſchen den Kräften des Menſchen und ſeinen Bedürfniſſen hervorgeht, iſt jede Generation — ſei es durch ihren eigenen Fortſchritt, ſei es durch die Erhaltung einer früheren Induſtrie, die als Stütze zu weiterem Fortſchritt dient, — zu höheren Genüſſen berufen."

Es iſt das Schickſal principwidriger Maßregeln, die als zeitweiliges Auskunftsmittel gebraucht werden, ſpäter für andere Zwecke und von anderen Leuten ausgebeutet zu werden, als für die ſie beſtimmt oder von denen ſie ausgegangen waren. Noch heute ſpukt die Idee der Continentalſperre, von einem Titanenhirn erdacht, in den Köpfen von Pygmäen. Als Napoleon dieſe Maßregel verhängte, war er weit entfernt, die Gründe für dieſelbe vorzubringen, mit welchen die heutigen Monopoliſten ſolche Maßregel zu vertheidigen pflegen. „Es hat uns viele

Ueberwindung gekostet," sagte er, „nach so vielen Jahren von Gesittung zu den Grundsätzen zurückzukehren, welche die Barbarei der ersten Zeitalter der Völker charakterisiren; allein wir wurden genöthigt, dem gemeinsamen Feinde dieselben Waffen entgegenzusetzen, deren er sich gegen uns bediente."

Die Continentalsperre war eine politische Waffe, die Napoleon gebrauchte, um den Einfluß Englands auf dem Continente zu brechen; sie war ein Opfer, welches die Volkswirthschaft der Politik brachte. Wenn sie auch dem Handel die Meere versperrte, so gab sie doch dem Güter-Umlauf das ganze europäische Festland frei. Auf diesem wenigstens herrschte die Handelsfreiheit, welche durch die Concurrenz der verschiedenen Länder der Industrie einen Sporn gab. Dieses Beispiel aber in einzelnen Staaten principiel nachahmen zu wollen, wie es in Oesterreich, Frankreich und Rußland später geschehen ist, das gränzt an ökonomische Unzurechnungsfähigkeit.

Franklin, der Buchdrucker aus Boston, der als Gesandter Nordamerica's und im Unabhängigkeitskriege eine so bedeutende Rolle gespielt, war gewiß ein großer Staatsmann und Philosoph, in der politischen Oekonomie aber doch noch unklar. Neben den philosophischen und politischen Wahrheiten, voll Geist und Tiefe, die als Sinnsprüche die Lebensweisheit künftiger Generationen bereicherten, neben ökonomisch ganz richtigen Betrachtungen kommt manch wirthschaftlicher Irrthum bei ihm zu Tage, den man dem tiefen Denker nicht zugetraut hätte. Die Wissenschaft war zu seiner Zeit noch nicht Gemeingut geworden.

An einer Stelle macht Franklin die richtige Bemerkung:

„Fabricate sind nur eine andere Form, in welche eben so viele Lebens- und Unterhaltsmittel verwandelt sind, als dem Werthe nach den gefertigten Fabricaten gleichkommen. Dies erhellt daraus, daß der Fabricant vom Auftraggeber in der That für seine Arbeit nicht mehr erhält, als den bloßen Unterhalt, einschließlich der Kleidung, Heizung und des Obdachs, lauter Dinge, deren Werth sich nach den Lebensmitteln abmißt, die während ihrer Anschaffung verzehrt wurden."

An einer anderen Stelle aber heißt es:

„Es scheint nur drei Wege für eine Nation zu geben, um Reichthum zu erwerben. Erstens den Weg des Krieges, den die Römer einschlugen, indem sie ihre besiegten Nachbarn ausplünderten: dies ist Räuberei. — Zweitens den Weg des Handels, der meist auf Betrug hinausläuft. — Drittens den Weg des Landbaues, welcher der einzige ehrliche Weg ist, auf dem der Mensch eine wirkliche Vermehrung des in den Boden gestreuten Samens durch eine Art fortwährenden Wunders empfängt, welches die

Hand Gottes zu ſeinen Gunſten als eine Belohnung ſeines ſchuldloſen Lebens und ſeines tugendhaften Fleißes wirkt."

Den Handel und die geiſtige Arbeit ſchien Franklin alſo nicht zu den productiven Beſchäftigungen zu rechnen.

Adam Smith erſt hat die Arbeit in ihr Recht eingeſetzt und den Entwicklungsproceß derſelben zur Freiheit principiel vollendet, indem er ihre Begriffe, Rechte und Gewalten in einen Codex vereinigte. Die Phyſiokraten hatten die politiſche Oekonomie nur als Syſtem aufgeſtellt; Smith hat ſie zur Wiſſenſchaft gemacht, von deren Beobachtung das Wohl und Wehe der Menſchheit abhängt. Profeſſor an der hohen Schule zu Glasgow, lehrte Smith die Grundſätze über den Wohlſtand der Völker zu gleicher Zeit, wie die Phyſiokraten in Paris, deren Bekanntſchaft er dort gemacht hatte; daher anzunehmen iſt, daß er von ihnen den Anſtoß zu ſeinen Forſchungen erhalten hat.

Der große Schotte hatte ſeine Ideen eine Reihe von Jahren durchdacht, ehe er ſie der Welt, ein koſtbares Pfand, übergab. Er ſtellte nicht, wie die Franzoſen, gewiſſe Formeln auf, welchen die Thatſachen angepaßt werden müſſen, ſondern fand durch Beobachtung der Thatſachen die Geſetze, aus welchen jene hervorgehen. Er legte, wie die Phyſiokraten, dem Boden auch die Eigenſchaft bei, an und für ſich Werthe zu ſchaffen, ſchrieb dieſe aber vermöge einer Inconſequenz faſt in allen ſeinen Entwicklungen nur der Arbeit zu, und dieſe Inconſequenz iſt die Stärke ſeines Syſtems. Er hat den Begriff von Tauſchwerth indeſſen ſo vollkommen richtig dargeſtellt, daß wir im Allgemeinen faſt alle ſeine Grundſätze annehmen müſſen.

Außer der ſchon angeführten richtigen Auffaſſung der Macht der Arbeit und des Tauſchwerthes iſt noch die herrliche Beleuchtung hervorzuheben, welche Smith von der Theilung der Arbeit gibt, die Klarheit, mit welcher er den Begriff des Geldes, des Capitals, die Geſetze des Arbeitslohnes und das Weſen des Getreidehandels, der Colonieen und Banken aus einander geſetzt hat.

Durch ſeine erleuchteten Ideen brachte A. Smith eine Umwälzung in den Meinungen zu Stande, welche die Welt bis dahin gehegt hatte und die heute noch in der vorurtheilsvollen Maſſe exiſtiren. Alles, was für die Freiheit der Colonieen, des Handels und der Induſtrie ſeitdem geſchehen iſt, verdankt ſeinen geſunden und unwiderleglichen Grundſätzen die Begründung.

Da die von A. Smith entdeckten wirthſchaftlichen Geſetze die Grundlage unſerer Wiſſenſchaft bilden und in der Entwicklung des ganzen Werkes zum Vorſchein kommen, ſo brauchen wir uns nicht länger bei ihm aufzuhalten.

Während die Welt sonst Jahrhunderte zu ihrer Entwicklung braucht, ging sie von 1789 an im Titanenschritt, so daß die Geschichte keine ähnliche Umwälzung aufzuweisen hat. Ihr Erfolg war aber ein rein zerstörender; alles Bestehende wurde umgestürzt, die Arbeit dadurch zwar von den letzten Fesseln des Feudalismus befreit; allein schöpferisch geschah wenig oder nichts. Von den Idealen ewiger Glückseligkeit aller Stände war keines verwirklicht worden. Auf diesen Umschwung ohne Gleichen mußte eine große Abspannung folgen. Ueber die Erzeugung der Güter hatte man Klarheit erlangt, aber die gerechte Vertheilung war noch im Dunkeln geblieben, nachdem es mißlungen war, dieselbe durch Gewalt zu bewerkstelligen. Die Theorie, welche nun Malthus in seinem „Versuch über das Princip der Bevölkerung" 1798 veröffentlichte, fand daher allgemeinen Anklang. Die bevorrechteten Classen, namentlich der Adel, nahmen Grundsätze gern an, welche sie der meisten Pflichten gegen die Armen überhoben und die Schuld der Ausgleichung der Güter weniger auf die Menschen, als auf die Natur schoben.

Malthus baute sein System auf das Axiom: daß die Bevölkerung in geometrischer, die Lebensmittel nur in arithmetischer Progression sich zu vermehren strebten.

Er verfocht seine Meinung mit aller Schroffheit eines Principien-Kämpfers und brachte es durch die Härte seiner Ausdrücke nicht selten dahin, daß das empörte Gefühl den wahren Kern seiner Lehre verkannte. Bei einer Gelegenheit z. B. rief er aus: „Ein Mensch, welcher in einer schon occupirten Welt geboren wird, wenn seine Familie nicht die Mittel hat, ihn zu ernähren, oder die Gesellschaft seiner Arbeit nicht benöthigt ist, hat nicht das mindeste Recht, irgend einen Theil von Nahrung zu verlangen; er ist wirklich zu viel auf der Erde. Die Natur gebietet ihm, abzutreten, und säumt nicht, selbst diesen Befehl zur Ausführung zu bringen."

Die Haupt-Angriffe von Malthus gingen gegen die Ehe und die Wohlthätigkeits-Anstalten, vor Allem gegen die englischen Armengesetze, die so verschwenderisch waren (und zum Theil noch sind), daß sie einer Prämie für den Müßiggang glichen. Er erklärte sich gegen jedes Almosen, jede öffentliche oder Privat-Unterstützung, die in seinen Augen nur mörderische Begünstigungen waren, um die Trägheit zu ermuntern und die Zahl der Unglücklichen zu vergrößern; denn nichts vermehre sich so schnell als das Elend. Daher Montesquieu treffend bemerkt habe: „Die Leute, welche gar nichts haben, wie die Bettler, haben viele Kinder; denn es kostet dem Vater nichts, sein Gewerbe seinen Kindern zu lehren, welche schon bei der Geburt Werkzeuge dieses Gewerbes sind."

Die Ehe billigte Malthus nur für ſolche Leute, die im Stande wären, eine Familie anſtändig zu ernähren; er empfahl namentlich den Arbeitern, die obige Bedingungen zu erfüllen nicht im Stande ſeien, die Eheloſigkeit als das beſte Mittel, den Arbeitslohn durch Mangel an Angebot zu erhöhen. Das Hageſtolzenthum, ſonſt verachtet, wurde nun beinahe zum Range einer Tugend erhoben. Allein man merkte bald, daß die Eheloſigkeit die Zahl der Kinder nicht vermindere, ja, daß dieſe durch die übermäßige Zahl unehelicher Geburten ſich ſogar vermehre. Auch Malthus ſah dieſen Umſtand und glaubte, daß dadurch geholfen werden könnte, wenn man den Kindern den Schutz der Geſetze und jede Unterſtützung der Gemeinde entziehen würde.

Die in ihrem urſprünglichen ſchroffen Gewande grauſam ſcheinenden Lehren dieſes Menſchenfreundes machten großes Aufſehen in Europa, wurden aber zum Theil mißverſtanden, und dieſes Mißverſtändniß wurde keineswegs dadurch verringert, daß ſie die Gunſt aller Bevorrechteten erlangten, die darin eine Rechtfertigung ihrer ungerechten Syſteme gefunden zu haben glaubten.

Sehen wir von einigen Uebertreibungen im Ausdruck ab, dann finden wir gleichwohl die Lehren des engliſchen Denkers in ihrem Kerne richtig. Leichtſinnige Ehen brauchen nicht durch den Staat begünſtigt zu werden, und die Entfernung jeder Schranke wäre nicht rathſam, ſo lange ein Volk nicht ſelbſtſtändig iſt. Allzu freigebige Armen-Anſtalten vermehren das Uebel, wie es in England der Fall war. Es herrſcht deßwegen in Deutſchland bei den unteren Ständen weit mehr Sparſamkeit als dort. Es kann allerdings vorübergehende Noth geben, wo eine Hülfe ihren Zweck erfüllt; allein dauerhaft kann dem Elende nur durch Beſeitigung von deſſen Quelle abgeholfen werden, — durch Vermehrung der Production. Say bezeichnet beide Arten von Wohlthätigkeit mit einem ſehr gelungenen Gleichniſſe. In einer Gegend braucht man auf einmal weniger Fäſſer, und eine Anzahl von Küſern verliert die Beſchäftigung. Will nun der Staat hier helfen, ſo muß er vorher unterſuchen, aus welcher Urſache dieſer Mangel herrührt. Kommt derſelbe nun daher, daß ein Fehljahr eingetreten iſt, ſo daß die alten Fäſſer ausreichen, dann könnte der Staat durch vorübergehende Unterſtützung helfen. Rührt der Mangel an Nachfrage nach Fäſſern aber daher, daß die Weinberge durch ein Natur-Ereigniß zerſtört worden ſind oder daß ihnen eine unüberwindliche Concurrenz entſtanden iſt, dann kann eine einmalige Unterſtützung nichts helfen; ſie würde nur das Uebel verſchlimmern, indem die außer Beſchäftigung Geſetzten länger abgehalten würden, zu einer andern Arbeit überzugehen.

In ſeinen ſpäteren Jahren geſtand Malthus ſelbſt zu, daß er bei der Aufſtellung ſeines Princips zu ſchroff geweſen ſei. „Es iſt ſehr wahrſcheinlich," ſagte er, „daß, als ich den Bogen zu ſehr auf die eine Seite gebogen fand, ich geneigt wurde, ihn zu ſehr auf die andere Seite zu biegen, in der Abſicht, ihn gerade zu machen." Er hat in den letzten Ausgaben ſeines gedankenreichen Werkes in der That die durch ihre Schroffheit zu Mißverſtändniſſen Anlaß gebenden Stellen gemildert.

Malthus war Geiſtlicher und Profeſſor der Geſchichte und politiſchen Oekonomie an dem East India College zu Haileybury. Er ſtarb im Januar 1831 in ſeinem 69. Lebensjahre. Miß Harriet Martineau, eine Schriftſtellerin von männlicher Urtheilskraft, hat in ihrer vortrefflichen Geſchichte Englands (während des dreißigjährigen Friedens von 1816—1846) die Stellung und die Aufgabe des Mannes mit ein paar ſcharfen, klaren Zügen hingeſtellt. „Malthus", ſagt ſie, „war vielleicht der geſchmähteſte Mann ſeiner Zeit; aber er wußte ſo gut, daß die Schmähungen niemals von denen, welche ſeine Schriften geleſen hatten, kamen, daß ſie ihn weder ſtörten, noch im Geringſten die Milde ſeines Gemüthes oder die ruhige Heiterkeit ſeines Weſens beeinträchtigten. Er war es, welcher zuerſt in klarer Weiſe und vermittelſt genauer Darlegung der Geſellſchaft die höchſt wichtige Thatſache vor Augen ſtellte, welche der Armuth der Geſellſchaft zum Grunde liegt, — daß die Zahl der Verbraucher natürlich auf die Subſiſtenzmittel drückt; und daß, ſo lange die Menſchen und die Subſiſtenzmittel nicht durch Einſicht und Klugheit in ein richtiges Verhältniß zu einander gebracht werden, Armuth und Elend immer vorhanden ſein müſſen. Die Erklärung der Lehre liegt einfach darin: daß ein Stück Land, welches einer Familie von vier oder ſechs Perſonen eben Unterhalt gewährt, den von dieſen vier oder ſechs Perſonen abſtammenden Familien nicht Unterhalt gewähren wird; und die moraliſche Schlußfolgerung hiervon iſt, daß die zukünftige Subſiſtenz ſolcher Familien voraus bedacht werden müſſe, wenn nicht ihre Zahl durch Hunger oder Krankheit vermindert werden ſolle."

Bei der großen Wichtigkeit des Gegenſtandes, der Malthus beſchäftigte, werden wir jenem noch einen beſonderen Abſchnitt widmen.

Malthus war durch ein Buch Godwin's (Inquiry concerning political justice) zu ſeinem Werke über die Bevölkerung angeregt worden, und Letzterer ſelbſt war es wieder, welcher Jenen mit großer Geiſteskraft zu widerlegen ſuchte. Godwin hat aber ſeinerſeits den Fehler begangen, nach einer anderen Seite hin zu übertreiben.

Malthus nämlich erklärte die menſchlichen Inſtitutionen nur für leichte, oberflächliche Urſachen der Uebel der Geſellſchaft, nur für Federn, welche oben

auf dem Waſſer ſchwimmen, im Vergleich mit jenen tieferen Quellen des Uebels, die aus der Leidenſchaft eines Geſchlechtes für das andere ſtammen. Weit entfernt, daß die Leiden der Menſchheit vorzugsweiſe der Unerfahrenheit der Regierungen und ihrem Sträuben gegen Reformen zuzuſchreiben ſeien, müſſe man vielmehr der Ueberwucherung der Bevölkerung die meiſten Uebel zurechnen, von welchen ſie niedergebeugt iſt. Godwin forderte die Alleinherrſchaft der Vernunft, weil durch ſie das Elend verbannt würde, und ſchrieb alles Uebel in der Staatsgeſellſchaft der Unvollkommenheit der politiſchen Einrichtungen und den Gebrechen der Regierungen zu. Er ſprach damals ſchon (1792) Ideen aus, deren Vaterſchaft in der neueſten Zeit von verſchiedenen Seiten in Anſpruch genommen wurde, die aber ihrer Unausführbarkeit wegen ſo große Eiferſucht nicht verdient hätten. Godwin verlangte, was Proudhon 1840 und eine berliner Zeitung (Abendpoſt) 1850 aufſtellte (Anarchie); er forderte die Abſchaffung jeder Regierung. Und doch forderten Jene unter Abſchaffung des Staates eigentlich nur eine andere Einrichtung der Geſellſchaft, eine Regierung unter anderem Namen und mit geringeren Befugniſſen; denn niemals könnte es ihnen gelingen, die politiſche Staats-Organiſation aufzuheben, eben weil ſie ein Organismus iſt.

Godwin unterſcheidet ſich indeſſen von dieſer Richtung dadurch, daß er von dem idealen Zuſtande einer Gütergemeinſchaft träumte. Er wollte dazu noch die Ehe aufheben und dachte nicht daran, daß die Bevölkerung, wenn die Pflicht der Ernährung der Kinder wegfiele, ſich weit raſcher vermehren und das Uebel, das er vermeiden wollte, bis zum Extrem ſteigern würde.

Malthus machte dieſen Einwand in ſehr ſchlagender Weiſe geltend. Dagegen erhob ſich aber Godwin „im Namen der Menſchlichkeit". „Wehe dem Lande," rief er, „wo ein Menſch aus der Claſſe des Volkes ſich nicht verheirathen kann, ohne die Ausſicht zu haben, ſeine Würde und Unabhängigkeit zu verlieren! Wehe dem Lande, wo, wenn unvorhergeſehene Unfälle dieſen Menſchen niederdrücken, man ihm zuruft, daß er kein Recht habe, Unterſtützung anzuſprechen! Man kann verſichert ſein, daß irgend ein gefährliches Gebrechen in der menſchlichen Ordnung liegt, wo ein ſolcher Menſch nicht die billige Hoffnung hat, ſeine Familie durch ſeiner Hände Arbeit zu ernähren."

Wenn Godwin auch einſeitig war, ſo hat er doch viel Gutes geſtiftet, indem er die Regierungen, die unter Pitt in England, wie in Frankreich unter den Jacobinern und Napoleon, die Allmacht an ſich zu ziehen ſtrebten und damit auch die Verantwortlichkeit für Dinge und Zuſtände auf ſich luden, die ſie zu ändern nicht im Stande waren, auf ihre Mißgriffe aufmerkſam machte.

William Godwin, der 1836 im Alter von 81 Jahren ſtarb, war, wie Miß Martineau ſich ausdrückt, „ein Mann von großen Fähigkeiten, die ſich nicht hinlänglich das Gleichgewicht hielten; und da die europäiſche Welt in ſeiner Jugend einen Kampf großer Kräfte, die ſich nicht hinlänglich das Gleichgewicht hielten, darbot, ſo war er gerade der Mann, um auf die Geſellſchaft ſeiner Zeit einen gewaltigen Eindruck hervorzubringen. Bald nachdem ſein Buch über die politiſche Gerechtigkeit erſchienen war, ſah man Arbeiter ihre Erſparniſſe zuſammenſchießen, um es zu kaufen und es unter einem Baume oder in einem Bierhauſe mit einander zu leſen. Es wirkte ſo mächtig, daß Godwin ſah, es müſſe Unrichtiges enthalten, und er änderte es bedeutend, ehe er eine neue Auflage erſcheinen ließ. Sein Geiſt war ſcharf und vermöge ſeines edlen Herzens auch tief, aber er war einſeitig. Bei uns waren Geſellſchaft und Regierung in der entgegengeſetzten Richtung einſeitig geweſen, und es war eine Wohlthat für uns alle, daß die Geſellſchaft, als ſie von der rein conventionellen Auffaſſung der Dinge ſich entfernte, mit einem Godwin, der in der umfaſſendſten Weiſe die natürliche Auffaſſung gab, zuſammentraf. — Es kann kein Zweifel obwalten, daß Regierung und Geſellſchaft des heutigen Englands ihren Nutzen gezogen haben von der Schärfe und der Kühnheit, der Wahrheit und dem Irrthum, der Tiefe und den Seichtigkeiten, der Hochherzigkeit und der Ungerechtigkeit Godwin's, wie er ſich in ſeinem Buche über politiſche Gerechtigkeit offenbarte; und ſo war er einer der Wohlthäter ſeines Zeitalters, wenn auch vielleicht der unliebſamſte."

Als ein Zeichen der großen Toleranz, mit welcher in England Ueberzeugungen und Meinungen betrachtet werden, mag die Thatſache gelten, daß Godwin, der die Abſchaffung der Regierungen und die Einführung der Gütergemeinſchaft verlangt hatte, in ſeinen alten Tagen vom Miniſterium Grey eine kleine Sinecure erhielt, mit einer Wohnung, die mit dem Hauſe der Gemeinen in Verbindung ſtand, wo er Fremden oft die Sternkammer zu zeigen liebte.

Während Frankreich die alte Zeit begrub, die letzten Reſte der unfreien Arbeit, die Leibeigenſchaft, den Zehnten u. ſ. w. aufhob, dann aber in Experimenten ſich erſchöpfte, — ſchuf England — *den Sklaven der Zukunft*, die Dampfmaſchine. Dieſe, von Watt erfunden, und Arkwright's Spinnmaſchine brachten eine Revolution in die Welt, wie ſeiner Zeit die Erfindung des Schießpulvers und die Buchdruckerkunſt. Während der Continent ſich in Kriegen erſchöpfte, begann in England eine ſo ungeheure Production, daß es die Koſten dieſer Kriege beſtreiten konnte. Welches andere Land wäre im Stande geweſen, ja, welches Land in der Welt iſt je im Stande geweſen, in einem Zeitraume von zweiundzwanzig

Jahren eine Summe aufzunehmen, welche folgenden Anleihen Englands gleich kommt, die während der Kriege mit Frankreich theils zu eigenen Kriegsrüſtungen, theils zu Subſidien an die Bundesgenoſſen gezahlt wurden? Die engliſche Regierung machte von 1793 bis 1815 folgende Anlehen:

	Pf. Sterl.		Pf. St.	Sh.	Pence.	
1793 . . .	4,500,000	zu	4	8	7	pCt.
1794 . . .	11,000,000	„	4	10	7	„
1795 . . .	18,000,000	„	4	15	8	„
1796 . . .	18,000,000	„	4	14	9	„
1796 . . .	7,500,000	„	4	12	2	„
1797 . . .	18,000,000	„	5	14	1	„
1797 . . .	14,500,000	„	6	6	10	„
1798 . . .	17,000,000	„	6	4	9	„
1799 . . .	3,000,000	„	5	12	5	„
1799 . . .	15,500,000	„	5	5	—	„
1800 . . .	20,500,000	„	4	14	2	„
1801 . . .	28,000,000	„	5	5	—	„
1803 . . .	12,000,000	„	5	2	—	„
1804 . . .	14,000,000	„	5	9	2	„
1805 . . .	22,500,000	„	5	3	2	„
1806 . . .	20,000,000	„	4	19	7	„
1807 . . .	14,600,000	„	4	14	7	„
1808 . . .	10,500,000	„	4	14	6	„
1809 . . .	14,600,000	„	4	12	10	„
1810 . . .	12,000,000	„	4	4	2	„
1811 . . .	12,000,000	„	4	13	6	„
1812 . . .	32,500,000	„	5	5	7	„
1813 . . .	27,000,000	„	5	8	6	„
1814 . . .	24,000,000	„	4	12	1	„
1815 . . .	36,000,000	„	5	12	4	„
Summa .	426,800,000 Pf. Sterl.					

Beinahe 3000 Millionen Thaler hat England alſo in dem kurzen Zeitraume von zweiundzwanzig Jahren zur Befreiung Europa's aufgebracht. Pebrer ſchätzt auf ungefähr fünfzig Milliarden Francs die Summe der von der engliſchen Regierung vom Beginn der franzöſiſchen Revolution bis zum Frieden von 1815 bezogenen Einkünfte und verbrauchten Anleihen. Eine ſolche Summe exiſtirt gar nicht in der Welt in Metallmünze, und ſie iſt fünf Mal größer, als die ganze Maſſe des Metallgeldes, welches in Europa in jenem Zeitraum vorhanden war.

Solche Einkünfte waren nur möglich durch außerordentliche Hülfsquellen, und diese eröffneten die Maschinen.

Erst als die Dampfmaschine in Thätigkeit war, konnte man in England die Kohlen- und Eisen-Bergwerke so ausbeuten, daß sie ergiebiger wurden, als alle Bergwerke der Welt. Vor der Erfindung der Spinnmaschine zählte Großbritannien nur 5000 Baumwollenspinnerinnen und 3000 Baumwollenweber, während gegenwärtig in England allein über 800,000 sich befinden; so sehr hatte die Spinnmaschine die „Arbeiter brodlos" gemacht! Am Ende des 18. Jahrhunderts, sagt Blanqui, wurde in Europa nicht ein einziges Stück Baumwollenzeug verbraucht, welches uns nicht Indien geliefert hätte, und fünfundzwanzig Jahre später sandte England deren dem Lande selbst zu, aus welchem es bis dahin sämmtliche Erzeugnisse dieser Art bezogen hatte. Der Gesammtwerth der Baumwollengewebe wurde in Großbritannien 1836 auf 850 Millionen Francs angeschlagen. Seitdem hat sich die Zahl der Spinnereien fast verdoppelt.

Allmählich haben sich die Meere mit Dampfschiffen bedeckt und die Länder mit Eisenbahnen überzogen. Reiche sah man während eines Menschenalters aus dem Nichts entstehen. America ist mit Hülfe dieser neuen Riesenkräfte in diesem Jahrhundert von 3 Millionen zu einer Nation von 24 Millionen herangewachsen. Keine Revolution, nicht Christenthum, nicht Völkerwanderung haben binnen so kurzer Zeit das Aussehen der Welt so verwandelt.

Solche Wunder machen es denn erklärlich, daß in England vermittelst dieser neuen ökonomischen Bewegung alle bisherigen Begriffe umgewälzt wurden und Adam Smith endlich zur Geltung kam. Während in Frankreich die auf Nationalgüter fundirten Assignaten bis auf die letzte Stufe der Entwerthung fielen, erhielten die nicht fundirten Noten der Bank von England, trotz Zwangs-Courses (1797) d. h. Bankbruchs, sich auf ihrem Nennwerth. In England überschritt also die große Masse des Papiergeldes (freilich lange nicht die Summe der Assignaten) das Bedürfniß nicht, weil durch die vermehrte Gütererzeugung, die in Frankreich durch die inneren Unruhen und äußeren Kriege stockte, eine größere Masse von Umlaufsmitteln nothwendig wurde und die Nation im Inneren des Landes mit Papier austauschte, während das Metall ins Ausland ging.

Zu allen ihren gewagten, aber glücklichen finanziellen Unternehmungen fügten die Engländer noch die sogenannte schwebende Schuld, welche eine der bequemsten Hülfsquellen der neueren Staaten geworden ist. Durch dieses Manöver wurden die Staatseinkünfte, die später fällig waren, zum Voraus bezogen, indem man Schatzscheine ausgab. Dadurch wurde ein Capital, das sonst erst ein Jahr später einkam, zum gemeinen Besten sofort in

Circulation geſetzt. Die ſchwebende Schuld war daher eine Zuflucht für die müßigen Capitalien; leider war ſie wegen ihrer Annehmlichkeiten auch dem Mißbrauch häufig ausgeſetzt.

Die Continentalſperre, ſtatt die Engländer zu ruiniren, hatte nur ihre Thatkraft geſteigert. Zum Erſatz für den Markt auf dem europäiſchen Continent, welcher durch den Schmuggel übrigens immer noch verſorgt wurde, eroberten ſie ſich alle Märkte der Erde; ſo daß, als der Friede die Continentalſperre wieder aufgehoben hatte, ſogar eine Handels- und Geld-Kriſis in England ausbrach, die freilich auch noch anderen Umſtänden ihren Urſprung zu verdanken hat.

Mitten in dem Kriegsgetümmel und den Sperrmaßregeln, welche in Frankreich der Volkswirthſchaft Hohn ſprachen, lehrte ein Mann deren wahre Principien, welcher durch die Ausführlichkeit, womit er ſie anſchaulich zu machen ſuchte, nicht wenig dazu beitrug, dieſelben allgemein verſtändlich, populär und dadurch praktiſch nutzbar zu machen. Noch heute iſt das Syſtem politiſcher Oekonomie von Jean Baptiſt Say dasjenige Werk, welches den Anfänger am leichteſten in die Wiſſenſchaft einführt. Seine Erklärung des Werthes, welche keine Verbeſſerung der Smith'ſchen Definition war, wie Say glaubte, iſt durch die neueren Forſchungen gefallen; allein bis zu Baſtiat war eine Geringſchätzung dieſes klaren Denkers nicht gerechtfertigt, da er die Wiſſenſchaft wirklich gefördert hat.

Durch ſeine Theorie von den Abſatzwegen beſchleunigte Say den Sturz des Sperr- und Colonial-Syſtems. Er bewies mit gemeinverſtändlicher Klarheit, daß es keine „Handels-Bilanz" gebe, daß die Völker Erzeugniſſe nur mit Erzeugniſſen bezahlen, daß nicht ein Volk um das reicher wird, um was das andere ärmer, daß vielmehr der Handel zwiſchen zwei Völkern beide bereichert, daß alle Geſetze, welche ihnen verbieten, zu kaufen, ſie hindern, zu verkaufen, weil die fremde Nation ſchließlich keinen Gegenwerth für ihre Erzeugniſſe erhalten könnte. Störungen, welche die induſtrielle Bewegung in dem einen Lande erleidet, ſchaden auch dem anderen; eine Mißärnte in dem einen, Sperrmaßregeln oder Kriſen gereichen auch den andern zum Nachtheil. Die Intereſſen der Völker ſind daher ſolidariſch, und der Krieg iſt eine Thorheit, der man ſich mit allen Kräften widerſetzen muß. Solche Lehren ſind nicht nutzlos geweſen; denn gerade diejenigen, welche ſie noch vor Kurzem verhöhnten, ſind deren eifrigſte Verfechter geworden.

Ein Irrthum Say's, der aus ſeiner mangelhaften Erklärung des Werthes entſprang, war es, daß er der geiſtigen Production, namentlich in Beziehung auf den Staats-Organismus, zu wenig Gewicht oder Werth beilegte, daß er glaubte, eine Menge von Künſtlern, Staatsmännern und

Gelehrten könnte ein Volk wenig oder gar nicht bereichern. Auf der anderen Seite geißelt er aber mit Recht den Mißgriff der unzeitigen Einmischung der Regierungen in das volkswirthschaftliche Leben, wozu ihm Frankreich Stoff genug bot. Da die wenigen Männer der Regierung alle einzelnen Geschäftszweige nicht so übersehen können, wie die betreffenden Privatleute, so traute er den Regierungen sehr wenig Einsicht zu und hielt es für das Beste, was sie thun könnten, nichts zu thun. Die bitteren Erfahrungen in Frankreich veranlaßten ihn eben, einen Satz in seiner vollen Schärfe auszusprechen, der sehr heilsame Ausnahmen zuläßt.

Das außerordentliche Experiment, welches die englische Bank durch Einstellung der Baarzahlungen glücklich überstanden, konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der ökonomischen Schriftsteller auf sich zu lenken.

Heinrich Thornton suchte diese Maßregel zu rechtfertigen, indem er behauptete, daß die Banken die Arbeit unendlich begünstigen und die Gütererzeugung vermehren können, ohne der Baarschaft zu bedürfen, unter der einzigen Bedingung, ihre Emissionen mit Klugheit zu regeln.

Cobbet dagegen griff, obwohl er die Vortheile des Credit-Systems zu würdigen wußte, die Mißbräuche mit dem Papiergeld und die trügerischen Finanz-Operationen der Regierung mit vieler Kraft an.

Einer der scharfsinnigsten, aber in seinem Scharfsinn etwas einseitigen Oekonomisten war David Ricardo, welcher sich am meisten durch seine Erklärung der Bodenrente, die er mit bewunderungswürdiger Logik durchführte, bemerklich machte. Er war aber in seinen Forschungen zu abstract, er hielt sich zu sehr an das reine Princip, ohne die mitwirkenden Nebenumstände im Leben mit in Rechnung zu bringen, und da sein Haupt-Princip (Bodenrente) noch dazu falsch war, so konnten viele Folgerungen, welche er zog, mit der Praxis nicht übereinstimmen. Blanqui vergleicht ihn mit einem Mechaniker, der Maschinen nach der Theorie construirt, ohne die praktische Wirkung der Reibung, des Widerstandes der Luft, der Temperatur, des Materials zu berücksichtigen. Allein abgesehen von dem Irrthume der Bodenrente, welchen er mit anderen Volkswirthen theilte, hat Ricardo doch der Wissenschaft sehr viel genützt. Seine Untersuchungen über den Arbeitslohn, den Gewinn, den Waarenpreis und deren Verhalten zu einander sind als der erste Fortschritt seit Smith zu betrachten. Schon in seiner ersten Schrift bewies er, daß das damalige (1809) Steigen des Preises des baaren Geldes und das Fallen der Wechselcurse ein Beweis der Werthabnahme der Banknoten sei. Obgleich ein so großer Bewunderer des Papiergeldes, daß er den Verkehr in einem Lande erst für vollkommen betrachtete, wenn er durch Papier geschehe, zeigte er doch mit Klarheit die Folgen einer zu großen Ausgabe von Papiergeld. Ricardo ersann zugleich

eine neue Art von Bank-Syſtem, wonach die Noten nicht gegen gemünztes Metall, ſondern gegen Barren von der Bank ausgetauſcht werden ſollten. Sie würde dadurch nicht ſo ſehr um Baarzahlungen angeſprochen und könnte bei gleicher Sicherheit mehr Noten ausgeben. Vielleicht wird einſt ein Verſuch damit gemacht werden.

Unter den Schülern Ricardo's, wie James Mill, Torrens, Mac Culloch, hat Letzterer die Grundſätze ſeines Meiſters am meiſten populär gemacht. Als Oekonom, der die Lehren A. Smith's unmittelbar im Geſchäftsleben und auf die gewerblichen Fragen praktiſch anwandte, iſt noch Th. Tooke zu nennen.

Unter den Staatsmännern war Huskiſſon der Erſte, welcher die Grundſätze A. Smith's in das Staatsleben übertrug und dem Sperr-Syſtem in England den erſten Stoß verſetzte (1826). Sein Leben iſt eine der glänzendſten Tafeln in der Geſchichte der politiſchen Oekonomie. Seine Thätigkeit als Miniſter fällt ganz mit der des großen Canning, ſeines Freundes, zuſammen, doch in allen wirthſchaftlichen und finanziellen Fragen war Huskiſſon die Seele des Miniſteriums. Mit blendender Klarheit und vernichtender Logik warf er die Sophismen der Monopoliſten und Anhänger des Sperr-Syſtems zu Boden. Miß Martineau (Geſchichte Englands) und Blanqui in ſeiner Geſchichte der politiſchen Oekonomie, geben eine vortreffliche Schilderung von dem Leben dieſes großen Mannes. Er, der eifrigſte Beförderer der Eiſenbahnen, hatte das tragiſche Geſchick, bei der Eröffnung der Mancheſter-Liverpooler Eiſenbahn an der Seite ſeiner Gattin das Leben zu verlieren.

Die vorübergehenden Uebelſtände, welche die Erfindung der gewaltigen Maſchinen der Neuzeit in der Uebergangs-Periode für einen Theil der Arbeiter hervorruft, veranlaßten Sismondi, ſich zum Ritter des Vorurtheils der Letzteren wider die Maſchinen und die durch dieſelben bewirkte Vermehrung der Production aufzuwerfen. Beſtürzt durch den Contraſt von dem ungeheuren Reichthume und der großen Armuth, welche er in England gefunden, glaubte er, daß die Maſchinen daran ſchuld ſeien und daß die Vermehrung der Güter nur in ſo fern eine Wohlthat ſei, als ein entſprechender Verbrauch auf ſie folge; eine Erſparung an allen Mitteln der Erzeugung ſei daher nur dann ein Vortheil, wenn jeder, der zur Erzeugung mitwirke, ein gleiches Einkommen fortbeziehe, als wie er vor jener Erſparung bezogen habe; was nur geſchehen könne, wenn er mehr von ſeinen Erzeugniſſen verkaufe. Sismondi glaubte, daß Maſchinen und Banken die Nachfrage nach Arbeit minderten und dann durch die Mitbewerbung unter den Arbeitern die Löhne noch mehr fallen müßten, daß alſo Jene von der größeren Menge des erzeugten Vermögens keinen Antheil bekämen. Ueberfüllung

des Marktes, Handelskriſen und die zahlreichen Arbeiter-Entlaſſungen wären die Folgen der erleichterten Production. Man habe dann zwar productivere, aber koſtſpieligere Maſchinen an die Stelle der früheren geſetzt. Man habe einen Nachlaß am Zins für die Miethe der Häuſer, an dem für das Darleihen von Capitalien, an dem Einkommen der Grundeigner erwirkt. Eine jährliche Fabrication von hunderttauſend Franken, auf eine Million geſteigert, mache neun mitwerbende Fabriken untergehen, deren Capital ſomit zerſtört werde. Es müſſe dann eine Minderung im Verbrauche eintreten, und während der Fabricant mit aller Kraft ſich bemühe, die Menge der Waaren zu vermehren und die Güte derſelben zu erhöhen, ringe er ganz eben ſo eifrig, eben ſo wirkſam dahin, die Anzahl der Käufer zu vermindern.

Es iſt daher nach Sismondi nothwendig, eine gerechtere Vertheilung zu ſchaffen, und doch geſteht er ein, daß er die Kraft *nicht* fühle, die *Mittel* der Ausführung zu beſtimmen. „Die Vertheilung der Gewinnſte der Arbeit", ſagt er am Schluſſe ſeiner Betrachtungen, „unter jene, welche zu deren Erzeugung mitwirken, ſcheint mir verfehlt zu ſein, und es ſcheint mir faſt über die menſchlichen Kräfte hinauszugehen, einen Zuſtand des Eigenthums zu begreifen, der von jenem ganz verſchieden iſt, welchen uns die Erfahrung zu erkennen gibt."

Bei dieſem beſchämenden Geſtändniſſe hätte doch ein leichter Zweifel bei ihm darüber aufſtoßen müſſen, ob denn die Vorausſetzungen, von welchen er ausgegangen iſt, ſo unbedingt richtig ſeien! Sie ſind aber in der That faſt alle falſch.

Wenn Sismondi meint, daß die Vermehrung der Güter-Erzeugung nur dann ein Gut ſei, wenn ein entſprechender Verbrauch folge, ſo daß die, welche zur Erzeugung mitwirken, eben ſo viel als früher erhalten, alſo mehr verkaufen müſſen, — ſo verſteht ſich das von ſelbſt. Das Capital beſteht ja nur aus Gütern, und dieſe müſſen productiv *conſumirt* werden, wenn das Capital nicht müßig da liegen ſoll. Da Niemand ſo thöricht ſein wird, letzteres müßig zu laſſen, ſo wird er es zu beſchäftigen ſuchen. Dadurch ſteigt aber die Nachfrage nach Arbeitern und mit ihr der Arbeitslohn.

Wenn einmal Verhältniſſe beſtehen, welche zu ändern Sismondi ſelbſt kein Mittel weiß, warum kam er da nicht auf den Gedanken, daß die Natur doch billig ſein könne und nicht daran ſchuld ſei, wenn Uebelſtände vorliegen, daß vielleicht eher die Menſchen durch mangelhafte Einrichtungen, wie Monopole und Sperrmaßregeln, ſolche Uebel hervorrufen? Warum dachte er nicht daran, daß das Wohlbefinden der arbeitenden Claſſen ſich gegen früher, wo keine Maſchinen beſtanden, unendlich verbeſſert hat? Capital kann nur Gewinn bringen, wenn es productiv conſumirt wird; dies

geſchieht aber durch die Arbeiter; alſo werden unter dieſe um ſo mehr Güter zur Vertheilung kommen, je mehr das Capital zunimmt. Dieſes wird aber durch die Maſchinen vermehrt; alſo bringen auch die Maſchinen eine größere Menge von Gütern unter den Arbeitern zur Vertheilung. Außerdem nimmt die Conſumtion ſchon an ſich im Verhältniſſe der billiger werdenden Production zu.

Sismondi hat ſich nur durch die Uebelſtände ſchrecken laſſen, welche Uebergangs-Perioden mit ſich bringen, die aber bald verſchmerzt ſind. Kaum kann es Erfindungen geben, welche in ihrer Tragweite der Buchdruckerkunſt und den Eiſenbahnen gleichkommen. Konnten je Arbeiter durch Maſchinen erſchreckt werden, ſo waren es die Abſchreiber, als die Preſſe mit derſelben Arbeitskraft auf einmal zweihundertmal mehr lieferte. Die Mönche überlieferten daher natürlicher Weiſe Fauſt dem Teufel; allein zehn Jahre ſpäter waren zwanzig- und zwanzig Jahre ſpäter hundertmal mehr Arbeiter bei der Buchdruckerei beſchäftigt, als früher beim Abſchreiben. Die Eiſenbahnen ſchienen alle Fuhrleute und Kutſcher ruiniren zu müſſen; gleichwohl waren wenige Jahre nachher mehr Kutſcher beſchäftigt, die Fuhrleute haben die Wunde längſt verſchmerzt, und Tauſende von neuen Arbeitern ſind bei den Eiſenbahnen beſchäftigt.

Der Geſichtspunkt, von welchem Sismondi ausgeht, iſt überhaupt zu beſchränkt; er ſpricht immer nur von Fabrik-Arbeitern, als wenn dieſe die Mehrheit des Volkes bildeten und von ihnen die Geſammtwohlfahrt abhinge. In der That bilden ſie aber nur einen ſehr geringen Theil der Bevölkerung, welche faſt überall zum bei Weitem größeren Theile aus Ackerbauern beſteht. Rechnet man dazu die Einwohner der Städte, die Handwerker, Beamten, Gelehrten und Künſtler, welche alle von den Maſchinen Vortheil ziehen, ſo verſchwindet die kleine Anzahl Fabrik-Arbeiter dagegen. So gut aber dieſe ein Recht hätten, ſich gegen die Nachtheile der Maſchinen zu beſchweren, ſo gut haben jene ein Recht, die Vortheile derſelben für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Außerdem handelt es ſich nicht darum, ein Uebel, wenn es einmal nicht zu ändern iſt, zu beklagen, ſondern demſelben abzuhelfen. Man ſuche ſich daher bei Zeiten dagegen zu ſichern, wie man ſich auch gegen Hagel- und Feuerſchaden durch Vorſicht und Verſicherungs-Geſellſchaften ſchützt. Wenn dennoch viele Leute ſich nicht aſſecuriren, ſoll deßhalb die Ordnung der Dinge angeklagt werden, wo Jemand durch jene Unklugheit leidet? Es können einmal keine Einrichtungen getroffen werden, welche die Vormundſchaft einer gerechten Vertheilung des Einkommens unter die Einzelnen übernehmen. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte; er ſchaue um ſich und treffe bei Zeiten Fürſorge, wenn in ſeinem Arbeitszweige eine Maſchine erfunden wird.

Nein, die Uebelstände, welche Sismondi beklagt, rühren von anderen Umständen als von den Naturgesetzen her. Sie sind mannigfaltig, wie die menschlichen Einrichtungen selbst; sie aufzuführen, genügte ein Band nicht; und dennoch lassen sie sich in einem Satze zusammenfassen: *Sie liegen in den Hindernissen, welche der Freiheit der Arbeit in den Weg gelegt werden*, seien es Monopole, Sperrzölle, Zunft-Gesetze, Mangel an Freizügigkeit, Krieg, unsichere Rechtspflege oder a. m.

Durch die Vervollkommnung der Maschinen, die Theilung der Arbeit in den Fabriken, durch die Fortschritte der Chemie und Technik, durch die Erleichterung des Credits, des Handels sind die Producte billiger geworden, und auch die Arbeiter haben Theil an diesem Vortheile. Einer der ärmsten Handarbeiter würde kaum einen Homerischen Fürsten beneiden, denn er hat Genüsse, wovon diese nie eine Ahnung hatten. Die Glasfenster, die Oefen, die Eisenbahnen, der Kaffee, Thee, Tabak, die Kartoffeln, das Bier, der Branntwein, der Zucker, — das sind Güter, welche heute die Genüsse der Geringsten vermehren. Die Geschichte weis't auch ganz unläugbar die Thatsache des Fortschrittes nach, und wenn es immer noch Vermögens-Unterschiede gibt und geben wird, so ist das ein Naturgesetz, ohne welches die menschliche Gesellschaft kaum bestehen könnte.

Sismondi begründete die Forderungen der späteren Socialisten zuerst wissenschaftlich und forderte Abhülfe für alle socialen Leiden durch ein plötzliches universales Heilmittel, welches er indessen selbst nicht zu kennen eingestand und wie es in der That auch keines geben kann. Eigenthümlich war es, daß die Socialisten eine Abhülfe gegen diese Leiden gerade in den Maßregeln suchten, welche dieselben hervorgerufen, in dem Sperrsysteme, in der Beschränkung des Handels, in der Bevormundung durch den Staat, in dem Mangel an Concurrenz und Capital. Wenn nun der Staat durch eine unverständige Masse gezwungen worden ist, Arbeiter-Werkstätten zu errichten, wenn dann das Uebel noch größer wird, — ist darum die Ordnung der Dinge, die Natur, anzuklagen oder der Unverstand der Menschen?

Wir haben gesehen, welche verkehrte Begriffe bis auf unsere Zeit in der Volkswirthschaft existirten, wie Regierungen und Völker fast nur das Gegentheil von dem dachten und thaten, was die Naturgesetze bestimmen, so daß wir es mehr dem „Gange der Dinge", als dem menschlichen Verstande zuzuschreiben haben, wenn die Völker trotz ihrer verkehrten Ansichten gediehen. Wir haben gesehen, wie langsam die Wahrheit sich Bahn bricht; und doch verlangt man die augenblickliche Lösung einer Frage, welche in ihrer Vollkommenheit nur durch die Ewigkeit gelöst werden kann. Wir können Zustände *nur verbessern, nicht vollkommen machen*. Wenn Alles vollkommen wäre, dann würde die größte Triebfeder der

Menſchen, die Concurrenz, der Fortſchritt aufhören, ſie hätten kein Ziel mehr vor Augen, und dieſe Vollkommenheit würde in ihren Gegenſatz, in Fäulniß, übergehen. „Es iſt aber dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen." Gerade die Nothwendigkeit, daß ſtets verbeſſert werden muß, iſt der Sauerteig, welcher das Menſchengeſchlecht vor Fäulniß und Untergang bewahrt. Und wie viel noch iſt zu beſſern! Wie viel iſt zu beſſern, das nur mit Zeit und Mühe gebeſſert werden kann! Iſt die durch die Maſchinen vermehrte Güter-Erzeugung am Ende auch daran ſchuld, wenn es unter den arbeitenden Ständen mehr Trunkenheit, Leichtſinn, Unreinlichkeit gibt, als unter den gebildeten, und können ſolche Laſter auf einmal ausgerottet werden?

Nachdem wir ſo die Uebertreibungen Sismondi's ins Licht geſetzt haben, können wir ſeinem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Um eine Krankheit zu heben, muß eine richtige Diagnoſe geſtellt, eine Wunde muß bloßgelegt werden, wenn ſie geheilt werden ſoll, und ſo können auch die ſocialen Uebel erſt dann gebeſſert werden, wenn ſie aufgedeckt ſind. Das hat Sismondi ſo redlich gethan, daß er ganz vergaß, daß dieſelben ſchon ſeit Jahrtauſenden in höherem Grade beſtanden haben, daß er Alles einer falſchen Urſache, den Maſchinen, zur Schuld legte, während die Fabrik-Arbeiter unſerer civiliſirten Länder Edelleute ſind im Vergleiche zu den Leibeigenen Rußlands, ja, zu vielen Häuslingen Nord-Deutſchlands, welche nicht wiſſen, wie das Fleiſch ſchmeckt.

Erſt wenn ein Volk auf einer gewiſſen Stufe der Bildung und des Wohlſtandes angelangt iſt, dann wird es auf die Leiden der ärmeren Claſſen aufmerkſam und ſucht ſie zu heilen. Solche Klagen ſind daher kein Beweis, daß das Uebel erſt entſtanden iſt, ſondern ein Beweis, daß man durch den Fortſchritt zur Erkenntniß desſelben gekommen iſt. Aus den Steppen Rußlands, aus Sibirien erſchallt keine Klage; keine Klage iſt uns aus den Hütten der Leibeigenen des Mittelalters überliefert; und die Häuslinge Hannovers ſind noch nicht einmal auf der Stufe angelangt, wo ſie das Elend ihres Zuſtandes einſehen könnten. Die Klagen kommen am lauteſten aus Paris und England, wo die Arbeiter den verhältnißmäßig *höchſten Lohn* und die am wenigſten unterbrochene Arbeit haben.

Fern ſei es von uns, die Klagen über die Leiden der Arbeiter zu mißachten; wir preiſen Sismondi darum, daß er ſich zuerſt zu deren Dolmetſcher gemacht hat. Allein wir ſuchen die Abhülfe nicht in ſchrecklich klingenden Redensarten, ſondern in der Beſeitigung desjenigen Uebelſtandes, welcher die Haupt-Urſache jener Leiden geweſen iſt, der Hinderniſſe, die der freien Entwicklung der Arbeit im Wege ſtehen.

Der Vicomte Alban von Villeneuve-Bargemont, der Verfaſſer der „Chriſtlichen Staats-Haushaltung", ſteigerte noch die Klagen Sismondi's über das Fabrikweſen; er ſchilderte in den ſchrecklichſten Farben die Drangſale der arbeitenden Claſſen; allein die Heilmittel, welche er vorſchlägt, verrathen noch weniger Einſicht. Er erinnert ſich mit Recht der Mildthätigkeit des Mittelalters, mißkennt aber deſſen wahre Vorzüge und ſehnt ſich daher nach den Zünften und Klöſtern zurück, weil dieſe die Zunahme der Bevölkerung aufgehalten hätten, — als ob das Verhältniß der Production zur Menge der Conſumenten nicht ungünſtiger wäre, wo noch eine Schaar unproductiver Leute zu ernähren iſt!

Bei allen unverſtändigen Klagen hat Villeneuve indeſſen doch zwei richtige Forderungen geſtellt: Verbeſſerung des ſittlichen und gewerblichen Unterrichts und Gründung von Spar- und Hülfscaſſen.

Gegenüber dieſen unpraktiſchen Menſchenfreunden wies Le Comte richtig nach, daß die meiſten Hemmniſſe gegen ſociale Verbeſſerungen gerade von jenen herrühren, welche am meiſten dabei gewinnen würden. So wird z. B. das Uebel einer Mißärnte gerade durch das Vorurtheil der nothleidenden Claſſe vermehrt, welche über Wucher, zu geringen Schutz, Nachläſſigkeit der Policei u. ſ. w. klagt (während dem Uebel nur durch den freien Handel und zeitiges Sparen, Zurückhalten des Getreides abgeholfen werden kann), welche Beſchränkung des Handels im Innern und Ausfuhr-Verbote u. ſ. w. verlangt, wodurch gerade der vorhandene Mangel noch vermehrt wird.

Am bündigſten hat ſich aber Dunoyer gegen jene unklare Richtung gewandt. Dunoyer erkannte, daß das Elend der arbeitenden Claſſen nicht in dem Fabriks- und Maſchinenweſen, ſondern in früheren Zuſtänden ſeinen Urſprung hat: in der ungleichen Vertheilung des Vermögens, der Rechts- und Vermögensloſigkeit der zahlreichſten Claſſe der Geſellſchaft, in der Unfreiheit der Arbeit (denn die Sklaven und die Leibeigenen der früheren Zeit waren die Mehrzahl, und ſie hatten nicht einmal ein Eigenthumsrecht), in dem Sperrſyſteme und der zahlloſen Menge troſtloſer Regierungs-Maßregeln, welche nur durch die mit der Civiliſation vermehrte Bildung allmählich vermindert worden iſt. „Gleichwohl", ſetzt der Verfaſſer hinzu, „haftet der Zuſtand der niederen Claſſen nicht bloß an den Beſchädigungen, welche der höhere Theil der Geſellſchaft gegen ſie verſchuldet haben kann; er wurzelt auch in den Fehlern, welche ihnen eigen ſind, in ihrer Apathie, ihrer Sorgloſigkeit, ihrer Unkunde der Urſachen, welche den Preis der Arbeit ſteigen oder fallen machen. Ihre Noth iſt mindeſtens eben ſo ſehr ihr eigenes Werk, als das der Claſſe, welche man anklagen kann, ſie unterdrückt zu haben." Dunoyer ſagte den unteren wie den oberen Claſſen, den Völkern

wie den Regierungen unerſchrocken die Wahrheit. Er machte darauf aufmerkſam, daß die Regierungen, durch die zu große Vormundſchaft, welche ſie häufig ausüben, in dem Volke die Vorſtellung von ihrer Allmacht befeſtigen, die ſich bis auf die Güter-Erzeugung erſtrecken ſoll, ſo daß das Volk oft von Maßregeln der Regierung erwartet, was es nur durch ſeine eigene Thätigkeit erringen kann.

Gleich Say hatte Dunoyer eine ſehr geringe Meinung von der reformirenden Kraft der Regierungen. Auch er glaubte, daß die Initiative zu allen Verbeſſerungen in der Geſellſchaft aus den verſchiedenen Arbeitsſchichten des Volkes ausgehen müſſe, weil dieſe durch die Theilung der Arbeit es beſſer verſtehen, als die Regierung, welche *Alles* überſehen muß. „Es ſind Landwirthe," ſagt er, „welche den Landbau vervollkommnen; die Künſte werden durch Künſtler, die Wiſſenſchaften von Gelehrten, die Politik und Moral durch Politiker und Moraliſten gefördert. Es beſteht zwiſchen den Dingen, welche die beſondere Angelegenheit eines Jeden, und jenen, welche die Angelegenheit Jedermanns ſind, bloß der Unterſchied, daß bei den erſteren die Vervollkommnungen für denjenigen, welcher ſie erfindet, unmittelbar anwendbar ſind, während bei den zweiten, nämlich bei den politiſchen, die Anwendungen nur dann Statt finden können, wenn der Gedanke des Publiciſten der *gemeinſame Gedanke des Publicums* oder wenigſtens eines ſehr beträchtlichen Theiles desſelben geworden iſt. *Bis dahin* kann man zu ihrer Verwirklichung *nur ohnmächtige Verſuche* machen. Es iſt möglich, daß eine Regierung mit gutem Willen es trotzdem unternehme, ſie anzuſtellen; allein ſie wird kein Werk errichten, das fortdauert. Es iſt möglich, daß die Sache trotz der Staatsgewalt durch eine Partei verſucht werde, welche ſie ſtürzt und erſetzt; allein *die glücklichſten Aufſtände werden keinen größeren Erfolg haben, als die wohlwollendſten Zugeſtändniſſe* (Joſeph II., Februar-Revolution). Die Sache wird ſich erſt tief für die Dauer begründen in dem Maße, wie ſie in die Ideen und Gewohnheiten der großen Zahl der Mehrheit übergehen wird. . . . So würde es ſelbſt in dem ſocialen Zuſtande, der am freieſten von Gewaltthätigkeiten iſt, ſehr ſchwierig zu verhüten ſein, daß Ungleichheiten in den Stellungen entſtehen; und wenn dieſe Ungleichheiten einmal eingeführt ſind, ſo iſt es noch ſchwieriger, ſie zu verwiſchen. Man gelangt ſtets nur mit äußerſter Mühe von einer niederen Stellung zu einem auch nur etwas höheren Stande, und die Familien, welche einmal in eine gewiſſe Erniederung geſunken ſind, laufen Gefahr, in ihr ſchon deßwegen zu beharren, weil ſie ſich darin befinden."

In Uebereinſtimmung mit Dunoyer machte *Droz* darauf aufmerkſam, daß die Wiſſenſchaft und die Verwaltung nicht für die Bedürfniſſe der

Menſchen ſorgen können; daß erſtere nur die Geſetze angeben kann, nach welchen producirt wird, und daß letztere ſchon gut iſt, wenn ſie die Hinderniſſe wegräumt, welche die Erzeugung hemmen, und die Sicherheit herſtellt, unter der ſie allein möglich iſt.

In der erſten Generation, ſeitdem die Volkswirthſchaft durch die Phyſiokraten und A. Smith in den Rang einer Wiſſenſchaft erhoben worden war, hatte jeder der hervorragenden National-Oekonomen ſein eigenes Syſtem gegründet, ſeine eigenen abſoluten Theorieen aufgeſtellt. Mehr oder weniger hatte Jeder die Wiſſenſchaft fördern helfen; allein es liefen doch, wenn wir A. Smith und Say ausnehmen, viele Einſeitigkeiten unter, indem der Eine oder der Andere dieſe oder jene Erſcheinung als den Brennpunkt annahm, um den er ſich drehte, z. B. Ricardo die Bodenrente, Malthus die Bevölkerung, Sismondi das Fabrik-Syſtem und die Vertheilung des Einkommens, — indem die Einen den Werth nur im Boden (Phyſiokraten), die Anderen nur in der Brauchbarkeit (Say), die Dritten vorzugsweiſe in der Arbeit fanden u. ſ. w.

Am Anfange dieſes Jahrhunderts trat nun eine Anzahl von National-Oekonomen, und unter ihnen beſonders die deutſchen, auf, welche zu dem Grundſatze ſich bekannten: „Prüfet Alles und erwählet das Beſte!"

Indem dieſe Eklektiker die hauptſächlichen Geſetze der Volkswirthſchaft ſyſtematiſch ordneten, haben ſie nicht wenig dazu beigetragen, dieſelbe dem Publicum zugänglich zu machen. Zugleich aber befreundeten ſie die Regierungen damit, indem ſie die Grundſätze der Lehre auf die Finanz- und geſammte Staatswirthſchaft übertrugen.

Unter ihnen haben wir zu nennen den Spanier Eſtrada, beſonders aber die Deutſchen Heinrich Storch, welcher Lehrer der Großfürſten Michael und Nikolaus war und freilich ſeine Vorleſungen an dieſelben in franzöſiſcher Sprache herausgab, Rau, Pölitz, Graf Soden, Hanſen, Kudler, v. Hermann. Letzterer, der in ſeinen „Staatswirthſchaftlichen Unterſuchungen" den Denker zeigt, welcher die Lehren der Vorgänger, die Geſetze der wirthſchaftlichen Bewegung noch weiter zu ergründen bemüht iſt, aber noch einige Vorliebe für die Ricardo'ſche Lehre von der Bodenrente bewahrt, hat viel dazu beigetragen, die ökonomiſchen Grundſätze den deutſchen Regierungen vertraut zu machen. Beſonders ſind in dieſer Richtung noch zu nennen die vorzüglichen Schriften von Zachariä, Malchus, Rebenius, Krauſe, Baumſtark.

Man iſt in Deutſchland, um die Wiſſenſchaft praktiſch zu machen, gewiſſer Maßen bureaukratiſch zu Werke gegangen, indem dieſelbe an den Hochſchulen in Fächer, wie die eigentliche Oekonomie, in die Finanzen, die Polizei, getheilt worden iſt und den Gattungsnamen Cameral-Wiſſenſchaft

bekommen hat. Doch ſind die Grundſätze der Volkswirthſchaft in England früher ins Volk gedrungen, und erſt ſeit ſieben Jahren hat das deutſche Publicum angefangen, ſich damit zu beſchäftigen; freilich mit ſolchem Erfolge, daß wir die Engländer bald eingeholt haben werden, namentlich in Nord-Deutſchland, wo die geſammte Preſſe für die wahren Grundſätze der Volkswirthſchaft gewonnen iſt.

Obwohl unſere beſten National-Oekonomen Eklektiker ſind, ſo haben doch auch einige verſucht, einen eigenen Weg einzuſchlagen. Schmalz und Arnd griffen die Lehre der Phyſiokraten wieder auf. Letzterer kam darauf zurück, um die Grundſteuer als die billigſte zu vertheidigen, indem er nachzuweiſen ſuchte, daß die Grundbeſitzer den Theil davon, der den anderen Claſſen gebührt, auf dieſe wälzen würden; doch haben beide begreiflicher Weiſe nur wenige Anhänger gefunden.

Einer der intelligenteſten Gegner der Smith'ſchen Lehre war Adam Müller, ein Freund und Schüler von Gentz, dem er auch nach Wien folgte. Seine gelungenſte Arbeit ſind, ſeiner eigenen Meinung nach, die Vorleſungen über die Elemente der Staatskunſt, welche er 1808 in Dresden vor dem Prinzen von Weimar und einer zahlreichen Verſammlung von Staatsmännern und Diplomaten gehalten, und die 1809 in drei Bänden zu Berlin heraus kamen. Sonſt ſind unter ſeinen Schriften beſonders hervorzuheben eine Denkſchrift für einen Verein preußiſchen Adels an den Fürſten Hardenberg zur Bekämpfung der neuen preußiſchen Geſetzgebung (im Sinne des Mittelalters), ſeine agronomiſchen Briefe, der Verſuch einer neuen Theorie des Geldes (1816), eine Schrift über Gewerbe-Polizei in Beziehung auf den Landbau (1824).

Ad. Müller war der Vorläufer von Friedrich Liſt. Während A. Smith die Volkswirthſchaft kosmopolitiſch auffaßte, conſtruirte Erſterer ſie national. Alle Geſetze der Production und Conſumtion wurden von A. Müller nur in Bezug auf den National-Organismus gedacht.

Manche Vorwürfe, welche er A. Smith macht, ſind gerecht; allein ſtatt ſich mit einer Vervollkommnung der Lehre des Letzteren zu begnügen, wollte er ſie umſtürzen, ſtellte das entgegengeſetzte Syſtem auf und gerieth dadurch in eine falſche Bahn. Die Geſetze, welche A. Smith entdeckt hat, ſind nicht umzuſtürzen, weil dieſer ſie eben nicht erfunden, ſondern nur gefunden hat, was in der Natur geſchrieben ſteht. Daß Smith nicht ſofort alle Geſetze entdeckte, daß er dadurch in einige Widerſprüche gerieth und nicht Alles befriedigend erklärte, gibt keinen Grund ab, die wirklichen Naturgeſetze, die er zuerſt fand, abläugnen zu dürfen.

A. Müller iſt ſo begeiſtert von der Großartigkeit der Lehens-Verfaſſung, die für das Mittelalter unſtreitig das Muſter der Staatsweisheit war, daß

er dieſelbe auch für uns zurückzuführen wünſcht, die wir ganz andere Verhältniſſe haben.

Die Lehens-Verfaſſung ſammt der Leibeigenſchaft hatten einen tiefen Sinn, ſo lange die Wiſſenſchaft uns nicht alle die Werkzeuge und Kenntniſſe verſchafft hatte, welche die Triebfedern und Stützen der Civiliſation ſind. Nach den überwältigenden Umwälzungen der Völkerwanderung galt es vor Allem, die Menſchen wieder an feſte Wohnſitze zu gewöhnen, auf denen der National-Organismus erſtarkte und ſich entwickelte, und dies geſchah dadurch, daß der Grundbeſitz in die Hände von Familien überging, die ihn ungetheilt von Generation zu Generation vererbten. Dieſe Familien hatten ein Intereſſe daran, ihr Volk und ihr Land mächtig und blühend werden zu laſſen, weil der Glanz desſelben auf ſie zurückſtrahlte. Sie übernahmen daher auch freiwillig und unentgeltlich die Wehrpflicht. Auf der anderen Seite war die Leibeigenſchaft bei dieſer Geſchloſſenheit der Güter und den ſchlechten Verkehrsmitteln in wirthſchaftlicher Beziehung faſt eine Nothwendigkeit für die nicht beſitzenden Claſſen ſelbſt. Wie wir an einer anderen Stelle ſehen, ſchwankten wegen der ſchlechten Wege, die jeden Getreidehandel unmöglich machten, die Getreidepreiſe im Verlaufe von zehn Jahren oft um das Fünfundzwanzigfache; ſelbſt von Gegend zu Gegend in demſelben Jahre oft um das Zehnfache. Bei ſolchen Verhältniſſen hätten Lohnarbeiter in einem Jahre, wo eine ſolche Theuerung eintrat, den Preis des Getreides nicht erſchwingen können, ſie hätten verhungern müſſen; und in wohlfeilen Jahren wären die kleinen Bauern zu Grunde gegangen. Heut zu Tage kennen wir weder ſo niedrige, noch ſo hohe Preiſe, wie das Mittelalter. Damals war es nun Pflicht und Intereſſe der Gutsherren, in theuren Jahren ihre Leibeigenen zu erhalten. In Jahren des Ueberfluſſes wurde mit den überflüſſigen Bodenfrüchten mehr Vieh aufgezogen, das gewiſſer Maßen als lebendiges Getreide-Magazin diente; und in theuren Jahren wurde mit dieſem in Fleiſch verwandelten Getreide der Ausfall gedeckt.

Es iſt hier nicht der Ort, uns über den weiſen Sinn der Lehens-Verfaſſung näher auszulaſſen; ſo viel iſt gewiß, die Vorausſetzungen dazu ſind geſchwunden. Unſere Schifffahrt, unſere Straßen, unſere Eiſenbahnen und Maſchinen haben die Grundlagen zu neuen Geſtaltungen gegeben.

Da A. Müller nun einmal die Feudalzeit als das Muſter der Freiheit und Wirthſchaftlichkeit anſah, ſo verwarf er auch in ökonomiſcher Beziehung das Syſtem der ſogenannten Geldwirthſchaft. Er ſchrieb allen volkswirthſchaftlichen Lehren, vom Mercantil-Syſtem an, die Wirkung zu, die menſchliche Geſellſchaft in wirthſchaftliche Anarchie aufzulöſen, in der die höheren National-Intereſſen untergehen würden; eine unheilvolle Wirkung, wie ſeiner Zeit die Einführung des römiſchen Rechts. Die Geldwirthſchaft wie das

römiſche Recht hätten, wie A. Müller glaubte, die Wirkung: „mit ihren einſeitigen Conſequenzen alles Gemüth, alle Perſönlichkeit, alle Religion aus unſeren Staaten verdrängen und die Bande des Blutes zerreißen zu helfen; beide hätten den Geiſt der Liebe und des Zutrauens und alles Gefühl der Gemeinſchaft zerſtört, hätten den durch die Corporationen des Mittelalters, wie durch die Perſönlichkeit und Unveräußerlichkeit des Grundeigenthums fortgepflanzten geiſtigen Zuſammenhang der Menſchen aufgehoben (unſere Aſſociationen kannte A. Müller noch nicht), Jeden auf ſeine arithmetiſche Portion angewieſen, und Handel und Gewerbe zum unſicheren Lotterieſpiel gemacht."

A. Müller tadelt, daß Smith mehr die materielle, wie die geiſtige Arbeit als werthſchaffend annimmt. Seine Theorie habe es nur mit der momentanen Erzeugung, mit dem vergänglichen Daſein der einzelnen Individuen, nicht mit der Dauer und der Erhaltung der geſammten Production für die zukünftigen Generationen zu thun. Smith könne die Perſonen ſelbſt, als Object der Oekonomie, das Product aller Producte, den nationalen Menſchen und deſſen Begehren, den einzigen Beſtimmungsgrund aller Werthe, nicht begreifen. Die Theorie habe bloß das einfache mechaniſche Geſchäft des Einzelnen im Auge, der praktiſche Staatswirth dagegen ſolle für die Zukunft der Nation ſorgen, ſolle allen Erzeugniſſen ein nationales, concentriſches Streben, eine höhere bürgerliche Bedeutung verſchaffen; er müſſe allen Haushaltungen das Geſetz der Dauer mittheilen und ſie zu einem Nationalhaushalt, zu einer lebendigen geiſtigen Einheit gruppiren, und werde daher zu Handelsbeſchränkungen, zu Aus- und Einfuhr-Verboten genöthigt, welche die Theorie verwerfe.

„Endlich kenne Smith nur eine Capitalart, das phyſiſche äußerliche Capital. Neben dieſem gibt es aber noch ein, wenigſtens eben ſo wichtiges oder noch wichtigeres, ein „„geiſtiges"" Capital. Jenes werde durch das Gemeingut des Geldes, dieſes durch das Gemeingut der Sprache repräſentirt und entwickelt. In der Sprache wächſt das Capital der Nationalweisheit, der Erfahrung und Geſinnung von Generation zu Generation und bildet zu jeder Zeit den größten Hebel der Volkswirthſchaft, einen Hebel, der gerade in den letzten Jahrhunderten ganz außer Acht gelaſſen worden ſei (??). Während im Mittelalter das wiſſenſchaftliche Capital der Nation von der Geiſtlichkeit verwaltet und für das Ganze fruchtbar gemacht wurde, ſei im neueren Deutſchland die Literatur eben ſo ausſchließlich, wie die ökonomiſche Theorie von dem einſeitigen Princip der Arbeitstheilung beherrſcht und dem Nationalleben abwendig gemacht worden. Es fehle an einer allgemeinen Baſis von National-Erfahrung und National-Geſchichte,

welche in die zerſtreuten wiſſenſchaftlichen Arbeiten eingreifen und ſie mit dem geſammten Volksleben in eine lebendige Wechſelwirkung bringen."

Es wird nicht nöthig ſein, die Unanwendbarkeit des von A. Müller herbei erſehnten Lehensverbandes auf unſere Zeit nachzuweiſen, dies ergibt ſich aus der Entwicklung unſerer ganzen Arbeit. In den letzt angeführten Anſichten liegt aber ein wahrer Kern. Nur ſind deßhalb die von A. Smith gefundenen Principien nicht unrichtig. Sie ſind allgemeine Naturgeſetze, welche auf alle Menſchen Anwendung finden. Dieſe Geſetze werden nun durch andere, wie z. B. das Geſetz des National-Organismus, modificirt, und in ſo fern A. Müller dieſe letzteren erörtert, trägt er eher dazu bei, die Smith'ſche Lehre zu ergänzen, als ſie zu widerlegen.

Naturgeſetze wirken überhaupt faſt nie in ihrer Reinheit, in ihrer bis auf die Spitze getriebenen Conſequenz, weil ſie, an einem gewiſſen Punkte angelangt, ſtets durch neben ihnen oder entgegenſtehende Geſetze, die ihrerſeits Einfluß äußern, modificirt werden. In der volkswirthſchaftlichen Praxis iſt dieſe Thatſache der Zuſammenwirkung verſchiedener Urſachen und Geſetze genau zu berückſichtigen, wenn man richtige Schlüſſe ziehen will. Es iſt z. B. ein Geſetz, daß der Arbeitslohn ſteigt, wenn der Capitalgewinn fällt. Dieſes Geſetz kommt in den geordneten Zuſtänden eines lange bewohnten Landes zur Geltung. In Colonieen dagegen, in Kriegszuſtänden und bei anderen Störungen kommen ganz verſchiedene Reſultate zu Tage. In jenen ſteigt der Gewinn mit dem Arbeitslohn, weil der Speculationsgeiſt die höchſten Kraftanſtrengungen macht, hier fallen beide, weil die Production ſtockt.

Außerdem haben die Naturgeſetze zwar immer beſtanden, allein die Völker haben ſie von je her mißachtet. Sie haben ſich gewiſſer Maßen an Gift gewöhnt und ſind Kranken vergleichbar, die ſterben würden, wenn man ſie ohne Weiteres der Diät unterwürfe, die einem Geſunden wohl bekommt. Aus ſolchem Grunde hat es ſeine Richtigkeit, wenn A. Müller den National-Organismus berückſichtigt wiſſen will. Darum aber ſind die Smith'ſchen Principien nicht falſch, ſie bleiben ſtets noch das Ziel, welches, wenn auch nicht plötzlich, doch mit verhältnißmäßigen Uebergängen erreicht werden ſoll. Wenn wir alſo den großen Werth, welchen A. Müller auf eine dem Volks-Organismus angepaßte Oekonomie legt, zu würdigen wiſſen, ſo können wir nicht verhehlen, daß er in der Entwicklung ſeiner Meinung ſehr einſeitig geweſen iſt, wobei wir ſeine excentriſche Vorliebe für das Mittelalter gar nicht in Anſchlag bringen wollen.

Von ſeiner vorgefaßten Meinung erfüllt, geht A. Müller ſo weit, zu behaupten, „daß die Smith'ſche Theorie nur eine einſeitige Lehre der britiſchen Induſtrie und Geldwirthſchaft ſei, welche für das Land, in dem ſie

entſtanden, keine Verluſte bringt, weil dort der Geiſt des Lehnsrechtes und des inneren perſönlichen Zuſammenhanges des Ganzen noch in voller Kraft beſteht und durch die unvergleichliche britiſche Staats-Verfaſſung garantirt iſt, weil hier die Geſetze über ſtrenges Privateigenthum, ſoweit ſie vorhanden, nicht von außen aufgedrungen, ſondern lediglich auf heimiſchem Boden aufgewachſen ſind." Nur blinder Eifer konnte Müller überſehen laſſen, daß zu ſeiner Zeit die engliſche Staatswirthſchaft das Gegentheil der Smith'ſchen Principien befolgte; daß ſie gerade der Gegenſtand des Angriffs derſelben war. Erſt Huskiſſon begann dieſelben in der Praxis anzuwenden; erſt ſeit 1826 fingen die Schlagbäume und Privilegien an zu fallen, erſt ſeitdem hat England jenen nie geahnten Aufſchwung genommen.

Da zu A. Müller's Zeit England die Smith'ſchen Principien in der Geſetzgebung noch gar nicht zur Ausführung gebracht hatte, ſo zerfällt auch ſeine Behauptung in ſich, „daß der Continent ſich weder die Smith'ſche Theorie, noch die engliſchen Zuſtände zum Muſter nehmen könne."

Mit Ausnahme der allerdings ſehr geſchützten Inſellage, welche England vor den meiſten übrigen Ländern voraus hat, finden wir in den ſonſtigen civiliſirten Ländern dieſelben Bedingungen, welche er allein Großbritannien vindicirt, ohne daß ſie ſich vielleicht eines Irlands erfreuen. So gut wie England beſitzen die civiliſirten Staaten Europa's „ein unermeßliches National-Capital in den mannigfaltigſten Formen, ein Capital von Geſetzen, Sitten, Nationalruhm, Credit u. ſ. w., welches eine unendliche Arbeitstheilung möglich macht und das Ganze fortwährend unſichtbar zuſammenhält."

Die Bemerkung A. Müller's, daß England gewiſſer Maßen die Stadt von Europa ſei, und daß daher letzteres mehr vom Standpunkte ländlicher Oekonomie aus beurtheilt werden müſſe, mag geiſtreich ſein; mehr iſt ſie heut zu Tage nicht. Ueberhaupt hat uns die Zeit der Mühe überhoben, die meiſten Behauptungen Müller's zu widerlegen.

Am charakteriſtiſchſten tritt Müller's Meinung hervor in ſeinen Anſichten über den Staat. Er ſchließt ſich darin ganz an die Anſchauungsweiſe des Alterthums von der Allmacht des Staates an, in welcher das Individuum aufging. Wenn er mit Ariſtoteles den Menſchen für ein politiſches Thier hält, ſo ſpricht er damit nur eine Wahrheit aus, deren Evidenz durch die Sonne der Thatſachen unläugbar geworden iſt; allein er geht zu weit, entfernt ſich namentlich von dem germaniſchen Weſen der individuellen Selbſtſtändigkeit, wenn er die „bürgerliche und die menſchliche Exiſtenz des Individuums für Eine und dieſelbe" hält. „Dem Menſchen fehlt Alles," ſagt A. Müller, „wenn er die geſellſchaftlichen Bande, oder den Staat, nicht mehr empfindet. Der Staat iſt das Bedürfniß aller Bedürfniſſe,

des Herzens, des Geistes, des Leibes; der Mensch kann ohne den Staat nicht hören, nicht sehen, nicht denken, nicht empfinden, nicht leben; kurz, er ist nicht anders zu denken, als im Staate. Im Staate müssen Familienleben, Wissenschaft und alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes wurzeln und aufgehen."

Seltsam ist es, daß Müller diese Ansicht aus dem Germanenthum ableitet, während sie, wie bemerkt, das Wesen des antiken Staates ist. Doch hat Müller nicht den sogenannten bureaukratischen Staat, sondern die Nation als Organismus im Auge.

In diesem Organismus entsteht das Leben durch das Spiel der Gegensätze: die Jugend, als das Fortschreitende, das Alter, als das Hemmende, das männliche Geschlecht, als das Producirende, das weibliche, als das Conservirende, bilden ein Gesammtresultat, das dem Einzelnen zum Besten gereicht.

Das bemerkenswertheste Resultat des Müller'schen Gedanken-Processes ist jedenfalls die Beobachtung, daß das geistige Capital von dem Gedeihen des National-Organismus abhängig ist; da das geistige Capital aber einer der Haupt-Factoren der Production ist (denn was wäre unsere Production ohne die Ergebnisse der Wissenschaft?), so müssen die Bemühungen einer weisen Volkswirthschaft darauf hingerichtet sein, mehr das Volk im Ganzen, statt einzelner Individuen zur Kräftigung zu bringen. —

Dies geschieht aber gerade durch die von A. Smith gefundenen Gesetze; denn sie sind dem Privilegium abhold. Es lassen sich somit die Principien dieser beiden Denker recht gut vereinigen, wenn man die Excentricitäten Müller's ausscheidet und die wenigen Einseitigkeiten Smith's mildert, zu denen jeder Stifter eines Princips gern geneigt ist.

Durch die Forderung, daß der Staat für die Zukunft noch mehr, als für die Gegenwart sorgen müsse, indem er productive Menschen erziehe, hat A. Müller seinem Nachfolger Fr. List vorgearbeitet, der dieselbe Idee in seiner Theorie von den „productiven Kräften" weiter entwickelte.

Der Vorsatz, productive Menschen zu erziehen, wäre ganz gut, wenn der Staat nur auch dazu im Stande wäre. So lange ein Volk noch auf so niedriger Stufe steht, daß es erzogen werden muß, wird der Staat, so tüchtige Männer an seiner Spitze sind, Tüchtiges leisten können. Da er aber, wenn unfähige an der Spitze sind, oft mehr schadet, und weil er bei vorgeschrittener Bildung wenig helfen kann, so ist es gut, wenn er sich wenig einmischt; denn „gut regieren" heißt „wenig regieren".

Den größten Einfluß auf die Verbindung der ökonomischen Wissenschaft mit dem Leben hat in Deutschland Friedrich List gehabt. Wir wollen damit nicht sagen, daß seine Ideen und Lehren sich durch Genialität oder Wahrheit besonders ausgezeichnet hätten; er hat aber durch die feurige

Liebe zu ſeinem Vaterlande, durch ſeinen populären Ton und ſeine unermüdliche Agitation das Meiſte dazu beigetragen, die Volkswirthſchaft auf das Forum zu bringen, wo die Discuſſion von ſelbſt mit der Zeit den Kern von der Spreu ſondern und dem Bewußtſein der öffentlichen Meinung zuführen mußte. Das Verdienſt Liſt's iſt es, die Discuſſion eröffnet zu haben, wenn wir auch ſeinen Haupt-Grundſätzen nicht beiſtimmen können. Liſt hatte in der That eine ſo abergläubiſche Furcht vor der induſtriellen Suprematie England's, daß ſein Urtheil dadurch nicht wenig getrübt wurde. Während in Großbritannien die erſte Breſche in das Monopol-Syſtem gebrochen und ſeit fünfundzwanzig Jahren überall die Freiheit des Handels angeſtrebt wurde, während die Anſicht ſich immer mehr geltend machte, daß eine weiſe Handelspolitik den Aufſchwung der übrigen Länder ebenfalls gern ſehen muß, damit dieſe Werthe produciren und gegen die Producte des andern Landes vertauſchen können, macht Liſt gleich in der Einleitung ſeines „nationalen Syſtems der politiſchen Oekonomie" folgende überraſchende Entdeckung:

„Die Welt hat zu keiner andern Zeit eine Manufactur- und Handels-Suprematie geſehen, welche gleich der unſerer Tage, mit ſo unermeßlichen Kräften ausgeſtattet, ein ſo conſequentes Syſtem verfolgt und ſo gewaltig dahin geſtrebt hätte, alle Manufactur-Induſtrie, allen großen Handel, alle See-Schifffahrt, alle bedeutenden Colonieen, alle Herrſchaft der Meere zu monopoliſiren (!), und alle übrigen Nationen, wie die Hindus, ſich manufactur- und handelsunterthänig zu machen.

„Erſchreckt durch die Wirkungen dieſer Politik — nein — nothgedrungen durch die Convulſionen, die ſie verurſachte, ſah man noch in der neueſten Zeit eine, durch ihre Cultur zur Manufactur-Induſtrie wenig berufene Continental-Nation — die ruſſiſche — in dem von der Theorie ſo verworfenen Prohibitiv-Syſtem ihre Rettung ſuchen, und was war die Folge? — National-Proſperität (!).

„Angereizt durch die Verheißungen der Theorie, ließ andererſeits das vermittelſt des Schutz-Syſtems hoch aufſtrebende Nordamerica ſich verleiten, den engliſchen Manufactur-Waaren ſeine Häfen weiter aufzuſchließen, und welche Früchte trug dort die freie Concurrenz? — Convulſion und Ruin!"

Uns ſind die Quellen nicht bekannt, aus welchen Liſt dieſe wunderbaren Angaben geſchöpft; er ſelbſt ſollte es aber noch erleben, daß England die Kornzölle aufhob und America, trotz ſeiner Behauptungen, 1846 ſeinen Tarif noch weiter um die Hälfte ermäßigte, worauf in vier Jahren die Zolleinkünfte von 25 Millionen auf 50 Millionen Dollars ſtiegen.

Wie die Phyſiokraten nur dem Ackerbau die Eigenſchaft beimaßen, Werth zu produciren, ſo ſchrieb Liſt faſt nur der Fabrik-Induſtrie die Kraft

zu, die Nationen reich, mächtig, blühend, gebildet zu machen. In dieſer übertriebenen Meinung von der Macht der Fabrik-Induſtrie verwechſelte er Urſache mit Wirkung; er glaubte, daß das ökonomiſche Streben der Regierung nur darauf gerichtet ſein müſſe, eine National-Induſtrie, die alle Hauptgegenſtände der Comſumtion umfaßt, mit allen möglichen Mitteln zur Blüthe zu bringen. Da nun aber die Nationen unter gleichem Himmelsſtrich in Beziehung auf ihre Stammeseigenſchaften, die Lage und Inſtitutionen ihres Landes nicht gleich ſind, da Manufactur-Induſtrie nur durch Capital-Anſammlung möglich wird (England z. B. hatte durch ſeine inſulariſche Lage begünſtigt, ſeit zweihundert Jahren ſeine Felder durch den Krieg nicht verwüſtet, ſeine Städte nicht eingeäſchert geſehen, die Capital-Anſammlung alſo ungeſtört bewerkſtelligen können, während in Deutſchland die Schlachten von Europa ausgefochten wurden), ſo ſuchte Liſt dieſe natürliche Ungleichheit, welche nur durch lange Friedensjahre und die während derſelben entſtehende Capital-Anſammlung beſeitigt werden kann, durch künſtliche Mittel, namentlich durch Schutzzölle, auszugleichen.

Weil aber die der Geſchichte von A. Smith abgelauſchten Naturgeſetze den Abſichten Liſt's nicht ſehr förderlich waren, ſo ſuchte er ein neues Syſtem aufzuſtellen, um auch die Theorie mit der Praxis zu verſöhnen. Der Smith'ſchen Lehre von den Tauſchwerthen ſtellte er die Lehre von den „Productivkräften" gegenüber.

Smith ſagt nämlich: Eine Nation iſt deſto reicher, eine je größere Anzahl von Tauſchwerthen ſie jährlich hervorbringt. Liſt ficht dieſen Satz zwar nicht an, er glaubt aber, daß ein Land ſich wohl für eine Zeit lang ein gewiſſes Opfer auferlegen könne, wenn es damit die werthſchaffenden „Productivkräfte" ſo ſtärken könne, daß ſie nach jener Epoche deſto mehr Werth hervorbringen. Seine Theorie iſt alſo mehr eine Frage der ſtaatlichen Handels-Politik; das Princip ſelbſt bleibt ſtehen, und es fragt ſich nur, ob der Staat im Stande iſt, durch künſtliche Maßregeln die „Productivkräfte" der Nation auf eine wirkſame Weiſe zu erziehen, zu lenken und zu ſtärken.

Den Satz, worin A. Smith Staats-Beamten und Soldaten wenig Productivität zuſchrieb (Say hat ihn eigentlich mit mehr Schroffheit aufgeſtellt), greift Liſt beſonders als Beweismittel heraus, um die Smith'ſche Theorie anzufechten. Die Bitterkeit, mit welcher er dieſen Angriff beginnt, läßt aber nicht wenig durchleuchten, daß er die Schwäche ſeiner eigenen Gründe fühlte. Allerdings war jene Behauptung mit einer gewiſſen Schroffheit aufgeſtellt, um einer Zeit gegenüber, wo die Arbeit verachtet und nur die adeligen Beſchäftigungen des Müßigganges (Jagd) geehrt waren, die Arbeit in ihre Rechte einzuſetzen; aber durch eine ſolche einzelne Excentricität

wird die Smith'ſche Theorie nicht untergraben. Setzen wir übrigens ſtatt Arbeit „Dienſtleiſtung", ſo werden die Bemühungen unſeres Landsmannes überflüſſig.

Liſt empfiehlt ſeine Lehre von den „Productivkräften" u. A. mit folgender Beantwortung der Frage, was den Menſchen zur Arbeit und Werthſchaffung antreibe: „Was kann es anders ſein, als der Geiſt, der die Individuen belebt, als die geſellſchaftliche Ordnung, welche ihre Thätigkeit befruchtet, als die Naturkräfte, deren Benutzung ihnen zu Gebote ſtehen? Je mehr der Menſch einſieht, daß er für die Zukunft ſorgen müſſe; je mehr ſeine Einſichten und Gefühle ihn antreiben, die Zukunft der ihm zunächſt Angehörigen ſicher zu ſtellen und ihr Glück zu befördern u. ſ. w.; je mehr er von Jugend auf an Nachdenken und Thätigkeit gewöhnt worden iſt; je mehr ſeine edleren Gefühle gepflegt, und Körper und Geiſt gebildet worden ſind; je ſchönere Beiſpiele ihm von Jugend auf vor Augen ſtehen; je mehr er Gelegenheit hat, ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte zum Behufe der Verbeſſerung ſeiner Lage zu verwenden; je weniger er in ſeiner legitimen Thätigkeit beſchränkt iſt; je erfolgreicher ſeine Anſtrengungen, und je mehr ihm die Früchte derſelben geſichert ſind; je mehr er durch Ordnung und Thätigkeit ſich öffentliche Anerkennung und Achtung zu verſchaffen vermag; je weniger ſein Geiſt an Vorurtheilen, an Aberglauben, an falſchen Anſichten und an Unwiſſenheit leidet — deſto mehr wird er Kopf und Gliedmaßen zum Behufe der Production anſtrengen, deſto mehr wird er zu leiſten vermögen, deſto beſſer wird er mit den Früchten ſeiner Arbeit haushalten. In allen dieſen Beziehungen hängt jedoch das Meiſte von den Zuſtänden der Geſellſchaft ab, in welchen das Individuum ſich gebildet hat und bewegt, davon — ob Wiſſenſchaft und Künſte blühen, ob die öffentlichen Inſtitutionen und Geſetze, Religioſität, Moralität, Intelligenz, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, Freiheit und Recht floriren, ob in der Nation alle Factoren des materiellen Wohlſtandes: Agricultur, Manufacturen und Handel, gleichmäßig und harmoniſch ausgebildet ſind, ob die Macht der Natur groß genug iſt, um den Individuen den Fortſchritt in Wohlſtand und Bildung von Generation zu Generation zu ſichern (!) und ſie zu befähigen, nicht nur die inneren Naturkräfte in ihrer ganzen Ausdehnung zu benutzen, ſondern auch durch auswärtigen Handel und Colonialbeſitz die Naturkräfte fremder Länder ſich dienſtbar zu machen.

„A. Smith hat die Natur dieſer Kräfte im Ganzen ſo wenig anerkannt, daß er nicht einmal der geiſtigen Arbeit derer, welche Recht und Ordnung handhaben, Unterricht, Religioſität, Wiſſenſchaft und Kunſt pflegen u. ſ. w., Productivität zugeſteht."

Wir ersehen aus diesen und andern Worten, daß List mit seiner Theorie der Productivkräfte das Feld der National-Oekonomie verläßt und in das der Politik und Polizei überschweift. Es hieße in der That die Gränzen der Wissenschaft zu weit hinausstecken, wenn man die ganze Volkserziehung und Staatspolitik noch hineinziehen wollte. Auch die Wissenschaft braucht Theilung der Arbeit, um gründlich vorwärts zu kommen. Wir haben uns hier mit der Erzeugung und Vertheilung der Werthe zu beschäftigen. Die Untersuchung der „Productivkräfte", welche zur Werthschaffung beitragen, gehört nicht hierher, denn sonst müßte man die Mathematik, die Physik, die Chemie, die Statik, die Anatomie, ja, Ackerbau und Viehzucht in deren Bereich ziehen.

Die Behauptung, daß es klug sei, zur zweckmäßigen Ausbildung der „Productivkräfte" eine Zeit lang ein Opfer sich auszuerlegen, weil diese dann später desto mehr Werth erzeugen würden, hat etwas Verlockendes; allein diese Ansicht gleicht einem Irrlicht, das stets vor Augen ist und niemals erreicht wird. Denn lassen wir es auch dahin gestellt, ob es billig sei, daß die gegenwärtige Generation darbe, damit die zukünftige in Ueberfluß schwelgen könne, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß in jeder Generation, zu jeder Zeit, fort und fort dieselben Ursachen vorhanden sein werden, derentwegen List die Opfer zur Ausbildung von Productivkräften verlangt. Es ist die Bedingung der Weltordnung, daß niemals Stillstand, immer Fortschritt ist. Täglich lernen wir neue Productivkräfte kennen, Industrie und Handel nehmen bald diese, bald jene Richtung; immerfort gibt es an den Productivkräften auszubilden. Wenn nun die eine Generation immerdar sich Opfer für die nächstfolgende auferlegen soll, wo bleibt dann am Ende die größere Werthschaffung? Und wer ist denn der beste Erzieher dieser Productivkräfte, die Natur oder der Staat?

Wir kommen nämlich hier auf den einzigen und einfachen Grund, weßhalb List seine Theorie der Productivkräfte erfunden hat. Er wollte die Nothwendigkeit der Schutzzölle theoretisch begründen. Er stellte die doctrinäre Entwicklungs-Formel der Völker auf, daß nämlich jedes Volk folgende Haupt-Stadien der Entwicklung durchmache: wilder Zustand, Hirtenstand, Agriculturstand, Ackerbau-Manufacturstand, Agricultur-Manufactur-Handelsstand.

In den ersten Stadien sollte nach List freier Handel existiren, dann aber die Fabrik-Industrie durch Schutzzölle erzogen werden, bis sie es im letzten Stadium nicht mehr nöthig habe und dann wieder freier Verkehr eintrete. List bildete sich ein, daß dies der Entwicklungsgang in England

geweſen ſei, und wollte denſelben auch für alle Staaten maßgebend haben. Ein Haupt-Irrthum Liſt's war es, daß er die Theilung der Arbeit, welche A. Smith kosmopolitiſch auf die ganze Welt angewandt wiſſen wollte und dadurch das beſte Argument für den Freihandel lieferte, nur innerhalb jedes Landes zugab. Er wollte vielmehr, daß jede Nation ſich mit ihren Haupt-Bedürfniſſen ſelbſt verſorge. Liſt vergaß dabei, daß, wenn auf ſolche Weiſe eine vielſeitige Induſtrie erzogen ſein würde und dann die Länder im letzten Stadium angelangt wären, wo die Zollſchranken aufgehoben werden ſollen, die Concurrenz zwiſchen allen betreffenden Ländern in *denſelben* Artikeln eintreten und ſo gerade das Unheil herbeiführen würde, dem Liſt zu entgehen ſucht; während, wenn die Induſtrie im freien Zuſtande der Concurrenz ſich entwickelt, ſie gerade auf diejenigen Zweige ſich wirft, welche nach der Beſchaffenheit des Landes, nach deſſen Capital- und Arbeitskräften von ſelbſt am beſten gedeihen können.

Im letzteren Falle entwickelt ſich die Induſtrie naturgemäß fort und hat wenig oder gar keine Störungen zu befürchten; im erſteren Falle tritt nach vielen Opfern, gerade weil nach Liſt *jede* Nation *Alles* produciren ſoll, die früher gefürchtete Concurrenz dennoch ein; viele Producenten werden die des anderen Landes nicht aushalten können, zu Grunde gehen, und am Ende wird doch die Induſtrie jedes Landes ſich auf das naturgemäße Feld werfen, wie es Smith von Anfang an haben will; man wird aber viele Opfer und viele Zeit umſonſt vergeudet haben.

Was Liſt will, die Erziehung der Productivkräfte, das kann der Staat, kann die Regierung nicht übernehmen, weil die einzelnen Männer der Regierung nicht Alles zu überſehen vermögen, auch dem Irrthume ausgeſetzt ſind und mehr Unheil anrichten können, als wenn die einzelnen Fachmänner Irrthümer begehen. Die beſte Erzieherin der Productivkräfte iſt die *Concurrenz*; ſie iſt der Sporn, der die Menſchheit vorwärts treibt, das Gift, die Heſe, die ſie vor Fäulniß bewahrt; und weil Liſt ſeine ganze Theorie nur aus Furcht vor der Concurrenz erfunden hat, ſo ſchließen wir damit ab, näheres Eingehen unſeren Leſern ſelbſt überlaſſend, da ſie an unſerer Definition des Werthes einen untrüglichen Compaß haben.

Eines der gedankenvollſten, in neuerer Zeit in Deutſchland erſchienenen volkswirthſchaftlichen Werke iſt das „Syſtem der Staatswirthſchaft" von L. *Stein* (Kiel). Mit richtigem Blicke baut Stein ſein Syſtem auf das von Hegel entdeckte oberſte Grundgeſetz der Natur — die *Identität der Gegenſätze*. Aus dem Gegenſatze zwiſchen dem *Perſönlichen* und dem *Natürlichen* entſpringen ihm die wirthſchaftlichen Geſtaltungen. Schade iſt es nur, daß Stein ſich von dem unklaren Jargon und dem ſchwerfälligen Periodenbaue unſerer Philoſophen nicht losmachen konnte. Sein

gediegenes Buch ist durch seine Form für das Volk und sogar für Studirende unbrauchbar. Selbst der Eingeweihte muß viele Stellen zweimal lesen, ehe er sie versteht. Wir wollen nur Ein Beispiel anführen. Wir haben gesehen, wie auf der Erklärung des Werthes unsere Wissenschaft beruht. Wir brauchen also nicht zu beweisen, daß es vor Allem darauf ankommt, in einem Lehrbuche diesen Fundamentalsatz richtig und klar hinzustellen. Nun definirt Stein den Werth folgender Maßen:

„Das Maß der Dinge ist ihnen inwohnend ganz unabhängig von ihrem Verhältnisse zum Gute; und eben darum geht es mit ihnen über in das Güter-Verhältniß überhaupt. Alle Dinge haben nun die Bestimmung, der Persönlichkeit zu dienen; in dem Maße ihres natürlichen Daseins aber findet diese abstracte Bestimmung der Dinge gleichfalls ihr Maß; das Maß des natürlichen Daseins der Dinge wird damit zu dem Maße ihrer Fähigkeit, jene persönliche Bestimmung des Natürlichen zu erfüllen; und dieses durch das äußerliche Maß den Dingen, und mithin auch den Gütern als den der Persönlichkeit gehörigen Dingen, gegebene Maß der Fähigkeit, die menschliche Bestimmung zu erfüllen, ist der Werth.

„Der Güter-Werth entsteht, indem das gegebene Maß der Güter die Erreichung von Güter-Zwecken bedingt, oder indem das Maß des Objects und der Mittel eines Güter-Zweckes für das Maß seiner Verwirklichung bestimmend ist."

Es ist unmöglich, daß ein Laie aus dieser Periode Belehrung schöpfen kann. Am Schlusse des ersten Bandes (der zweite ist noch nicht erschienen) rechtfertigt Stein das Schutzsystem und den Schutzzoll mit Gründen, die ihn zu seinem Vortheil vor dem großen Haufen der Verfechter der Schutzzölle auszeichnen.

„Die Gesammtheit der Productions- und Verkehrs-Verhältnisse eines Volkes in seiner Volkswirthschaft muß," sagt er, „gegenüber einem anderen, als ein großes Capital betrachtet werden, dessen Production, dessen Consumtion und dessen Werth auf denjenigen Bedingungen beruhen, welche das Volk selbst für sich selber durch seine Volkswirthschaft erzeugt hat.

„Ist nun das Capital einer Volkswirthschaft größer, als das der anderen, so zeigt die Wirthschaftslehre, daß dieses größere Capital mit Nothwendigkeit billigere Waaren liefern und dadurch den Markt der anderen Volkswirthschaft für sich gewinnen wird. Und zwar wird dies um so leichter und um so allgemeiner der Fall sein, je mehr die Volkswirthschaft selber schon die Handels-Freiheit und das nationale Transport-System durch gemeinschaftliche Verwendungen ausgebildet hat. Es wird daher das fremde Capital an dem Nutzen dieser Verwendungen Theil nehmen, ohne bei ihren Lasten betheiligt zu sein.

„Nun aber ergibt ſich weiter nach den Grundſätzen, welche in der Lehre vom Gegenſatze der Wirthſchaften dargelegt ſind, daß aus dieſem Hereintreten des fremden Products auf den eigenen Markt, das durch das größere Capital des fremden Volkes billiger geworden iſt, ein Kampf der einheimiſchen Capitalien mit den fremden entſteht, der als ein Kampf des kleinen Capitals mit dem größeren um ſo raſcher bei der ausbeutenden Concurrenz anlangt, je größer der Maſſen-Unterſchied zwiſchen beiden Capitalien iſt. Dieſe ausbeutende Concurrenz äußert ſich nun auch hier in der Beſchränkung des Antheils, den die in der Production verbundenen kleinen Capitalien oder Wirthſchaften von dem Geſammt-Ertrage bekommen; da aber dieſer bereits durch die fremde Concurrenz erniedrigt iſt und mithin der Gewinn des Unternehmens ſelber nicht größer, ſondern kleiner wird, ſo iſt nach einfachen wirthſchaftlichen Geſetzen die Folge jener Concurrenz der fremden reicheren Volkswirthſchaft mit der eigenen ärmeren die Verminderung des Abſatzes der Unternehmungen, damit die des Werthes aller einzelnen Vermögen, die Verminderung der Einnahme der kleinen Wirthſchaften für ihre Leiſtungen, ohne daß auch nur ein einheimiſches größeres Capital dadurch entſtände, — kurz, der Sieg des fremden größeren Capitals auf dem einheimiſchen Markte, und damit die Gefährdung der geſammten Volkswohlfahrt durch die, in der verſtändigen Volkswirthſchaft innerhalb des eigenen Marktes eben erſt bekämpfte und gebrochene, von außen her aber wieder hereintretende Herrſchaft des Größengeſetzes der Capitalien.

„Dieſe Herrſchaft der Größe fremder Capitalien auf dem eigenen Markte fordert daher mit derſelben Nothwendigkeit, nach welcher die vernünftige und einſichtige Volkswirthſchaft ſie innerhalb des eigenen Volkes bekämpft, daß das Volk durch geſammte Anſtrengung ſeiner Einzel-Wirthſchaften dieſelbe von ſich äußerlich abhalte.

„Dies nun kann nur geſchehen, indem durch öffentliche Einrichtungen der Preis der fremden Waare um ſo viel erhöht wird, daß die Differenz zwiſchen den Capital- und Productions-Verhältniſſen des eigenen und des fremden Landes, in ſo weit dieſelbe in dem Preiſe der Waare erſcheint, ausgeglichen und damit ſtatt der ausbeutenden Concurrenz die natürliche Concurrenz gleicher Erzeugungs-Verhältniſſe im Preiſe wieder hergeſtellt wird."

Jene Erhöhung des Preiſes wird durch den Zoll herbeigeführt, der auf fremde Waaren beim Eingang ins Inland gelegt wird. Wenn nun dieſe Preis-Erhöhung vom Auslande getragen werden müßte, dann würde das Inland allerdings ſogar Capital gewinnen und deſſen Vorrath vermehren. Allein der Preis-Zuſchlag wird vom Käufer im Inlande bezahlt.

Letzterer muß gerade um den Betrag des Zolles die Waare des Auslandes theurer bezahlen; das Inland wird also gerade um so viel Capital ärmer.

Stein sagt, daß in einem Lande, wo die Production noch gänzlich alles Capitals ermangele, das Prohibitiv-System eingeführt werden müsse, um erst ein Capital aus ihrem freien Werthe zu erzeugen.

Wir sind der entgegengesetzten Meinung. Unserer Ansicht nach muß das Capital desjenigen Landes, welches die Waaren des Auslandes theurer als ein anderes erhält, unter sonst gleichen Verhältnissen weniger sich vermehren, weil es mehr ausgibt, ohne dafür mehr einzunehmen. Durch Stein's vermeintliche Ausgleichung des Capitals zweier Länder wird gerade das Uebel des Capital-Mangels in dem einen Lande, welches sich mit Schutzzöllen umgibt, vermehrt. Die Eigenschaften des Bodens und Klima's machen in der Regel eine weit erheblichere Differenz in der Productionsfähigkeit zweier Länder, als das Capital; die Gesetzgebung und Staatseinrichtungen tragen nicht minder dazu bei. Im Allgemeinen läßt sich zudem annehmen, daß das Capital von dem einen Lande in das andere wandert, um Anlage zu suchen, wenn der Gewinn einen gewissen Mehrbetrag erstiegen hat. So sehen wir heute, wie mehrere Hundert Millionen nach Nordamerica gewandert sind und wie täglich englische Capitalien Anlage in Deutschland suchen. Allerdings begnügt man sich in der Heimat stets mit einem geringeren Gewinne, als in der Fremde, weil die Anlage des Capitals dort weniger mühsam und gefährlich ist; allein sobald die Differenz des Zinsfußes eine gewisse Gränze überschreitet, dann fängt das Capital an zu wandern.

Nicht dadurch, daß es mehr für die benöthigten Waaren ausgibt, wird ein capital-armes Land reicher, sondern dadurch, daß es spart. Man spart aber, wenn man die Waaren da kauft, wo sie am billigsten und besten sind, wenn es auch im Auslande wäre. Capital ist absolut nicht anders zu gewinnen, als durch Sparen und durch Mehr-Production. Man producirt aber am meisten, wenn man sich auf diejenige Beschäftigung wirft, welche den Eigenthümlichkeiten des Landes und der Bevölkerung angemessen ist. Es wäre sehr thöricht, wollte ein uncultivirtes Land, wie Rußland, sofort alle diejenigen Waaren hervorbringen wie Großbritannien. Letzteres hat billiges umlaufendes Capital, das leicht in Fabriken und im Handel angewandt werden kann. Ersteres hat billiges stehendes Capital, bestehend in Grundstücken. Dieses Productions-Werkzeug ist in Rußland wohlfeiler und häufiger, als jedes andere. Darum ist es vernünftig, noch so lange Ackerbau zu treiben und dessen Producte gegen die Eisen- und Baumwollen-Waaren Englands auszutauschen, bis einmal dieses stehende Productions-Werkzeug im Verhältnisse zur Bevölkerung rarer geworden ist. Dann wird

die Landwirthſchaft auch ſchon ſo viel flüſſiges Capital aufgeſammelt haben, um die Gründung von Manufactur-Induſtriezweigen lockend zu machen.

Den erſten Beweggrund der Schutzzölle, die Capital-Differenz, können wir daher nicht zugeben. Annehmbarer ſehen ſich die beiden anderen an, welche Stein aufſtellt: 2) der Unterſchied an Geſchicklichkeit und Erfahrung, die Betriebs-Differenz zwiſchen zwei Ländern; 3) die Credit-Differenz, d. h. der Unterſchied, welcher zwiſchen der Induſtrie eines Landes beſteht, wo das angelegte Capital bereits amortiſirt iſt, und da, wo das noch nicht der Fall iſt.

Die unter 2 angeführte Differenz wird gerade durch die Mitbewerbung am beſten gehoben, indem die Bewohner des ungeſchickteren Landes fortwährend einen Sporn fühlen, der ſie zur Nacheiferung treibt. Außerdem bietet in capital-armen Ländern, wo in der Regel auch jener Mangel an Geſchicklichkeit herrſcht, der geringere Arbeitslohn einen Erſatz.

Auch gegen Nr. 3 laſſen ſich Einwendungen machen. Das früher angelegte Capital mag zwar in einer Induſtrie amortiſirt ſein; allein fortwährend ſind neue Anlagen ſtehenden Capitals nothwendig, an Gebäuden, Maſchinen und ſonſtigen Werkzeugen, daß der Vortheil nicht groß iſt. Zudem haben neue Induſtrie-Anlagen ſtets den Vortheil, daß ſie ſogleich mit den beſten Maſchinen anfangen können und dadurch ſogar billiger produciren, als die beſtehenden, welche ſich noch eine Weile mit den alten behelfen wollen.

Wir ſehen alſo, die Gründe ſtehen ſich auf beiden Seiten mindeſtens gleich. Es wären alſo in einem Lande, wo Schutzzölle nicht exiſtiren, deren nicht genug vorhanden, um die Einführung der letzteren zu motiviren. Anders verhält es ſich in einem Lande, wo ſie exiſtiren. Da gleichen ſie einer Krankheit, einer organiſchen Schwäche, die nur allmählich gehoben werden kann,

Uebrigens nimmt Stein den aus den drei angeführten Gründen motivirten Schutz-Zoll zuſammen nur auf 12 bis 15 % des Werthes an, wozu noch der aus finanziellen Gründen entſtehende zu rechnen wäre, namentlich in Fällen, wo auf der inländiſchen Induſtrie eine hohe Steuer laſtet.

Nicht weniger gedankenreich, aber praktiſcher, als Stein, iſt Roſcher, Indem er in ſeinen Darſtellungen der hiſtoriſchen Methode folgt und die anerkannten Wahrheiten der Vorgänger in das Fleiſch und Blut ſeines Gedankenganges einverleibt hat, liefert er uns in ſeinen Schriften Forſchungen von unſchätzbarem Werthe. Sein Buch über „Getreidehandel und Theuerungs-Politik" hat ſo viel dazu beigetragen, die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu vereinigen, daß es gewiß auch mitgewirkt hat, den größeren Theil

der deutſchen Preſſe um die Fahne der richtigen volkswirthſchaftlichen Grundſätze zu ſchaaren, von wo aus die Rückwirkung auf die Nation nicht ausbleiben kann.

Von Roſcher ſind ſo eben „Grundlagen der National-Oekonomie", der erſte Theil eines Werkes, das vier Bände umfaſſen ſoll, erſchienen. Wir haben dieſes Werk mit großer Befriedigung durchſtudirt, und wir ſagen gewiß nicht zu viel, wenn wir dasſelbe für das beſte Lehrbuch erklären, welches in Deutſchland bisher erſchienen iſt. Was die Arbeit Roſcher's beſonders praktiſch und ſchätzenswerth macht, iſt, daß er nicht, wie Stein, ein neues Syſtem aufzurichten ſucht, ſondern ſich an das hält, was als Wahrheit bereits anerkannt iſt. Roſcher iſt Schüler von Smith und Malthus, den zwei größten engliſchen Oekonomiſten. Er hat die von denſelben gefundenen Principen mit ſolcher Einfachheit und Klarheit ausgearbeitet und mit einem ſolchen Reichthum ſtatiſtiſcher Beiſpiele belegt, daß er dieſelben durch das plaſtiſche Gewand dem Volke um Vieles verſtändlicher hinſtellt.

Eines nur muß uns Wunder nehmen, daß nämlich Roſcher die Forſchungen Baſtiat's gänzlich außer Acht gelaſſen hat. Er folgt in Beziehung auf die Erklärung des Werthes A. Smith und iſt noch Anhänger der „Bodenrente". Zwar führt er Baſtiat's „ökonomiſche Harmonieen" mehrmals an, allein wir wollen zu ſeiner Entſchuldigung annehmen, daß er ſie nicht ganz geleſen hat, ſonſt hätte er jedenfalls Baſtiat's Erklärung des Werthes berühren müſſen. Ein Gedanke von ſolcher Tragweite läßt ſich allenfalls widerlegen, aber man ignorirt ihn nicht.....

„Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben noch große Dinge zu vollbringen!" Mit dieſen Worten ließ ſich der achtzehnjährige Graf Saint Simon, aus einem alten edlen Geſchlechte Frankreichs, von ſeinem Bedienten jeden Morgen um fünf Uhr wecken, um an ſeine Studien zu gehen. St. Simon verlor während der franzöſiſchen Revolution ſein ganzes Vermögen, nachdem er mit Lafayette in America für die Freiheit gekämpft hatte; durch ſein Genie erwarb er ſich wieder Reichthümer, verlor ſie wieder und ſtarb im Elend; aber weder Armuth noch Reichthum konnten ſeine Lebensweiſe ändern, ihn an dem Nachſinnen über die Reform der Geſellſchaft hindern. Er iſt gewiſſermaßen als der Gründer des ſogenannten Socialismus zu betrachten, obgleich, noch ehe ſeine Schriften erſchienen und bekannt geworden waren, Baboeuf nach der Schreckensherrſchaft ſchon die Gütergemeinſchaft hatte einführen wollen.

St. Simon entwarf den Plan zu einer Regeneration der Geſellſchaft. Logiſcher Syſtematiker, wie die meiſten franzöſiſchen Denker, wollte er die Welt in ſein Syſtem hineinzwängen, ſtatt dieſes der Welt anzupaſſen, wie es auch die ſpäteren ſocialiſtiſchen Schulen gethan haben. Gleichwohl ent-

halten ſeine Schriften ſehr viele gediegene Gedanken, welche nicht minder ihr Scherflein zum großen, aber nie aufhörenden Werke der Vervollkommnung menſchlicher Geſellſchaft beitragen werden. Keinesfalls iſt das Wirken St. Simon's in die gleiche Kategorie mit den unreifen Hirngeſpinnſten ſeiner Schüler par excellence zu ſtellen. Wenn die Gedanken St. Simon's auch in der Geſtalt, in welcher er ſie vortrug, nicht anwendbar waren, ſo gaben ſie doch einen nützlichen Anſtoß; ſie waren das Erz, aus dem das reine Metall von den Schlacken geſondert werden kann. Auffallend war St. Simon ſofort durch die Kühnheit und Originalität, mit welcher er ſeine Anſichten ausſprach. In einer ſeiner Flugſchriften ſchlug er vor, die geiſtliche Gewalt den Händen der Gelehrten, die weltliche den Grundeigenthümern anzuvertrauen und die betreffenden Regierungen wie Mandatare zu bezahlen. Irren wir nicht, ſo war er es, der vorſchlug, in der Staats-Verwaltung die kaufmänniſche Geſchäftsführung und Ordnung zum Muſter zu nehmen, weil er glaubte, daß ein Banquier oder Kaufmann die Regierung beſſer zu handhaben verſtehen würde, als mancher Miniſter.

In einer Schrift, die den Titel „Die Parabel" führte, legte St. Simon wenig Achtung für die Staatsmänner an den Tag und zog ihnen alle anderen Producenten, Handwerker, Künſtler, Gelehrte vor. Seine Schrift wurde angeklagt, vom Gericht aber frei gegeben. Sie iſt ſo wunderlich, daß wir eine Stelle wiedergeben wollen:

„Ich nehme an," ſagte er, „daß Frankreich plötzlich ſeine fünf erſten Phyſiker, ſeine fünfzig erſten Chemiker, ſeine achtzig erſten Maler, Baukünſtler, Aerzte, mit Einem Wort, ſeine dreitauſend erſten Künſtler, Gelehrten und Gewerbsmänner verlöre. Da dieſe Männer die weſentlichſten Producenten in Frankreich ſind, die, welche die wichtigſten Erzeugniſſe geben, die, welche die für die Nation nützlichſten Arbeiten leiten, und welche ſie in den ſchönen Künſten, in den Gewerben und Handwerken productiv machen, ſo ſind ſie wirklich die Blüthe der franzöſiſchen Geſellſchaft: ſie ſind von allen Franzoſen die nützlichſten für ihr Vaterland, die, welche ihm den größten Ruhm erwerben, welche ſeine Geſittung und ſein Wohl am meiſten fördern. Frankreich bedürfte wenigſtens einer ganzen Generation, um dieſes Uebel wieder gut zu machen; denn die Menſchen, welche ſich in den Arbeiten einer poſitiven Nützlichkeit auszeichnen, ſind wahre Anomalieen, und die Natur iſt nicht verſchwenderiſch an Anomalieen, zumal dieſer Art.

„Gehen wir zu einer anderen Annahme über; ſetzen wir den Fall, daß Frankreich alle Männer von Genie behalte, welche es in den Wiſſenſchaften, ſchönen Künſten und Gewerben beſitzt; daß es aber das Unglück hätte, an einem Tag Monſieur, den Bruder des Königs, Seine Hoheit den Herzog von Angoulême, Se. Hoh. den Herzog von Berry, Se. Hoh·

den Herzog von Orleans, die Frau Herzogin von Bourbon und die Mademoiſelle von Condé zu verlieren; — daß es zugleich verlöre alle Groß-Beamten der Krone, alle Staats-Miniſter, alle Schatz-Beamten, alle Marſchälle, alle Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Groß-Vicare und Domherren, alle Präfecten und Unter-Präfecten, alle Beamten der Miniſterien, alle Richter, und dazu die zehntauſend reichſten Grundeigner unter jenen, welche auf adeligem Fuße leben.

„Dieſer Unfall würde gewiß die Franzoſen betrüben, weil ſie gut ſind, weil ſie nicht gleichgültig das plötzliche Verſchwinden einer ſo großen Anzahl ihrer Landsleute ſehen könnten; allein dieſer Verluſt von dreißigtauſend Individuen, die für die bedeutendſten des Staates angeſehen werden, würde ihnen nur in einer rein ſentimentalen Beziehung Kummer bringen; denn es würde gar kein Uebel für den Staat daraus hervorgehen. Einmal aus dem Grunde, weil es ſehr leicht ſein würde, die Stellen wieder zu beſetzen, welche erledigt worden wären. Es gibt eine Menge Franzoſen, die im Stande ſind, die Functionen eines Bruders des Königs ſo gut zu verſehen, als Monſieur; viele ſind fähig, die Stellen von Prinzen ganz eben ſo gut zu bekleiden, als Se. Hoheit der Herzog von Angoulême, der Herzog von Orleans u. ſ. w. Die Vorzimmer des Schloſſes wimmeln von Höflingen, die bereit ſind, die Stellen der Groß-Beamten der Krone einzunehmen; die Armee beſitzt eine große Menge Militäre, die ſo gute Heerführer wären, als unſere wirklichen Marſchälle. Wie viele Commis wiegen unſere Staats-Miniſter auf! Wie viele Verwaltungs-Beamte ſind fähiger, die Angelegenheiten der Departements zu beſorgen, als die Präfecten und Unter-Präfecten, die gegenwärtig in Thätigkeit ſind! Wie viele Anwalte ſind eben ſo gute Rechtsgelehrte, als unſere Richter! Wie viele Pfarrer ſind eben ſo tüchtig, als unſere Cardinäle, als unſere Erzbiſchöfe, als unſere Biſchöfe, als unſere Groß-Vicare und als unſere Domherren! Was die zehntauſend Grundherren betrifft, ſo hätten ihre Erben gar keine Lehrzeit nöthig, um die Honneurs in ihren Salons ſo gut zu machen, wie ſie!“

St. Simon wollte eine Partei unter dem Namen „Induſtrialiſten“ bilden. Die einzige Berechtigung im Staate ſollte die Arbeit ſein; und in ſo fern iſt ſeine Anſicht wichtig, wenn auch eine Menge von unklaren und ſonderbaren Einfällen mit unterläuft.

Gefährlich aber waren St. Simon's Ideen, in ſo fern er ſeine neue Macht centraliſiren, in der Staatsgewalt vereinigen wollte. In Frankreich, wo unter jeder Regierung ein centraliſirter Abſolutismus herrſchte, fanden ſolche Ideen nur zu leicht Eingang, und weder eine Regierung, noch eine nachmalige Partei dachte daran, in dieſem Lande das einzige Heilmittel zu er-

greifen, welches ihm helfen kann: die Decentraliſation, die Communal-Freiheit.

Die Ideen St. Simon's hatten indeſſen Eine gute Wirkung nach den Napoleoniſchen Kriegen, den militäriſchen Geiſt durch praktiſchere Gedanken zu verdrängen. Die Schüler St. Simon's, beſonders Enfantin, theils überſpannt, theils deſſen Lehre mißverſtehend, bildeten ſpäter eine religiöſe Secte, eine ſtrenge Hierarchie, über der ein ſogenannter „Vater" ſtand und welche die Emancipation des Weibes anſtrebte. Die Staatsgewalt mußte endlich einſchreiten, um dem Scandal ein Ende zu machen. Doch wollten die St. Simoniſten nicht die reine Gütergemeinſchaft, wie ihnen vorgeworfen wurde, ſondern nur die Aufhebung des Erbrechts, indem ſie verlangten, daß „Jeder nach ſeiner Fähigkeit, und jede Fähigkeit nach ihren Werken belohnt werden müßte."

Es liegt auf der Hand, daß durch die Ausführung einer ſolchen Maßregel der Trieb zum Anſammeln des Capitals aufhören, die Geſellſchaft ſomit zu Grunde gehen müßte. Wir werden ſpäter ausführlicher auf dieſen Gegenſtand zurückkommen.

War St. Simon der Stifter der ſocialiſtiſchen Schulen, ſo hatte Fourier den größten Anhang. Mit lebendiger Phantaſie begabt, hatte er nicht Gelegenheit gehabt, in ſeiner untergeordneten Lage als Handels-Commis ſich die Kenntniſſe zu erwerben, welche ein Mann beſitzen muß, der die Reform, die Regeneration der menſchlichen Geſellſchaft ſich zur Aufgabe ſtellt. Deßhalb vermied er, trotz ſeiner unſtreitig hohen Gaben, die Klippe nicht, an der halb gebildete Geiſter gewöhnlich ſcheitern: die Einſeitigkeit und die Uebertreibung. Fourier verkannte vor Allem das große Naturgeſetz der Gegenſätze; er verdammte daher den Handel und die Concurrenz, dieſen Sporn, der die Menſchheit vor Fäulniß bewahrt und zu immer neuen Fortſchritten aufſtachelt; er wollte nur den Genuß als berechtigt anerkennen, ſo zwar, daß auch die Arbeit ſo eingerichtet werden müſſe, daß ſie Genuß werde; er ging ſo weit in der Verkennung jenes Naturgeſetzes, dem wir alle unterworfen ſind, daß er von einer Zukunft träumte, wo die Kosmogonie ſelbſt ſich umkehren, wo das Salzwaſſer des Meeres in Limonade und deſſen Ungeheuer in nützliche Hausthiere ſich verwandeln würden. Doch wir wollen von dieſer fixen Idee unſeres wohlwollenden, aber unpraktiſchen Menſchenfreundes ſchweigen und bloß ſeinen zur praktiſchen Anwendung dem Publicum vorgelegten Plan der Reorganiſation der Geſellſchaft muſtern. Fourier hatte an den Caſernen und Spitälern geſehen, daß die Lebensbedürfniſſe weit billiger zu beſchaffen ſind, wenn Viele gemeinſamen Haushalt machen; denn wenn in Einer Küche für hundert Familien gekocht wird, ſo braucht man natürlich weniger Feuer

und Bedienung, als wenn jede dieſer hundert Familien ihren eigenen Herd hat; zugleich werden Holz, Fleiſch und Brod viel billiger beſchafft, wenn Alles im Großen und zur richtigen Zeit gekauft wird. Die erſtere Manipulation hat in Caſernen, Spitälern, Seminarien, — die letztere in den Conſum-Vereinen bereits ihre praktiſche Anwendung gefunden. Fourier verlangt nun, daß auf etwa je einer Quadratmeile ein großes caſernenartiges Gebäude, ein „Phalanſtere", errichtet werde, das mit allen Bequemlichkeiten und Einrichtungen einer Stadt verſehen, in welchem alle möglichen Induſtriezweige betrieben, und von dem aus das umliegende Land rationel bewirthſchaftet würde. Durch die Vermeidung der Zerſtückelung des Grundeigenthums, durch Bebauung im Großen glaubt Fourier ſchon einen bedeutenden Mehrertrag zu erzielen. Fourier iſt indeſſen nicht Communiſt, er will keine gleiche Vertheilung des Ertrags, ſondern ſchreibt vor, daß das Stamm-Capital des geſammten Phalanſtere in Actien getheilt ſein, und der Ertrag je nach dem Beſitz einer größeren oder kleineren Anzahl von Actien vertheilt werden ſolle. Arbeitslohn würde wie ſonſt auch bezahlt; Schriftſteller und Künſtler würden ſogar mehr als jetzt beziehen, weil ein kleiner Beitrag von jedem Phalanſtere ſchon eine enorme Summe ausmachen würde. Fourier träumte ſogar von einer Zukunft, wo die ganze Welt, Konſtantinopel zur Hauptſtadt, in 600,000 Phalanſteres getheilt ſein würde, deren Jahres-Ertrag an Eiern allein, wie er auf das Haar ausrechnet, die engliſche Staatsſchuld decken würde. Wir wollen alle Poeſie bei Seite laſſen und nicht fragen, ob denn eine ſolche Einförmigkeit ſchön wäre; billig wäre das Leben in dem Phalanſtere jedenfalls; doch fragt es ſich immer noch, ob das Capital erſetzt würde, welches durch das Niederreißen der Städte und Dörfer und durch das Erbauen von Phalanſteren vertilgt worden wäre. Wir kommen zu einem andern Theile — der Organiſation der Arbeitskräfte. Fourier hat in dieſer Beziehung eine Theorie aufgeſtellt, welche für die Zukunft bei unſerer Erziehungs-Methode hohe Beachtung verdient, wenn ſie auch in der Anwendung, die er davon gemacht wiſſen wollte, keinen praktiſchen Werth hatte. Er verlangt nämlich, daß die Wahl des Berufes je nach der auf dieſer oder jener Temperaments-Miſchung beruhenden Art der Leidenſchaft gerichtet und getroffen werden müſſe. Der Charakter des Kindes müſſe genau ſtudirt werden, und wenn ſo jeder Leidenſchaft die richtige Laufbahn angewieſen wäre, würden auch die meiſten Verbrechen ſich vermindern. Der Mord-, der Dieb-, der Betrug-Sinn führten die Inhaber dieſer angenehmen Anlagen nicht mehr zum Verbrechen, ſondern zu für ſich und die Geſellſchaft nützlichen Beſchäftigungen. Ein Kind, das ſonſt vielleicht ein Dieb geworden wäre, könnte ein vortrefflicher Poliziſt oder Finanzmann werden, u. ſ. w. Während nun die

Kinder des „Phalanſtere“ mit beſonderer Rückſicht auf ihre Leidenſchaften und Neigungen erzogen und zum Lebensberuf ausgewählt werden, ſollen die Erwachſenen (und hier kommen wir zu dem unpraktiſchen Theile von Fourier's Vorſchlägen) nur nach Luſt und Laune zur Arbeit gehen. Fourier meint nämlich, daß da, wo der Lebensberuf mit freiem Willen erwählt worden ſei, auch Jeder ſtets freiwillig und mit Vergnügen zur Arbeit gehen würde. Um die Luſt an der Arbeit zu erhalten, müßte es, meint Fourier, freiſtehen, während des Tages von der einen Beſchäftigung zur andern nach der jeweiligen Laune überzugehen. Der Austauſch der Producte im Lande und im Großen mit dem Auslande wird von der Regierung beſorgt, Handel exiſtirt alſo eigentlich nicht mehr, und die Concurrenz hört auf, weil der Geſammt-Ertrag pro rata des eingelegten Actien-Capitals vertheilt und jedes Geſchäft auf Rechnung der Geſammtheit geführt wird.

Fourier hat ſein Syſtem gebaut — auf die völlige Verkennung der menſchlichen Natur. Der Menſch bedarf, wie das Pferd, zur Entwicklung ſeiner vollen Kräfte eines Sporns. Dieſer Sporn iſt die Noth, oder beſſer die Concurrenz. Sie iſt der Leben erhaltende Gegenſatz. Außerdem ſind die Anlagen und Kräfte der Menſchen ſo verſchieden, es gibt gewandte und ungeſchickte, träge und fleißige, ſtarke und ſchwächliche, daß die ungleiche Arbeit der Bewohner des Phalanſtere nothwendig Hader erwecken und die Arbeit ſtören, wenn nicht gar unmöglich machen würde. Wenn der Träge weiß, daß der Ertrag der Geſammt-Producte auf dieſelbe Weiſe vertheilt wird, ob er viel oder wenig arbeitet, dann wird er ſo wenig, als möglich thun; der von Natur Fleißige wird ſich mit der Zeit darüber ärgern, er wird nicht einſehen, warum er für den trägen Nachbar ſich quälen ſoll, und wird mit ſeinem Fleiße aus Verdruß nachlaſſen, weil ihm doch nichts davon zu Gute kommt. So bliebe ſchließlich nichts Anderes übrig, als eine Beaufſichtigung von Seiten des Staates. Nun, ein ſolches Polizei-Regiment, wie es dann nöthig, wäre gleich der Wiedereinführung der Sklaverei. Da würde doch die Freiheit mit Concurrenz und Schwarzbrod beſſer ſchmecken, als das Leben des Phalanſtere mit Polizei und Braten.

Trotz dieſer offenbar unpraktiſchen Vorſchläge gewann Fourier ſo großen Anhang in Frankreich, daß ein Journal, die »Démocratie pacifique«, von ſeinem Schüler Conſiderant gegründet, vierzehn Jahre lang dieſe Theorie vertheidigen konnte. Das Phalanſtere wurde in Maſſen von Flugſchriften, in Kalendern und Almanachen vor dem Jahre 1848 gepredigt; Clubs von Fourieriſten hatten ſich in den meiſten größeren Städten Frankreichs gebildet, Viele ließen ſich aus Modeſucht hinreißen, die Sache mitzumachen. Daher war es kein Wunder, daß nach Ausbruch der Februar-Revolution eine ſolche Confuſion herrſchte. Der Schüler Fourier's, welcher

deſſen Syſtem am treueſten feſthielt, war Conſiderant. Er trat vor jede Regierung, wie Cato mit ſeinem „Caeterum censeo“, mit der Bitte um vier Millionen Franken zur verſuchsweiſen Gründung eines Phalanſtere. Das Geld wurde dem Lande erſpart, weil glücklicher Weiſe die Männer der Regierung niemals Fourieriſten waren. Die „Démocratie pacifique“ ging endlich (1550) ein, und Conſiderant verbarg den Gram über ein verfehltes Leben, gleich Owen und Cabet, in America.

Hier ſollte ihm übrigens die ephemere Freude zu Theil werden, ein vollendetes Phalanſtere (north-americain phalanx) vorzufinden, von deſſen Unternehmern er feſtlich empfangen wurde, wie Emil Chevalier gegen Ende 1852 berichtete. Von langer Dauer wird dieſes Phalanſtere ſchwerlich ſein; jedenfalls wird es wenig Nachahmung finden. Es wird ihm gehen, wie allen ſolchen Unternehmungen, wie der communiſtiſchen Colonie des Schwaben Rapp, welche zwar materiel gedieh, aber ſchließlich dennoch ſich auflöſ'te.

Ein anderer Fourieriſt, welcher die Principien der Schule der praktiſchen Ausführung näher führen wollte und durch ſeine Kenntniſſe dem Socialismus eine wiſſenſchaftliche Begründung zu geben verſuchte, — war Louis Blanc. Er ſtellte ſich dadurch mehr auf den Boden des Gegebenen, daß er die Erbauung der Phalanſterien aufgab. Indeſſen verlangte er, gleich Fourier, die Uebernahme aller Induſtrie durch den Staat, die Aufhebung der Concurrenz und des Handels.

Jene wiſſenſchaftliche Begründung erhielt der Socialismus indeſſen am vollſtändigſten durch Proudhon. Proudhon, neben Emil Girardin der geiſtvollſte Mann in Frankreich, aber gleich dieſem zu Paradoxen geneigt, griff die National-Oekonomen an ihrer ſchwächſten Stelle an und fußte darauf ſeine Schlüſſe. Wir meinen die bisherige verſchiedene Definition des Werthes, wobei den unentgeltlichen Kräften der Natur und des Bodens die Eigenſchaft zugeſchrieben wurde, Werth zu ſchaffen. Nachdem Mac Culloch und Andere ſelbſt zugeſtanden hatten, daß aus dieſem Umſtande eine Bevorzugung des Grundeigenthums hervorgehe, daß das Grundeigenthum ein Monopol ſei, ward es der ſchneidenden Dialektik Proudhon's nicht ſchwer, ſein Paradoxon: „La propriété c'est le vol!“ beſſer zu rechtfertigen, als oberflächliche Anhänger des Eigenthums glauben mochten. Es war nur ein dem franzöſiſchen National-Charakter eigenthümlicher Fehler Proudhon's, den Satz gleich auf die äußerſte Spitze zu ſtellen, womit er die Welt in Alarm verſetzte, aber keineswegs weiſer machte. Denn er wollte mit ſeinem Ausſpruche nicht das Anathema über das Eigenthum überhaupt, ſondern nur über das Grundeigenthum ausſprechen, das nach dem eigenen Geſtändniſſe der Oekonomiſten ein Privilegium war. Das

Eigenthum, welches aus der menſchlichen Arbeit hervorging, erkannte Proudhon als vollkommen berechtigt an. Hätte er bei Zeiten die Ueberzeugung gewonnen, daß es keinen anderen Werth gibt, als die Dienſtleiſtung, ſo würde er ſich manche Vorſchläge, manche Unternehmungen, manche fehlgeſchlagene Hoffnungen erſpart haben. In den praktiſchen Vorſchlägen und Verſuchen zur Befreiung des Eigenthums vom Monopol, vom Privilegium, und in Folge jener falſchen Prämiſſe von dem vermeintlichen Monopol ſchlug indeſſen Proudhon einen ganz anderen Weg ein, als die übrigen Socialiſten und die Communiſten verlangten. Er wollte keine Aufhebung des Eigenthums, keine Uebernahme desſelben von Seiten des Staates, keine Betreibung aller Induſtrie durch den Staat, keine verhältnißmäßige oder gleiche Vertheilung alles Einkommens an die Individuen. Proudhon wollte das freie Eigenthum. Um es aber von dem vermeintlichen Monopol des Grundeigenthums und des Capitals zu befreien, verlangte er die Aufhebung der Zinſen; allein nicht, wie die Päpſte, durch Verbot, ſondern durch ein entgegengeſetztes Mittel — durch eine Staats-Bank (Volks-Bank), welche im Stande wäre, allmählich alles Capital an ſich zu ziehen und dann den Zinsfuß auf das Minimum der Verwaltungskoſten herabzuſetzen, ſo daß es eigentlich unentgeltlich wäre. Unwillkürlich kommt uns bei dieſem Vorſchlage das Gleichniß von Malthus in den Sinn: Die Engländer halten es für ein beſonderes Kennzeichen der Veredlung der Zucht, daß die Schweine möglichſt kurzbeinig und die Schafe möglichſt kleinköpfig werden. Niemals aber werden ſie es dahin bringen, Schweine ohne Beine und Schafe ohne Köpfe zu produciren. Gerade ſo geht es mit der Capitalrente.

Wir haben dieſen Gegenſtand indeſſen ſchon genügend an anderer Stelle erörtert, um hier nicht weiter darauf eingehen zu müſſen. Proudhon wollte, als er die Unmöglichkeit ſah, den Staat zu bewegen, für ſeine Experimente ſich herzugeben, durch Privat-Aſſociation die Sache zu Stande bringen. Anfangs ſollten von ſeiner „Volks-Bank", in welche alle Beitretenden Vermögen einſchießen ſollten, drei Procent verlangt, allmählich aber mit dem Anwachſen des Fonds der Zinsfuß bis auf das Minimum der Verwaltungskoſten herabgeſetzt werden. Proudhon glaubte zuletzt durch das unentgeltliche Capital die Production zu erleichtern, die Producte ſo billig zu machen, daß die allgemeine Glückſeligkeit hergeſtellt würde. Er verfiel da in einen Irrthum Law's. Er vergaß zweierlei: 1) daß die Capitalrente zwar möglichſt niedrig werden, aber niemals ganz aufhören könne, weil mit ihr auch das Capital aufhört und dann das Gegentheil von dem eintritt, was man bezweckt; 2) daß das Capital durch Bank-Operationen nicht beliebig vermehrt werden kann, ſondern nur durch Mehr-Production und

Sparen. Wenn auch die leichtere Circulation etwas mehr Capital flüssig macht, aus dem Nichts dasselbe hervorzaubern kann sie nicht. Proudhon machte im Jahre 1849 einen Versuch der Begründung der „Volks-Bank", aber nach einiger Zeit legte sich die Polizei ins Mittel, ohne indessen begründete Ursache gehabt zu haben, weil die Theilhaber der Volks-Bank freiwillig beigetreten waren und letztere vorläufig noch keine anderen Operationen machte, als die eines Bankers.

Proudhon zeichnet sich vor allen übrigen Socialisten dadurch aus, daß er seine Ideen aus dem Volke heraus im Wege der freien Individualität ausgeführt haben will, nicht wie die anderen durch die Staatsgewalt; denn wo diese experimentirt, da ladet sie im Falle des Mißglückens die schwerste Verantwortlichkeit auf sich.

Besonderes Aufsehen erregte Proudhon noch durch seine Angriffe auf die Centralisation und den Staats-Despotismus, durch seine Apotheose auf die individuelle Freiheit, die Nicht-Herrschaft (An-archie), worin er auf den Weg gerieth, den Godwin ein halbes Jahrhundert vor ihm betreten hatte. Doch dieser Zweig seiner Thätigkeit überschreitet unser Gebiet.

Obgleich uns die Gütergemeinschaft von Sparta und von den Wiedertäufern in Münster her bekannt ist, so datirt sich der neuere Communismus, den man zuerst wissenschaftlich zu begründen versuchte, von Baboeuf her. Nachdem das Schreckens-Regiment der Jacobiner ein Ende mit Schrecken genommen, nachdem Experimente mit allen möglichen Dingen gemacht waren, wäre es wunderbar gewesen, wenn nicht auch ein Vorschlag zur Gütergemeinschaft versucht worden wäre. Baboeuf fand auch Anhänger; allein das Directorium machte kurzen Proceß, und die Communisten erschienen erst wieder in den dreißiger Jahren in einiger Bedeutung. Unter den Franzosen ist besonders zu nennen Cabet. Dieser entwickelte seine Theorieen in einem Buche, das er „Ikarien" betitelte und worin er mit glühenden, prächtigen Farben eine Colonie schilderte, welche durch die praktische Ausführung des Communismus die höchste Seligkeit des Erdenlebens genießt. Auf dem Papier nimmt sich das Project so schön aus, wie Rousseau's „Natur-Zustand" und Fourier's „Phalanstere" und „Meer von Limonade"; allein in der Wirklichkeit fehlt (außer allen andern Gründen gegen die Ausführbarkeit, die sich Jeder selbst sagen kann) die Triebfeder zur Ansammlung des Capitals, und ohne Capital ist der Fortschritt nicht möglich; diese Triebfeder müßte denn ersetzt werden durch den Zwang, wie es in Sparta geschah und wie es heute in dem theokratischen Mormonen-Staate geschieht; allein dann wird für materielles Wohlleben die Sklaverei eingetauscht. Außerdem geht in den freien Staaten Nordamerica's, trotz

des merkwürdigen Aufſchwungs der Mormonen, die Capital-Anſammlung doch noch raſcher vor ſich, als bei letzteren.

Cabet iſt zweimal nach America gegangen, um ſein „Ikarien" praktiſch zu machen; er hat auch eine communiſtiſche Colonie gegründet, allein begreiflicher Weiſe, ohne großen Erfolg zu erzielen.

Nach Cabet haben wir zu nennen den jüngeren Bruder Blanqui's, den intellectuellen Leiter des Aufſtandes vom 12. Mai 1839. Mit dieſem geiſtvollen und energiſchen, aber rückſichtsloſen Fanatiker und deſſen Anhängern begannen die Communiſten an die Gewalt zur Verwirklichung ihrer Lehren zu appelliren, wozu ihnen die moraliſche Leere, welche unter Louis Philippe in Frankreich herrſchte, Gelegenheit bot. Es begannen die geheimen Geſellſchaften, deren Lehren, in geheim gedruckten Pamphleten verbreitet, an Merkwürdigkeit ihres Gleichen ſuchten.

Bei den franzöſiſchen, namentlich bei den pariſer Arbeitern fanden die Utopien eine begierige Aufnahme und wuchſen in den Köpfen ungebildeter Leute zu Ungeheuerlichkeiten heran. Wenn wir nicht irren, war es die unter dem Namen „Ouvriers égalitaires" gegründete geheime Secte, welche, vor allen anderen zuerſt einſehend, daß der Communismus an der Ungleichheit der Menſchen ſcheitere, um dieſes Hinderniß zu heben und wenigſtens die größtmögliche Gleichheit herzuſtellen, verlangte, daß den talentvollen Kindern eine ſchlechte und den von der Natur vernachläſſigten eine gute Erziehung von Staats wegen gegeben werden ſolle.

Die ſocial-communiſtiſche Propaganda fand auf dem franzöſiſchen Boden mehr Nahrung, als anderswo, weil die arbeitenden Stände an einer Unbehaglichkeit leiden, die Fabrik-Arbeiter namentlich auch an prägnant hervortretenden Handelskriſen, deren Urſache ſie nicht kennen und die ſie gerade mit der Uebertreibung desjenigen heilen wollen, was das Uebel hervorgebracht hat, — wir meinen das Monopol und das Prohibitiv-Syſtem. Das Conceſſionsweſen iſt in Frankreich zu einem Syſtem der Beſtechung ausgeartet. Wir erinnern an den Teſte'ſchen Proceß, durch welchen erwieſen wurde, daß dieſer Miniſter ſich mit 100,000 Franken beſtechen ließ, um dafür die Conceſſion zu einem Bergwerke zu verleihen. In einem Lande, wo die Arbeit durch die Patent-Geſetzgebung gewiſſer Maßen frei iſt, wo volle Gewerbe-Freiheit exiſtirt, iſt es eine Abnormität, welche die Vorzüge der freien Arbeit wieder vernichten muß, wenn die großen Capitaliſten durch die Regierung und durch die Geſetzgebung Monopole erhalten. Die Prohibitivzölle in Frankreich verleihen aber den großen Fabricanten ein Monopol, deſſen Nachtheile allmählich jenen, eben ſo unvernünftigen als erklärlichen Haß gegen das Capital ſelbſt hervorgerufen haben. Statt gegen die Beſchränkung der freien Arbeit und des freien Verkehrs, richteten

ſich die Angriffe der Socialiſten bald gegen das Capital, d. h. gegen das Werkzeug, welches die Arbeit allein möglich macht. Sie glichen jenem Holzhauer, der den Aſt abſägte, auf dem er ſaß.

Dieſe ſocialiſtiſchen Secten wollten die Herrſchaft des Capitals mit Gewalt durch die Regierung vernichten. Da war doch Proudhon vorzuziehen, der die Freiheit wollte. In der That hat das Fehlſchlagen der abſolutiſtiſch-ſocialiſtiſchen Maxim, namentlich in den Provinzen Frankreichs, eine Menge Anhänger der Proudhon'ſchen Decentraliſations-Theorie zugeführt, ſo daß Hoffnung vorhanden iſt, daß das franzöſiſche Volk ſchließlich für dieſes ſein einziges Heilmittel endlich Einſicht erlange.

In Deutſchland ſind unter den Communiſten beſonders zu nennen Marx und Engels. Beide ſuchten ihre Theorie wiſſenſchaftlich zu begründen. Der Erſtere namentlich, ein ſcharfer Kopf, reich an Trugſchlüſſen, läßt keinen mehr aus den Krallen ſeiner Logik, der einmal die Prämiſſe zugegeben.

Wir finden in den Beweisführungen Beider gegen das Eigenthum indeſſen kein Argument, das unſere Definition des Werthes umſtoßen könnte, welche eben jene Prämiſſe den Communiſten entreißt.

Owen verlangt die Abſchaffung des Eigenthums, aber gleich Fourier hofft er das Meiſte von der Erziehung der Kinder. Er will die Aufhebung „aller ſocialen Ungleichheiten, die Schließung der Schenken, die Reform des Unterrichts, der Kirche, die Abſchaffung aller Mißbräuche". Er ging noch weiter und verdammte ſämmtliche Religionen, indem er ihnen die Schuld aller Leiden der Menſchheit zuſchrieb. Merkwürdiger Weiſe wurde die Schrift, in welcher er die letztere Anſicht ausſprach, in 30,000 Exemplaren verkauft und raubte Owen keineswegs die Gunſt der Großen, ſo daß der Herzog von Kent, der Bruder des Königs von England, bei einer Verſammlung den Vorſitz führte, wo die Owen'ſchen Vorſchläge vorgetragen werden ſollten.

Owen iſt nämlich ein entſchiedener Feind jeder gewaltſamen Maßregel zur Ausführung ſocialer Theorieen. Auch zeigte er Anfangs in der Praxis keineswegs die Abſicht, ſeine Theorieen in ihrer ganzen Tragweite zu verwirklichen. Wir dürfen nicht vergeſſen, anzuführen, daß die Beſchränkung der Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken zuerſt von Owen gefordert worden iſt. Er ſtand ſechszehn Jahre lang einer Fabrik in England, New-Lanark, mit 2000 Köpfen vor und wußte ſie von Verſchwendung, Trunkſucht und Zuchtloſigkeit mit puritaniſcher Strenge zu heilen. Er verglich kleine Rechts-Streitigkeiten und verhängte Strafen. Reinlichkeit und Wohlſtand kehrten ein; allein als er wegging, kehrte die alte Wirthſchaft zurück, ein Beweis, daß ſeine Grundſätze nicht geeignet waren, zu Herzen zu gehen, oder daß ſie der

menſchlichen Natur nicht angepaßt waren. Seitdem hat Owen zwei communiſtiſche Verſuche in America gemacht (er hatte des Communiſten Rapp Colonie „Neu-Harmonie“ gekauft); ſie ſind aber natürlicher Weiſe beide nach einiger Zeit mißglückt.

Wir haben ſchließlich noch der englichen Chartiſten und der americaniſchen Freeſoilers (Freiboden-Männer) und Abolitioniſten zu gedenken.

Die Chartiſten begriffen im Anfange alle Unzufriedenen in England in ſich; ſie hatten kein beſtimmtes Programm. In ihren nächtlichen Verſammlungen, in welchen bei Fackelſchein exercirt und Reden gehalten wurden, beſchwerten ſich die Sprecher, die aus allen Ständen zuſammengewürfelt waren, über ſo verſchiedenartige und ſich gegenſeitig ausſchließende Dinge, daß aus einem ſolchen wirren Haufen, ſobald er klar geworden wäre, keine Partei hätte gebildet werden können. Nachdem ein gewaltſamer Ausbruch der Unzufriedenheit unterdrückt worden war, blieb endlich eine Partei übrig, die beſtimmte Forderungen formulirte.

Dieſe Chartiſten ſchrieben die Noth der niederen Arbeiter-Bevölkerung Englands, die, beiläufig bemerkt, das Dreifache unſerer Löhne bezieht, dem Umſtande zu, daß zwei Drittheile des Grundeigenthums unveräußerlich in den Händen des hohen Adels ſich befinden. Sie verlangten Aufhebung der Majorate und Fideicommiſſe, freie wirthſchaftliche Bewegung des Grundeigenthums. Wir glauben, daß dieſe Idee mit der Zeit noch mehr Boden faſſen wird; für jetzt iſt aber keine Ausſicht dazu vorhanden, denn die Chartiſten haben ſich eher vermindert, als vermehrt, weil ſie in neuerer Zeit viele Excentricitäten des Socialismus und Communismus in ihre Agitation mit aufnahmen, die ſie dem praktiſchen Verſtande der Engländer lächerlich machten.

Die americaniſchen Abolitioniſten verlangen Aufhebung der Neger-Sklaverei, und ſuchen ihre Anſichten dadurch noch beſonders zu begründen, daß ſie nachweiſen, daß die freie Arbeit mit der Sklaven-Arbeit vollkommen concurrire.

Die Freeſoilers haben ihren Namen wie lucus a non lucendo. Sie verlangen: 1) jeder, der Neuboden wirklich bebaut, ſoll 160 Acker unentgeltlich haben; 2) keinem Manne ſollen Schulden halber die letzten 40 Acker, das nothwendige Geräthe und Vieh genommen werden; 3) der Unterricht in allen höheren und niederen Schulen ſoll frei ſein. Die zweite Forderung macht den Boden keineswegs frei, ſondern ſchmälert vielmehr den Credit. Dennoch haben die Freeſoilers dieſelbe in mehreren Staaten des Weſtens, z. B. in Arkanſas, durchgeſetzt, und ſind im Begriffe, auch in Betreff der erſteren in anderen Staaten eine Conceſſion zu erhalten.

Digitized by Google

Die Partei, welche in der jüngſten Zeit die meiſten Erfolge errungen hat, welcher die größte Zukunft bevorſteht und mit der wir dieſes Buch beſchließen können, iſt die der Freihändler.

Im Alterthume ſind Verbeſſerungen der menſchlichen Geſellſchaft größtentheils durch Verſchwörungen und Revolutionen auf gewaltſamem Wege verſucht oder bewirkt worden. Das Chriſtenthum ſetzte an die Stelle der Gewalt die friedliche Propaganda der Belehrung (wohl verſtanden, wir ſagen das „Chriſtenthum", nicht die „Kirche", welche unnöthiger Weiſe genug Ströme Blutes hat vergießen laſſen); dieſe Propaganda der Belehrung fand ihren rechten Boden erſt unter dem germaniſchen Stamme. Die Reformation iſt auf gleiche Weiſe gelungen; und in neuerer Zeit haben die Engländer einen ihrer großartigen Fortſchritte in der Volkswirthſchaft einer ſolchen geiſtigen Agitation zu verdanken. Die Aufhebung der Kornzölle in England, wodurch der Zuſtand der arbeitenden Bevölkerung weſentlich gebeſſert wurde, iſt lediglich durch friedliche Belehrung von unten auf erwirkt worden. In Zeitſchriften, in Hunderttauſenden von Broſchüren, in Volksverſammlungen durch mündliche Vorträge wurden die Vorzüge des freien Verkehrs von allen Seiten ſo lange beleuchtet, bis die tief gewurzelten Vorurtheile des Mercantil-Syſtems in der Mehrzahl der Bevölkerung ſchwanden und die mächtige Stimme der Nation die Niederreißung der Schranken verlangte. Seit Aufhebung der Kornzölle, ſeit kurzen neun Jahren, hat ſich das Wohlbefinden der arbeitenden Bevölkerung außerordentlich gehoben, und Cobden, der Haupt-Agitator der Anti-Corn-Law-Aſſociation, hat ſeinen Namen durch ſeine Bemühungen unſterblich gemacht. England reißt ſeitdem Schranke nach Schranke nieder, und ſo ſehr ſind die Principien einer aufgeklärten Handels-Politik ſchon Gemeingut der Nation geworden, daß ein Tory-Miniſterium unter der Wucht der öffentlichen Meinung ſeinen protectioniſtiſchen Grundſätzen entſagen mußte und die Partei ſelbſt, an ihrer Zukunft verzweifelnd, ſich auflöſ'te.

Auch in America haben die A. Smith'ſchen Principien bereits den Sieg davon getragen. Im Jahre 1846 wurde der Tarif ermäßigt, und 1850 hatten die Zoll-Einkünfte ſich verdoppelt. Schon ſinnt der jetzige Präſident, Pierce, auf eine weitere Ermäßigung der Zölle.

In Betreff der volkswirthſchaftlichen Aufklärung folgt Deutſchland ſeinen beiden germaniſchen Vettern dicht auf dem Fuße, während unter den romaniſchen und ſlawiſchen Nationen eine ſolche Volks-Agitation nicht exiſtirt und der geiſtige Kampf über die wirthſchaftliche Bewegung auf die Gelehrten und Staatsmänner ſich beſchränkt.

Wir hatten ſchon Gelegenheit, zu bemerken, daß die Thätigkeit Liſt's wenigſtens das Gute hatte, das Volk auf die Wichtigkeit der Anwendung

geläuterter Principien in der Handels-Politik aufmerkſam zu machen. Leider glaubte Liſt mehr durch künſtliche Mittel, als durch die Freiheit wirken zu müſſen; doch ſo empfänglich war das Volk, daß heute noch z. B. in Schwaben Liſt's Ideen als ein Evangelium betrachtet werden. Erſt in den Jahren 1847 und 1848 begann in Nord-Deutſchland die Freihandels-Partei ſich zu rühren. Ein Central-Verein ward in Hamburg gegründet, Zweig-Vereine bildeten ſich in den größeren Städten Nord-Deutſchlands, welche alle zuſammenhalfen, um durch Schrift und Wort ihre Ideen zu verbreiten; und ſo wirkſam iſt dieſe Agitation geweſen, daß nach 5—6 Jahren mit wenigen Ausnahmen die geſammte deutſche Preſſe für die wahren Principien der Volkswirthſchaft gewonnen iſt, — daß Oeſterreich das Prohibitiv-Syſtem aufgehoben und mit dem milderen Schutzzoll-Syſteme vertauſcht hat, — daß Preußen bereit iſt, vorwärts zu marſchiren, und nur von den ſüddeutſchen Staaten gehemmt wird, deren Bevölkerung in der wirthſchaftlichen Erkenntniß noch zurückgeblieben iſt.

Drittes Buch.

Die wirthſchaftliche Bewegung.

1. Das Geſetz des menſchlichen Fortſchrittes.

Es iſt eine der ſinnreichſten Einrichtungen der Natur, daß die Menſchheit gewiſſer Maßen eine große, harmoniſch gegliederte Familie bildet, in welcher die Anſtrengungen einzelner Glieder Allen frommen, in welcher eine Generation die Früchte ärntet, welche eine frühere geſäet, in welcher eine Generation, auf den Schultern der anderen ſtehend, durch deren Erfahrungen geſtärkt, ſtets einen Schritt weiter der Vollkommenheit entgegenrückt. Es iſt ein beruhigendes und erhebendes Gefühl, wenn man ſieht, wie das Menſchengeſchlecht gleich einer großen Brüderſchar ſolidariſch nach Einem Ziele hinſtrebt, ohne dieſes ſelbſt mit Bewußtſein im Auge zu halten; wie, dieſem organiſchen Entwicklungsgeſetze des Wachsthums gehorchend, jeder Einzelne, meiſt ohne es zu wiſſen, oft ohne es zu wollen, dem großen Ganzen dienſtbar iſt, wenn es auch bloß durch ſeine Irrthümer wäre, und gleich der Polype ein gewaltiges Gebäude errichten hilft. Alle ſtreben, wenn auch auf verſchiedenen Wegen, Einem großen Ziele zu; und dieſes Ziel iſt die — Wahrheit; denn aller Fortſchritt iſt nur eine vermehrte Einſicht in das Weſen der Dinge, — das die Wahrheit iſt, und ſie iſt ſtets einfach und faltenlos.

Alle Culturvölker arbeiten ſolidariſch an der Anſammlung jenes großen geiſtigen Capitals — Civiliſation genannt —, ohne welches auch das materielle Wohlbefinden der Menſchen nicht jenen Grad von Befriedigung erlangen würde, der mit dem Leben verſöhnt. Die Errungenſchaften der Geiſter aller Zeiten, deren Entdeckungen, Erfindungen, Forſchungen, Lehren ſind ein geiſtiges Capital, ohne welches unſer jetziger Grad von materieller und geiſtiger Wohlfahrt unmöglich wäre.

Je größer die Summe ſolcher von früheren Generationen geſchaffenen geiſtigen und materiellen Werthe iſt, deſto mehr iſt ein Volk im Stande, ſich zur Blüthe zu entwickeln. Wie ſchwer, wie unmöglich würde der Fortſchritt ſein, wenn jeder Menſch, wenn jedes Volk alle die Erfahrungen, die Erfindungen, Entdeckungen erſt ſelbſt wieder machen müßte, die es von früheren Generationen geerbt! Wenn Jemand im Urzuſtand, ohne Capital,

ohne Erfahrung, ohne Werkzeuge, ſeinen Unterhalt ſich verſchaffen ſoll, wie mühſelig muß er ſich da behelfen! Welchen Entbehrungen ſind die Menſchen auf der unterſten Entwicklungsſtufe ausgeſetzt, wie gering iſt die Zahl ihrer geiſtigen und leiblichen Genüſſe! Sie müſſen die Kräfte der Natur und ihre Anwendung erſt eine nach der anderen kennen lernen, welche dem Menſchen zu einer bevorzugten Stellung vor ſeinen Mitgeſchöpfen verhelfen; die Erfindungen und Entdeckungen haben ſich erſt in Jahrtauſenden zu jenem unermeßlichen geiſtigen Capital angehäuft, ohne welches unſere Civiliſation in Nichts verſänke. Die ſpäteſten Jahrtauſende haben einen Theil ihrer Bildung und ihres Wohlſtandes dem graueſten Alterthume zu verdanken. Hätten die Alten nicht den Gebrauch des Feuers entdeckt, nicht den Pflug, die Axt erfunden, nicht die Kunſt, zu weben und Glas zu machen, ſo hätten ſpätere Generationen ſich damit beſchäftigen müſſen und dadurch die Zeit verloren, ihrerſeits zu weiteren Vervollkommnungen der menſchlichen Erkenntniß zu ſchreiten. Mag man in politiſcher Beziehung noch ſo oft die Beobachtung machen, daß die Völker einen Kreis zu durchlaufen haben, daß Alles ſich wiederholt und in ſpäten Jahrtauſenden dieſelben Beſtrebungen und Anſichten ſich geltend machen, welche das Alterthum in Bewegung ſetzte, kurz, mag man glauben, daß es in Beziehung auf die Staatsformen keinen Fortſchritt, nichts Neues mehr zu erringen gebe, weil der Menſch, wie die Biene, ein politiſches Geſellſchaftsthier ſei, welches nur in beſtimmten, gegebenen Formen gedeihe, — was die innere Entwicklung, das geiſtige und materielle Wachsthum, die weſentlichen Errungenſchaften der Civiliſation betrifft, ſie ſind da in Ehrfurcht gebietender Macht und müſſen den Menſchen mit Andacht erfüllen vor dem Sinne der Schöpfung.

Der Fortſchritt, ſagten wir, iſt der Weg zur Erkenntniß der Wahrheit; er iſt der Pfad aus der Nacht der Unwiſſenheit zur Einſicht in die Geſetze der Natur, und alle Uebel der Menſchen ſind nur eben ſo viele Strafen für die Uebertretung dieſer weiſen, unwandelbaren Geſetze. Je mehr ſolche Geſetze dem Menſchen bekannt werden, deſto mehr macht er ſich unentgeltliche Kräfte der Natur dienſtbar, deſto mehr Güter erzielt er mit derſelben Quantität von Anſtrengungen. Es ergibt ſich alſo aus dieſem organiſchen Entwicklungsgange eine fortwährend ſteigende Verbeſſerung der Lage der Menſchheit mit mathematiſcher Gewißheit; und alles thun, was die Kenntniß in die Geſetze der Natur erweitert, Alles aufbieten, um mehr und mehr unentgeltliche Kräfte der Natur dem Menſchen dienſtbar zu machen, alle Hinderniſſe beſeitigen, welche die freie Thätigkeit der Menſchenarbeit hindern, kurz, alle Mittel in Bewegung ſetzen, um die Production zu vermehren, das

heißt: die „ſociale Frage löſen", ſo weit dieſelbe für die jedesmalige Generation gelöſ't werden kann; denn ganz löſ't ſie bloß die Ewigkeit.

Zur großen Aufgabe der Entwicklung des Menſchengeſchlechts ſetzt die Natur einen ganz einfachen, unſcheinbaren, als egoiſtiſch oft und offen verdammten, und doch im Stillen von Jedem gehegten Hebel an — das Intereſſe. Denn ſo ſinnreich ſind die Satzungen der Natur, daß Jeder im Allgemeinen das Wohl des Ganzen befördert, wenn er ſeinem Privat-Intereſſe nachgeht *).

*) Indem z. B. der Getreidehändler den höchſten Preis für ſeine Waare zu erhalten ſucht, wie es ſein Intereſſe erheiſcht, bewirkt er, daß nach Mißärnten die Conſumenten ſich einſchränken, wodurch der Vorrath gleichmäßig vertheilt und ſo viel geſpart wird, daß er bis zur nächſten Aernte ausreicht. Hätte der Kornhändler nicht ſein Intereſſe verfolgt, wäre der Preis nicht geſtiegen, hätten die Verbraucher ſomit nicht geſpart, ſo wäre der Vorrath vielleicht acht Tage, vielleicht vier Wochen vor der nächſten Aernte zu Ende geweſen, und die Bevölkerung wäre Hungers geſtorben. Der unverſtändige Pöbel ſieht das freilich nicht ein.

2. Das Eigenthum.

Eines der größten egoistischen Interessen ist das Eigenthum; und doch ist ohne dasselbe ein Fortschritt in der Civilisation nicht denkbar, ohne dasselbe würden die Errungenschaften der Cultur nicht von Dauer geblieben sein; denn da die Anstrengung nur das Mittel ist, um einem Bedürfnisse die Befriedigung zu verschaffen; da kein Mensch arbeiten will, um die Bedürfnisse eines Andern zu versorgen, ohne eine Gegenleistung dafür zu erhalten, welche die seinigen befriedigen kann: so würden, wenn die Errungenschaften der Arbeit, die Producte, nicht durch das Eigenthumsrecht gesichert wären, keine Producte aufgespart, sondern alle sofort nach Erzeugung verzehrt werden. Dadurch würden sich die Menschen aber des Capitals, d. h. aller der Mittel und Werkzeuge berauben, welche im civilisirten Zustande die Production der Güter um das Zehn- und Hundertfache erleichtert haben.

Um die gedeihliche Entwicklung der Gesellschaft zu befördern, gibt es daher kein besseres Mittel, als das Eigenthum möglichst zu schützen, jede Verletzung desselben, namentlich von Seiten des Staates, zu vermeiden, und sollte sie auch vorübergehend Nutzen bringen. Der Staat namentlich, welcher gezwungen ist, das Eigenthum seiner Angehörigen zum Zwecke der Selbsterhaltung und des Schutzes Aller in Gestalt von Steuern anzugreifen, sollte sich die weiseste Sparsamkeit zur Regel machen und Eingriffe in dasselbe durch die Gesetzgebung, wo sie nicht durch die Nothwendigkeit geboten sind, zu vermeiden suchen. Denn gerade die Heilighaltung des Eigenthums gilt als eines der obersten Merkmale gesitteter Völker. Wir dürfen hier nämlich das Eigenthum in seinem weitesten Begriffe auffassen, nicht allein das sachliche und geistige Eigenthum *);

*) Vom geistigen Eigenthum oder, besser gesagt, vom „Urheberrecht" werden wir in einem besonderen Abschnitte sprechen.

wir dürfen auch dazu zählen das Eigenthum des Menschen über sich selbst, die freie Verfügung über seine Kräfte, mit welchen ja eben Dienste geleistet, Werthe geschaffen werden. Den freien Gebrauch dieser körperlichen und geistigen Kräfte hemmen heißt das Eigenthum angreifen, und zwar meistentheils das Eigenthum des Armen, der nur auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist; heißt die Production vermindern, die Heilung der socialen Uebel erschweren. Alle Gesetze also, welche die Arbeit hemmen, Mangel an Freizügigkeit, an Gewerbefreiheit, sind Eingriffe in das Eigenthumsrecht. Halten wir das Eigenthumsrecht der Arbeit heilig, dann brauchen wir kein „Recht auf Arbeit"!

Außer dem directen materiellen Schutze des Eigenthums ist daher auch die Aufrechthaltung einer prompten Rechtspflege und der Sicherheit der Person zur Capital-Ansammlung erforderlich. Im Oriente gibt es weit weniger Capital, als in den cultivirten Ländern Europa's; dennoch besitzen die Orientalen große Werthe in Edelsteinen und in Gold, weil sie wegen der allgemeinen Rechtsunsicherheit ihr bewegliches Vermögen sehr selten als productives Capital anlegen, sondern lieber in die am leichtesten zu versteckende und zu transportirende Form bringen wollen.

Die Rechtswissenschaft hat es mit verschiedenen Arten der Erwerbung des Eigenthums zu thun, — die National-Oekonomie aber nur mit Einer — der Arbeit, der Production, welche man der bequemen Uebersicht wegen bei den meisten Beleuchtungen in den Zeitraum eines Jahres zusammenfaßt.

Im Hinblick darauf sagt Adam Smith am Eingange seines unsterblichen Werkes über den Reichthum der Nationen:

„Die jährliche Arbeit eines Volkes ist der Fond (Stock), welcher dasselbe mit allem Bedarf und allen Genußmitteln des Lebens versorgt, die es jährlich verzehrt, und die immer entweder in dem unmittelbaren Erzeugniß dieser Arbeit oder in demjenigen bestehen, was für dieses Erzeugniß von anderen Völkern gekauft wird.

„Je nachdem daher dieses Erzeugniß, oder das, was mit ihm gekauft wird, in einem größeren oder kleineren Verhältnisse zur Zahl derjenigen steht, welche es verzehren wollen, wird auch das Volk mit allem Bedarf und allen Genußmitteln, die es braucht, besser oder schlechter versorgt sein.

„Es bestimmt sich jedoch dieses Verhältniß bei jedem Volke nach zwei verschiedenen Umständen, nämlich erstens nach der Geschicklichkeit, Fer-

tigkeit und Einsicht, mit der seine Arbeit im Allgemeinen verrichtet wird, und zweitens nach dem Verhältniß zwischen der Anzahl derer, die einer nützlichen Arbeit obliegen, und derer, die dies nicht thun. Wie auch immer der Boden, das Klima oder die Ausdehnung des Landes eines bestimmten Volkes beschaffen sein mag, so wird doch stets der Ueberfluß oder die Unzulänglichkeit seiner jährlichen Gütererzeugung bei dieser bestimmten Beschaffenheit von jenen beiden Umständen abhangen."

3. Die Werkzeuge und Maſchinen.

Die Werkzeuge ſind die Mittel, um unentgeltliche Naturkräfte zur Vermehrung der Production heranzuziehen; je ſinnreicher dieſe Werkzeuge, deſto wirkſamer der von den Naturkräften umſonſt gelieferte Beiſtand. Wenn ſomit durch die Erfindung einer Maſchine die Summe des erzielten Productes bei Aufwendung eines gleichen Maßes von Menſchen-Arbeit vermehrt wird, ſo kommt eine größere Zahl von Producten zur Vertheilung unter Alle, und der Zuſtand Aller hat ſich gebeſſert. Je zahlreicher und wirkſamer daher die Maſchinen, deſto mehr verbeſſert ſich die Lage der Menſchen; denn deſto größer iſt der Antheil, welchen die umſonſt arbeitenden Naturkräfte an der Erzeugung der Producte haben.

„Hiedurch wird", um mit Say zu ſprechen, „klar, aus welchem Geſichtspunkte alle Maſchinen, von dem einfachſten Werkzeuge bis zum zuſammengeſetzteſten, von der Feile bis zur Spinnmaſchine, uns erſcheinen müſſen; denn die Werkzeuge ſind nichts als einfache Maſchinen, und die Maſchinen nichts als zuſammengeſetzte Werkzeuge, womit wir unſere Fingerſpitzen bewaffnen, um deren Wirkſamkeit zu ſteigern. Ihr augenſcheinliches Reſultat iſt, für weniger Arbeit eben ſo viele Producte oder, was völlig gleich gilt, für eben ſo viel Menſchen-Arbeit mehr Producte abzuwerfen. Darin beſteht der Triumph der Induſtrie."

Es iſt bekannt, daß die Geiſteskräfte des Menſchen productiver ſind als ſeine Muskelkräfte; da nun durch die Maſchinen dem Menſchen Muskelkraft erſpart wird, ſo daß er mehr geiſtige Kraft zur Production in Bewegung ſetzen kann, ſo läßt ſich ermeſſen, wie ungereimt die Klage der unaufgeklärten Arbeiter über die Maſchinen iſt. Es iſt nur die Klage der Trägheit, die ſich nicht raſch genug dazu verſtehen will, eine andere Beſchäftigung zu ergreifen, wo die alte nicht mehr lohnend iſt; während gerade die Arbeiter den Maſchinen dankbar ſein ſollten, weil dieſe ihnen die

mechaniſcheren, gröberen Arbeiten abnehmen und ſie, wie ein Sporn, antreiben, die feineren, beſſer belohnten zu erlernen. In Weſtfalen müht ſich die ländliche Bevölkerung immer noch mit dem Spinnen ab, welches zur Zeit der höchſten Blüthe nur einen kärglichen Verdienſt abwarf. Würden die Spinner das feinere (Damaſt-) Weben lernen und dazu des Maſchinengarnes ſich bedienen, würden die Spinnerinnen auf Weißnäherei ſich verlegen, welche z. B. in der Schweiz das Spinnen längſt verdrängt hat, ſo würden ſie den drei- bis vierfachen Arbeitslohn beziehen gegen jetzt, wo ſie zwiſchen Leben und Sterben ſchweben.

„So oft eine neue Maſchine" (J. B. Say) „oder überhaupt irgend eine Erſparungs-Methode der Arbeit an die Stelle einer ſchon im Gange befindlichen Menſchen-Thätigkeit tritt, wird jener Theil der induſtriöſen Hände, deren Verdienſt mit dieſer erworben wurde, geſchäftslos. Allein dieſem — ſtets nur vorübergehenden — Unglück iſt bald abgeholfen. Die große Vervielfältigung eines Productes verringert deſſen Preis; die Wohlfeilheit erweitert deſſen Abſatz; und deſſen Production beſchäftigt, trotz ihrer Vereinfachung, gar bald mehr Arbeiter, als zuvor. Ohne Zweifel beſchäftigt die Baumwoll-Arbeit gegenwärtig in England, Deutſchland und Frankreich mehr Hände, als vor der Einführung der Maſchinen, wodurch dieſe Arbeit ſo ungemein abgekürzt und vervollkommnet worden iſt. Auch würde man durch ein Verbot des Gebrauchs einer neuen Maſchine vergeblich das mit ihrer Erfindung verbundene vorübergehende Uebel zu hintertreiben ſuchen. Das Ausland benutzt ſie oder wird ſie benutzen; dadurch werden ſeine Producte minder koſtſpielig, als die von unſeren Arbeitern mühſam erſchaffenen, und ihre Wohlfeilheit wird dieſen Arbeitern nothwendig ihre Kunden und ihr Geſchäft entziehen. Wären die Baumwoll-Spinner der Normandie, welche 1789 die bei ihnen eingeführten Spinn-Maſchinen zertrümmerten, bei ihrem alten Schritte beharrt, ſo hätte man in Frankreich aller Fabrication von Baumwoll-Zeugen entſagen müſſen; man hätte ſie vom Auslande bezogen oder durch andere Geſpinnſte erſetzt, und die normänniſchen Spinner wären von Arbeit noch entblößter geworden."

Noch mehr in die Augen fallend iſt das Beiſpiel der Buchdruckerei und der Eiſenbahnen, welches wir bei der Beleuchtung der Anſichten Sismondi's ſchon angeführt haben.

„Allein wie entſchieden vortheilhaft die Anwendung einer neuen Maſchine auch für die Claſſe der Unternehmer und Arbeiter ſein mag, ſo zieht doch den Haupt-Gewinn die Conſumenten-Claſſe, und dieſe iſt ſtets die vorzüglichſte, weil ſie die zahlreichſte iſt, weil die Producenten jeder Gattung zu ihr gehören und weil das Heil dieſer Claſſe, die ſich aus allen

anderen bildet, den allgemeinen Wohlſtand und das Glück eines Landes begründet."

Gerade die Arbeiter ſelbſt haben als Conſumenten einen weſentlichen Vortheil an den Maſchinen, weil dieſe die Gegenſtände ihrer Conſumtion billiger machen und dadurch ihre Lage verbeſſern.

„Endlich leiſten aber die Maſchinen noch mehr: ſie vervielfältigen ſelbſt ſolche Producte, worauf ſie ganz unanwendbar ſind. Wer es nicht genauer überlegt, glaubt vielleicht nicht, daß der Pflug, die Egge und andere Maſchinen, deren Urſprung ſich in der Nacht der Vorwelt verliert, mächtig dazu beitrugen, dem Menſchen einen großen Theil nicht nur ſeines Lebensbedarfs, ſondern auch der Luxus-Artikel zu erſchaffen, deren er jetzt genießt und wovon er ſonſt wahrſcheinlich nicht einmal eine Idee gefaßt hätte. Gleichwohl iſt es wahrſcheinlich, daß, wenn die verſchiedenen Umgeſtaltungen, die der Boden verlangt, bloß mittels des Spatens, der Hacke und ähnlicher langſamer Inſtrumente verrichtbar wären, und wenn uns bei dieſer Arbeit die in der National-Oekonomie als Maſchinen zu betrachtenden Thiere nicht unterſtützen könnten, wir zur Erzielung der Lebensmittel, womit unſere jetzige Volksmenge ſich erhält, ſämmtliche Hände aufbieten müßten, die jetzt an den Induſtrie-Künſten arbeiten. Der Pflug hat es mithin einer gewiſſen Zahl von Perſonen geſtattet, ſich den bedeutendſten wie den kleinlichſten Künſten und, was wichtiger iſt, der Ausbildung der Geiſteskräfte zu widmen. — Den Alten waren die Mühlen unbekannt, und das Brodkorn wurde bei ihnen durch Menſchen zerrieben; man brauchte vielleicht zwanzig Perſonen, um eben ſo viel Getreide zu zerreiben, als eine einzige Mühle mahlen kann *). Nun bedarf es aber eines oder höchſtens zweier Müller, um in einer Mühle aufzuſchütten und Wache zu halten. Dieſe zwei Menſchen liefern mit Hülfe dieſer ſinnreichen Maſchine ein Product, das dem von zwanzig Perſonen zu Cäſar's Zeiten gleichkommt. Wir zwingen folglich den Wind oder einen Waſſerbach, in jeder von unſeren Mühlen das Werk von achtzehn Perſonen zu verrichten, und dieſe achtzehn von uns verſchonten Perſonen können heut zu Tage ihren Unterhalt ſo gut wie ehemals finden, da die National-Producte durch die Mühle nicht verringert worden ſind; und zugleich kann ihre Induſtrie ſich auf die Erſchaffung anderer Producte verlegen, womit ſie das Mühlen-Product eintauſchen und ſo die Reichthums-Maſſe vervielfältigen."

*) Aus dem 20. Geſange der „Odyſſee" erfährt man, daß zwölf Weiber täglich mit dem Zermalmen des für die Hofhaltung des Ulyſſes nöthigen Getreides beſchäftigt waren, und dieſe Hofhaltung iſt nicht anſehnlicher geſchildert, als der heutige Haushalt eines reichen Privatmannes.

Wie drückend auch die Uebergangs-Periode unmittelbar nach Erfindung einer Maſchine auf einzelnen Arbeiter-Claſſen laſten mag, — das Volk, die Menſchheit im Ganzen, hat nur Vortheil davon. Sobald jene Periode überwunden iſt und die Geſchäfte in ihr neues Geleiſe ſich eingewöhnt haben, finden ſich die Arbeiter verbeſſert; denn die Fabrik-Waaren werden ſtets billiger und die Löhne im Vergleiche zu früheren Zeiten höher. Faſt alle Löhne ſind im Zeitalter der Eiſenbahnen und Dampfmaſchinen, ſelbſt im Verhältniſſe zu den Lebensmittel-Preiſen, höher, als vor hundert oder zweihundert Jahren.

4. Der Sparſinn.

Es genügt zur Anſammlung von Capital nicht, leicht und billig zu produciren; man muß, um dieſes Reproductions-Werkzeug in Fülle herzuſtellen, auch mit demjenigen Sinne begabt ſein, der es erhält, der Sparſamkeit, dem Anſammlungstrieb, welcher beſonders der germaniſchen Race, und unter dieſer den gebildeten Claſſen, eigen iſt. Denn dieſer Sparſinn iſt ein Ergebniß der Vorausſicht, ein Product des Verſtandes, welcher bei dieſem Geſchlechte und dieſen gebildeten Claſſen am meiſten entwickelt iſt.

„Jede Anſammlung", ſagt Rae, ein in America lebender Schotte, „bedingt das Opfer eines gegenwärtigen Genuſſes im Hinblick auf einen künftigen Genuß." Dazu gehört aber männliche Selbſtüberwindung, welche nur den gebildeten Culturvölkern eigen iſt. „Die Leichtigkeit eines ſolchen Opfers wechſelt ſehr bei den verſchiedenen äußeren Zuſtänden; und die Neigung der Menſchen, ein ſolches Opfer zu bringen, wechſelt noch mehr. Bei Erwägung der Zukunft im Vergleich mit der Gegenwart iſt die Ungewißheit aller künftigen Dinge ein leitendes Element. Dieſe Ungewißheit hat verſchiedene Abſtufungen. Alle Umſtände daher, welche die Wahrſcheinlichkeit, daß wir ſelbſt uns oder Andere ſich der von uns für die Zukunft getroffenen Vorſorge zu erfreuen haben werden, wirken mit Recht und ganz natürlich dahin, dem Anſammlungstriebe Stärke zu verleihen. Ein geſundes Klima oder geſunde Beſchäftigung z. B. hat ſolchen Einfluß, indem ſie die Wahrſcheinlichkeit eines längeren Lebens vermehrt. Menſchen, welche in ſicheren Lebensweiſen beſchäftigt ſind und in geſunden Gegenden leben, ſind weit mehr geneigt, mäßig zu ſein, als bei ungeſunden und gewagten Beſchäftigungen und in gefährlichen Klimaten. Seeleute und Soldaten pflegen Verſchwender zu ſein. Eben ſo findet man bei den Einwohnern in Weſtindien, New-Orleans, Oſtindien viel Verſchwendung. Wenn dieſelben Leute nach den geſunden Gegenden Europa's kommen, um dort zu bleiben, und ſie nicht in den Strudel übertriebener Vornehmheit hineingerathen, ſo leben ſie wirthſchaftlich. Krieg und anſteckende Krankheit haben

immer unter anderen Uebeln auch Verſchwendung und Luxus in ihrem Gefolge.“ Dieſe Erſcheinung iſt während des Culminationspunktes der Schreckensherrſchaft in der franzöſiſchen Revolution beobachtet worden. Paris ſchwamm damals in Luſtbarkeiten, weil Jeder in der Ungewißheit über ſein Schickſal das Leben noch genießen wollte. Auch wo eine anſteckende Krankheit, z. B. die Cholera, herrſcht, pflegen die Luſtbarkeiten ſich zu vermehren.

Aus ſolchen Gründen dient alles, was in der Geſellſchaft Vertrauen und Sicherheit verleiht, zur Stärkung des Anſammlungstriebes: Friede, Ordnung, pünktliche Rechtspflege, Sicherheit des Eigenthums und der Perſon, humane Geſetze, weiſe Inſtitutionen, welche bürgerlichem Zwiſte vorbeugen, — dieſe und viele andere Dinge tragen zur Stärkung des Anſammlungstriebes, zur Vermehrung des Capitals und folglich zur Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Claſſen weſentlich bei. In einem Lande, wo alle jene Güter wenig oder nicht vorhanden ſind, wird Jeder ſich beeilen, das Product ſeiner Arbeit ſo raſch als möglich zu conſumiren, weil er fürchtet, durch dieſen oder jenen Zufall der Frucht ſeines Schweißes beraubt zu werden. In einem ſchlecht regierten Lande wird wenig Capital geſpart werden; es wird arm ſein.

Die Civiliſation der germaniſchen Völker iſt gänzlich auf die Arbeit gebaut, was bei der antiken Cultur weniger der Fall war. Die Griechen und Römer gründeten ihre Civiliſation mehr auf die Eroberung. Sie ſelbſt wurden zwar reich, plünderten aber dafür die anderen Völker aus, ſo daß die Summe des in der damaligen Welt vorräthigen Capitals während der Weltherrſchaft der Römer eher ab- als zunahm. In jener Zeit waren die Juden noch das einzige Volk, das Sparſinn hatte, und dieſe Eigenſchaft muß hauptſächlich zu ihrer Erhaltung mit beigetragen haben. Die germaniſchen Völker, bei welchen die Arbeit erſt in ihre Rechte eingeſetzt wurde, zeichnen ſich vor allen durch ihre Vorausſicht in die Zukunft aus, weßhalb die Capital-Anſammlung am raſcheſten bei ihnen von Statten geht. Schon bei ihrem erſten Auftreten offenbarten ſie dieſe Eigenſchaft, denn ihre Inſtitutionen ſelbſt trugen das Gepräge davon. Mögen die Majorate und Fideicommiſſe in unſerer Zeit, in der durch die Dampf-Maſchine befreiten wirthſchaftlichen Bewegung der Capital-Anſammlung hinderlich geworden ſein; zu jener Zeit waren ſie ein Mittel, die Nation an die Reize des Eigenthums zu gewöhnen, ihr nach jener gewaltigen Völkerwanderung das Land lieb und werth zu machen und zugleich die Familienbande zu ſtärken, welche ſtets die ſtärkſte Stütze der Civiliſation bleiben werden. Die Familie iſt nicht allein der mächtigſte Sporn der Capital-Anſammlung, ſie iſt zugleich der Hort der Sittlichkeit, jenes zur Erhaltung

der Völker weſentlichſten Momentes; ſie iſt die Pflegerin aller edleren Regungen des Menſchen. Dem Alterthume galt der Staat mehr als die Familie, — der germaniſchen Welt die Familie mehr als der Staat; das iſt es, was unſerer Cultur längere Dauer verſpricht; denn um nur den ökonomiſchen Grund zu nennen: Niemand ſammelt ſo gern Capital an für den Staat, wie für die eigene Familie.

Die Bevorzugung des germaniſchen Geſchlechtes in wirthſchaftlicher Beziehung tritt noch mehr in die Augen, wenn man es mit anderen Volksſtämmen und Racen vergleicht.

„An den Ufern des St.-Lorenz-Stromes", erzählt Rae, „gibt es mehrere kleine Indianer-Dörfer. Dieſe ſind meiſtentheils von einem ziemlichen Stücke Land umgeben, auf dem das Holz ſchon lange ausgerodet zu ſein ſcheint, und außerdem beſitzen ſie ausgedehnte Waldſtrecken. Das vom Holz geſäuberte Land wird ſelten, man kann ſagen: faſt niemals, bebaut, noch werden auch im Walde zu ſolchem Zwecke Ausrodungen vorgenommen. Nichts deſto weniger iſt der Boden fruchtbar, und wäre er es nicht, ſo liegt Dünger haufenweiſe bei den Wohnungen. Würde jede Familie einen halben Morgen des Bodens einzäunen, ihn bearbeiten und mit Kartoffeln oder Mais bepflanzen, ſo wäre dies genügend, ſie ein halbes Jahr hindurch zu ernähren. Ueberdies leiden ſie jetzt von Zeit zu Zeit den äußerſten Mangel, der ſo weit geht, daß dadurch, in Verbindung mit gelegentlicher Unmäßigkeit, ihre Zahl raſch hinſchwindet. Dieſe uns ſo auffallende Apathie geht im Weſentlichen nicht aus Widerwillen gegen Arbeit hervor; im Gegentheil, ſie halten ſich ſehr emſig daran, ſobald die Belohnung dafür unmittelbar eintritt. So werden ſie, außer ihren eigenthümlichen Erwerbsarten, der Jagd und der Fiſcherei, welche vorzunehmen ſie jederzeit bereit ſind, bei der Schifffahrt auf dem Lorenz-Strome viel beſchäftigt; man ſieht ſie in den dort gebräuchlichen großen Booten beim Rudern thätig, und ſie liefern den größten Theil der extra erforderlichen Hände, um Flöße durch die Stromſchnellen zu bringen. Auch liegt das Hinderniß nicht in ihrer Abneigung gegen Ackerbau-Arbeit. Dieſe gehört gewiß zu ihren Vorurtheilen; reine Vorurtheile zu verdrängen, iſt indeſſen möglich, Principien der Thätigkeit laſſen ſich dagegen nicht ſchaffen. Wenn die Erträge der Ackerbau-Arbeit raſch und groß ſind, ſo werden ſie auch Landbebauer. So ſind einige der kleinen Inſeln am St.-Francis-See, nahe beim Indianer-Dorfe St.-Regis, dem Anbau von Mais günſtig, einer Pflanze, die einen hundertfältigen Ertrag liefert (in Mexico nach A. v. Humboldt einen dreihundertfachen) und, ſelbſt wenn halbreif, ſchon eine angenehme und nahrhafte Speiſe abgibt. Kleine Stücke dieſes Landes werden daher von ihnen jedes Jahr für ſolchen Zweck beſtellt. Da ihre Lage dieſelben dem Vieh unzu-

gänglich macht, ſo iſt keine Umzäunung erforderlich; wäre dieſe Auslage außerdem nöthig, ſo ſtände zu vermuthen, daß ſie gleich den gewöhnlichen Ländereien bei den Dörfern ohne Anbau bleiben würden. Letztere ſind allem Anſcheine nach zu einer früheren Zeit beſtellt geweſen. Das Vieh der benachbarten Anſiedler würde jetzt jedoch jede Aernte, die nicht gehörig umzäunt iſt, zerſtören, und dem zufolge hemmt dieſe neue nothwendige Auslage den Anbau derſelben. So kommen ſie in einen ſolchen Zuſtand, daß ſie einen geringeren Ertrag liefern, als der iſt, welcher dem Anſammlungstriebe dieſer Stämme entſpricht. Es verdient dazu bemerkt zu werden, daß die Werkzeuge, die ſie benutzen, ganz vollſtändig ſind. Die kleinen Kornfelder, die ſie anbauen, ſind durchaus vom Unkraute gereinigt und geharkt. Eine Nachläſſigkeit hierbei würde freilich auch die Aernte ſehr reduciren; dies wiſſen ſie erfahrungsmäßig ganz gut und verfahren dem gemäß. Das Hinderniß für den ausgedehnteren Anbau liegt augenſcheinlich nicht in der nöthigen Arbeit, ſondern in dem *entfernten* Ertrage dieſer Arbeit. Ich bin gewiß, daß bei einigen der entfernten Stämme die ſo angewandte Arbeit die von Weißen geleiſtete weit übertrifft. Da ohne Unterlaß die nämlichen Theile des Bodens beſtellt werden und Dünger dabei nicht gebraucht wird, ſo könnten ſie kaum einen Ertrag gewähren, würde nicht der Boden auf das ſorgfältigſte aufgelockert und zerrieben, ſowohl mit der Hacke, als auch mit der Hand. Ein Weißer würde unter ſolchen Umſtänden ein friſches Stück Land urbar machen. Dies dürfte vielleicht im erſten Jahre die darauf angewandte Arbeit kaum vergüten, und er würde ſeine Belohnung von folgenden Jahren zu erwarten haben. Für den Indianer liegen aber folgende Jahre zu fern, als daß ſie Eindruck auf ihn machen könnten, obſchon er, um das zu erlangen, was Arbeit im Laufe weniger Monate hervorbringen kann, ſich eifriger abmüht, als ein Weißer. Die vorſtehende Auffaſſung wird durch die Erfahrung der Jeſuiten bei ihren Anſtrengungen, die Indianer von Paraguay zu civiliſiren, beſtätigt. Sie gewannen das Vertrauen dieſer Wilden in ganz außerordentlichem Grade und erwarben über ſie hinreichenden Einfluß, um ſie ihre ganze Lebensweiſe ändern zu laſſen. Sie brachten die Indianer vollſtändig zur Unterwürfigkeit und zum Gehorſam, ſtellten einen Friedenszuſtand her, lehrten ſie alle Verrichtungen der europäiſchen Landwirthſchaft und viele der ſchwierigſten Handwerke. Man ſah da überall, nach der Ausſage von Charlevoix, Werkſtätten von Vergoldern, Malern, Bildhauern (!), Goldſchmieden, Uhrmachern, Zimmerleuten, Tiſchlern, Färbern u. ſ. w. Dieſe Beſchäftigungen wurden nicht für den gewöhnlichen Gewinn der Handwerker ausgeübt; der Ertrag war ganz und gar zur Verfügung der Miſſionäre, welche das Volk mit willkürlichem Despotismus regierten. Die aus dem Widerwillen gegen Arbeit hervor-

gehenden Hinderniſſe waren alſo vollkommen überwunden. Die eigentliche Schwierigkeit war die Sorgloſigkeit des Volkes, ſeine Unfähigkeit, für die Zukunft zu denken, und dem gemäß die Nothwendigkeit der unabläſſigen und genaueſten Aufſicht von Seiten ſeiner Lehrer. Wenn man ihnen die Sorge für die Ochſen überlaſſen hätte, mit denen ſie pflügten, ſo würde ihre indolente Unbedachtſamkeit dieſelben am Abend vermuthlich am Pfluge angeſchirrt haben ſtehen laſſen. Noch ſchlimmere Beiſpiele, als dieſes, kamen mitunter vor, indem ſie die Ochſen zum Abendeſſen ſchlachteten. Wurden ihnen deßhalb Vorwürfe gemacht, ſo hielten ſie ſich für hinlänglich entſchuldigt, wenn ſie ſagten, ſie ſeien hungrig geweſen u. ſ. w."

Einen ähnlichen, obwohl minderen Grad von Vorausſicht zeigen unſere armen Arbeiterclaſſen in Europa, namentlich die Fabrik-Arbeiter. Würden dieſe insgeſammt in guten Zeiten, wo ſie viele und gut bezahlte Arbeit haben, ſparen, ſo würden ſie in Zeiten ſchlechten Verdienſtes vor Noth geſichert ſein. Allein dies geſchieht in der Regel nicht. Erſt die engliſchen Arbeiter haben mit dem Sparen ſo wirkſam angefangen, um zuweilen durch Einſtellung der Arbeit den Preis ſteigern zu können. In den meiſten Ländern Europa's ſind ſie aber der Discretion der Arbeitsherren überlaſſen, weil ſie nicht ſo viel geſpart haben, um eine Zeit lang feiern zu können.

Unter den cultivirten Völkern verdienen die Chineſen noch als Beiſpiel geringeren Sparſinns angeführt zu werden. Obgleich China das von der Natur geſegnetſte Land iſt, beſitzt es doch weniger Capital als andere, weit weniger begünſtigte Länder. Seine Arbeiter-Bevölkerung iſt weniger wegen ihrer großen Zahl arm, als wegen des Mangels an Vorausſicht, an zweckmäßiger Sparſamkeit, welcher in China herrſcht.

„Der Sinn für Dauerhaftigkeit", ſagt Rae, „iſt eine der hauptſächlichſten Eigenſchaften, die einen hohen Grad des Anſammlungstriebes anzeigen. Das Zeugniß der Reiſenden ſchreibt den von den Chineſen verfertigten Werkzeugen eine weit geringere Dauerhaftigkeit zu, als den von Europäern hergeſtellten ähnlichen Dingen. Die Häuſer, berichtet man, mit Ausnahme derer der höheren Stände, beſtehen meiſtentheils aus ungebrannten Backſteinen, aus Lehm oder mit Erde verklebtem Flechtwerk; die Dächer aus Schilf, an Latten befeſtigt. Man kann ſich kaum ein unhaltbareres und vergänglicheres Machwerk denken. Die Scheidewände ſind von Papier und müſſen jedes Jahr erneuert werden. Eine ähnliche Bemerkung läßt ſich hinſichtlich ihrer landwirthſchaftlichen und ſonſtigen Geräthſchaften machen. Dieſelben ſind faſt gänzlich von Holz, indem bei ihrer Anfertigung Metalle nur ſehr ſpärlich angebracht werden; deßhalb nutzen ſie ſich oft ab und bedürfen häufiger Erneuerung. Ein ſtärkerer Anſammlungstrieb würde eine Anfertigung aus ſolchem Material veranlaſſen, das zwar für den

Augenblick eine größere Ausgabe erfordern, aber dauerhafter ſein würde. (Wir finden auch hier wieder eine Analogie bei unſern ärmeren Claſſen. Dieſe wählen zu ihren Kleidungsſtücken durchgängig weniger dauerhafte und folglich für die Länge der Zeit koſtſpieligere Stoffe, als die Bemittelteren.) Aus demſelben Grunde liegt in China viel Land öde (obwohl es der dichten Bevölkerung oft an Lebensmitteln mangelt), welches anderswo bebaut wäre. Alle Reiſenden ſprechen von großen Landſtrichen, hauptſächlich moraſtigen, welche im Naturzuſtande bleiben. Einen Moraſt in Ackerboden umzuwandeln, iſt gewöhnlich ein Unternehmen, deſſen Durchführung mehrere Jahre in Anſpruch nimmt. (Vergleiche man dagegen die Entwäſſerung des Haarlemer-Meeres in Holland.) Der Anbau eines ſolchen Bodens bedingt einen ſtärkeren Anſammlungstrieb, als er in China beſteht."

Noch auffallender und der Hauptgrund häufiger Noth iſt der Mangel an Vorausſicht der Chineſen in Beziehung auf die Berechnung des Aernte-Ertrages. Ihr Haupt-Nahrungsmittel beſteht in Reiß, der in zwei Aernten, die eine im Juni, die andere im October, gewonnen wird. Sie ſind aber ſelten im Stande, auf den Zeitraum von acht Monaten, für welchen ſie Vorrath haben müſſen, den Conſum und folglich von vorn herein den Preis zu bemeſſen, ſo daß häufig Theuerung und Hungersnoth in China mit Schleuderpreiſen abwechſeln, während bei richtiger Vorausſicht die Maſſe der Lebensmittel leichter für die Bevölkerung ausreichen müßte, als in von der Natur weniger geſegneten Ländern. Mangel an Vorausſicht, nicht Mangel an Erwerbsthätigkeit iſt es alſo vorzugsweiſe, was in China die Anſammlung von Capital erſchwert, die Production folglich beeinträchtigt und dadurch lähmend auf die arbeitende Bevölkerung drückt.

„Wo die Erträge raſch eintreten," bemerkt Rae ferner, „wo die angefertigten Werkzeuge nur kurze Zeit erfordern, um die Dinge, für welche ſie beſtimmt waren, zu vollenden, da macht bekanntlich der große Fortſchritt, der in China hinſichtlich der für die Natur des Landes und die Bedürfniſſe ſeiner Bewohner paſſenden Gewerbe Statt gefunden hat, die Induſtrie kräftig und wirkſam. Die Wärme des Klima's, die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, die Kenntniß, welche die Einwohner hinſichtlich des Ackerbau-Betriebes erworben haben, ſo wie die Auffindung und allmähliche Anwendung der für jede Art des Bodens nützlichſten vegetabiliſchen Production ſetzt ſie in den Stand, ſehr ſchnell aus faſt jedem Theile der Bodenfläche dasjenige zu ziehen, was als Aequivalent für die Arbeit gelten kann. Sie haben doppelte, oft dreifache Aernten."

Alle Productionszweige, welche einen ſpäten Ertrag liefern, ſind alſo in China vernachläſſigt. Aus demſelben Grunde ſcheint der Viehſtand ein ſo geringer zu ſein. Da dieſer aber das weſentliche Erforderniß der

Verbeſſerung des Bodens, da er das Mittel iſt, deſſen Erträgniſſe im Verhältniß zur wachſenden Bevölkerung zu ſteigern, ſo iſt es kein Wunder, wenn außer der üblen Berechnung der Aernte-Vorräthe und des zu ſchwankenden Preismaßes auch dieſer Mangel ein Grund der im reichen China ſo häufigen Noth wäre.

Unter ſolchen Umſtänden erklärt ſich die elende Lage der großen Maſſe der arbeitenden Bevölkerung in China höchſt einfach. Weniger die Uebervölkerung iſt, wie Viele glauben, die Urſache derſelben (obgleich der Mangel an Vorausſicht in China das Abſchließen leichtſinniger Ehen auch begünſtigen und Noth hervorbringen muß), als das Mißverhältniß zwiſchen der Arbeitskraft und dem Capital. Abſolute Uebervölkerung gibt es überhaupt nicht. Eine ſolche tritt nur relativ ein, wo das Capital nicht ausreicht, um alle müßigen Hände productiv in Thätigkeit zu ſetzen. In China iſt das Capital aber ſo rar, daß der Zinsfuß geſetzlich 12 Procent beträgt, in Wirklichkeit aber zwiſchen 18 und 36 Procent ſchwanken ſoll. Da iſt es kein Wunder, wenn der Arbeitslohn auf ein Minimum ſinkt, von welchem zu exiſtiren uns unmöglich ſcheint. Die Urſache des hohen Zinſes in China iſt alſo verſchieden von der, welche in America eine ähnliche Wirkung äußert. In letzterem Lande iſt der Zinsfuß höher, als in Europa, weil die Coloniſation raſchere und größere Gewinnſte verheißt. China, als völlig angebautes Land, iſt in dieſer Hinſicht nur mit Europa zu vergleichen. Welcher Contraſt bietet ſich aber hier dar, wenn man Holland betrachtet, wo in der blühendſten Zeit die Regierung Capitalien zu 2 Procent aufnehmen konnte, und Privatleute zu 3 Procent!

Während in China das Capital hinter der Summe der Arbeitskraft zurückbleibt, iſt es in England und Deutſchland, was auch Peſſimiſten ſagen mögen, ſo im Wachſen begriffen, daß es der vorhandenen Arbeitskraft im Ganzen reichlich productive Beſchäftigung gibt, daß der Lohn ſogar im Steigen ſich befindet, obgleich der Aufwand in letzteren Ländern, die unproductive Conſumtion von Werthen, viel größer iſt, als in China. Das capitaliſtiſche Uebergewicht, welches England vor den meiſten übrigen Ländern Europa's beſitzt, hat es hauptſächlich dem langen Frieden zuzuſchreiben, welchen ſeine inſulariſche Lage ihm geſichert hat. Allein trotz der häufigen Kriege, welche Deutſchland verwüſteten, iſt die Capital-Anſammlung in der letzten Generation doch ſo raſch vorwärts geſchritten, daß für eine Milliarde Eiſenbahnen mit eigenen Mitteln gebaut werden konnten.

5. Productive und unproductive Consumtion.

Wir haben so eben von „unproductiver Consumtion" gesprochen. Vermögen kann nämlich unproductiv oder productiv consumirt werden. Im letzteren Falle ist es „Capital" in der strengen wirthschaftlichen Bedeutung des Wortes.

Wir kommen hier an ein Vorurtheil des großen Haufens, das uns veranlassen muß, den Gegenstand so faßlich als möglich zu beleuchten. Es wird im gemeinen Leben nämlich so wenig unterschieden zwischen productiver und unproductiver Consumtion, daß sogar ein Rechtslehrer der Universität Heidelberg einst die Aeußerung fallen ließ, „das von der Armee verzehrte Geld sei wirthschaftlich nicht verloren, weil es im Lande verzehrt werde." (Von den wirklichen Productiv-Diensten des Heeres, die in dem Schutze des Landes bestehen, war dabei nicht die Rede.)

Den Verschwender sieht der große Hause unwillkürlich mit günstigeren Augen an, als den Geizhals, und doch ist der letztere ein nützlicheres Individuum der menschlichen Gesellschaft, als der erstere, aus dem einfachen Grunde, weil der erstere Vermögen verwüstet, während der letztere Vermögen auffammelt, oder, wenn er so thöricht ist, es in Gestalt von Geldstücken im Kasten einzuschließen, doch wenigstens erhält. Der Verschwender entzieht durch die Consumtion seines Vermögens der Arbeit Capital, während der Geizige das Capital vermehrt oder erhält, welches Hände in Thätigkeit setzen soll. Es ist nämlich eine im Publicum außerordentlich beliebte Redensart, daß reiche Leute, welche viel verzehren, nützlich seien, weil sie viel Geld zu lösen geben. Das mag für kleine Kreise richtig sein, vom Standpuncte der Volkswirthschaft aber, welche das Ganze im Auge haben muß, ist es durchaus falsch.

Reiche Capitalisten, welche sparsam leben und den Ueberschuß der jährlichen Zinsen aufsparen und ausleihen, oder in Industrie-Unternehmungen stecken, geben, ob mittelbar oder unmittelbar, weit mehr „Geld zu lösen", und leisten zugleich der Gesellschaft einen weit größeren Dienst, weil sie ihr Capital nicht allein der Arbeit für die Dauer als Werkzeug der

Production erhalten, sondern es sogar vermehren, folglich einer stets wachsenden Anzahl von Arbeitern lohnende Beschäftigung geben, während die Zahl derer, welche von den Brocken leben, die von des Verschwenders Tische fallen, fortwährend sich vermindert.

Lassen wir die Extreme bei Seite liegen und machen wir uns die Sache durch ein Beispiel augenscheinlich. Zwei Capitalisten haben jeder tausend Morgen Land. Der Eine läßt seine Grundstücke in einen englischen Park verwandeln. Er baut ein Schloß darin auf mit prachtvollen Sälen, mit Stallungen, worin ein Dutzend muthiger Hengste wiehert. Seine Keller sind gefüllt mit den Weinen vom Rhein und von Tokay. Eine Schar reichgekleideter Diener steht auf seinen Wink bereit, bewacht den Palast und beschützt den Park. Die tausend Morgen Landes haben 200,000 Thaler gekostet, denn sie liegen in einer fruchtbaren Gegend; die Anlegung des Parkes 10,000, die Erbauung des Schlosses 90,000 Thaler.

Der Andere hat ein gleiches Capital aufgewandt, um seine Ländereien in einen Park zu verwandeln und ein Schloß hineinzubauen. Der Park besteht aber aus Maulbeerbäumen, und der Palast ist die Riesenwohnung, worin die Seidenwürmer ihre Coeons spinnen und tausend Arbeiter die Rohseide für die Manufacturen vorbereiten.

Der Erstere muß jährlich zur Erhaltung des Parkes, des Palastes, der Dienerschaft, der Pferde, zur Bestreitung eines diesem Glanze angemessenen Haushaltes 10,000 Thaler aufwenden.

Der Zweite braucht für die Bezahlung seiner Arbeiter und des Betriebs-Materials ein umlaufendes Capital von 250,000 Thalern, das ihm am Ende des Jahres unverkümmert wiederkehrt, was also gleich dem Capital ist, aus welchem die jährlichen 10,000 Thaler des Ersteren entspringen müssen.

Von Anfang an haben also beide Capitalisten gleiche Verhältnisse: ein stehendes Capital von 300,000 und ein umlaufendes von 250,000 Thalern. — Wie sieht es aber am Ende des Jahres aus?

Der reiche Schloßherr hat ohne Zweifel „sehr viel Geld verzehrt", er hat zwölf Lakaien ernährt, durch die Gesellschaften, die er gab, dem Weinhändler viel Wein, dem Schlächter viel Fleisch u. s. w. abgekauft; auch die Kaufleute haben für prachtvolle Stoffe, und die Handwerker für sonstige Arbeiten „viel Geld von ihm gelös't", — allein Alles ist unproductiv verzehrt worden, und von Allem erscheint nichts mehr in anderer Gestalt wieder. Der Schloßherr ist auf demselben Punkte, auf welchem er vorher war.

Anders sieht es dagegen mit dem Fabricanten aus. Während der Schloßherr mit dem jährlichen Aufwande von 10,000 Thalern höchstens

zwanzig bis dreißig Leute in Brod ſetzte, beſchäftigte der Seidenfabricant tauſend Arbeiter, jeden zu 200 Thalern jährlich, und am Ende des Jahres kam das Betriebs-Capital wieder zum Vorſchein mit dem Gewinne für dieſes und das ſtehende Capital. Aus dem Gewinne amortiſirt ſich der allmählich conſumirt werdende Theil des ſtehenden Anlage-Capitals, ſo daß, wenn z. B. das Gebäude einmal baufällig wird, deſſen Preis ſchon längſt erübrigt iſt. Wir rechnen ſehr wenig, wenn wir den Capital-Gewinn des Fabricanten zu 10 pCt. anſchlagen. Dann erhält der Seidenfabricant aber am Ende des Jahres 55,000 Thaler, von welchen er vielleicht 5000 Thaler für ſich verbrauchen und 50,000 zum Capital ſchlagen kann. Dadurch werden aber weitere zweihundert Arbeiter in Beſchäftigung geſetzt, oder die vorhandenen tauſend Arbeiter zur Vermehrung ihrer Geſchicklichkeit und Thätigkeit beſſer bezahlt.

Der Mann des Luxus hat mit demſelben Capital zwanzig Leute beſchäftigt und hat am Ende des Jahres nichts. Der Mann der Arbeit und des Sparens hat, obgleich er ganz comfortabel zu leben hatte, tauſend Arbeiter ernährt und 50,000 Thaler an Gewinn erübrigt. Das Capital des Schloßherrn wird mit jedem Jahre geringer, weil das Schloß am Ende baufällig wird. Das Capital des Fabricanten wächſ't mit jedem Jahre, ſetzt nach jedem Jahre eine größere Maſſe von Arbeit in Bewegung.

„Gewiß," wird vielleicht mancher Leſer einwenden, „der Fabricant hat ſein Vermögen nützlicher verwandt. Allein dieſe Wahl der Verwendung des Geldes ſteht nicht immer frei. Geſetzt den Fall, es iſt ein Nichtinduſtrieller an einem Orte, welcher ein ſo großes Vermögen hat, und derſelbe befindet ſich nun einmal nicht in der Verfaſſung, ein induſtrielles Unternehmen zu gründen. Iſt es dann nicht beſſer für die Bewohner, wenn er ſein Geld verzehrt und den Leuten zu verdienen gibt, als wenn er es aufhäuft? Denn die Maurer, Schloſſer, Tiſchler, Zimmerleute, die Tuchhändler und Spezereikrämer, die Bierwirthe, Fleiſcher, Bäcker, die Hutmacher, Schneider, Schuhmacher, und wie ſie alle heißen mögen, würden „„viel Geld von ihm zu löſen"" bekommen, was ſie ſonſt nicht verdienen würden. Das wäre doch offenbar ein großer Vortheil für die Stadt oder den Ort."

Auf einen ſolchen Einwurf müſſen wir zunächſt antworten: Es kommt darauf an, zu was die Dienſte verwandt werden, für welche man allen jenen Handwerkern und Kaufleuten „Geld zu löſen" gegeben hat. Sind die Dienſte vielleicht geleiſtet worden, um ein Krankenhaus, eine Schule zu errichten — à la bonne heure! Dann dient das aufgewandte Capital dazu, Arbeitskraft, die ſonſt durch Krankheit oder Tod verloren gehen würde, zu erhalten oder im letzteren Falle durch angemeſſene Ausbildung in der Schule

noch productiver zu machen, als sie ohne solche Ausbildung sein würde. Dieses Vermögen ist daher nicht unproductiv consumirt, sondern es erscheint wieder in den Werthen, die von der geretteten oder veredelten Arbeitskraft geschaffen werden.

Ist das Geld aber, mit welchem die Dienste jener Industriellen erkauft wurden, dazu verwandt worden, um einen kostspieligen, nichts hervorbringenden Park anzulegen, oder ein prachtvolles Schloß aufzubauen, oder ein Dutzend Lakaien und müßiger Pferde zu ernähren, dann ist es rein verloren; es ist unproductiv consumirt worden.

„Wie kann es denn verloren sein," wirst unser Zweifler ein, „wenn jene Geschäftsleute Geld gelöst haben, welches sie sonst nicht gelöst haben würden? Sie haben mit dem Gewinne, der ihnen übrig blieb, ihr Geschäft doch um etwas, wenn es auch nur wenig war, verbessert. Hätte der Capitalist, sei er ein Rentier, ein Graf oder Herzog, das Geld aufgespart, so würde die Stadt gar nichts davon gehabt haben!"

Gar nichts? Der Beweis möchte schwer fallen. Gesetzt, der genannte reiche Herr hätte jährlich 12,000 Thaler zu verzehren. Wenn er nun nur 2000 braucht, so wird er die übrigen 10,000 entweder selbst ausleihen oder dem Banquier übergeben; kurz, er wird sie dem öffentlichen Verkehr überliefern, damit sie nicht müßig liegen, sondern ihm Zinsen bringen. Der Banquier wird die 10,000 Thaler wieder einem Oekonomen leihen, damit dieser sein Gut drainiren lassen kann. Zu diesem Unternehmen wird der Oekonom, welcher vielleicht unmittelbar an der Stadt wohnt, viele Arbeiter beschäftigen müssen, welche die Gräben ziehen, die Thonröhren pressen u. s. w. Diese Arbeiter (und ein productiver Arbeiter kostet in der Regel weniger als ein Lakai, der wenig oder nichts producirt) werden Nahrungsmittel, Kleider, Werkzeuge brauchen. Sie geben also den Bäckern, Fleischern, Schneidern, Schuhmachern u. s. w. wenigstens eben so viel zu verdienen, als die Arbeiter, welche der Capitalist gehalten hätte, wenn er das Capital zur Anlegung eines Parkes verwandt haben würde. Im letzteren Falle erschien aber das Capital nicht wieder, während es bei der Drainirung durch die größere Masse gewonnener Früchte mit Gewinn wiederkommt. Der Banquier konnte die ihm anvertrauten 10,000 Thaler auch dem Schlosser oder Tischler leihen; der Erste erweiterte sein Geschäft damit, stellte viele Gesellen an und warf sich auf die Verfertigung landwirthschaftlicher Maschinen; der Zweite legte eine Möbel-Fabrik an. In beiden Fällen beschäftigte der Eine oder der Andere mindestens eben so viele Arbeiter, als der Capitalist, wenn dieser unproductive Arbeiten machen ließe, und das Capital kam mit Gewinn bei ihnen wieder zum Vorschein. Die Arbeiter hätten den Industriellen

der Stadt mindestens eben so viel „Geld zu lösen" gegeben. Am Ende des Jahres sieht es aber ganz anders aus. Da hat der Rentier, welcher das Geld aufsparte, dasselbe mit Zinsen zurück, also schon 10,500 Thaler, während er bei eigener unproductiver Verwendung gar nichts hätte. Wenn er nun wieder 10,000 Thaler an seinen Jahres-Revenuen ersparen will, so kann er schon 20,500 Thaler ausleihen. Es können noch mehr Aecker drainirt, also die Erzeugung einer noch größeren Menge von Früchten erzielt, es können die industriellen Geschäfte noch mehr erweitert, es können demgemäß noch mehr Arbeiter beschäftigt werden, als vorher, oder, was dasselbe ist, die Arbeitskraft der vorhandenen Arbeiter kann durch bessere Bezahlung verstärkt werden.

„Wie ist es aber dann," versetzt unser Opponent, „wenn der Rentier sein erspartes Capital gar nicht in der Stadt, wo er wohnt, ausleiht, sondern hundert Meilen davon? In diesem Falle lösen die Geschäftsleute der Stadt doch nichts oder nur wenig von ihm!"

Wollen wir sehen! Wenn der Rentier seine aufgesparte Revenue an einem, wenn auch hundert Meilen entfernten, Orte anlegt — und wenn wir unser Beispiel verallgemeinern, dann sollen auch die hundert oder die tausend Capitalisten, welche im Lande sind, dasselbe thun —, dann vermehrt sich die Masse des Capitals im Lande, der Zinsfuß fällt demgemäß, und da das Capital — die aufgesparten Werthe, welche in Geld repräsentirt, mit Geld gemessen werden — gleich dem Wasser, wo es an einer Stelle anschwillt, sofort über die anderen Theile des Landes sich ergießt, oder wie eine Waare, die an einem Orte durch ihren Ueberfluß billiger geworden ist, nach einem anderen Orte zu kommen strebt, wo sie der Seltenheit, also der größeren Nachfrage wegen theurer ist; kurz, da das Capital ein gleiches Niveau zu erhalten strebt, so wird auch die Stadt, in welcher jeder dieser Capitalisten wohnt, ihren Nutzen aus dem billigeren Zinsfuße ziehen. Der Schlosser, der Tischler, der Oekonom, sie alle werden das zur Drainirung, zur Möbel-Fabrik nöthige Capital leichter und billiger erhalten, auf diese Weise die Nachfrage nach Arbeitern vermehren und somit den Arbeitslohn verbessern.

Der Nutzen, den die Industriellen der Stadt von dem Rentier erwarten, ist doch kein anderer, als *rascher Absatz ihrer Producte*. Durch nichts wird aber der Absatz mehr erleichtert oder überhaupt vermittelt, als durch *Billigkeit der Production*. Die Billigkeit der Production wird aber gerade erst möglich durch wohlfeiles Capital; und wohlfeiles Capital ist nur möglich, wenn viel davon angesammelt wird. Wenn aber, wie in dem einen Falle angenommen ist, das Vermögen unproductiv con-

sumirt wird, dann wird das Capital immer theurer, die Production immer schwerer und folglich der Absatz schwieriger.

Die Frage der Billigkeit der Production ist eine der wichtigsten der National-Oekonomie. Nicht die Nachfrage nämlich ruft allein die Erzeugung hervor, sondern die billige Production vielmehr schafft sich selbst den Absatz.

Nachfrage nach schriftstellerischen Werken war auch vor der Erfindung der Buchdruckerei vorhanden; aber die enormen Preise, welche für Abschriften bezahlt werden mußten, brachten dennoch keine wesentliche Vermehrung der Production hervor. Die Buchdruckerei aber schuf sich selbst einen tausendfältig größeren Absatz durch die Billigkeit und Schönheit ihrer Producte.

In industriearmen Ländern sind die Producenten viel weniger geneigt, ihren Absatz durch Ersparung in den Productionskosten und folglich billigen Preis zu vermehren, als durch andere Bemühungen. Wir stoßen hier auf ein schweres Vorurtheil.

Der gewerbtreibende Stand pflegt es als ein großes Glück anzusehen, wenn ein Regiment Soldaten, oder eine Universität, ein Amt, eine große Schule u. s. w. nach einer Stadt verlegt wird; er pflegt einen solchen Umstand als eine ergiebige Nahrungsquelle zu betrachten und, wenn eine Versetzung solcher Corporationen an einen anderen Ort eintritt, wie über ein schweres Unglück zu klagen. Der gemeine Mann bedient sich da des Ausdrucks: „Man nimmt uns unser Brod"; oder im anderen Falle: „Die Soldaten geben uns doch Brod zu verdienen"!

Zieht man aber eine Parallele zwischen Orten, welche auf solche Weise „Brod verdienen", und zwischen anderen, die solcher Hülfsquellen entbehren; vergleicht man Residenzen, Universitätsstädte und sogenannte Amtsorte, Festungen, die ausschließlich diesen Charakter tragen und nicht noch andere Elemente des Verdienstes in sich beherbergen: so finden wir, daß sie in der Regel ärmer, weil gewerbsuntüchtiger sind, als andere Städte.

In der That: das Regiment, das Amt, die Universität liefert doch keine Zauberer, die Producte aus nichts schaffen, sondern nur Consumenten, welche den Absatz der Producte der Gewerbsleute der Stadt erleichtern. Ein preiswürdiges Product schafft sich aber den Absatz von selbst. Die Producenten einer solchen Stadt haben nur den Vortheil, daß die Consumenten, welche jene Corporationen schaffen, fast in allen Dingen auf sie angewiesen sind. Die Producenten haben also gewisser Maßen ein Monopol. Das ist das ganze Geheimniß. Das Monopol überhebt die Producenten der Mühe, preiswürdige Waare zu schaffen, die sich ihren Absatz selbst erobert. Wir finden in solchen Orten, bei mangelnder Concurrenz, die Gewerbserzeugnisse im Vergleich zu anderen Orten in der Regel theurer und

schlechter; denn die Concurrenz mangelt, dieser zur Vervollkommnung der Menschen unentbehrliche Sporn. Die Klage, daß eine solche Corporation einer Stadt genommen wird, ist also nur eine Klage über den Verlust eines Monopols der Trägheit.

In Städten hingegen, die ganz auf sich und ihre durch Lage, Klima und Bevölkerung gebotenen Verhältnisse angewiesen sind, entwickelt sich in der Regel eine naturwüchsige Industrie, die weder der Rentiers, noch der Soldaten, noch der Beamten, noch der Studenten, der Badegäste oder des Hofes bedarf, sondern deren Producte sich durch ihre Güte den Absatz selbst suchen, und wäre es jenseit des Oceans. Ein solcher Nahrungsstand ist nicht von Zufällen abhängig, nicht von den Launen einer Regierung oder Gesetzgebung; ihn können nur große Umwälzungen des Handels und Verkehrs stören, welche in den Jahrhunderten vor sich gehen, wo man aber bei Zeiten gewarnt ist, um sich vor Schaden zu hüten. Intelligente Bewohner solcher Städte sehen es daher durchaus nicht für ein Glück an, wenn dieselben durch solche künstliche Consumenten begünstigt werden, weil die industrielle Thatkraft leicht durch die dem Menschen inwohnende Trägheit erlahmt, während sie, auf sich selbst angewiesen, in reger Thätigkeit sich erhält. Ein frappantes Beispiel gibt in dieser Hinsicht Berlin. Anfänglich waren der Hof, Militär und Beamte die Hauptnahrungsquelle der Stadt. Dieselbe vergrößerte sich sehr langsam. Seitdem sie sich aber auf die Fabrik-Industrie geworfen, seitdem gar der Hof meistentheils abwesend ist, ist sie, auf naturwüchsiger Production fußend, um den Absatz nicht mehr verlegen und nimmt den raschesten Aufschwung.

Auf solche Weise entsteht ein viel naturwüchsigerer Erwerbsstand, als ein solcher, der von den Sonnenblicken eines Mäcen abhängt.

Allein wenn wir auch alle oben gemachten Einwände gelten lassen, wenn wir annehmen wollen, daß die Industriellen einer Stadt von einem viel verzehrenden Rentier mehr verdienen, als wenn das so vergeudete Geld zur Ernährung von productiven Arbeitern ausgegeben wird, so darf man doch nicht vergessen, daß das allgemeine Interesse stets dem Sonder-Interesse vorgeht. Es ist ganz natürlich, daß das Sonder-Interesse auf Kosten des allgemeinen sich zu bereichern sucht, allein der Staatsmann, die Wissenschaft können sich nicht darum bekümmern. Dem Adel gefielen auch der Zehnte, die Frohnden, die Leibeigenschaft recht gut, er wehrte sich mit allen Kräften des Geistes und Körpers gegen die Abschaffung derselben; er erklärte Eigenthum, Familie, Religion, Gesellschaft, Sittlichkeit, kurz, was es Theures und Heiliges gibt auf Erden, für bedroht, wie es das gefährdete Sonder-Interesse stets zu thun pflegt; auch den Meistern schmecken die Zünfte recht gut, und sie drohen mit dem Gespenste des Pauperismus,

wenn sie abgeschafft würden, als ob bei gefesselter Arbeitskraft mehr Werthe könnten geschaffen werden, als bei freier Bewegung. Die Fabricanten erklären, daß ihre Arbeiter verhungern würden, wenn das Inland ihnen nicht in Gestalt höherer Zölle ihre Waaren theurer bezahle, d. h. eine Armen-Steuer bewillige, die man den Arbeitern ja besser direct bewilligen könnte, wenn eine solche Begünstigung des Müßiggangs überhaupt für zweckmäßig erachtet werden sollte; die hannover'schen Aerzte schrieen, daß die Wissenschaft zu Grunde gehe, wenn dem Wunderdoctor Lampe in Goslar, welcher der Natur einige heilsame Kräuter abgelauscht hat, die ertheilte Concession ferner gelassen werde; kurz, wir könnten Bände anfüllen mit Aufführung von Sonder-Interessen; — da es aber unmöglich ist, jedes Sonder-Interesse zu berücksichtigen, da das allgemeine Wohl vorgeht, und in diesem das Sonder-Interesse endlich auch seine Befriedigung finden muß, so kann die Wissenschaft, welche sich mit den Gesetzen der Production, Vertheilung und Consumtion der Güter beschäftigt, nur das allgemeine Interesse im Auge haben. Sie heißt deßhalb National-Oekonomie, oder Volkswirthschaft, — nicht Adelswirthschaft, Zunftwirthschaft, Fabricanten-Wirthschaft u. s. w.

Wir kommen nun zu einer anderen Schattirung der productiven oder unproductiven Verwendung des Vermögens. Wir haben oben, um das Princip klar hinzustellen, die Gegenstände etwas schroff ausgemalt. Wir haben das von einem Rentier für Schloß und Park, für Rosse und Lakaien ausgegebene Geld unproductiv verwandtes Vermögen genannt, die Beschäftigung der letzteren eine nichts hervorbringende. Natürlich trifft dies nur zu, wenn man große Kategorieen einander gegenüber stellt. Sonst sind die Elemente so mit einander vermischt, daß sie sich schwer trennen lassen.

Bei der Arbeit kommt es vor Allem darauf an, daß Jeder diejenige treibe, für welche er die meiste Lust und Kraft, das meiste Talent, die größte Geschicklichkeit hat. Auf solche Weise wird er die meisten Werthe schaffen; und das ist die Hauptsache.

Wenn nun ein großer Gelehrter, der für seine Mitmenschen die Gesetze der Natur erforscht, welche dann, in der Mechanik berücksichtigt, auf die Industrie angewandt, größere Production hervorrufen, — wenn ein Staatsmann, welcher durch seinen Verstand und seinen Charakter mehr als ein Anderer berufen ist, die sociale Ordnung aufrecht zu erhalten und dadurch eine Störung der Production zu verhindern, — wenn ein geschickter Mechanicus, der es versteht, so künstliche Maschinen zu machen, daß viele Arbeit erspart wird, — wenn ein Industrieller, der ein Verfahren erfunden hat, vermittelst dessen die Erzeugungskosten einer Waare verringert, die

Production also wieder erleichtert wird, — wenn alle diese zugleich auch ihre Kleider selbst reinigen, ihre Speisen sich selbst bereiten, selbst die Stiefel putzen und Botschaften besorgen sollten, so würden sie viel Zeit verlieren, welche sie in ihrer speciellen Fachbeschäftigung nützlicher, gewinnreicher zubringen würden. Während der Industrielle in der Stunde, welche er seiner Fabrication widmet, einen Thaler verdient, würde er, während er seine Briefe selbst auf die Post trüge, selbst Aufträge ausrichtete, in der Stunde vielleicht nur einen Groschen verdienen.

Wenn die oben genannten Leute sich also eine Köchin halten, um ihre Speisen zu bereiten, oder einen Bedienten, um die Stiefel zu putzen und die Ausgänge zu besorgen, so können sie ihre ganze Zeit ihrer Fachbeschäftigung widmen, mit welcher sie am meisten Werthe schaffen. Die Köchin und der Bediente waren aber nicht unproductiv beschäftigt, sondern indem sie ihrem Herrn Zeit ersparen halfen, wodurch er mehr hervorbrachte, haben sie mittelbar selbst zur Production beigetragen, selbst producirt, und das Geld, welches zu ihrem Unterhalte verwandt wurde, war productiv verwandt, war Capital. Eben so kann das Vermögen, welches zur Anlegung eines Parkes, zur Erbauung eines Schlosses verbraucht worden ist, auch nicht ohne Weiteres ein unproductiv consumirtes genannt werden. Wenn z. B. eine angenehme Wohnung, wenn ein schöner Garten dem Körper des Fabricanten, des Mechanicus, des Gelehrten, des Staatsmannes zuträglich ist, wenn er seinen Geist so heiter stimmt, daß der Gedanken-Proceß leichter wird, — so kann dadurch die Arbeit förderlicher von Statten gehen; es wird besser, das heißt mehr Werth producirt, und jenes scheinbar unproductiv angelegte Vermögen hat mittelbar zur Production beigetragen. Die durch die freundliche Umgebung erheiterte Stimmung kann z. B. den Anstoß dazu gegeben haben, daß der Gelehrte eine wichtige Erfindung in der Chemie machte, über welche er lange vergeblich nachgebrütet hatte, und durch welche ihrerseits eine erleichterte Art der Färberei zu Stande gebracht wird, die der Production zu Statten kommt; — jene heitere Stimmung kann dem Mechanicus plötzlich den Gedanken zu einer Verbesserung der Dampfmaschine eingegeben haben, wodurch ein Drittheil am Brenn-Material erspart wird; — sie kann ferner den Staatsmann durch plötzliche Eingebung über einen Irrthum in der Handels-Politik oder über einen finanziellen Fehler aufgeklärt haben, in welchem er bisher befangen gewesen war und der die Production gehemmt hatte.

In allen solchen und ähnlichen Fällen war das Vermögen productiv verwandt. Allein es gibt ein gewisses Maß, das nicht überschritten werden darf. Wenn der Gelehrte z. B. zu viele Köchinnen hält, so verderben sie die Kost, und es wird bei höherem Aufwande weniger producirt; wenn

der Staatsmann so viele Lakaien hält, daß einer dem andern im Wege steht, so werden die Aufträge am Ende schlechter ausgerichtet und die Production gehemmt; wenn der Industrielle zu viel Vermögen in den Park oder das Schloß steckt, so daß der Gedanke an die verlorenen Zinsen ihm den Anblick der schönen Bäume und Blumen, der hübschen Tapeten und Gemälde wieder vergällt, so kann das Vermögen allerdings unproductiv vergeudet worden sein.

Das Verdammungs-Urtheil, welches die ökonomische Wissenschaft über die Verschwendung ausspricht, schließt einen weisen, mäßigen Gebrauch der Güter des Lebens nicht aus, der je nach dem Culturzustande des Volkes und des Individuums einer unendlichen Ausdehnung fähig ist; denn die Bedürfnisse sind nach dem sinnigen Gleichnisse J. B. Say's, wie die Wärme, nicht auf ein bestimmtes Niveau zurückzuführen, sondern stets relativ.

6. Productive oder unproductive Arbeiter.

Wenn unter den ſo eben geſchilderten Verhältniſſen Say ganze Claſſen der Bevölkerung, z. B. Soldaten und Beamte, unproductive Arbeiter nennt, ſo können wir ihm nicht beiſtimmen. Dieſelben ſchaffen durch ihre Dienſtleiſtungen, wofern man deren bedürftig iſt, ſo gut Werthe, wie die Bodenbebauer und Handwerker.

Niemand wird im Ernſte behaupten wollen, daß der Schutz des Eigenthums und der Perſon nicht ein weſentliches Erforderniß der Production iſt. Wer den Producenten in ſeinem Eigenthum und ſeiner Perſon ſchützt, der leiſtet ihm einen Dienſt, welchen er ſonſt ſich ſelbſt leiſten müßte, und für den er demjenigen, der ihm dieſe Mühe erſpart, gern einen Gegenwerth gibt. Der Richter, der Soldat und der Policei-Beamte, welche für den Rechtsſchutz und die Ordnung ſorgen, ſchaffen als dienſtleiſtende Perſonen ſo gut Werth, wie andere Arbeiter: ſie ſind productive Arbeiter. Der Producent wird ſich ihrer Dienſte ſogar lieber bedienen, als dieſe ſich ſelbſt leiſten, weil jene das Geſchäft beſſer verſtehen, indem ſie ſich dafür ausgebildet haben; die übrigen Producenten werden alſo Mühe ſparen, wenn ſie die Dienſte der Beamten und Soldaten annehmen und ſie mit ſelbſtgeſchaffenem Werthe bezahlen.

Es mag vorkommen, daß die Zahl der Beamten und Soldaten zu groß iſt, als daß ihre Dienſte ſo viel werth wären, als man dafür gibt; damit wird aber das Princip nicht geändert.

Wir kommen hier auf einen andern wichtigen Factor der Production — die Theilung der Arbeit.

7. Die Theilung der Arbeit.

„Die größte Zunahme in den hervorbringenden Arbeitskräften und die Vermehrung der Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht, womit die Arbeit überall geleitet oder verrichtet wird, scheint", wie A. Smith glaubt, „eine Wirkung der Arbeitstheilung gewesen zu sein."

Im Urzustande der Völker, wo die Menschen entweder Jäger oder Hirten sind, da gibt es wenig oder gar keine Theilung der Arbeit. Jeder versorgt sich mit seinen Bedürfnissen selbst. Selbst zubereitete Thierfelle bilden den Stoff zu selbst verfertigten Kleidungsstücken; die Hütten baut sich Jeder selbst, und die Nahrung, das einzige weitere Bedürfniß solcher Naturſöhne, wird aus dem erlegten Wild oder den Heerden gewonnen.

Bald merkt indessen der Jäger, daß er viel größere Geschicklichkeit in der Verfolgung und Erlegung des Wildes erlange, wenn er sich ausschließlich mit der Jagd beschäftige, und daß er vermöge der Gewandtheit und Ausdauer, welche ihm die fortwährende Uebung verleiht, drei- oder viermal so viel Wild erlegen würde, als wenn er nebenbei noch andere häusliche Arbeiten verrichte. Es wohnten zum Beispiel zwei Brüder beisammen, welche anfänglich gemeinschaftlich auf die Jagd gingen. Der eine war ein robuster, starker Mann, mit scharfen Adleraugen; der andere war schwächlich. Auf der Jagd mußte sich der erstere immer nach seinem Bruder richten, der die Strapazen nicht so gut ertragen konnte. An dem einen Tage gingen die beiden Brüder zusammen auf die Jagd, an dem andern verfertigten und besserten sie sich Kleider aus, reparirten ihre Hütte, gerbten das Leder, trockneten Fleisch und setzten das Jagdgeräthe in Stand. Wie es aber auf der Jagd mit dem schwächlicheren Bruder nicht recht vorwärts gehen wollte, so hatte der andere wieder gar kein Geschick im Kleidermachen und Verfertigen der Jagd-Werkzeuge. Der letztere hatte immer eher ein Stück Wild erlegt, als der andere, und dieser war wieder mit einem Beinkleide oder einem Bogen rascher fertig. Der robuste Bruder, dem die sitzende Lebensart durchaus nicht behagen wollte, sagte daher eines Tages zu dem anderen:

„Ich plage mich an den Lederhosen herum und bringe nichts zu Stande, während du mit Leichtigkeit in derselben Zeit zwei Paar fertig machst; und auf der Jagd zappelst du dich ab, daß es ein Jammer ist, und ich muß doch noch immer auf dich warten. Wir bringen es so beide zu nichts und haben Mangel an Allem. Wie wäre es, wenn ich immer bloß auf die Jagd ginge, während du nur die häuslichen Geschäfte verrichtetest?"

Der Bruder nahm den Vorschlag gern an, und die Folge dieses Uebereinkommens war, daß dieser mehr Waffengeräthe und Kleider verfertigte, als beide verbrauchten, daß der andere mehr Wild nach Hause brachte, als beide verzehren konnten.

Nun befanden sich in der Nähe ein paar andere Jäger, von denen der eine eine besondere Fertigkeit im Aufrichten von Blockhäusern erlangt, der andere aber die Entdeckung gemacht hatte, aus wild im Walde wachsendem Obst einen schmackhaften, stärkenden Trank zu bereiten. Ein Dritter hatte eine wilde Getreideart zu veredeln gewußt und das Brod erfunden. Nun gaben die oben genannten Brüder ihren Ueberfluß an Wild, Kleidungsstücken und Geräthschaften ab und erhielten dafür eine entsprechende Quantität Cider und Brod. So gestärkt, konnten sie noch mehr erübrigen und dem Nachbar, welcher am geschicktesten war, Blockhäuser zu bauen, so viel Wild, Brod, Cider und Kleider abgeben, daß er so lange davon leben konnte, bis er ein geräumiges Blockhaus, statt der früheren Hütte, erbaut und noch etwas übrig hatte. Alle fünf Personen lebten nun besser, ohne mehr zu arbeiten, ohne sich mehr Mühe zu geben, als vorher. Denn wenn sie ihren Ueberfluß nicht ausgetauscht, so hätten sie gar nichts davon gehabt; er wäre verfault.

Nur die Abschätzung der gegenseitigen Producte machte von Anfang etwas Schwierigkeit. Da kam ihnen eine zwischen dem Jäger und einem Fischer zu Stande gekommene Uebereinkunft zu Hülfe. Ein Sechster nämlich, dem das Verfolgen des Wildes zu mühsam war und der zugleich auch kein Geschick für die Verfertigung der anderen Gegenstände hatte, welche der neuen Colonie bis dahin bekannt waren, war auf ein sinnreiches Mittel verfallen, Fische zu fangen, die bis dahin unbenutzt im Flusse umhergeschwommen waren; kurz, er hatte das Netz und die Angel erfunden. Er fing jeden Tag eine beträchtliche Anzahl von Fischen. Da er nun an den anderen Gegenständen, deren er bedurfte, Noth litt und einen Ueberfluß an Fischen hatte, den er selbst nicht verzehren konnte, so spann er eines Tages mit dem Jäger folgendes Gespräch an:

Fischer. Wie ich sehe, hast du stets Fleisch und Fett von dem Wild übrig, das du erlegst, während ich Fische übrig habe, die ich nicht brauche, und mir das Fett mangelt, um diejenigen, welche ich verzehre, zu braten.

Auch möchte ich zur Abwechſelung einmal Wildfleiſch eſſen; vielleicht haſt du dieſelbe Luſt zur Abwechſelung. Wir wollen daher, wenn es dir recht iſt, von unſerem Ueberfluſſe mit einander austauſchen.

Jäger. Mir iſt es recht; ich habe gerade einen halben Hirſch übrig. Wie viel gibſt du mir dafür?

F. Zehn Fiſche.

J. Was fällt dir ein? Du fängſt ja täglich zwanzig bis dreißig; und ein halber Hirſch hat ja viel mehr Umfang an Fleiſch, ſättigt dreimal mehr.

F. Aber während ich zwanzig Fiſche fange, erlegſt du einen Hirſch oder zwei Rehböcke. Zur Gewinnung eines halben Hirſches brauchſt du alſo nur einen halben Tag Zeit; wenn ich dir mehr gebe, dann iſt der Handel ja ungleich. Ich muß mehr als einen halben Tag fiſchen, um das zu erhalten, was du in einem halben Tage erlegſt.

J. Aber du kannſt müßig am Fluſſe ſtehen, während ich mich abmühen muß, um das Wild zu verfolgen, und dabei auch mehr Kleider und Geräthe verbrauche, als du. Nein, wenn du mir nicht dreißig Fiſche für den halben Hirſch gibſt, dann erhältſt du ihn nicht. Ich gebe ihn lieber dem Nachbar und trinke Cider dafür. Geh du einmal ſelbſt auf die Jagd und ſieh zu, wie lange du brauchſt, bis du einen Hirſch erlegſt.

F. Fange du einmal an Einem Tage dreißig Fiſche.

J. Ich kann es nicht; deßhalb jage ich.

F. Ich kann nicht jagen; deßhalb fiſche ich.

J. Du willſt doch von meinem Wild!

F. Willſt du denn von meinen Fiſchen gar nichts?

J. Recht gern; aber du mußt billig ſein.

F. Um billig zu ſein, müſſen wir doch die gleiche Arbeit austauſchen.

J. Ganz recht; aber die meinige erfordert in kürzerer Zeit mehr Anſtrengung.

F. Ich ſehe dies ein und will dir deßhalb etwas mehr Fiſche geben; aber du mußt doch zugeben, daß du mich etwas übervortheilſt; denn du haſt den halben Hirſch doch gerade übrig. Wenn ihn der Cidermacher nicht brauchen kann, dann verfault er.

J. Gerade ſo ginge es mit deinen Fiſchen; und am Ende iſt mein Wild geſuchter, als ſie.

Kurz und gut, die beiden Urmenſchen verſtändigten ſich, und der Fiſcher gab dem Jäger fünfzehn Fiſche für einen halben Hirſch.

Dieſer Handel war die Veranlaſſung, daß die Mitglieder der kleinen Colonie ſich einen Maßſtab zum Meſſen des Werthes der Producte erdachten. Der erſte Maßſtab war ihnen die Arbeit. Man nahm als ausgemacht

an: ein halber Hirsch war fünfzehn Fische werth; für 30 Fische, also für einen ganzen Hirsch, erhielt man auch einen halben Schlauch Cider. In den halben Schlauch gingen 120 Holzbecher voll Cider; vier Becher voll Cider waren also einen Fisch werth. Man gewöhnte sich alsbald daran, den kleinsten Werth, also einen Becher voll Cider, als Maßstab anzunehmen. Man berechnete Alles nach Bechern voll Cider. Da es zu umständlich war, den Cider immer vom Nachbar zu kaufen und dann wieder gegen das Tausch-Object auszuschenken, so kam der Cider-Wirth auf den Gedanken, Jedem gut- und abzuschreiben; kurz, er eröffnete ein Conto, das am Ende jeder Woche abgerechnet wurde, — er wurde Banker, und mußte das Geschäft erst aufgeben, als der Gebrauch des Geldes aufkam. Doch wir schweifen ab.

Unsere Colonisten überzeugten sich also immer mehr, daß sie ihre Bedürfnisse besser und reichlicher befriedigen konnten, wenn Jeder nur eine bestimmte Arbeit verrichtete, ein bestimmtes Erzeugniß hervorbrachte und seinen Ueberfluß mit dem der Anderen austauschte. In dem Maße, als die Bevölkerung wuchs, vermehrten sich daher die Beschäftigungen. Die Menschen lernten nach und nach immer mehr einsehen: je mehr einer zugleich sein eigener Jäger, Hirt, Ackerbauer, Schneider, Schuhmacher, Zimmermann u. s. w. war, desto weniger Fertigkeit erlangte er in jeder dieser Beschäftigungen, desto mehr Zeit verlor er beim Uebergang von einer Beschäftigung zur anderen, desto weniger vervollkommnete er seine Werkzeuge, desto mehr Zeit verlor er, desto weniger producirte er also, denn — Zeit ist, wie die Americaner sagen, Geld.

„Diese große Vermehrung in der Quantität des Erarbeiteten," sagt daher A. Smith, „welche in Folge der Arbeitstheilung die nämliche Anzahl Leute herzustellen im Stande ist, verdankt man dreierlei verschiedenen Umständen: 1) der gesteigerten Geschicklichkeit bei jedem einzelnen Arbeiter; 2) der ersparten Zeit, welche gewöhnlich bei dem Uebergange von einer Arbeit zur anderen verloren geht, und 3) der Erfindung einer Menge von Maschinen, welche die Arbeit erleichtern und abkürzen und einen einzigen Menschen in Stand setzen, die Arbeit Vieler zu verrichten.

„Erstens vergrößert die gesteigerte Geschicklichkeit des Arbeiters nothwendig die Quantität dessen, was er leisten kann, und da die Arbeitstheilung das Geschäft eines Jeden auf einen geringeren Kreis von Verrichtungen einschränkt und diese Verrichtungen zur alleinigen Beschäftigung seines Lebens macht, so steigert sie unausbleiblich die Geschicklichkeit des Arbeiters zu einem hohen Grade. Ein gewöhnlicher Schmied, der, wenn er auch den Hammer zu führen gewohnt ist, doch niemals im Nägelmachen Uebung hatte, wird, wenn er in einem besonderen Falle sich daran machen muß,

ſicherlich kaum im Stande ſein, über zwei- oder dreihundert Nägel des Tages zu verfertigen, und dieſe noch dazu herzlich ſchlecht. Ein Schmied, der zwar gewohnt iſt, Nägel zu machen, deſſen alleiniges oder hauptſächliches Geſchäft aber nicht das des Nagelſchmieds war, kann ſelten bei äußerſtem Fleiße mehr als achthundert bis tauſend Nägel des Tages machen. Ich habe Burſchen unter zwanzig Jahren geſehen, welche niemals ein anderes Gewerbe als das des Nägelmachens getrieben hatten und die, wenn ſie ſich tüchtig daran hielten, je über 2300 Nägel an Einem Tage machen konnten. Dennoch iſt das Verfertigen eines Nagels keineswegs eine der einfachſten Verrichtungen. Ein und derſelbe Menſch bläſ't die Bälge, ſchürt an oder legt, wenn es nöthig wird, Feuerung zu, glüht das Eiſen und ſchmiedet die einzelnen Theile des Nagels; beim Schmieden des Kopfes iſt er ſogar genöthigt, mit den Werkzeugen zu wechſeln. Die verſchiedenen Operationen, in welche die Verfertigung einer Stecknadel oder eines Metallknopfes zerfällt, ſind ſämmtlich viel einfacher, und die Geſchicklichkeit desjenigen, der ſein Leben mit dieſem Geſchäfte zugebracht hat, iſt gewöhnlich weit größer. Die außerordentliche Geſchwindigkeit, mit welcher einige Operationen dieſer Manufacturen gemacht werden, übertrifft alles, deſſen man, ſo lange man nicht Augenzeuge davon geweſen iſt, die menſchliche Hand hätte fähig halten ſollen.

„Zweitens iſt der Vortheil, welcher durch Erſparung der im Uebergange von einer zur anderen Arbeit gewöhnlich verlorenen Zeit gewonnen wird, bei Weitem größer, als man ſich beim erſten Anblicke vorſtellen kann. Es iſt unmöglich, ſehr ſchnell von einer Art Arbeit zur anderen überzugehen, wenn ſie an verſchiedenen Stellen und mit ganz anderen Werkzeugen getrieben werden. Ein Weber auf dem Lande, der ein kleines Gütchen zu beſtellen hat, muß einen guten Theil Zeit damit verlieren, daß er von ſeinem Webſtuhle aufs Feld und vom Felde zum Webſtuhle wandert. Wenn die beiden Gewerbe in derſelben Werkſtätte betrieben werden können, ſo iſt der Zeitverluſt ohne Zweifel weit geringer; doch iſt er auch in dieſem Falle ſehr anſehnlich. Es pflegt der Menſch ein wenig zu zaudern, wenn er eine Art der Beſchäftigung verläßt, um ſich zu einer anderen zu wenden. Indem er zuerſt an die neue Arbeit geht, iſt er ſelten recht rührig und herzhaft; ſein Geiſt iſt, wie man zu ſagen pflegt, noch nicht dabei, und er vertändelt eher einige Zeit, als daß er ſich wacker daran hält. Die Gewohnheit des Trödelns und des gleichgültigen, fahrläſſigen Thuns, welche natürlicher oder vielmehr nothwendiger Weiſe jeder Arbeiter auf dem Lande annimmt, der mit Arbeit und Werkzeugen alle halbe Stunden wechſeln und alle Tage ſeines Lebens auf zwanzigerlei Art ſich beſchäftigen muß, macht ihn faſt durchgehends träge, läſſig und ſelbſt in den dringendſten

Fällen jedes angeſtrengten Fleißes unfähig. Daher muß, auch abgeſehen von ſeinem Mangel an Geſchicklichkeit, ſchon dieſer Grund allein das Arbeits-Quantum, welches er herzuſtellen vermag, immer gar ſehr herunter ſetzen.

„Drittens muß Jeder erkennen, wie ſehr die Arbeit durch Anwendung geeigneter Maſchinen erleichtert und abgekürzt wird. Die Erfindung aller jener Maſchinen, durch welche die Arbeit ſo ſehr erleichtert und abgekürzt wird, iſt urſprünglich größtentheils der Theilung der Arbeit zu verdanken. Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß man leichtere und bequemere Methoden, eine Sache zu erreichen, dann entdeckt, wenn die ganze Aufmerkſamkeit auf dieſe einzige Sache gerichtet iſt, als wenn ſie an eine große Mannigfaltigkeit von Dingen zerſtreut wird. Durch die Arbeitstheilung kommt es aber dahin, daß die ganze Aufmerkſamkeit eines Menſchen ſich auf irgend einen höchſt einfachen Gegenſtand richtet. Es iſt daher natürlich zu erwarten, daß Einer oder der Andere unter denen, welche es mit einem beſonderen Arbeitszweige zu thun haben, bald leichtere und bequemere Methoden, ſeine eigene beſondere Arbeit zu verrichten, ausfindig machen werde, wenn anders die Natur derſelben eine ſolche Vervollkommnung zuläßt. Gar viele Maſchinen, die in denjenigen Gewerben gebraucht werden, in welchen die Arbeit am meiſten getheilt iſt, waren urſprünglich Erfindungen gemeiner Arbeitsleute, die, da ſie bei irgend einer ſehr einfachen Operation beſchäftigt waren, natürlich ihre Gedanken darauf richteten, leichtere und bequemere Herſtellungsarten herauszubringen. Wer ſolche Manufacturen häufig beſucht hat, dem müſſen oft ſehr ſchöne Maſchinen zu Geſicht gekommen ſein, welche Erfindungen ſolcher Arbeiter zu dem Zwecke waren, ihre eigene Arbeits-Aufgabe zu erleichtern und zu beſchleunigen. Bei den erſten Dampfmaſchinen war ein Knabe fortwährend damit beſchäftigt, die Communication zwiſchen dem Keſſel und dem Cylinder, ſo wie der Kolben hinauf- oder herunterging, wechſelsweiſe zu öffnen und zu ſchließen. Einer dieſer Knaben, der mit ſeinen Cameraden zu ſpielen Luſt hatte, bemerkte, daß, wenn man eine Schnur von dem Griffe des Ventils, welche die Communication öffnete, nach einem anderen Theile der Maſchine zöge, das Ventil ſich ohne ſein Zuthun öffnen und ſchließen und ihm Freiheit laſſen würde, ſich mit ſeinen Spielgenoſſen zu beluſtigen. Eine der größten Vervollkommnungen, die an dieſer Maſchine ſeit ihrer Erfindung gemacht wurden, war auf dieſe Weiſe die Entdeckung eines Knaben, der ſich die Arbeit erſparen wollte.“

Als ein Beiſpiel, welches den Proceß der Theilung der Arbeit am deutlichſten macht, führt A. Smith die Stecknadeln-Fabrication auf. In dieſem Geſchäfte, aus dem die Theilung der Arbeit ein eigenes Gewerbe

gemacht hat, könnte ein nicht angelernter Arbeiter, der mit dem Gebrauche der dazu verwandten Maſchinen (zu deren Erfindung wahrſcheinlich dieſelbe Theilung der Arbeit Gelegenheit gegeben hat) nicht vertraut wäre, vielleicht mit dem äußerſten Fleiß kaum Eine Nadel täglich, gewiß aber keine zwanzig machen. In der Art aber, wie dieſes Geſchäft jetzt betrieben wird, iſt es nicht nur ein eigenes Gewerbe, ſondern theilt ſich in eine Zahl von Zweigen, von denen die meiſten wiederum eigene Gewerbe ſind. Einer zieht den Draht, ein Anderer richtet ihn, ein Dritter ſchrotet ihn ab, ein Vierter ſpitzt ihn zu, ein Fünfter ſchleift ihn am oberen Ende, damit der Kopf angeſetzt werde; die Verfertigung des Kopfes erfordert drei oder vier verſchiedene Verrichtungen; das Anſetzen desſelben iſt ein eigenes Geſchäft, das Weißſieden der Nadeln ein anderes; ja, ſogar das Einſtecken der Nadeln in Papier bildet ein Gewerbe für ſich. So iſt das wichtige Geſchäft der Stecknadeln-Fabrication in ungefähr achtzehn verſchiedene Verrichtungen getheilt, die in manchen Fabriken alle von eben ſo viel verſchiedenen Händen vollbracht werden, während in anderen ein einziger Menſch zwei oder drei derſelben auf ſich nimmt. Ich habe eine kleine Fabrik dieſer Art geſehen, wo nur zehn Menſchen beſchäftigt waren und Manche daher zwei oder drei verſchiedene Verrichtungen zu erfüllen hatten. Obgleich nun dieſe Menſchen ſehr arm und darum nur leidlich mit den nöthigen Maſchinen verſehen waren, ſo konnten ſie doch, wenn ſie ſich tüchtig daran hielten, zuſammen zwölf Pfund Stecknadeln täglich liefern. Ein Pfund enthält über 4000 Nadeln von mittlerer Größe. Es konnten demnach dieſe zehn Menſchen täglich über 48,000 Nadeln machen. Da Jeder den zehnten Theil von 48,000 Nadeln machte, ſo läßt es ſich ſo anſehen, als machte Einer 4800 Nadeln an Einem Tage. Hätten ſie dagegen alle einzeln und unabhängig gearbeitet, und wäre Keiner für dieſes beſondere Geſchäft angelernt worden, ſo hätte gewiß Keiner zwanzig Nadeln, vielleicht nicht Eine täglich machen können, d. h. den 240., vielleicht nicht den 4800. Theil von dem, was ſie jetzt in Folge einer geeigneten Theilung und Verbindung ihrer verſchiedenen Verrichtungen zu leiſten im Stande ſind.

„Eben die große, durch die Arbeitstheilung herbeigeführte Vervielfältigung der Producte in allen verſchiedenen Künſten“, ſagt A. Smith am Schluſſe ſeiner lichtvollen Betrachtungen über dieſen Gegenſtand, „bewirkt in einer wohl regierten Geſellſchaft jene allgemeine Wohlhabenheit, die ſich bis zu den unterſten Claſſen des Volkes erſtreckt. Jeder Arbeiter hat über das Quantum ſeiner eigenen Arbeit hinaus, welches er ſelbſt braucht, noch einen großen Theil zur Verfügung, und da jeder andere Arbeiter ſich völlig in derſelben Lage befindet, ſo iſt er im Stande, einen großen Theil ſeiner eigenen Waaren gegen einen großen Theil oder, was auf dasſelbe

hinauskommt, gegen den Preis eines großen Theiles der übrigen zu vertauschen.

„Man betrachte die Habe des gemeinsten Handwerkers oder Tagelöhners in einem civilisirten, blühenden Lande, und man wird gewahr werden, daß die Zahl der Menschen, von deren Fleiß ein Theil, wiewohl nur ein kleiner Theil, dazu gebraucht wurde, ihm diese Habe zu verschaffen, alle Berechnung übersteigt. Der wollene Rock z. B., der den Tagelöhner bekleidet, ist, so grob und gemein er auch aussehen mag, doch das Product der vereinigten Arbeit von einer großen Menge von Arbeitern. Der Schäfer, der Wollsortirer, der Wollkämmer oder Krempler, der Färber, der Hechler, der Spinner, der Weber, der Walker, der Wollbereiter sammt vielen Anderen, — sie alle müssen ihre verschiedenen Künste vereinigen, um auch nur dieses einfache Product herzustellen. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute hatten außerdem damit zu thun, das Material von den einen Arbeitern zu den andern, die oft in einem sehr entfernten Theile des Landes wohnen, zu schaffen! Wie viel Handel und Schifffahrt, insbesondere wie viel Schiffbauer, Seeleute, Segelmacher, Seiler waren nöthig, um die verschiedenen für den Färber erforderlichen Droguerieen, die oft von den entlegensten Enden der Welt kommen, zusammenzubringen! Welch eine Mannigfaltigkeit der Arbeit ist ferner nöthig, um die Werkzeuge des geringsten unter diesen Arbeitern hervorzubringen! Von so complicirten Maschinen, wie ein Schiff, eine Walkmühle oder auch ein Webstuhl ist, gar nicht zu reden, wollen wir nur betrachten, welche mannigfaltige Arbeit dazu erfordert wird, jene höchst einfache Maschine, die Schafscheere, mit welcher der Schäfer die Wolle abscheert, zu verfertigen. Der Bergmann, der Setzer des Ofens zur Metallschmelzung, der Holzfäller, der Köhler, welcher Kohlen für die Schmelzhütte bereitet, der Ziegelstreicher, der Maurer, die Arbeiter, welche den Ofen zu besorgen haben, der Mühlenbauer, der Metall-Arbeiter, der Schmied müssen ihre verschiedenen Arbeiten zur Hervorbringung derselben vereinigen. Wollten wir auf dieselbe Weise alle verschiedenen Theile seines Anzuges und Hausrathes untersuchen, das grobe leinene Hemde, welches er auf dem Leibe trägt, die Schuhe, die seine Füße bedecken, das Bett, worauf er liegt, und alle Theile, woraus es besteht, den Rost in der Küche, auf dem er seine Speisen zurecht macht, die Kohlen, welche er dazu braucht und die aus den Schachten gegraben und ihm vielleicht durch eine lange Land- und Seefahrt zugeführt worden sind, alle anderen Geräthschaften seiner Küche, alles Tischzeug, die Messer und Gabeln, die irdenen oder zinnernen Teller, auf denen er seine Gerichte aufträgt und schneidet, die verschiedenen Hände, welche mit Bereitung seines Brodes beschäftigt sind, die Glasfenster, die Wärme und Licht hereinlassen, Wind und Regen

abhalten, — alles dies ist mit einer unendlichen Arbeitstheilung zu Stande gekommen; und man wird gewahr, daß auch nicht der geringste Mensch seine Bedürfnisse befriedigt ohne den Beistand und die Mitwirkung von Tausenden."

Wie vermöge dieser Arbeitstheilung die einzelnen Menschen immer nur Einem Arbeitszweige sich widmen und besonders einem solchen, wozu sie von Natur geartet sind, wie sich die Beschäftigungen unter die einzelnen Menschen vertheilen, so sollte es, um die Welt zur höchsten Culturstufe zu bringen, mit Kreisen und unter ganzen Ländern geschehen. Jedes Volk kann mehr hervorbringen, wenn es ausschließlich wenige Gegenstände, aber diese in Massen, erzeugt, und welche es vermöge seiner Eigenschaften und der Beschaffenheit seines Landes am leichtesten produciren kann. Solche Völker werden sich am besten stehen, wenn sie den Ueberschuß solcher Producte gegen den Ueberschuß der Erzeugnisse anderer Länder vertauschen. Beide bereichern sich dann. In dem einen Lande begünstigt gemäßigtes Klima die Manufactur-Arbeit, in dem anderen ein heißes Klima die Erzeugung von Colonialwaaren. Tauschen die beiden Völker den Ueberfluß ihrer gegenseitigen Producte aus, so werden sie reicher, als wenn sie Alles selbst hätten erzeugen wollen. Die französische Schweiz bezieht daher kluger Weise ihr Roheisen aus England; und mit ihrer Uhren-Fabrication, in welcher auch die Arbeitstheilung so außerordentliche Resultate geliefert hat, versorgt sie die ganze Welt und behauptet siegreich alle Märkte. Die Theilung der Arbeit mit ihren wunderbaren Ergebnissen ist eine Folge des nothwendigen, naturgesetzlichen Entwicklungsganges der Völker. Dennoch ist ihr der Vorwurf gemacht worden, „sie würdige den Menschen zur Maschine herab". Selten war ein Vorwurf ungerechter. Im Gegentheil, sie erfindet die Maschinen, und diese nehmen den Menschen die gröbere, einförmigere Arbeit ab.

Durch die Uebung in Einem und demselben Geschäftszweige wird nicht allein Geist und Körper gewandter in der Anfertigung solcher einzelnen Gegenstände, sondern weil eben die Beschäftigung bald so zur Gewohnheit wird, daß ein großer Theil durch die mechanische Geschicklichkeit des Körpers, ohne besondere Aufmerksamkeit des Geistes, vollbracht werden kann, so richtet der letztere seine stets rastlose Thätigkeit auf ein weiteres Gebiet. Er denkt — und es entstehen die Maschinen mit ihren Verbesserungen, die Erfindungen mit ihrer Erhöhung der Production im Gefolge. Auch außerdem wird durch die auf Einen Gegenstand gerichtete Beschäftigung der Leibeskräfte der Geist auf eine regere innere Thätigkeit angewiesen. Und die Erfahrung beweis't es, daß die gewerbliche Bevölkerung intelligenter, gebildeter ist, als die ländliche. Die Ursache davon liegt klar auf der Hand.

Der Ackerbau erfordert der Beſchaffenheit ſeiner Beſchäftigungen in den einzelnen Jahreszeiten nach wenig Theilung der Arbeit. An Einem und demſelben Tage wird oft von einer zur anderen Arbeit übergegangen. Der beſtändige Wechſel und der Aufenthalt im Freien gewährt ſo viel Zerſtreuung, daß der Scharfſinn nur wenig angeregt wird; in den Beſchäftigungen ſelbſt kommt ſo wenig Veränderung, Umgeſtaltung durch Erfindungen oder Concurrenz vor, daß der Sporn fehlt, welcher die Menſchen zum Anſpannen ihrer Verſtandeskräfte und zu immer weiterer Ausbildung treibt. Die Landbewohner kleben daher am ſtärkſten an alten Sitten und Vorurtheilen; ſie ſind jeder Reform abhold.

Rein ackerbauende Nationen bleiben daher in der Geiſtescultur immer etwas zurück. Erſt die Städte mit ihrer Arbeitstheilung ſetzen die Civiliſation in raſcheren Fortſchritt. Die Bevölkerung einer Fabrikgegend mag noch ſo roh, ungebildet und arm ſein, — ſie iſt es nicht in dem Maße, wie die Leibeigenen Polens und Rußlands, ja, wie die ländlichen Arbeiter in einem großen Theile von Deutſchland.

Die Theilung der Arbeit vermehrt aber nicht nur das Capital; ſie iſt in ihrer größeren Ausbildung bloß durch vermehrtes Capital möglich; denn je getheilter die Arbeit, deſto mehr Capital erfordert ſie. Da alſo die Gränze der Arbeitstheilung durch die Ausdehnung des Marktes bedingt iſt, die letztere aber wiederum durch den Stand der Communicationsmittel, ſo erhalten wir einen neuen Beleg, wie vortheilhaft die Civiliſation auf die Production einwirkt.

Die Wichtigkeit der Verkehrsmittel fällt beſonders in die Augen bei der vornehmſten Transport-Art — der Waſſerſtraße. Vor der Einführung der Eiſenbahnen war dieſe Communication ſo wichtig, daß die Blüthe der Völker in der Regel mit dem Umfang ihrer Schifffahrt zuſammentraf. Die reiche Gelegenheit zur Schifffahrt iſt es, was das Uebergewicht Europa's über die anderen Welttheile vorzugsweiſe mit begründet und was dieſen alten Welttheil niemals in Verfall gerathen laſſen wird. Denn nach Humboldt kommen auf Eine Meile Küſte

in Europa . . .	nur 31	□ Meilen	Binnenland,
„ Nordamerica . . .	56	„	„
„ Südamerica . . .	91	„	„
„ Aſien	100	„	„
„ Afrika	142	„	„

8. Die Entſtehung des Gewinnes.

Wir haben geſehen, wie die Arbeitstheilung die Vermehrung des Vermögens außerordentlich befördert. Wir haben aber nicht unterſchieden, welcher Antheil an den gewonnenen Erzeugniſſen dem Arbeitslohne, und welcher dem Capitale zukommt. So lange die Geſellſchaft in dem Zuſtande jener urſprünglichen Colonie ſich befindet, welche wir als Beiſpiel angeführt haben, kommt das Capital weniger mit Bewußtſein in Frage, obwohl der Begriff des Eigenthums und des Vermögensbeſitzes ſchon erwacht iſt, weil Jeder Arbeiter und Capitaliſt in Einer und derſelben Perſon iſt.

Vermöge der Ungleichheit der Menſchen in Charakter, Anlagen, Temperament, Kräften, Begierden und Leidenſchaften iſt es unmöglich, daß dieſer Zuſtand lange andaure. Der Eine iſt fleißiger, ſparſamer, mäßiger, als der Andere, und aus dieſer Urſache muß auch bald Vermögensverſchiedenheit entſpringen.

Die Geſellſchaft theilt ſich bald in Bemittelte und Unbemittelte, in Arme und Reiche. Da man in der durch die Arbeitstheilung außerordentlich complicirten Zuſammenſetzung der Waaren in Betreff des Abſatzes derſelben nach den Markt-Conjuncturen ſich richten muß; da man alſo nicht mehr von der Hand in den Mund leben kann, wie die Jägervölker: ſo müſſen die Menſchen von *aufgeſpartem* Vermögen ſo lange leben, bis das neue Product abgeſetzt iſt; dieſes Vermögen mag nun beſtehen in Fleiſch, Getreide, Wein, Kleidern, oder in dem Aequivalent (Geld), für welches man alle die Gegenſtände haben kann, welche unſere Bedürfniſſe befriedigen. Da nun aber wegen der oben erwähnten Ungleichheit der Menſchen Viele kein Vermögen erſpart haben, ſo müſſen ſie den Vorrath zu ihrem Lebensunterhalte von Vermögenden oder Capitaliſten zu erlangen ſuchen, und damit dieſe ſich dazu verſtehen, müſſen ſie ihnen dafür Dienſte leiſten. Die Bevölkerung zerfällt dann in Arbeiter und Capitaliſten, in Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der Arbeitgeber erzeugt vermittelſt der Dienſte der Arbeiter und der Rohſtoffe ein Product, deſſen Erlös nicht allein das aufgewandte

Capital wieder ersetzen muß, also alles, was für Arbeitslohn, Rohstoffe und Werkzeuge verwandt worden ist, sondern auch den Dienst, welchen das Capital geleistet hat, bezahlen muß. Mag nun dieses Capital das Eigenthum des Arbeitgebers oder eines Dritten gewesen sein; der Dienst, welchen dieser Dritte oder der Arbeitgeber sich selbst mit dem Capital leistet, muß belohnt werden, weil sonst Niemand sich die Mühe nehmen würde, Capital anzusammeln, oder weil Jeder sich beeilen würde, das angesammelte Vermögen sofort selbst wieder zu verzehren. Dieser Lohn für die Dienste des Capitals ist der Gewinn. Da das Capital nur in seltenen Fällen von dessen Eigenthümer selbstschaffend verwandt wird, vielmehr seine Dienste in der Regel in dritten Händen leistet, so hat der Lohn für seine Dienste eine festere Gestalt angenommen, unter dem Namen Zins, Rente (Pacht, Miethe), die je nach der Sicherheit oder Annehmlichkeit der Anlage des Capitals höher oder niedriger sind. Im engeren Sinne ist nun Gewinn der Lohn für den Dienst, welchen das Capital dem Besitzer leistet; Zins, Rente der Lohn für den Dienst, welchen das Capital einem Dritten leistet, und den dessen Eigenthümer bezieht.

Wir könnten damit unsere Bemerkungen schließen; allein da „Capital und Zins" in der französischen Februar-Revolution eine so große Rolle gespielt haben, so wird es doch ersprießlich sein, den Gegenstand noch anschaulicher zu machen.

Wir haben an einer früheren Stelle erwähnt, daß ein Theil der französischen Socialisten die Vernichtung des Capitals predigte. So paradox war Proudhon nicht; er wollte nur die Zinsen bis auf Null, das heißt bis auf die Verwaltungskosten, reducirt wissen und hoffte dies durch seine Volksbank zu erreichen. Sein Vorschlag lief aber auf dasselbe hinaus; denn wenn die Dienstleistung des Capitals nicht mehr bezahlt wird, dann wird Niemand mehr Capital herleihen; dann wird die Aufsammlung von Capital aufhören. Da aber die Arbeit in der Gesellschaft ohne Capital unmöglich ist (denn der Lebensunterhalt für die Arbeiter, die Werkzeuge, die Maschinen, die Häuser, die Rohstoffe sind Capital), so würde aus der Vernichtung des Capitals nicht allein der Ruin der menschlichen Gesellschaft, sondern die Vernichtung des Menschengeschlechtes selbst erfolgen. Glücklicher Weise ist die Macht von Schwärmern nicht so groß, um die Menschheit zum Selbstmord zu zwingen; und was den Päpsten mit dem Verbot des Zinsnehmens nicht gelungen ist, das wird auch den Propheten der Barricade nicht gelingen. Die Natur ist stets kräftiger, als die Thorheiten einzelner Menschen.

J. B. Say hat den Zins mit folgenden Worten gerechtfertigt: „Wir haben gesehen, daß die (drei) Productions-Elemente (Arbeit, Naturkräfte und Capital) unentbehrlich sind, wo Producte erschaffen werden sollen; aber darum müssen sie keineswegs das Eigenthum derselben Person sein. Der Mann der Industrie (geistiger und physischer Arbeit) kann sein Talent an den ausleihen, welcher ein Grundstück und ein Capital besitzt. Der Besitzer eines Capitals kann dieses an eine Person ausleihen, die bloß (ein Grundstück und) Industrie besitzt. Man leihe nun Industrie oder Capital (oder ein liegendes Gut) aus, so hat der Gebrauch dieser Dinge, weil sie zur Werthschaffung beitragen, einen Werth und wird in der Regel bezahlt. Die Bezahlung einer geliehenen Arbeit heißt Lohn oder Sold. Die Bezahlung für das Anlehen eines Capitals heißt Zins; die Bezahlung für ein geliehenes Grundstück heißt Pacht, (die für ein Haus oder den Theil eines geliehenen Hauses) Miethe."

Ohne diesen Lohn könnte das Capital so wenig existiren, wie die Arbeit, wie der Mensch ohne Nahrung. Dieser Lohn kann sehr gering werden durch die Fülle des vorhandenen und angebotenen Capitals; er kann aber niemals aufhören, ohne damit auch das Capital in den Untergang zu ziehen.

Die Arbeiter, die ohne das Capital nicht existiren können, müssen allerdings wünschen, daß der Zins möglichst niedrig werde; allein zu dem Ende muß die Ansammlung des Capitals möglichst begünstigt werden, damit durch die Fülle desselben das Angebot vermehrt wird. Bastiat veranschaulicht den Entstehungs-Proceß des Capital-Gewinnes durch folgendes sinnreiches Gleichniß:

„Hans, ein armer Tagelöhner, besaß ein kleines unangebautes Stück Land. Er wünschte es in Cultur zu setzen; dazu fehlte ihm aber das Capital. Er sollte den Boden aufgraben, entwässern, düngen, besäen; der Acker konnte ihm in einem oder in zwei Jahren die nöthigen Lebensmittel produciren. Wovon sollte er aber existiren, während er die Arbeit des Grabens, Düngens, Säens besorgte? Es drang sich ihm der Gedanke auf, daß frühere Arbeit durchaus nöthig ist, um die gegenwärtige Arbeit productiv zu machen. Hans faßte einen energischen Entschluß: er sparte so lange von seinem Tagelohne, bis er sich einen Spaten und einen Sack voll Getreide kaufen konnte, um von diesem zu leben, bis sein Acker bestellt sein würde. Als Hans den Sack zur Mühle tragen wollte, begegnete ihm Kunz und bat ihn, ihm seinen Schatz zu leihen. „Wenn du mir diesen Sack Getreide leihen willst, sagte Kunz, dann wirst du mir einen großen Dienst erweisen; denn ich habe eine sehr lohnende Arbeit in

Ausſicht, die ich nicht unternehmen kann, wenn ich nicht die Lebensmittel habe, um mich zu nähren, bis ich fertig bin." — „Ich war in demſelben Falle," ſagte Hans, „und wenn ich jetzt für einige Monate Brodvorrath habe, ſo habe ich ihn auf Koſten meiner Arme und meines Magens erworben. Nach welchem Gerechtigkeits-Princip ſoll er jetzt der Verwirklichung deines Unternehmens und nicht des meinigen geweiht ſein?"

Nach einer Weile wurden ſie handelseinig. Kunz verſprach am Ende des Jahres den Sack Getreide in derſelben Qualität, in demſelben Gewichte zurückzugeben. Das verſtand ſich von ſelbſt, weil Hans ſonſt den Sack hingeſchenkt haben würde. Zweitens verpflichtete ſich Kunz, fünf Maß auf hundert Maß obendrein zu liefern, als Gegenleiſtung für den Dienſt, den ihm Hans durch das Abtreten des Sackes Getreide leiſtet, welcher Letzteren in Stand ſetzen ſollte, ſeinen Acker in Cultur zu bringen, ein Unternehmen, das er einſtweilen unterlaſſen mußte. Kunz bezahlte dieſe fünf auf hundert Maß gern, weil er ohne das ihm geliehene Getreide ſein gewinnreiches Geſchäft gar nicht hätte unternehmen können. Hans aber zog folgenden Schluß: Wenn mir kraft meines erſten Vertrags der Sack Getreide am Ende des Jahres zurückkehrt mit Gewinn, dann wird er auch am Ende des zweiten Jahres ſo zurückkehren, und ich kann ihn ein drittes Jahr und ſofort verleihen. Dennoch iſt der Sack Getreide dann nicht mehr derſelbe; er iſt längſt verzehrt, für immer vernichtet. Er hat aber Kunz in den Stand geſetzt, einen höheren Werth zu erzeugen, und dieſer kann den Sack Getreide nebſt einer Belohnung dem Darleiher Hans zurückerſtatten, ohne einen Schaden zu erleiden. Wenn nun Hans fortfahren würde, von ſeinem Tagelohne von Zeit zu Zeit einen Sack Getreide zu erſparen, ſo würde er einen zweiten, dritten ausleihen können, bis er am Ende ſeiner Tage im Stande wäre, von den fünf Maß Getreide, die er für jeden dargeliehenen Sack erhält, zu leben. Er würde dann Capitaliſt ſein.

Ein anderes Gleichniß. In einem Dorfe lebte in grauer Zeit ein Tiſchler, dem es nach vielem Nachdenken gelang, den *Hobel* zu erfinden. Ehe Jakob ſich daran machte, ſeinen Gedanken praktiſch auszuführen und den Hobel zu verfertigen, überlegte er ſich Folgendes: Ich arbeite für meine Kunden dreihundert Tage im Jahre. Wenn ich davon zehn abziehe, um meinen Hobel zu machen, ſo bleiben mir, vorausgeſetzt, daß der Hobel ein Jahr aushält, nur noch 290 Tage, um Möbel zu verfertigen. Ich muß alſo mit Hülfe des Hobels in 290 Tagen ſo viel als bisher in 300 verdienen. Ich muß ſogar *mehr* verdienen; denn ſonſt wäre es nicht der Mühe werth, eine Neuerung anzufangen. Jakob überzeugte ſich auch, daß er mit Hülfe des Hobels ſeine Möbel beſſer machen und einen höheren Preis dafür erzielen würde. Als Jakob nach zehn Tagen mit ſeinem

Hobel fertig war und sich die Vortheile desselben berechnete, da kam sein College Wilhelm, Tischler in einem benachbarten Dorfe, und wurde von den Vortheilen überrascht, die ihm ein solcher Hobel bieten würde. Er sagte zu Jakob: Du mußt mir einen Dienst leisten. — Welchen? — Leihe mir diesen Hobel für ein Jahr. — Ich habe ihn für mich gemacht und brauche ihn selbst; wenn ich dir aber diesen Dienst leiste, welchen Dienst willst du mir deinerseits leisten? — Keinen. — Dann behalte ich meinen Hobel. —

Als Wilhelm einsah, daß von einer Schenkung des Dienstes, den ihm der Hobel ein Jahr lang leisten würde, nicht die Rede sein könne, legte er sich aufs Unterhandeln. Er bot Jakob an, ihm den Hobel am Ende des Jahres unversehrt zurück zu erstatten, und demselben zugleich als Belohnung des Dienstes, den ihm dieser durch das Borgen des Hobels erwiesen, ein Brett zu geben. Und er konnte das sehr gut; denn vermittelst des Hobels verdiente er so viel mehr als sonst, daß er fünf Bretter davon kaufen konnte. Am Ende des Jahres kam Jakob wieder in Besitz seines Hobels, und da er sich inzwischen einen andern gemacht hatte, so verlieh er ihn ein zweites und drittes Mal. Der Hobel vererbte sich auf seinen Sohn, der ihn noch verleiht. Holz und Eisen sind daran schon oft verbraucht; es ist längst der alte Hobel nicht mehr, aber immer noch ist es derselbe Werth.

Wir haben bei Gelegenheit schon bemerkt, daß die Höhe des Zinsfußes sich nach dem Verhältniß der Nachfrage und des Angebotes richtet. Das letztere selbst ist verschiedenen Einflüssen unterworfen, die sich nur nach Zeit und Umständen beurtheilen und ermitteln lassen.

Adam Smith sagt: „Das Steigen und Fallen im Capital-Gewinn hängt von denselben Ursachen ab, wie das Steigen und Fallen im Arbeitslohne, nämlich von dem wachsenden und abnehmenden Reichthum der Gesellschaft; aber diese Ursachen üben auf den einen eine ganz andere Wirkung, wie auf den andern aus. Das Wachsen des Capitals, das den Arbeitslohn erhöht, bewirkt eine Verminderung des Capital-Gewinnes. Wenn die Capitalien vieler reichen Kaufleute Einem und demselben Handelszweige zugewandt werden, so bewirkt ihr gegenseitiges Mitwerben natürlich eine Verringerung des Gewinnes, und wenn eine gleiche Capital-Zunahme in all den verschiedenen Gewerbszweigen, die in einer Gesellschaft betrieben werden, Statt hat, so muß das nämliche Mitwerben auch dieselbe Wirkung in ihnen allen äußern."

Dazu bemerkt Mac Culloch: „Das Fallen des Gewinnsatzes, das fast unabänderlich mit dem Fortschritte der Gesellschaft eintritt, ist nicht, wie Smith annimmt, eine Folge der zunehmenden Concurrenz der Capita-

liſten, die durch die Zunahme ihrer Capitalien herbeigeführt wird, ſondern es iſt die Folge der verminderten Möglichkeit, Capitalien mit gleicher Vortheilhaftigkeit unterzubringen, was ſeinen Grund entweder 1) in der verminderten Fruchtbarkeit des Bodens hat, oder 2) in einer Erhöhung der Steuern, oder 3) in einem Steigen des Lohnes."

Dieſe Bemerkung iſt ungenau, weil ſie Wirkung mit Urſache, Geſetze mit Störungen derſelben vermengt. Allerdings vermindert ſich der Gewinn bei einer Erhöhung der Steuern; allein dann nimmt auch die Anſammlung von Capital ab, und wenn von dieſem weniger auf dem Markte erſcheint, ſo wird auch der Zins wieder höher. Ein Steigen des Lohnes kann in einem Lande, deſſen Capitalkraft abnimmt, gar nicht eintreten; alſo muß jenes eine Folge des Anwachſens des Capitals ſein, nicht deſſen Urſache, da doch nur bei herrſchender Fülle desſelben der Zinsfuß niedrig ſein kann. Bei wachſendem Reichthum eines Landes vermehrt die Concurrenz, der gewinnbringende Anlage ſuchenden, Capitaliſten die Nachfrage nach Arbeitern. Der Arbeitslohn ſteigt und ſchmälert ſo den Capital-Gewinn; aber nichts vermöchte ihn in ſeiner Höhe zu erhalten, wenn eine dauernde Verminderung der Capitalien einträte.

Allerdings fällt der Gewinnſatz des Capitals, wenn, wie Mac Culloch anführt, die Möglichkeit, Capitalien mit gleichem Vortheil unterzubringen, ſich vermindert; allerdings kann Letzteres ſeinen Grund haben in verminderter Fruchtbarkeit des Bodens, in Erhöhung der Steuern, in einem abnormen Steigen des Lohnes. Solche, die naturgemäße wirthſchaftliche Bewegung ſtörende, Hinderniſſe können noch in großer Anzahl angeführt werden, wie politiſche Kriſen, Unſicherheit der Geſetzgebung u. ſ. w., wie denn überhaupt bei wirthſchaftlichen Verhältniſſen eine Kette verſchiedener Urſachen, Einwirkungen und Störungen vorhanden ſein kann, die alle berückſichtigt werden müſſen, wenn man ein richtiges Urtheil fällen will. Allein bei der Aufſtellung allgemeiner Naturgeſetze muß man vorerſt von den einwirkenden Nebenumſtänden abſehen, ſonſt verwirrt man die Begriffe. Solche Nebenumſtände und Störungen ſind keine Geſetze. Wir haben vor Allem die Geſetze ſelbſt feſtzuſtellen, wie ſie ohne Störungen wirken. Die weitere Beurtheilung iſt Sache der Praxis.

Vermindert ſich das Angebot von Capital wegen wirklicher Verringerung desſelben, mag eine ſolche wegen Unſicherheit der politiſchen Zuſtände, wegen hoher Steuern, Contrahirung von Staatsſchulden, Ausführung großer Eiſenbahn-Unternehmungen, alſo vermehrter Gelegenheit zur Anlage, oder aus irgend welcher Urſache abſolut oder relativ eingetreten ſein: ſo wird die Nachfrage nach Capital im Verhältniß größer, als vorher, und dieſe ſteigert natürlich den Gewinn oder Zins. Die induſtriellen Unternehmer

müſſen entweder mehr für das Capital zahlen, oder ſie müſſen ihr Geſchäft beſchränken. Im letzteren Falle würden weniger Arbeiter Beſchäftigung erhalten, das Angebot von Arbeit würde vermehrt, und dadurch müßte der Arbeitslohn fallen; im anderen Falle müßte der Ausfall im Ertrage der Production, welcher den höheren Capitalgewinn verurſacht, doch durch etwas getragen werden. Da außer dem Capital aber kein Factor der Production vorhanden iſt, ſo muß der Arbeitslohn um ſo viel geſchmälert werden, als der Capitalgewinn ſich vermehrt hat; es ſei denn, daß der Arbeitslohn die unterſte Stufe einnimmt und nicht weiter fallen könnte, ohne die Zahl der Arbeiter zu decimiren. In einem ſolchen Falle müßte der Preis der Producte ſteigen.

Wir ſtoßen hier auf überaus wichtige und erfreuliche Erſcheinungen.

Wenn wir von den Störungen abſehen, die vorübergehend eine Schmälerung des Capitalgewinnes hervorbringen können, aber auch nur für kurze Zeit, weil das Capital ſich bald vermindern müßte, entweder durch verminderte Aufſammlung, oder durch anderswärtige Anlegung; wenn wir alſo nur von den Zuſtänden im Großen ſprechen, — ſo ſehen wir, daß der Gewinn bei wachſendem Capital abnimmt. Nehmen wir an, daß bei den Producten, zu deren Erzeugung ſich das Capital und die Arbeit vereinigt haben, beide zur Hälfte betheiligt ſind. Wenn nun bei Vermehrung des Capitals deſſen Gewinn fällt, ſo kann zweierlei eintreten: entweder der andere Factor der Production erhält den vollen Ueberſchuß, der Arbeitslohn ſteigt alſo; oder der Preis der Producte, der Waaren, fällt, wodurch den Arbeitern aber ebenfalls als Conſumenten ein Vortheil zuwächſ't, alſo der Arbeitslohn wenigſtens indirect ſich vermehrt. Der erſtere Fall wird im Laufe der Zeit ſtets zum zweiten führen. Denn wenn der Arbeitslohn, wegen des verminderten Antheils, den der Capitalgewinn an den Erlös der Producte hat, geſtiegen iſt, ſo wird die Vermehrung der Arbeiter-Bevölkerung dadurch begünſtigt, nach einiger Zeit bieten ſich mehr Arbeiter an und drücken durch ihre Mitbewerbung auf den Lohn. Wenn nun die Summe des Capitals nicht verhältnißmäßig zugenommen hat, und wenn kein ſo großer Zuwachs von Conſumenten eingetreten iſt, um die Nachfrage nach den Waaren zu ſteigern, dann müſſen durch dieſe Verminderung des Arbeitslohnes die Waarenpreiſe fallen; wovon die Arbeiter als Conſumenten doch wieder Vortheil haben.

Wir ſehen alſo, daß bei denjenigen Producten, zu deren Erzeugung das Capital zur Hälfte oder mehr mitwirkt, und das iſt bei den meiſten der Fall, die Lage der arbeitenden Claſſe bei ſteigendem Wohlſtande eines Landes ſich fortwährend direct oder indirect verbeſſert. Die Thatſachen ſtehen dieſem Geſetze überall als unerſchütterliche Beweiſe zur Seite. Der

Zustand der Arbeiter ist mithin völlig von der größeren oder geringeren Ansammlung von Capital abhängig.

Gerade die Beobachtung der Thatsachen hat Bastiat veranlaßt, folgendes Axiom aufzustellen:

In dem Maße, in welchem die Capitalien wachsen, vermehrt sich der absolute Antheil der Capitalisten an den Gesammt-Producten, und ihr relativer Antheil vermindert sich; die Arbeiter im Gegentheil sehen ihren Antheil in beiden Richtungen hin sich vermehren.

Er macht dieses Axiom durch folgende Zahlen anschaulich: Stellen wir uns die Total-Producte der Gesellschaft zu verschiedenen Epochen durch die Zahlen 1000, 2000, 3000, 4000 u. s. w. vor. Im naturgemäßen Gange der Entwicklung, in welchem die Ansammlung des Capitals und die Production durch kein gewaltsames Hinderniß gestört ist, wird der Antheil, den das Capital vorwegnimmt, von 50 Procent auf 40, 35, 30 Procent herabsteigen und der Antheil der Arbeit sich dem zufolge in demselben Verhältnisse auf 60, 65, 70 Procent erhöhen. Auf diese Weise ist der absolute Antheil des Capitals bei jeder Periode größer, obgleich der relative Antheil kleiner ist.

Die Vertheilung wird sich in folgender Weise gestalten:

	Gesammt-Product.	Antheil des Capitals.	Antheil der Arbeit.
Erste Periode . .	1000 . .	500 . .	500
Zweite „ . .	2000 . .	800 . .	1200
Dritte „ . .	3000 . .	1050 . .	1950
Vierte „ . .	4000 . .	1200 . .	2800

Dieser Ansicht steht die von John Stuart Mill schnurstracks gegenüber. Wir haben im Abschnitte über die Bodenrente angeführt, daß der Americaner Carey die Theorie Ricardo's aus der Praxis widerlegte, daß Mill aber die Theorie der Bodenrente zu vertreten suchte, wenn er auch die von Ricardo angenommene Reihenfolge im Anbau der Ländereien aufgibt. Zu jener Stelle nun (s. Seite 58) bemerkt Mill in der Absicht, die Bodenrente gegen jeden Angriff zu sichern:

„Wenn Carey freilich nachweisen könnte, daß das Einkommen der Arbeit vom Boden, unter Voraussetzung gleicher landwirthschaftlicher Kenntniß und Geschicklichkeit, nicht ein sich verminderndes Einkommen sei, so würde er ein Princip umstoßen, das fundamentaler ist, als irgend ein Gesetz in Bezug auf die Bodenrente."

Dieser Beweis, meint Mill, sei Carey mißlungen. Ehe wir weiter darauf eingehen, sei uns erlaubt, zu erwähnen, daß einem aufmerksamen

Beobachter nicht entgangen sein wird, daß in den meisten Fällen in der Praxis das Axiom Bastiat's sich bestätigt, die Ansicht Mill's widerlegt wird. In allen an Wohlstand zunehmenden und reichen Ländern ist der Ertrag des Capitals vom Boden ein relativ sich vermindernder; wenn nun, wie das doch der Fall ist, die Preise der Boden-Erzeugnisse nicht fallen, wer soll den Ueberschuß am Ertrage erhalten, als der zweite Factor der Production, der Arbeitslohn? In der That sehen wir auch in allen Ländern, die arm sind oder deren Capital im Abnehmen begriffen ist, die Arbeiter in traurigerer Lage als in obigen Ländern. — Sollte bei solchen Thatsachen Mill nicht im Irrthum sich befunden haben? Wir glauben es.

Der Preis der Boden-Erzeugnisse hat darauf wenig oder keinen Einfluß, weil er in den langen Perioden ein überaus gleichmäßiger ist. Wir möchten sogar die Behauptung wagen, daß derselbe sich im Ganzen und Großen — im Verhältnisse zum Anwachsen des Gesammt-Reichthums der Länder, im Verhältnisse zum Arbeitslohn und in Erwägung der Verminderung der Preise der edlen Metalle — sich nicht erhöht und durch einen Umstand, von dem wir so eben sprechen wollen, sich verhältnißmäßig vermindert hat.

Wie wir nämlich in dem Abschnitte über den „Getreide-Handel" sehen werden, sind die Preisschwankungen des Getreides in guten und schlechten Jahren desto größer, je niedriger die Stufe ist, auf welcher die Circulationsmittel eines Landes stehen; je entwickelter hingegen der Handel eines Volkes ist, desto geringer ist der Unterschied zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Preise. Diese Preisschwankungen gingen bis ins Ungeheure im Mittelalter; sie haben sich in der neueren Zeit außerordentlich dem Niveau genähert. Im Jahre 1303 z. B. kostete der Quarter Weizen in England nach heutigem Gelde 39 Shilling 8 Pence; im Jahre 1317 aber 436 Shilling 6 Pence. Damals konnte also der Getreidepreis bis auf das Zehnfache das Minimum übersteigen, und das waren noch nicht einmal die äußersten Extreme. Heut zu Tage wird der höchste Preis eines theuren Jahres selten das Doppelte, nie das Vierfache des niedrigsten Getreidepreises eines wohlfeilen Jahres ausmachen. Die Getreidepreise haben in langen Perioden eine große Gleichförmigkeit; sie schwanken nur sehr in ganz kurzen Zeiträumen. Wenn die Schwankungen derselben aber gerade dann am stärksten sind, wann sie die Arbeiter-Bevölkerung am empfindlichsten treffen, d. h. in der kurzen Periode, so kann eine Steigerung derselben in einer langen Periode von vielleicht einem Jahrhundert von keinem Einflusse mehr sein. Die durch die Verbesserung der Verkehrsmittel allmählich bewirkte Annäherung an ein gewisses

Niveau ist vielmehr für die arbeitende Bevölkerung ein Vortheil, welcher die etwaige Steigerung des Getreidepreises in einer langen Periode bei Weitem überbietet und mehr zur Erhaltung und Vermehrung dieser Bevölkerung beiträgt, als die langsame Erhöhung der Preise in einer hundertjährigen Epoche dieselbe hätte vermindern können. Die Getreidepreise haben sich also relativ vielmehr günstiger gestaltet; daher vermehrt sich die Bevölkerung in unserer Zeit weit rascher, als vor einigen Jahrhunderten; daher haben wir wohl Theuerung, aber keine Hungersnoth mehr zu fürchten, während im Mittelalter in jedem Jahrhundert ein paarmal ein größerer oder kleinerer Theil der Bevölkerung [wie uns Chroniken sagen, oft ein Drittel derselben] durch den Hungertod weggerafft wurde.

Wenn nun die Preise der Boden-Producte sich verhältnißmäßig gleich bleiben, wo nicht günstiger sich stellen, so bleibt uns noch übrig, zu beweisen, daß der relative Antheil, den das Capital am Erlös der Boden-Producte hat, bei steigendem Wohlstande eines Landes ein sich vermindernder ist; und dann ist Mill widerlegt, dann bleibt nichts übrig, als die Vermehrung des Antheiles der Arbeit.

Mill hat sich vor Allem schon ungenau ausgedrückt, wenn er behauptet, daß der Antheil der Arbeit am Boden-Ertrage ein fortwährend sich vermindernder sei. Man kann das im Allgemeinen gar nicht sagen. Man muß unterscheiden zwischen dem Zustande bei zunehmendem und dem bei abnehmendem Capital-Vorrath. Wenn die Capitalmasse eines Landes im Abnehmen begriffen ist, dann wird allerdings der Antheil der Arbeit an den Boden-Erzeugnissen ein fortwährend sich vermindernder sein, weil verhältnißmäßig mehr Arbeiter sich um Capital bewerben und dadurch zu gleicher Zeit den Arbeitslohn drücken, wie den Capital-Gewinn steigern. Nicht so ist es aber bei zunehmendem Capital-Vorrath. Im letzteren Falle müssen die Capitalisten mit einem stets sich vermindernden Gewinne sich begnügen, weil, wenn der Gewinn gleich bliebe oder stiege, sofort eine Masse von Capitalien um Anlage im Boden sich bewerben und dadurch den Gewinn vermindern, durch die Concurrenz aber größere Nachfrage nach Arbeitern und Erhöhung des Arbeitslohnes bewirken würden. Wenn nun der Antheil des Capitals ein sich relativ vermindernder ist, so muß der Antheil der Arbeit ein sich relativ vermehrender sein; denn mit der Bodenrente sind wir hoffentlich im Reinen. Wir sehen daher in der Praxis, daß der Ertrag des Bodens in aufblühenden, reichen Ländern zwar absolut größer wird, daß aber der Gewinn für das aufgewandte Capital im Abnehmen und geringer ist, als in ärmeren Ländern; daß der Arbeitslohn hingegen im Steigen ist; denn es wird Niemandem einfallen, läugnen zu wollen,

daß die Arbeiter in reichen, aufblühenden Ländern am besten bezahlt sind. Wir sehen, daß unserer Theorie überall die Praxis zur Seite steht, während letztere bei der Anschauungsweise Mill's unerklärt blieb.

Aber nicht allein relativ, sondern auch absolut ist der Antheil der Arbeit am Boden-Ertrage, wie an allen Producten, ein fortwährend steigender. Denn bei der Einwirkung der Wissenschaft, der Mechanik und der neuen Entdeckungen auf die Boden-Cultur werden immer mehr unentgeltliche Naturkräfte dem Menschen dienstbar gemacht, so daß bei gleicher Capital-Anlage und gleicher Arbeit eine größere Zahl von Producten zur Vertheilung unter dieselbe Anzahl von Arbeitern kommt. Erwähnen wir nur der Einführung des Kleebaues, der chemischen Düngung, der Drainirung und des ganzen landwirthschaftlichen Maschinen-Apparates, mit welchem die rationelle Landwirthschaft uns beschenkt, so wird man die Probe auf dieses Exempel machen können.

Namentlich wird bei den letzteren Betrachtungen die Unrichtigkeit der Ricardo'schen Theorie der Bodenrente immer einleuchtender, „daß der Boden geringerer Qualität in Cultur genommen werde, wenn der Preis des Getreides so gestiegen sei, um die Productionskosten zu tragen"; es fällt mehr als je auf, warum er nicht den Satz umgekehrt und gesagt hat: *Der Boden geringerer Qualität wird in Anbau genommen, wenn die Wissenschaft und Mechanik so vorgeschritten, wenn das Capital so billig geworden, oder wenn eine solche Erfindung gemacht ist, daß er mit Gewinn ausgebeutet werden kann.* Dann wird er im Verhältnisse zum früher cultivirten Boden eher im Vortheil sein. Denn dieser ist zu einer Zeit in Anbau genommen worden, wo der Mangel an höherer wissenschaftlicher Einsicht, an Maschinen, wo ein höherer Zinsfuß einen verhältnißmäßig höheren Aufwand an Capital erfordert hat. Eine Bodenrente entsteht noch lange nicht. Dies ist aber von der immensesten praktischen Bedeutung; denn wenn wir Recht haben, dann ist eine *Grundsteuer*, die nicht als Einkommensteuer betrachtet wird, zu der also die Grundeigenthümer noch extra herangezogen würden, nachdem sie in allen übrigen Steuern ihren Mitbürgern schon gleich ständen, eine *Ungerechtigkeit*. Wir wiederholen dies bloß, um unsere Abschweifung zu rechtfertigen; denn wir werden vom letzteren Gegenstande noch beim Abschnitte über die Besteuerung zu sprechen haben.

Der Capital-Gewinn fällt also bei anwachsendem Capital; deßhalb ist in den reichsten Ländern der Zinsfuß am niedrigsten: in Spanien niedriger als in Mexico, in Frankreich niedriger als in Spanien, in England geringer als in Frankreich, in Holland niedriger als in Großbritannien.

Auf den Stand des Zinsfußes kann der Staat nur in so fern einwirken, als er durch seine Gesetze und Einrichtungen die Ansammlung von Capital entweder erleichtert oder erschwert. Gesetze, welche den Zinsfuß auf ein bestimmtes Maß festsetzten, haben entweder keine Geltung erhalten, keinen Einfluß geübt oder, wenn sie streng gehandhabt wurden, nur dazu beigetragen, den Zinsfuß zu erhöhen. Denn die Höhe des Zinses hängt von dem Vorrathe an Capital und der Menge der Nachfrage nach demselben ab und kann deßhalb nicht willkürlich festgesetzt werden. Wenn Fülle an Capital vorhanden ist, wenn das Angebot von Capital die Nachfrage nach demselben übersteigt, dann wird der Zinsfuß von selbst fallen, er mag gesetzlich bestimmt sein oder nicht. Wenn aber der entgegengesetzte Fall vorliegt, wenn aus Mangel an Capital, aus Fülle an Arbeitskraft und Unternehmungslust oder aus irgend einem anderen Grunde die Nachfrage nach Capital das Angebot desselben übersteigt, dann ist es dem Staate mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nicht möglich, ein Steigen des Zinsfußes über die gesetzlich gezogene Schranke zu verhindern. Denn will der Staat sein Machtgebot mit Gewalt durchführen, dann wird das Capital sich verkriechen und den Zinsfuß noch höher steigen machen, als er sonst gestiegen wäre. Die Capitalisten werden ihre Gelder lieber eine Zeit lang ruhen lassen, sie werden sie im Auslande anlegen, in selbstständige Unternehmungen stecken, oder sie werden das Gesetz umgehen und unter dieser oder jener Form die höheren Zinsen beziehen. Dann tritt sogar der Nachtheil auf, daß der Borger für die Gefahr, welche der Verleiher läuft, indem er die Gesetze umgeht, einstehen, d. h. eine Prämie zahlen muß, die, zu dem Zinsfuße geschlagen, denselben höher und drückender macht, als er ohne ein Prohibitiv-Gesetz gewesen wäre. Je strenger das Gesetz und dessen Handhabung, desto höher die Prämie. Aus diesem Grunde haben Wucher-Gesetze nie etwas geholfen, sondern stets die Uebelstände, welche sie beseitigen sollten, nur verschlimmert. Ein Blick auf die Geschichte liefert den Beweis.

Wie wir schon an einer anderen Stelle erwähnten, haben die Päpste im Mittelalter das Zinsnehmen gänzlich verboten und das Verbot zu wiederholten Malen eingeschärft. Die Folge davon war, daß das Gesetz umgangen wurde, daß Schein-Käufe, namentlich Schein-Rentenkäufe abgeschlossen wurden und daß die Borger der Gefahr wegen, welcher die Verleiher ausgesetzt waren, eine Prämie zahlen mußten, die sammt den Zinsen oft 60, 80, ja, 100 Procent überstieg. Das Odium (die Gehässigkeit), welches gesetzlich auf dem Zinsnehmen lastete, schreckte die Capitalisten ab, offen ihre Gelder auszuleihen. So kam das Geldgeschäft fast gänzlich in die Hände einer sonst doch zurückgesetzten Kaste, der Juden, denen Capitalisten ihr

flüſſiges Vermögen anvertrauten, um es rentabel zu machen, und an welche Borger ſich wandten, um die Capitalien zu erhalten, deren ſie bedurften. Die Juden erhielten ſo gewiſſermaßen ein Monopol; die Verachtung aber, die Beraubungen und die Verfolgungen, denen ſie ausgeſetzt waren, mußten durch eine Prämie gedeckt werden, welche den Zinsfuß viel mehr in die Höhe ſchraubten, als er ohne ein ſolches Geſetz geweſen wäre.

Das Gleiche läßt ſich in Betreff eines Maximums der Kornpreiſe ſagen.

Der Zinsfuß iſt überhaupt ſo relativer Natur, daß er je nach dem Lande, den Zeiten, der politiſchen und induſtriellen Lage eines Landes und vielen anderen Umſtänden oder Einflüſſen ſich richtet. Er iſt niedrig in einem geſetzlich geordneten, induſtriereichen, raſch capital-anſammelnden Lande; er iſt hoch in Ländern, welche ſtets von Verfaſſungs-Kriſen oder Kriegen heimgeſucht ſind, wo die Induſtrie durch hohe Zölle gehemmt iſt, wo die Rechtspflege nicht geordnet, die wirthſchaftliche Bewegung durch unweiſe Geſetze gehindert, die Capital-Maſſe überhaupt im Abnehmen begriffen iſt. Der Zinsfuß iſt hoch in neuen Ländern, wo überaus raſche Gewinnſte gemacht werden, weil die Arbeit einen großen Spielraum hat; er iſt niedrig, wo alle Geſchäfte ſchon beſetzt ſind, die Induſtrie in der höchſten Blüthe iſt und das Capital nach dem Auslande wandern muß, um nur Anlage zu ſuchen.

Der Zinsfuß in neuen Anſiedlungen iſt hoch, wie in America, obgleich die Capital-Anſammlung ſehr raſch von Statten geht. „Eine neue Colonie", ſagt A. Smith, „muß immer eine Zeit lang für ihre Gebiets-Ausdehnung zu capital-arm und für ihre Capital-Maſſe zu wenig bevölkert ſein; ſie unterſcheidet ſich hierin von anderen Ländern. Man hat mehr Land, als man Capital hat, es zu cultiviren. Darum wird das, welches man hat, nur auf die Cultur des fruchtbarſten und günſtigſt gelegenen Landes, am Seegeſtade und an den Ufern ſchiffbarer Flüſſe, verwandt. Auch wird ſolches Land oft noch zu einem Preiſe verkauft, der ſelbſt unter dem Werthe ſeines natürlichen Productes ſteht. Das zum Kauf und zur Verbeſſerung ſolches Landes angewandte Capital muß einen ſehr reichen Gewinn abwerfen und folglich in den Stand ſetzen, ſehr große Zinſen zu zahlen. Seine bei einer ſo gewinnreichen Anlegung außerordentlich ſchnelle Vergrößerung macht es dem Pflanzer möglich, die Zahl der arbeitenden Hände raſcher zu vermehren, als ſie in einer neuen Niederlaſſung aufzutreiben ſind. Deßhalb bezahlt er diejenigen, die er finden kann, ſehr reichlich. In dem Maße, als die Colonie wächſ't, werden die Capital-Gewinnſte geringer, und es wird für das in dem Boden angelegte Capital ein geringerer Zins gezahlt."

Dieſe, vor 80 Jahren geſchriebenen, Worte finden heute noch auf Nordamerica ihre Anwendung. Arbeitslohn und Zins ſind in New-York weit niedriger, als in Californien. Der geſetzliche Zins beträgt im Staate New-York 5, in Californien 12 pCt., und im Privat-Verkehr noch mehr.

Der Maßſtab, nach welchem der Gewinn ſich berechnet, iſt 1) die *größere oder geringere Sicherheit und Bequemlichkeit der Anlage des Capitals*; 2) das Verhältniß von *Vorrath* und *Nachfrage*. Je ſicherer die Anlage des Capitals, deſto niedriger iſt der Gewinn, je unſicherer, deſto höher, weil zu den üblichen Zinſen, welche das Capital bezieht, noch die Prämie für die Gefahr des gänzlichen oder theilweiſen Verluſtes desſelben hinzukommt.

Die Darlehen, welche dem Staate gemacht werden, beziehen niedrige Zinſen, weil die Sicherheit in der Regel groß iſt. Auch die auf Grund und Boden, auf Häuſern ruhenden Capitalien beziehen niedrigen Gewinn, weil ſie vollkommene Sicherheit haben. Wenn ſolchen Hypotheken Staats-Obligationen, die oft weniger ſicher ſind, vorgezogen werden, dann iſt es bloß der Bequemlichkeit zuzuſchreiben, mit welcher die Capitaliſten vermittelſt der Coupons die Zinſen einziehen können. Hoch iſt dagegen der Capitalgewinn im Handel und in induſtriellen Unternehmungen, weil man leicht Gefahr läuft, das ganze Capital zu verlieren, und die Prämie für die Gefahr im Gewinn mitberechnet werden muß. In neuerer Zeit iſt eine geſellſchaftliche Einrichtung aufgekommen, welche dieſen Theil des Gewinnes bezieht, das *Verſicherungsweſen*, das wir als eine der größten Wohlthaten der Geſellſchaft betrachten müſſen, indem es den Menſchen von den Elementen emancipirt. Die Feuer-, Hagel-Verſicherungs-Geſellſchaften, die See-Aſſecuranzen ziehen dieſen Theil des Capitalgewinnes an ſich, wofern die Unternehmer nicht ſelbſt die Gefahr übernehmen wollen.

Den zweiten, die Höhe des Zinſes beſtimmenden, Factor, das Verhältniß von *Vorrath* (Angebot) und *Nachfrage*, werden wir, nach dem, was wir im Abſchnitt über den Preis geſagt haben, kaum näher zu erörtern brauchen.

Bei der Berechnung des Capitalgewinnes iſt in der ganzen Welt ein gleichmäßiger Zeitabſchnitt angenommen, — ein Jahr. Je nachdem in einem Geſchäfte oder Unternehmen das zur Reproduction verwandte Capital vor oder nach dieſem Zeitraume wiederkehrt, muß der Gewinn, das heißt *der Ueberſchuß des für das Product erlöſ'ten Preiſes über die Erzeugungskoſten*, geringer oder größer ſein. Der Gewinn muß hoch ſein in einem Unternehmen, wo der Preis für die erzielten Producte erſt nach Jahren wiederkehrt, wie beim Seehandel, bei dem Handel mit Luxusgegenſtänden; er wird niedrig ſein bei Gegenſtänden des täglichen

Bedarfs, wo der Umsatz im Jahre drei, vier Mal und noch öfter bewerkstelligt wird; wie bei einem Spezereikrämer, Fleischer, Bäcker. Die Letzteren werfen ihr Capital im Jahre zehn bis zwanzig Mal um, und können sich daher mit 1 pCt. jedes Mal begnügen, während ein Großhändler von einer Ladung Gewürze, die er aus den Molukken holen läßt, sich mit 10 pCt. nicht begnügen kann; und da noch die Prämie für die Gefahr dazu kommt, der sein Capital bei dieser Unternehmung ausgesetzt ist, so muß er vielleicht 50, ja, 100 pCt. bei einem einzigen Umsatz desselben berechnen.

Häufig wirst aber auch ein Geschäft, in welchem der Capitalumlauf sehr rasch ist, beim jedesmaligen Umsatz einen hohen Gewinn ab. „An einem kleinen Hafenorte", erzählt A. Smith beispielsweise, „macht ein kleiner Krämer mit einem Vermögensstamme von hundert Pfund Sterling 40 oder 50 pCt., während ein bedeutender Großhändler an demselben Platze vielleicht kaum 8 oder 10 pCt. mit einem Capital von 10,000 Pfd. Sterl. gewinnen kann. Das Gewerbe des Krämers kann nothwendig sein für die Annehmlichkeit der Einwohner, der Beschränktheit des Marktes aber die Anwendung eines größeren Capitals in diesem Geschäfte nicht gestatten. Der Mann muß jedoch von seinem Gewerbe nicht nur leben, sondern auch so leben, wie es den Erfordernissen seiner Stellung gemäß ist. Abgesehen vom Besitze eines kleinen Capitals, muß er im Stande sein, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, muß außerdem vielleicht von fünfzig oder sechszig verschiedenen Waarengattungen die Preise, die Eigenschaften, die wohlfeilsten Bezugsquellen kennen. Dreißig oder vierzig Pfd. jährlich können nicht als eine zu große Vergütung für die Arbeit einer so ausgestatteten Person angesehen werden. Wenn man dies von der anscheinend großen Capitalrente in Abzug bringt, so dürfte für diese wenig mehr, als der übliche Zinsfuß (nebst der Prämie für die Gefahren des Capitals, — Verderben der Waaren, Verluste u. s. w.), übrig bleiben. Der größere Theil des vermeintlichen Capitalgewinnes ist in der That weiter nichts, als Arbeitslohn."

Der Gewinn wird übrigens auch in Einem und demselben Geschäfte nicht nach demselben Maßstabe gemessen, weil die Anwendung des Capitals in den meisten Geschäften eine verschiedene ist; weil man stehendes und umlaufendes Capital gebraucht. Die Gewinnberechnung des umlaufenden Capitals ist je nach den mannigfachen Anwendungen und ihrer größeren oder geringeren Sicherheit äußerst verschieden, während das stehende Capital (Grundstücke, Häuser) seiner Natur nach einen gleichmäßigeren Gewinnsatz zuläßt. Zudem bezieht das stehende Capital einen geringeren Gewinn, weil es keine oder wenig Gefahr läuft, zu Grunde zu gehen, also keiner oder nur einer geringen Prämie bedarf. Das Capital in Gestalt eines Ackers

bezieht keine Prämie, alſo nur ein den Zinſen gleichkommendes Maß von Gewinn, weil es in der Regel keiner Gefahr ausgeſetzt iſt. Ein Haus hingegen muß in dem Betrage der Miethe noch eine Prämie abwerfen, welche allmählich das ſich im Laufe der Zeit abnutzende Capital erſetzt und für die Feuersgefahr Erſatz leiſtet, welche letztere Prämie jetzt von Verſicherungs-Geſellſchaften bezogen wird. Ein ſtehendes Capital, das nicht immer benutzt wird, muß in der kurzen Zeit, während welcher es gebraucht wird, eine Prämie über den gewöhnlichen Capitalzins abwerfen, welche den Ausfall in der Zeit des Stillſtandes deckt. Ein Landhaus, das Local für ein Sommer-Theater z. B. muß während fünf bis ſechs Monaten ſo viel Gewinn abwerfen, als wenn es das ganze Jahr hindurch benutzt würde. Sehr hoch muß ferner der Gewinn ſein, wo auch das ſtehende Capital leicht vernichtet werden kann, z. B. bei einer Pulvermühle.

Die Höhe des viel verrufenen Apotheker-Gewinnes entſpringt — abgeſehen davon, daß man in der Regel den nicht unerheblichen Arbeitslohn vergißt, welchen der Apotheker beziehen muß, da er zu ſeiner Ausbildung viel Capital aufwenden mußte, — vornehmlich dem Umſtande, daß der Apotheker eine zahlloſe Maſſe von Waaren vorräthig halten muß, von welcher viele nur ſelten, oft gar nicht gebraucht werden, nach Verlauf einer gewiſſen Zeit verderben und erneuert werden müſſen. Die Prämie für dieſen wirklichen und drohenden Verluſt muß im Preiſe der abgeſetzten Producte wieder erſcheinen, der Preis muß um ſo viel die Productionskoſten überſteigen. Ein Bäcker dagegen kann ſich mit einem ganz geringen Gewinne begnügen, weil, abgeſehen davon, daß ſein Capital raſch umgeſetzt wird, dasſelbe faſt gar keiner Gefahr ausgeſetzt iſt und kaum eine Prämie erfordert.

Beim umlaufenden Capital könnte die Annehmlichkeit der Anlage ein weſentliches Motiv für die Höhe des Gewinnes ſein. Ein Capitaliſt wird z. B. mäßigere Zinſen vorziehen, wenn er dieſelben regelmäßig und ohne Mühe in Empfang nehmen kann.

Wie wir indeſſen ſogleich ſehen werden, iſt dieſes Motiv der größeren Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit einer Capital-Anlage nur ein ſcheinbares.

Wenn nämlich J. St. Mill behauptet, daß auch die Schwierigkeit oder Unannehmlichkeit eines Geſchäftes Einfluß auf die Höhe des Gewinnes habe, ſo beruht das, wie viele Dinge nur auf dem Schein. Schon Hermann bemerkt in ſeinen ſchätzenswerthen ſtaatswirthſchaftlichen Unterſuchungen, daß dieſes Motiv nicht auf den Capitalgewinn, ſondern nur auf den Arbeitslohn Einfluß habe. Auch A. Smith hat Capitalgewinn und Arbeitslohn bei der Frage der größeren oder geringeren Unannehmlichkeit des Geſchäfts in einander gemengt. Hermann führt dagegen zur Begründung ſeiner Anſicht ſehr richtig an, daß ein

Apotheker z. B., oder der Besitzer irgend eines unangenehmen Geschäftes sich ja Gehülfen halten könne, die ihm die ganze Last abnehmen, und seine Mühe auf den Bezug des Capitalgewinnes einschränken. Wenn der Apotheken- oder der Cloaken-Reinigungs-Unternehmer dann weniger Gewinn bezieht, als wenn er die Arbeit selbst verrichtete, so ist der Ausfall nur der Betrag an Arbeitslohn, welchen der Gehülfe erhielt, und die er sonst selbst bezogen hätte.

Wir haben eine Ausnahme von der aufgestellten Regel angenommen: nämlich die Annehmlichkeit des leichteren Zinsbezuges. Allein streng genommen ist auch diese keine Ausnahme. Denn da 100 Thaler, zu regelmäßiger Zeit bekommen, mehr werth sind, als 120, die ich häufig erst einklagen, die ich also oft länger entbehren muß, durch deren Mangel ich aber oft genöthigt worden, mir andere Opfer aufzuerlegen, vielleicht selbst zu höheren Zinsen auf kurze Zeit zu borgen, so sind die geringeren Zinsen bei regelmäßiger Auszahlung in der That eben so viel werth, als die höheren, weniger sicheren; und die bloße Annehmlichkeit kommt nicht in Betracht, sondern die reelle Dienstleistung des pünktlicheren Schuldners. Daraus ergibt sich, daß die von Hermann aufgestellte Regel, ohne Ausnahme, als richtig sich erweis't. Der Arbeitslohn hingegen richtet sich, wie wir schon in einem früheren Abschnitte gezeigt haben, vollkommen nach der Ehre, Sicherheit, Dauer, Annehmlichkeit des Geschäftes; er steigt oder fällt je nach dem größeren oder geringeren Grade dieser einer Beschäftigung beiwohnenden Eigenschaften.

In demselben Maße, in welchem die Gefahr des Verlustes bei stehendem Capital sich vermindert, wird auch der Gewinn geringer. Die Gleichheit der Verhältnisse des umlaufenden Capitals vorausgesetzt, werden also Geschäfte desto geringeren Gewinn abwerfen, je größer der Antheil des stehenden Capitals an denselben ist, weil auch die Gefahr, das Capital zu verlieren, auf einen geringeren Theil des Gesammt-Capitals sich erstreckt. Grundstücke, Landgüter werden daher stets den geringsten Gewinn unter allen Capital-Anlagen abwerfen, weil eine Gefahr, das Capital zu verlieren, fast gar nicht vorhanden ist, weil also keine Prämie, sondern nur der Preis für den Dienst, welchen das stehende Capital in Gestalt eines Grundstückes leistet, bezahlt, weil nur der Lohn gegeben werden muß für die Entbehrung, welche der Verleiher oder Vermiether des Capitals sich auferlegt. Wo hingegen die Gefahr groß ist, das Capital zu verlieren, da muß auch der Gewinn groß sein. Der Eigenthümer einer Pulvermühle kann nur mit hohem Gewinn arbeiten. Der Gewinnst in einer Lotterie übersteigt sogar das aufgewandte Capital über die Maßen, weil die Gefahr, das Capital zu verlieren, die Regel bildet. „Wie die

Verringerung des Capitalſtockes in der Geſellſchaft", ſagt A. Smith, „oder der zur Erhaltung der Erwerbsthätigkeit beſtimmte Fond den Arbeitslohn herunterbringt, ſo treibt ſie den Capitalgewinn und folglich den Geldzins in die Höhe. Iſt der Arbeitslohn erniedrigt, ſo können die Eigenthümer des in der Geſellſchaft zurückgebliebenen Capitals ihre Güter mit geringeren Koſten als früher auf den Markt bringen, und da zugleich weniger Capital auf die Verſorgung des Marktes verwandt wird, ſo können ſie ſie theurer verkaufen. Ihre Güter koſten ihnen weniger, und ſie bekommen mehr dafür."

Dieſer Umſtand iſt es vorzugsweiſe, welchem die Zuſtände China's und Oſtindiens, die ſo manchen Politiker, Philanthropen und Geſchichtsforſcher Kopfzerbrechen verurſachen, zuzuſchreiben ſind. In China und Oſtindien erſchwert ſowohl der Mangel an Anſammlungstrieb, wie die Unſicherheit des Rechts und des Eigenthums die Vermehrung des Capitalſtockes ſehr.

Dazu kommt noch, daß China ſich dem auswärtigen Handel verſperrte, ſpäter die fremden Schiffe nur in ein paar Häfen zuließ. Dadurch wurde die Induſtrie natürlich auf die Conſumtion des Inlandes beſchränkt, und die Bodeneigenthümer erhielten ein Monopol, unter dem die Arbeiter leiden mußten. Nimmt man dazu, daß bei dem ohnehin ſchwachen Anſammlungstrieb der Chineſen, der übrigens ſeinen Grund weniger in der Organiſation des Volksſtammes, als in ſeinen mangelhaften Inſtitutionen, ſeiner ſchlechten Rechtspflege haben mag, nur die Reichen oder die Eigenthümer großer Capitalien viele Sicherheit genießen, die Armen oder die Eigenthümer kleiner Capitalien faſt gar keine haben, ſondern jederzeit unter Rechtsvorwänden den Plünderungen und Räubereien der niedrigen Mandarinen ausgeſetzt ſind, ſo leuchtet ein, daß die in den verſchiedenen Geſchäftszweigen angelegte Capitalmenge niemals ſo groß ſein kann, als die Natur und Ausdehnung der Geſchäfte es erlaubte. „Die Unterdrückung der Armen", ſagt A. Smith, „muß in jedem Geſchäftszweige das Monopol der Reichen begründen, die das ganze Geſchäft an ſich reißen und dadurch ſehr hohe Gewinnſte machen können."

Iſt hingegen in der freien wirthſchaftlichen Bewegung der Gewinn in einem Geſchäftszweige größer, als in anderen, oder ſo viel größer, daß er eine Wanderung des Capitals lohnt, dann werden ſofort nicht ſowohl die müßigen Capitalien, ſondern auch ſolche, die ſich von anderen, weniger einträglichen Unternehmungen losmachen können, auf dieſes einträglichere Geſchäft ſich werfen. Durch dieſes vermehrte Angebot von Capital wird die Nachfrage nach Arbeitern ſteigen und den Arbeitslohn erhöhen. Die auf ſolche Weiſe vermehrte Production wird durch die Concurrenz die Preiſe der Erzeugniſſe erniedrigen. Der geringere Preis vermehrt hingegen ſeiner-

seits wieder die Consumtion, welche nach einer Weile wieder ein Steigen der Waarenpreise hervorbringen müßte, wenn nicht die vermehrte Production schon wieder zu einer Verstärkung des angesammelten Capitals beigetragen hätte.

Sobald hingegen die Concurrenz des Capitals in einem Productionszweige so groß geworden ist, daß sie den Gewinn unter das übliche Maß schmälert, dann werden Capitalisten, so wie sie können, sich wieder davon loszumachen streben und anderweite Beschäftigung aufsuchen. Bei umlaufendem Capital wird eine solche Wanderung mit nur wenigen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Anders verhält es sich hingegen bei *stehendem Capital*.

Wenn da eine Verminderung des Gewinnes, sei es durch Steigen des Arbeitslohnes, sei es durch Sinken der Waarenpreise, eintritt, dann muß das stehende Capital mit geringerem Gewinne sich begnügen; denn wenn es in einem Grundstücke besteht, so würde Niemand dieses um eine höhere Summe kaufen wollen, als um den capitalisirten, gegenwärtigen (Rein-) Gewinn. Besteht das fixe Capital in Häusern, deren Miethertrag sich dadurch vermindert, daß der Verkehr bei Anlegung einer Eisenbahn eine andere Richtung genommen hat, dann muß der Eigenthümer die ganze Schmälerung an Gewinn tragen, ohne sein Capital flüssig machen zu können; denn er ist nicht im Stande, die zur Erbauung des Hauses oder zu dessen Ankauf verwandten Dienstleistungen wieder in andere Werthe umzuwandeln. Besteht das stehende Capital aus Maschinen, und diese werden durch die Erfindung neuer Maschinen, welche weit billiger produciren helfen, unbrauchbar, so muß der Eigenthümer allen Gewinn und das Capital oft obendrein einbüßen.

Diese Kehrseite des stehenden Capitals haben die Anhänger der Bodenrente nicht hinlänglich beleuchtet, sonst hätten sie zu der Einsicht gelangen müssen, daß der zu Zeiten *steigende und höhere Gewinn von Grundstücken*, ohne besonderen Aufwand von Dienstleistungen, nichts als die *billige Entschädigung*, die *Prämie* für die vielen Fälle ist, wo auch ohne Zuthun des Eigenthümers *der Gewinn in demselben Maße fallen kann*.

Der Besitz einer vortheilhaften Stelle an einem Wasserbache kann den Eigenthümer bereichern, wenn er eine Mühle da anlegt und die Gegend um ihn herum dicht bevölkert wird. Ein Capitalist kann aber eben so gut sein Vermögen in eine solche Mühlen- oder Fabrik-Anlage gesteckt haben, und der Strom der Bevölkerung und des Verkehrs wird nach einer anderen Gegend hin gelenkt, oder eine neue Erfindung wird gemacht, welche entweder seinen ganzen Fabricationszweig ruinirt, oder doch solche Veränderungen

erheischt, daß er von seinen Gebäuden nur die vier leeren Mauern brauchen kann; da ist doch offenbar die erstere Eventualität nur die Prämie für den Verlust an Capital und an Gewinn, der im letzteren Falle eintritt. Da begründet der erstere Fall noch keine Bodenrente.

„Fallen die Preise eines Productes," sagt Hermann, „und damit der Gesammtgewinn aus seiner Production unter den von ähnlichen Capitalien bisher üblichen Satz, so kann dies den Gewinn vom umlaufenden Capitale auf die Dauer nicht schmälern, da ihm in jedem Falle anderweitige Anwendung offen steht, die auch alsbald erfolgt, wenn umlaufendes und fixes Capital verschiedene Eigenthümer haben. Der Ausfall im Gesammtgewinne muß also auf den Antheil der fixen Capitalien treffen, das heißt derjenigen, die entweder gar keine oder doch nur innerhalb gewisser Schranken andere Anwendung zulassen. Es ist ein besonderer Nachtheil für das fixe Capital, daß es in sehr vielen Fällen leichter mit Vortheil vermehrt, als ohne Nachtheil vermindert wird. Steht dann sein Gewinn höher, als üblich, so fließt umlaufendes Capital zu und drückt den Gewinn und Werth desselben; sinkt aber sein Ertrag unter den üblichen Satz, so ist häufig gar keine andere Benutzung möglich; in fast keinem Falle läßt es sich aber ohne Verlust in andere Erwerbsarten übertragen.

„Ist nun die Rente herabgegangen, so nimmt auch der Tauschwerth des fixen Capitals proportional ab. Der Käufer eines solchen Productionsmittels wird daher von seinem Capitale, nach wie vor, üblichen Gewinn ziehen. Der Verkäufer dagegen, in dessen Hand die Abnahme der Rente erfolgte, erhält aus seinem Kaufschilling allerdings auch üblichen Gewinn, aber der Ertrag des Vermögens ist kleiner, als sein ursprüngliches Vermögen."

Wir sehen an einer andern Stelle noch mehr, wie Hermann in seinem praktischen Sinne, trotz der Theorie der Bodenrente, unserer Ansicht sehr nahe kommt.

„Sinkt in einem Lande der Preis des Eisens," sagt er beispielsweise, „weil wohlfeileres fremdes Eisen ausgeboten ist, oder im Lande bessere Methoden des Betriebes auf neu eingerichteten Werken die Erzeugungskosten mindern, so wird der Ausfall an Gewinn die Besitzer der Eisenwerke treffen, die, unter ungünstigeren Umständen fortarbeitend, höhere Kosten bei der Eisengewinnung haben; und da Hochöfen und andere ähnliche Bauten nicht wohl andere Anwendung zulassen, so kann mit dem Ertrag auch der Kaufwerth der älteren Werke tief sinken, der Stillstand der Geschäfte selbst erfolgen, was mit großem Vermögensverlust für die Besitzer solcher Werke verbunden ist. Canäle, Brücken, Bergwerke und ähnliche Unternehmungen, in welchen das Capital für immer fixirt ist, richten sich offenbar in ihrem

Werthe bloß nach der Rente, die sie auf die Dauer versprechen. Fällt diese geringer aus, als der übliche Gewinn aus dem ursprünglich für sie verwandten Capitale, so sinkt der Kaufwerth zum Nachtheil der Verkäufer; die Käufer legen ihr verhältnißmäßig kleineres Kauf-Capital zu üblichem Gewinne an.

„Sinken die Producten-Preise, und läßt das fixe Capital andere Anwendung zu, so ist wohl kein Fall denkbar, wo dies unbeschränkt möglich wäre; es hörte auf, fixes Capital zu sein, und würde umlaufendes."

Wir sehen daher in der Praxis, daß die Rente eines Grundstückes den Zins des dafür angelegten Capitals selten oder fast nie übersteigt.

Wir haben mehrmals den Einfluß berührt, welchen die Preise der Waaren auf den Gewinn äußern; dieser Punkt gibt Veranlassung zu einem neuen Abschnitte.

9. Der Waarenpreis.

Der Preis einer Waare ist die Vergütung für die Werthe, für die Dienstleistungen, welche in einer Sache angehäuft sind.

Man hat bisher zwischen Real- und Markt-Preis unterschieden; man hat unter dem ersteren den Betrag der Herstellungskosten, unter dem letzteren den — je nach dem Stande der Nachfrage und des Angebotes höheren oder niedrigeren — Kaufschilling gemeint; allein wir finden uns auch hier zu einer solchen Unterscheidung nicht veranlaßt, denn der Real- oder Kosten-Preis ist nichts Anderes, als der Werth.

Der Markt-Preis ist wieder nur der je nach Vorrath und Nachfrage regulirte Werth. Wenn wir also jetzt vom Preise der Waaren sprechen, so ist der Werth derselben mit inbegriffen.

Der Preis einer Waare ist aus drei Bestandtheilen zusammengesetzt: dem Arbeitslohne, dem Capital, das für die Herstellung der Waare aufgeboten werden mußte, und dem Capital-Gewinne. Diese Zusammensetzung des Preises muß genau beachtet werden, wenn man die Schwankungen desselben richtig beurtheilen und berechnen will.

Das Capital besteht aus umlaufendem: aus Verwandlungs- und Hülfsstoffen und fertigen Gütern (indirecte Steuern, die vom Producenten vorgeschossen werden müssen, sind auch darunter zu rechnen), und aus stehendem Capital: Grundstücken, Häusern, Werkzeugen. Das erstere muß ganz wieder im Waarenpreise erscheinen, von dem letzteren nur die Tilgungs-Prämie für die schließliche Abnutzung desselben. Da die letztere Kategorie unter dem Capital-Gewinne erscheint, so wollen wir unter dem für die Herstellung einer Waare verwandten Capital nur das erstere verstehen.

Je civilisirter das Land ist, desto complicirter ist die Zusammensetzung des Waarenpreises, weil durch die größere Arbeitstheilung die verschiedenen Theile einer Waare von mehr Unternehmern verfertigt werden. Ein so einfaches Product, wie das Bier, welche Summe von Dienstleistungen ist nicht darin angehäuft! Der Landmann, welcher die Gerste baute, der

Oekonom, der den Hopfen zog, der Grundbeſitzer, welcher das Holz zum Heizen des Keſſels und zur Verfertigung der Fäſſer lieferte, alle dieſe haben Arbeitslohn und Capital aufgewandt, welche ſammt dem Gewinne in dem Erlös für das Bier wieder erſcheinen müſſen. Der Brauer ſelbſt hat nicht allein zur Herſtellung ſeiner Gebäulichkeiten und Geräthſchaften Capital angelegt, ſondern auch ſolches aufgewandt, um die Geſchicklichkeit des Brauens zu erlernen. Für das erſtere muß er Gewinn, für das letztere höheren Arbeitslohn beziehen.

Dennoch gibt es in allen Ländern Waaren, deren Preis aus nichts beſteht, als aus dem Arbeitslohne. Der ſogenannte Rheinkieſel, welcher dem Diamant ſo ähnlich ſieht, das Rheingold haben keinen anderen Werth oder Preis, als den Lohn für die unmittelbare Arbeit, welche erforderlich iſt, ſie zu ſuchen. Der Preis von wilden Beeren und Schwämmen hat auch keinen anderen Beſtandtheil, als den Lohn für die unmittelbare Arbeit des Leſens*).

Will man die Veränderungen im Waarenpreiſe unterſuchen, ſo muß man vor Allem prüfen, wie groß der Antheil jedes der drei Elemente an einer Waare iſt, wie weit Capital und Arbeit zu ihrer Herſtellung mitgewirkt haben, und wie hoch der Capital-Gewinn ſich belaufen muß. Nur auf ſolche Weiſe iſt die Bewegung im Waarenpreiſe zu beurtheilen und zu berechnen.

Es gibt Waaren, bei welchen der Antheil der Arbeit, des umlaufenden Capitals und des Gewinnes für das ſtehende Capital ein gleicher iſt; bei

---

*) Wir mußten uns deßhalb wundern, als der Berichterſtatter des Finanz-Ausſchuſſes der hannover'ſchen Zweiten Kammer im Sommer 1850 bei dem Etat der Domainen-Forſt-Verwaltung den Umſtand, daß der Ertrag der Forſten mit den Verwaltungskoſten in keinem Verhältniſſe ſtand, durch die Aufzählung der Vortheile vergeſſen zu machen ſuchte, welche einige Accidentien der Bevölkerung brächten, und erwähnte, daß aus den geſammelten Preiſel- und Pickbeeren (Heidelbeeren?) gegen 60,000 Thaler gelöſ't würden. Der ſonſt ſcharfſinnige Berichterſtatter hatte nicht daran gedacht, daß dieſe 60,000 Thaler eine wahrſcheinlich nur ärmliche Vergütung für die Arbeit des Sammelns ſind, daß die Summe unter den Vortheilen, welche eine theure Domainen-Verwaltung aufwiegen ſollen, durchaus nicht aufgezählt werden kann. Wenn in dieſer Hinſicht bemerkt werden ſollte, daß die Kinder, welche dieſe Beeren geſammelt haben, ſonſt doch nichts verdient hätten, ſo können wir erwidern, daß, wenn ſie nur zu Hauſe beſſer rechnen gelernt hätten, dieſes erſparte geiſtige Capital in ſpäteren Tagen größeren Gewinn gebracht haben würde.

den meiſten iſt der eine oder andere dieſer Factoren vorherrſchend. Je nach dem Antheil aber, welchen Arbeit, Capital und Gewinn am Preiſe der Producte haben, iſt derſelbe ein durch das Wachſen des Reichthums des Landes ſteigender oder fallender. Dieſer Umſtand iſt für die Lage der Arbeiter ſelbſt ſehr wichtig. Wir werden nämlich ſogleich ſehen, wie die Lage der Arbeiter ſich bei ſteigendem Capital-Reichthum nach zwei Richtungen hin verbeſſert.

Da nämlich bei anwachſendem Capital der Gewinn fällt, während der Arbeitslohn durch die vermehrte Mitbewerbung ſteigt, ſo ſinkt bei allen denjenigen Waaren, in welchen das Capital den größeren Antheil hat, der Preis. Dies iſt beſonders in den Productionszweigen der Fall, wo ein großer Theil des Capitals durch Maſchinen repräſentirt wird, die mit ſtets geringerem Aufwande von Arbeit eine gleiche oder größere Menge von Producten liefern.

Betrachten wir zunächſt ein ſchon angeführtes Beiſpiel: die Bierbrauerei. In dieſem Geſchäfte iſt erforderlich: 1) an ſtehendem Capital: ein Gebäude, das die Keſſel, die Kühlſchiffe, die Keller, die Schenklocale enthält; dazu in der Regel noch ein Felſenkeller; endlich Fäſſer, Gläſer und Geſchirr; 2) an umlaufendem Capital: Gerſte, Hopfen, Holz; 3) eine Anzahl von Braufnechten und Schenken als Arbeitskräfte. In dem Preiſe für das jährlich gebraute Bier müſſen nun wieder erſcheinen: 1) die Zinſen für das unter 1 aufgezählte ſtehende Capital nebſt Amortiſations- und Verſicherungs-Prämie: 2) das umlaufende Capital nebſt dem Gewinne, welcher größer ſein muß, als die Zinſen des erſteren, weil das Capital größere Gefahr läuft; denn das Bier kann durch irgend einen äußeren Umſtand während des Brauens mißrathen oder nachher verderben; 3) der Lohn für das Arbeits-Perſonal.

Bei dieſem Geſchäfte nun werden 1 und 3 wenig Einfluß auf die Veränderung der Bierpreiſe äußern, deſto mehr aber das umlaufende Capital. Zunächſt wird es darauf ankommen, daß der Brauer das ſtehende Capital vollſtändig ausnutzt, weil die Zinſen dieſelben bleiben, ob er wenig oder viel braut. Dem wirthſchaftlichen Principe gemäß wird er alſo ſo viel brauen, als ſeine Keller, Fäſſer nur zu faſſen, ſeine Keſſel und Kühlſchiffe nur zu leiſten vermögen. Je größer alſo das Verhältniß des umlaufenden Capitals zum ſtehenden, um ſo größer der Capital-Gewinn, um ſo eher kann der Brauer mit einem niedrigeren Preiſe ſich begnügen. Aus dieſem Grunde machen große Brauereien, in welchen das umlaufende Capital im Verhältniſſe zum ſtehenden die höchſte Mitwirkung erreicht, den meiſten Gewinn.

Auf den Preis des Bieres wirkt zunächst ein der Preis der Gerste und des Hopfens, der nach den verschiedenen Aernten sehr schwankend ist. Eine Aenderung im Preise der Gerste ist noch maßgebender, als im Preise des Hopfens, weil erstere einen viel größeren Bestandtheil des Bieres ausmacht. Wir sehen also nach schlechten Gerste-Aernten den Preis des Bieres steigen, nach guten fallen. In langen Perioden bewahrt indessen dieser Bestandtheil des Bierpreises eine große Gleichmäßigkeit, weil der Preis der Gerste im Verhältnisse solcher langen Zeit-Abschnitte große Festigkeit bewahrt. Zwar finden wir, daß in Baiern und Schwaben die Bierpreise seit zwanzig Jahren fortwährend im Steigen begriffen sind. Dies kommt aber weniger von dem Steigen des Getreidepreises an sich her, sondern von der durch erleichterten Verkehr vermehrten Nachfrage aus entfernteren Gegenden; denn während die Bierpreise in Baiern fortwährend im Steigen begriffen sind, wurden sie in Nord-Deutschland und Frankreich fortwährend niedriger. Das Fallen des Bierpreises in Nord-Deutschland haben verschiedene Ursachen bewirkt, nur nicht eine Ermäßigung der Gersten- und Hopfenpreise, nämlich: die vermehrte Geschicklichkeit der Arbeiter, die Verbesserung in der Anwendung der Werkzeuge und Maschinen, endlich die vermehrte Concurrenz, weil durch die in dem Geschäfte allmählich sich anhäufenden Capitalien der Gewinn vermindert wurde. Durch Anwendung von Maschinen zum Pumpen des Wassers u. s. w. kann viel Arbeitskraft gespart und können somit die Productionskosten gemindert werden.

Die Verbesserung der Werkzeuge, die Vergrößerung der technischen Geschicklichkeit, die durch geistige Ausbildung verbesserte gewerbliche Fähigkeit hat nicht wenig dazu beigetragen, die Erzeugung des Bieres in Nord-Deutschland zu erleichtern, die Gefahr vor Mißrathen zu vermindern und die Erzeugungskosten zu verringern, so daß die Mitbewerbung leicht die Preise herabdrücken mußte.

Uebrigens richtet sich der Preis für kurze Perioden nicht nach den nothwendigen Productionskosten, sondern nach den billigsten.

Wenn ein Brauer durch zweckmäßige Anwendung von Maschinenkraft, durch ein Verfahren, welches ihm die bessere Ausbeutung der Gerstenkraft möglich macht, also durch größere geistige Geschicklichkeit, seine Productionskosten vermindert und seinen Bierpreis herabsetzt, so müssen ihm bei gleicher Qualität die anderen Brauer nachfolgen, auch wenn sie Schaden hätten; sie müssen das verbesserte Verfahren auch zu erlernen suchen.

Auf solche Weise hat sich die baierische Art des Bierbrauens fast allgemein verbreitet; und noch hat man in Baiern einen Vortheil, welcher den Preis günstiger stellt, den Umstand nämlich, daß das Malz vollständig

ausgekocht, alle Kraft desſelben alſo ausgenutzt wird, während man es in den meiſten anderen Gegenden nur brüht.

Erſpart ein Brauer durch eine zweckmäßigere Heizung des Keſſels an Brennmaterial, dann kann er bei gleichem Aufwande wieder mehr produciren und den Preis ermäßigen. Der verminderte Preis lockt die Conſumenten, vermehrt die Verzehrung, die Kundſchaft erweitert ſich und wirkt durch die vermehrte Nachfrage wieder auf eine Erhöhung des Preiſes, wenn nicht die übrigen Brauer durch die Concurrenz gezwungen worden wären, auch ihren Preis zu ermäßigen und ſo das Angebot zu vermehren.

In einigen alten Reichsſtädten beſteht noch die Einrichtung, daß von Leuten Bier gebraut wird, die noch ein Geſchäft nebenbei haben, z. B. von Bäckern, Gaſthof-Beſitzern. In der Stadt Hof z. B. exiſtirt eine ſtädtiſche Brauerei, die ſolchen Bürgern zur Benutzung frei ſteht. Da dieſe Gewerbsleute nun bloß in Nebenſtunden Bier brauen und zugleich weniger Gewinn für ſtehendes Capital brauchen — denn die Abgabe für die Benutzung des ſtädtiſchen Keſſels beträgt nicht ſo viel, als der Zins für das ſtehende Capital einer eigenen noch ſo kleinen Brauerei ausmachen würde —, ſo können ſie aus dieſem Grunde billiger produciren und ſo mit größeren Brauereien concurriren, welche den Vortheil haben, größeres umlaufendes Capital zu benutzen und ſich mit geringerem Gewinne von demſelben begnügen zu können.

Solche und ähnliche Umſtände wirken bei der Beſtimmung des Preiſes ein. Dieſelben ſind, ſobald man die allgemeinen Geſetze kennt, leicht in jedem einzelnen Falle zu ermitteln. Unſere Aufgabe kann dies nicht ſein, auch wenn der Raum es geſtattete. Wir wollten nur durch ein Beiſpiel eine Anleitung geben. Wir kehren zu den Geſetzen zurück.

Wir haben oben bemerkt, daß die Erhöhung des Arbeitslohnes bei ſteigendem Reichthum eines Landes noch keineswegs ein Steigen der Waarenpreiſe verurſachen müſſe, weil der Antheil des Capital-Gewinnes am Preiſe ein um ſo kleinerer werde, ſo daß alſo die Lage der Arbeiter in ſolchem Falle eine fortwährend ſich verbeſſernde iſt.

Anders verhält es ſich mit Waaren, bei denen das Capital nur einen geringen Antheil hat. Der Preis ſolcher Waaren würde durch Erhöhung des Arbeitslohnes allerdings auch ſteigen. Bei der Uhren-Fabrication z. B. beträgt die Arbeit die Hauptſache. Das Capital, welches für das Metall der Uhrwerke aufgeboten werden muß, iſt kaum der Rede werth. Ein Pfund Roheiſen, das nur einige Groſchen koſtet, kann zu einem Werthe von 100,000 Thalern gebracht werden, wenn man es in Uhrenfedern verwandelt. Ein Spitzenſchmuck kann 7000 Thaler koſten, während der Preis des dazu verarbeiteten Flachſes nur 1 Thaler beträgt. Wenn in einem ſolchen Gewerbszweige der Lohn der Arbeit ſteigt, dann muß auch der Waarenpreis ſteigen, weil die größte Vermehrung

des Capitals den Gewinn nicht so erniedrigen kann, um die Erhöhung des Lohnes aufzuwiegen, vorausgesetzt, daß nicht durch eine Verbesserung der Maschinen, durch eine zweckmäßigere Productions-Methode, durch Erweiterung des Marktes und dadurch ermöglichte weitere Theilung der Arbeit auf anderer Seite wieder an den Erzeugungskosten gespart wird.

In einem solchen Productionszweige wird hingegen eine Vertheuerung des Rohstoffes wenig oder keinen Einfluß auf den Preis der Waare haben, weil ein zu kleiner Bruchtheil auf jede einzelne käme.

Es drängt sich hier eine ungemein wichtige Betrachtung auf. Die Industrie jedes Landes wird in ihrer Mannigfaltigkeit und Fülle ganz davon abhangen, in welchem Maße die Factoren der Production in demselben vorhanden sind. Dieses Verhältniß ist von der Handels-Gesetzgebung meistens übersehen worden. Geblendet von dem aufblühenden Reichthume mancher Länder, haben die Regierungen anderer Länder, in denen dieselben Bedingungen nicht vorhanden waren, mit *denselben* Mitteln die Industrie ihrer Bevölkerung heben wollen, und haben sie nur gehemmt. Es kann nämlich durchaus nicht einerlei sein, ob in einem Lande das stehende Capital, oder das umlaufende, oder die Arbeitskraft *verhältnißmäßig* vorherrschend ist; denn genau von diesem Verhältnisse hängt es ab, welche Industriezweige für das eine und das andere Land passen. Daß jedes Land alles mache, was es braucht, widerstrebt schon dem Principe der Theilung der Arbeit, der Verschiedenheit des Klima's und der Ungleichheit der Menschenracen.

Ein Land, das arm an Capital und reich an Arbeitskraft ist, wird solche Industriezweige hervorsuchen und begünstigen müssen, welche wenig Capital-Aufwand und viel Arbeit erfordern, wie z. B. der Jura und Schwarzwald die Uhren-Fabrication, die Holzschnitzerei, die Strohflechterei, Appenzell die Weißnäherei und die Stickerei, Geislingen die Elfenbeinschnitzerei.

Ein Land, das reich an Capital und Arbeitskraft ist, wird sich auf die Massen-Production von Gegenständen des allgemeinen Bedarfs werfen, da es durch langen Credit die Concurrenz besser aushalten kann, als andere, wie England mit seiner Eisen- und Baumwoll-Industrie.

Ein anderes Land, das im Verhältnisse zur Fülle seines Capitals arm an Arbeitskräften ist, wird sich, wie Holland, vorzugsweise auf den Handel verlegen.

Ein Land hingegen, das reich an stehendem Capital (Grundstücken), aber arm an umlaufendem und an Arbeitskräften ist, muß sich vorzugsweise dem Ackerbaue und der Viehzucht widmen, um erst durch Aufsammlung von beweglichem Vermögen das Werkzeug hervorzubringen, das

zukünftigen zahlreicheren Generationen zur induſtriellen Production dienen ſoll. In dieſer Lage befindet ſich Rußland und auch ein Theil von Deutſchland.

Ein ganz vergebliches Bemühen iſt es aber, dem Mangel eines dieſer Factoren durch künſtliche, durch Zwangs-Mittel abhelfen zu wollen. Der Mangel an Arbeitskraft kann allenfalls durch Maſchinen erſetzt oder ergänzt werden, das fehlende Capital aber nicht anders, als durch allmähliche Erſparung.

Es iſt daher eine durchaus fehlerhafte Handels-Politik, wenn Länder, die den Capital-Reichthum Englands nicht beſitzen, doch in denſelben Induſtriezweigen mit den Briten concurriren wollen und, wo ſie in freier Mitbewerbung dazu nicht im Stande ſind, durch Zwangs-Mittel der Zoll-Geſetzgebung ſich zu helfen ſuchen. Sie fügen ſich dadurch nur ſelbſt den Schaden zu, daß ſie weniger Werthe erzeugen, als ſie bei richtiger Erkenntniß der Productionszweige, die ihnen frommen, hervorbringen würden. Dieſe Erkenntniß wird aber am beſten in der freien wirthſchaftlichen Bewegung gewonnen; ſie wird bei künſtlichen Treibhaus-Mitteln nur getrübt. Während in der freien Mitbewerbung die Capitalien und Arbeitskräfte ſich denjenigen naturwüchſigen Productionszweigen widmen, die im Welthandel concurriren können, werfen ſie ſich bei künſtlicher Zoll-Geſetzgebung (wie Prohibitiv-Zöllen) auf die begünſtigten Induſtriezweige, deren Gewinn dann gleich einer Steuer vom inländiſchen Conſumenten erhoben wird und wodurch alſo die Capital-Anſammlung beeinträchtigt wird.

Wir können hinſichtlich des Waarenpreiſes folgende Regeln aufſtellen, welche für die Beurtheilung jedes einzelnen Falles als ſicherer Maßſtab dienen können:

Bei wachſendem Capital-Vorrath hat der Gewinn, wie wir geſehen haben, eine fallende, der Arbeitslohn hingegen eine ſteigende Tendenz. In dem Verhältniſſe alſo, in welchem die Summe des Capitals und der Arbeitskraft zur Erzeugung einer Waare mitwirken, wird der Preis der Waare eine ſteigende oder fallende Tendenz haben, geringer oder größer je nach der Maſſe von Capital, welche verhältnißmäßig erfordert wird. Aber nicht allein das Anwachſen des Capitals vermindert den Gewinn und wirkt drückend auf den Preis der Waaren, ſondern auch die fortwährend ſich vermindernde Gefahr, welcher das Capital ausgeſetzt iſt. In demſelben Maße, in welcher die Civiliſation eines Landes ſteigt, in welchem die Verkehrswege, die Sicherheit, die Rechtspflege u. ſ. w. ſich verbeſſern, vermindert ſich die Gefahr, das Capital zu verlieren, vermindert ſich ſomit der Gewinn.

Je mehr alſo das Capital anwächſ't, je geringer die Gefahr wird und je größer der Antheil des Capitals an der Production einer Waare iſt, um ſo mehr wird der Preis derſelben eine fallende Tendenz haben. Um dieſelbe Zeit erhöht die ſteigende Mitbewerbung der Capitaliſten den Arbeitslohn, und die Arbeiter haben den doppelten Vortheil ſtets ſinkender Preiſe der Verbrauchs-Gegenſtände und ſtets wachſenden Lohnes.

Natürlich hat dieſe ſteigende Tendenz eine gewiſſe Gränze. Steigt der Lohn fortwährend lange Zeit hindurch, dann wird die Befriedigung der Lebſucht ſo erleichtert, daß die Heirathen unter den arbeitenden Claſſen ſich vermehren, daß namentlich die Erziehung und Ausbildung der Kinder erleichtert wird und ſodann durch vermehrtes Angebot von Arbeitern, wenn nicht das Capital wieder einen neuen entſprechenden Zuwachs erlangt hat, der Lohn gedrückt wird.

Auch die Erfindung neuer Maſchinen und verbeſſerter Productions-Methoden wirkt vorübergehend drückend auf den Arbeitslohn, weil ſie für eine Zeit lang einige Arbeitskräfte entbehrlich macht, bis durch die Reduction des Waarenpreiſes die Conſumtion wieder geſtiegen iſt und mehr Kräfte als vorher in Arbeit ſetzt. Letzteres iſt in der That gewöhnlich der Fall. Bei der Erfindung neuer Maſchinen iſt zwar ſtets eine ſchlimme Uebergangszeit zu überwinden, aber nach kurzer Friſt befinden ſich die Arbeiter in der Regel beſſer, als zuvor; denn das Princip iſt unfehlbar, daß auch der Zuſtand der Arbeiter als Conſumenten ſich verbeſſern muß, wenn bei Aufwendung einer gleichen Summe von Arbeit eine größere Maſſe von Producten erzeugt wird.

Die Ergänzung der Menſchen-Arbeit durch Maſchinenkraft trägt weſentlich zur Verminderung der Preiſe bei, namentlich bei denjenigen Waaren, bei welchen die Arbeit der überwiegende Factor iſt. Wir ſehen daher auch die Preiſe ſolcher Waaren, bei welchen die Haupt-Stoffe die unedlen Metalle bilden, wo alſo der Antheil des Capitals geringer iſt, als der des Arbeitslohnes, fallen, ſo oft entweder durch die Erfindung einer Maſchine oder durch eine zweckmäßigere Productions-Methode, durch größere Theilung der Arbeit, menſchliche Dienſtleiſtung erſpart wurde.

Sind die Vorausſetzungen entgegengeſetzt, ſo tritt natürlich auch die umgekehrte Wirkung ein. Bei ſinkendem Capital-Vorrathe und ſteigendem Gewinne iſt die Tendenz des Preiſes, trotz des fallenden Arbeitslohnes, eine ſteigende. Es gibt freilich auch Ausnahmen, wie z. B. im Falle einer Revolution Jeder baares Geld in Bereitſchaft zu halten ſucht, das baare Capital ſich verkriecht, bei mangelnder Unternehmungsluſt auch die Conſumtion eingeſchränkt wird und der Arbeitslohn zugleich mit dem Waarenpreiſe fällt; allein die Krankheit iſt das Gegentheil der Regel.

Lange andauernde Wirkung auf die Preiſe haben alſo: 1) Vermehrung oder Verminderung des Capitals; 2) a. Vermehrung oder b. Verminderung der Arbeitskraft, durch abſolute Verminderung des Angebots der Arbeiter, wodurch auf die Preiſe in ſteigender Tendenz gewirkt wird, durch vermehrte Maſchinenkraft, die eine herabdrückende Einwirkung auf die Preiſe hat.

Die Anwendung dieſes Geſetzes auf die Praxis unterliegt keiner Schwierigkeit.

Die Veränderung der Preiſe der Producte in kurzen Perioden wird hervorgebracht: 1) durch das Schwanken des Preiſes der Rohſtoffe; 2) durch das Schwanken der Geldwährung in Metall und Papier.

Das Schwanken des Preiſes der Rohproducte iſt größer oder kleiner, je ſtäter oder je veränderlicher die Einwirkung der unentgeltlichen Naturkräfte iſt. Die Boden-Producte, deren Erzeugung von dem Wechſel der Witterung und der Temperatur abhängt, ſchwanken von Jahr zu Jahr im Preiſe weit mehr, als die Erzeugniſſe der Bergwerke, welche von ſolchen wandelbaren Einflüſſen nicht abhangen. Weil der Ausfall der Aernte von der Witterung abhängt, deren Geſetze uns noch unbekannt ſind, ſo iſt die Größe derſelben veränderlich von Jahr zu Jahr, und mit ihr auch der Preis. Das Getreide, der Wein ſind größeren und öfteren Preisſchwankungen ausgeſetzt, als die Metalle und das Holz, und unter dieſen diejenigen wieder den geringſten, wo das Material in unbegränzter Fülle vorhanden iſt. Das Eiſen z. B. und die Steinkohle werden wenig Preisſchwankungen aus Gründen, welche die Naturkräfte veranlaſſen, ausgeſetzt ſein; ihr Preis unterliegt vielmehr den Conjuncturen des Marktes, des Capital-Vorrathes und der Erſparung von Arbeitskraft durch die Maſchinen.

Diejenigen Waaren, bei welchen die gemeinen Metalle den Haupt-Stoff bilden, oder Holz, das der Beſchaffenheit ſeines Wachsthumes gemäß auch von Witterungswechſeln nichts zu leiden hat, ſind Preisſchwankungen, die aus ſolchen Gründen hervorgehen, nicht ausgeſetzt. Ihre Preisbewegung geht ohne Störung nach den oben aufgeſtellten Geſetzen vor ſich.

Vermöge der Anſammlung des Capitals und der vermehrten Anwendung der Maſchinenkraft ſind daher die Eiſenwaaren, auch die feineren, welche im Verhältniſſe zu dem für den Rohſtoff aufgewandten Capital mehr Arbeit erfordern, ſtät im Preiſe gefallen.

Das Schwanken der Waarenpreiſe in Folge einer Aenderung der Geldwährung oder einer Aenderung im Vorrathe des edlen Metalles iſt nur ein ſcheinbares; denn wenn z. B. eine Anhäufung der edlen Metalle, wie nach der Entdeckung von America, geſchieht und dadurch die Preiſe der

Waaren ſteigen, ſo ſind eigentlich nicht letztere geſtiegen, ſondern der Werth des Metalles hat ſich vermindert.

Eben ſo verhält es ſich mit dem Papiergeld. Die viel beſprochene und viel unterſuchte Erſcheinung des unter dem Einfluſſe des Papiergeldes erfolgten Steigens der Waarenpreiſe iſt nichts als die verhältnißmäßige Entwerthung des Papieres, die in der Regel aus zu großer Fülle des letzteren herrührt oder aus dem geringen Vertrauen, welches dasſelbe genießt, weßhalb eine Prämie für den möglichen Verluſt verlangt wird, die eben in dem höheren Waarenpreiſe beſteht.

Auf die Dauer kann der Preis eines Gutes in der Regel nicht unter deſſen Werth, d. h. unter die Erzeugungskoſten, fallen, und eben ſo wenig über die Summe des üblichen Arbeitslohnes, Capitals und Capital-Gewinnes ſteigen, welche den Preis bilden. Denn wenn im erſteren Falle der Preis einer Waare die Herſtellungskoſten nicht mehr erreicht, dann wird die Production vermindert oder ſuspendirt werden, bis durch vermindertes Angebot die Nachfrage ſteigt, oder Capitalien werden ſich aus dieſem Zweige zurückziehen und auf andere werfen, bis die Summe der Production mit der Conſumtion wieder in Einklang ſteht. Der Preis eines Gutes kann das übliche Maß des Capital-Gewinnes und des Arbeitslohnes nicht überſteigen; denn ſobald dies der Fall wäre, und der eine oder der andere Factor der Production einen ungewöhnlichen Gewinn oder Lohn bezöge, ſo würden ſich ſofort, durch ſo ſchöne Ausſichten angezogen, mehr Arbeiter oder mehr Capitalien zur Mitbewerbung einſtellen und durch das vermehrte Angebot, die vermehrte Production den Preis wieder auf das übliche Maß herabdrücken.

Auf die Dauer, ſagten wir, kann der Preis eines Gutes nicht unter die Erzeugungskoſten, unter den Werth ſinken. Iſt dies einmal geſchehen, und er hebt ſich trotz der verminderten Production nicht, dann iſt dies ein Beweis, daß die Nachfrage nach der Waare im Aufhören begriffen iſt, daß ſie ohne Zweifel durch ein beſſeres oder billigeres Gut vortheilhaft erſetzt iſt, und daß deren Production überhaupt aufhören muß (z. B. die Erſetzung der Armbruſt durch das Schießgewehr).

Dagegen iſt es nicht die höchſte Summe der Erzeugungskoſten, welche den Preis beſtimmt, ſondern die niedrigſte.

Ricardo behauptet, *der Preis richte ſich nach dem Producenten, der unter den ungünſtigſten Umſtänden hervorbringe.*

Wir glauben, daß der Preis ſich weit eher nach demjenigen Erzeuger richte, der unter den günſtigſten Umſtänden producirt. Denn der letztere kann den Preis niedriger ſtellen als der erſtere; und dieſer muß, will e

ſein Product verkaufen, mit geringerem Gewinne fürlieb nehmen, ja, mit Schaden verkaufen. Wenn der Producent, welcher unter den günſtigſten Umſtänden erzeugt, den ganzen Markt verſehen könnte, ſo bliebe dem erſten Producenten gar nichts Anderes übrig, als unter denſelben Bedingungen zu verkaufen. Da nun aber dies ſchwerlich der Fall ſein wird, da die Nachfrage größer ſein wird, als das Angebot des unter den günſtigſten Umſtänden Producirenden, ſo werden auch die Erzeugniſſe der weniger begünſtigten Erzeuger zur Mitbewerbung herangezogen, und der Preis ſteigt höher als die Erzeugungskoſten des begünſtigten Producenten oder als der Preis, welchen dieſer fordern könnte. Da zugleich bei dem letzteren Preiſe der unter den ungünſtigſten Umſtänden Arbeitende ſein Capital, ſoweit es ihm irgend möglich wäre, aus dem Geſchäfte zurückziehen würde, ſo müßte der Vorrath des Productes allmählich geringer werden und das geringere Angebot, gleichwie oben die größere Nachfrage, den Preis ſteigern.

Wir ſehen alſo, daß Ricardo mit der Behauptung: das unter den ungünſtigſten Umſtänden geſchaffene Product fixire den Preis, nicht Recht hat; daß aber auch der unter den günſtigſten Umſtänden Producirende den Preis allein nicht machen kann, wenn er nicht den Bedarf allein zu verſorgen vermag, und daß alſo der Preis mit Einwirkung des Verhältniſſes von Angebot und Nachfrage das Reſultat der Bewegung jener beiden Extreme iſt und ſomit in die Mitte fällt.

So finden wir denn hier, wie bei allen Dingen, in der Mitte die Wahrheit.

Geſetzt den Fall, der Beſitzer eines großen Güter-Complexes verdoppelte plötzlich mit verhältnißmäßig geringen Koſten durch die Einführung der Drainage den jährlichen Ertrag ſeines Bodens, ohne daß der Strom der Nachfrage ſich bereits nach dieſer Gegend hin gerichtet hätte, ſo würde er aus ſeinem Capital bei gleichem Preiſe größeren Gewinn ziehen; er könnte alſo, um z. B. ſein Capital raſch umzuſetzen und bald die Aernte zu verkaufen, ſich mit geringerem Gewinne, mit niedrigerem Preiſe, begnügen. Die Conſumenten würden ſich an ihn wenden, und wenn die Conſumtion den Vorrath der benachbarten Grundeigenthümer nicht erreichte, ſo müßten dieſe, um ihr Product zu verkaufen, an ihrem Preiſe ſo viel nachlaſſen, bis die Billigkeit der Waare die Vermehrung der Conſumtion wieder hervorrufen würde.

Wir berühren jedoch hiermit einen Gegenſtand, der ſpäter erörtert wird. Für ein- und allemal iſt indeſſen das Geſetz feſtzuhalten: daß der Preis ſich nach den niedrigſten Herſtellungskoſten richtet.

Hingegen kann der Fall vorkommen, wo der Preis das übliche Maß des Gewinnes und des Arbeitslohnes, der mittleren, ja, der höchſten Her-

ſtellungskoſten weit überſteigt. Dann iſt er eine Frucht des Monopols, das entweder 1) ein natürliches oder 2) ein künſtliches iſt.

Dieſes Monopol kann nämlich liegen 1) in der Art der Erzeugung der Waare und der Beſchaffenheit des Ortes, wo ſie hergeſtellt wird; 2) in der willkürlichen Beſchränkung des Productions- und Conſumtionskreiſes derſelben. Zu dem Monopol erſterer Art können wir z. B. das Tabaksmonopol rechnen, das ſich manche Staaten vorbehalten haben, das Salzmonopol; b. den Vortheil, welcher aus Gewerbs-Geheimniſſen herrührt; c. endlich den Nutzen, der aus der beſonderen Beſchaffenheit oder Lage eines Grundſtückes (als Werkzeuges der Production), z. B. einer günſtigen ſeltenen Weinlage, entſpringt.

Als Monopole der zweiten Art ſind vorzugsweiſe die Vortheile anzuſehen, welche Fabricanten in Betreff der Producte, die ſie erzeugen, oder Handels-Geſellſchaften in Hinſicht der Waaren, die ſie aus Colonieen importiren, vor dem Auslande genießen, durch hohe Aus- oder Eingangs-Steuern, Prohibitiv- und Schutzzölle. Solche erhöhen den Preis der betreffenden Waaren, weil die Concurrenz ausländiſcher Waaren vom inländiſchen Markte ausgeſchloſſen oder beſchränkt wird.

Aber auch das Monopol kann den Preis einer Waare nicht auf eine willkürliche Höhe ſteigern. Denn entweder iſt Mitbewerbung in dem betreffenden Productionszweige möglich oder nicht. Im erſteren Falle wird der hohe Preis bald andere Capitalien herbeiziehen und die Concurrenz das Angebot vermehren; im zweiten Falle wird die Zahl der Conſumenten je nach der Größe ihres Bedürfniſſes oder Vermögens früher oder ſpäter von Stufe zu Stufe abnehmen, bis zuletzt mehr Producte als Conſumenten vorhanden ſind und der Monopoliſt genöthigt wird, den Preis ſeiner Waare zu ermäßigen, wenn er ſie nicht verderben laſſen will. Der Preis des Rübenzuckers kann gerade um ſo viel höher ſein, als der Zoll auf Colonial-Zucker beträgt; ſobald die jetzt im Zollvereine vorhandenen Fabricanten mehr fordern wollten, ſo würden die Conſumenten ſofort Colonial-Zucker kaufen. Und wenn der Colonial-Zucker für das Bedürfniß nicht ausreichte, dann würden ſofort Capitaliſten auf die Errichtung von Rüben-Zuckerfabriken ſich verlegen, und die Conſumenten würden inzwiſchen weniger Zucker, vielleicht mehr Honig verzehren. Die Flaſche vom beſten Johannisberger mag zu 15 Gulden noch leicht ihre Abnehmer finden; ſobald der Producent 1500 Gulden dafür verlangen würde, dann möchten ſich wenige Conſumenten dazu finden, und der Monopoliſt wäre gezwungen, am Ende den Preis ſo weit zu ermäßigen, bis er wieder Verzehrer fände, wenn er es nicht vorziehen ſollte, ſein Product verderben zu laſſen.

Das Monopol des Gewerbs-Geheimniſſes kann beſtehen entweder 1) in einer Methode, eine gewiſſe Waare beſſer oder billiger zu erzielen, oder 2) eine Waare zu erzeugen, die kein Anderer hervorbringen kann, z. B. eine gewiſſe Maſchine, eine Farbenmiſchung u. a. m. Im letzteren Falle wird der Inhaber eines Patents den Preis bis zu einer gewiſſen Gränze erhöhen, im erſteren ihn wenigſtens auf der gewöhnlichen Höhe erhalten und dadurch größeren Gewinn beziehen können.

Dieſe leitenden Grundſätze geben einen ſicheren Maßſtab zur Beurtheilung der einzelnen Fälle. Denjenigen, welche noch näher in die Sache eindringen wollen, empfehlen wir die gründlichen Unterſuchungen von Hermann.

10. Der ſogenannte Unternehmer-Gewinn.

Der Unternehmer-Gewinn, Gewerbs-Gewinn, oder wie man ihn ſonſt nennt, iſt, wie wir ſchon im erſten Buche erwähnt haben, nichts als eine Combination von Arbeitslohn und Capital-Gewinn; er iſt ein Ausdruck, den man der Kürze wegen gebraucht, deſſen Gegenſtand aber ſtreng logiſch für ſich allein nicht exiſtirt.

Wir vermögen dies ſchon aus dem Umſtande zu erkennen, daß diejenigen Unternehmungen, wobei das Capital einen größeren Antheil hat als die Arbeit, einen anſehnlicheren Gewinn abwerfen, deſto anſehnlicher, je größer die Gefahr iſt, welcher das Capital ausgeſetzt iſt. Bei überſeeiſchen Handels-Unternehmungen, wo ein großes Capital in Schiff und Ladung ſteckt, beide aber durch einen Sturm vernichtet werden können, wird mehr verdient, als beim Baue einer Dampfmaſchine, bei welchem das Capital weniger Gefahren ausgeſetzt iſt und woran die Arbeit des Mechanicus einen größeren Antheil hat. Denn die Prämie, welche über den gewöhnlichen Capital-Gewinn bei den erſteren Unternehmungen einkommt, muß die zahlreichen Verluſte entſchädigen, welche im Seehandel vorkommen oder vorkommen können. Der Unternehmer des Baues einer Eiſenbahnſtrecke, in welcher Durchſchnitte, Dämme, Brücken und Stollen (Tunnels) vorkommen, wird einen höheren Gewinn beziehen müſſen, als derjenige, welcher eine Strecke in der Ebene übernimmt, weil er ſich leicht um einige Tauſend Schachtruthen verrechnen und möglicher Weiſe eben ſo viel verlieren als gewinnen kann. Zugleich werden ſich für ſolche riskirtere Unternehmungen weniger Bewerber finden, ſo daß auch deßhalb der Gewinn ein höherer iſt.

Ganz gering iſt dagegen der Gewinn und wenig Schwankungen ausgeſetzt bei ſolchen Unternehmungen, welche mehr Arbeit erfordern; wie bei den meiſten Gewerben.

Das Schneider- und Schuhmacher-Gewerbe erfordert ſehr wenig Capital; der größte Theil des Gewerbs-Gewinnes beſteht im Arbeitslohne, ſowohl

in der rein mechaniſchen Thätigkeit der Hände, welche die Nadel oder die Ahle führen, als in der geiſtigen Arbeit des Façon-Schneidens, welche beſſer bezahlt wird, weil ſie mehr Ausbildung und Geſchmack erfordert und nur durch einen Aufwand von Capital erlernt werden konnte. Ein Marchand-tailleur hingegen, der ſeinen Kunden Credit gibt, wird ſchon höheren Gewinn beziehen müſſen als Prämie für die Verluſte, welche er bei ſchlechten Kunden riskirt.

Nach dem, was wir in den Abſchnitten über den Arbeitslohn und die Entſtehung des Capital-Gewinnes geſagt haben, werden wir uns über dieſen Gegenſtand nicht weiter zu verbreiten brauchen.

11. Die Concurrenz.

Wir haben in der Einleitung geſehen, wie alles Leben aus und durch Gegenſätze beſteht. Dasſelbe Geſetz regelt die Production. Sie iſt baſirt auf den Gegenſatz von Egoismus, Intereſſe (Eigennutz) und Concurrenz (Mitbewerbung).

Das Intereſſe (der Eigennutz), aus dem Bedürfniſſe entſpringend, ſucht ſein Product zum höchſten Preiſe zu verwerthen, die Mitbewerbung dasſelbe auf den niedrigſten Standpunkt herabzudrücken. In der Wechſelwirkung dieſer beiden Kräfte entſteht die wirthſchaftliche Bewegung. Die Abweſenheit der einen hebt die andere auf. Die wirthſchaftliche Bewegung iſt ohne beide nicht denkbar.

Das Bedürfniß iſt die Triebfeder, welche den Eigennutz erweckt; der Eigennutz aber würde die Befriedigung des Bedürfniſſes dem Einzelnen gegenüber, der bloß ſein Intereſſe repräſentirt, unendlich erſchweren, wenn nicht die Concurrenz hinzuträte und das Gleichgewicht herſtellte.

Jeder Menſch iſt Producent und Conſument zugleich. Als Producent ſucht er den höchſten Preis für ſein Erzeugniß zu erhalten; als Conſument iſt er hingegen dabei intereſſirt, ſein Bedürfniß um den niedrigſten Preis zu befriedigen, ſo wenig wie möglich für ein Gut zu geben. Jeder Menſch producirt nur, um zu conſumiren, Conſumirbares für ſein Erzeugniß einzutauſchen. Er ſucht zwar möglichſt viel verbrauchbare Güter zu erhalten, aber mit der möglich geringſten Mühe. Er beſtrebt ſich, ſein eigenes Erzeugniß mit der möglich geringſten Mühe herzuſtellen und möglichſt viel andere Conſumtions-Gegenſtände dafür einzutauſchen. Der normale Zuſtand iſt es, wo beide Kräfte in gleicher Potenz einander gegenüber ſtehen. Producenten oder Conſumenten leiden, wenn die eine oder die andere überwiegt.

Wenn die Mitbewerbung ſo groß wird, daß ſie den Preis ſchließlich unter die Erzeugungskoſten herabdrückt, dann wird die Production ſich nach und nach zurückziehen, oder die Conſumtion wird durch den billigen Preis

um ſo viel ſtärker, daß die Nachfrage ſich vermehrt, durch Maſſenproduction größere Theilung der Arbeit, billigerer Einkauf der Rohſtoffe, alſo Erſparung an den Productionskoſten möglich wird. Iſt die Mitbewerbung aber zu gering, dann ſteigt der Preis, der Producent braucht ſich weniger Mühe zu geben, die Producte werden ſchlechter, theurer, minder zahlreich.

Wenn ein Producent keine Mitbewerber hat, dann braucht er ſich um die Güte ſeiner Erzeugniſſe weniger zu kümmern; denn die Conſumenten müſſen ihm doch einen hohen Preis dafür bezahlen, weil ſie das Product nirgendswo haben können. Die Conſumenten müſſen den Erzeuger aufſuchen, und dieſer wendet ſo wenig Mühe als möglich bei der Erzeugung ſeiner Producte auf. Die Folge davon iſt, daß ſowohl Geiſt als Körper an Trägheit ſich gewöhnen und in einem mechaniſchen Schlendrian verharren, durch welchen die Induſtrie-Producte immer theurer und ſchlechter werden. Es geht ihnen, wie gewiſſen Pferden, die, wenn ſie nicht angetrieben werden, immer langſamer traben und zuletzt einſchlafen. Die Concurrenz iſt der Sporn, der die Production vor dem Schlechterwerden, vor dem Einſchlafen bewahrt. Ein Pferd kann auch zu Tode gehetzt werden, und die Mitbewerbung kann zu ſtark ſein; ſie iſt aber zur Erhaltung und Entfaltung der Production ſo nothwendig, wie der Stickſtoff der Luft, der Sauertaig dem Brode, wie die erhaltenden Gifte dem Organismus.

Die den Menſchen innewohnende Trägheit kann nur durch den Sporn der Concurrenz überwunden werden. In den Ländern, wo die letztere durch Geſetze beſchränkt, wo gewiſſe Induſtrieen monopoliſirt ſind, iſt die Production theuer und ſchlecht. Diejenigen Länder ſind die reichſten, blühendſten, wo die Mitbewerbung am freieſten iſt. „Die Noth iſt erfinderiſch", ſagt ein Sprüchwort. Damit iſt die Bedeutung der Concurrenz in zwei Worten geſagt. Die Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Zuſtände, die Vermehrung des Capitals wird, wie wir ſchon geſehen haben, durch die Vergrößerung der jährlichen Production im Verhältniß zur Menſchenzahl bewirkt. Dieſe Vergrößerung der Production geſchieht hauptſächlich dadurch, daß man immer mehr die unentgeltlichen Kräfte der Natur zur Erzeugung heranzieht und bei gleicher Arbeitskraft eine ſtets wachſende Summe von Erzeugniſſen hervorbringt. Die Naturkräfte werden aber dadurch allmählich herangezogen, daß der aufs äußerſte angeſtrengte Scharfſinn des Geiſtes die Geſetze der Natur auffindet, ſie mit Stoffen in Verbindung bringt und dadurch ſowohl zweckmäßigere Productions-Methoden, als auch Maſchinen erfindet, welche Arbeit ſparen, oder bei gleichbleibender Arbeit mehr Producte liefern. Erfinderiſch aber wird der Geiſt erſt, wenn die Noth in Geſtalt der Concurrenz an die Thür klopft. Der Producent muß, wenn er ſeine Waare durch die Concurrenz auf den Erzeugungspreis

herabsinken sieht, an den Erzeugungskosten zu sparen suchen, wofern er den Productionszweig überhaupt fortsetzen will. Er ist also gezwungen, Alles aufzubieten, um neue unentgeltlich arbeitende Naturkräfte heranzuziehen und um durch zweckmäßige Theilung der Arbeit, durch Güte der Arbeit den Wünschen der Consumenten zuvorzukommen. Die Concurrenz ist also vorzugsweise den Consumenten vortheilhaft, indem sie die Waaren besser und billiger macht. Da aber jeder Mensch Consument ist, so ist jeder für die Existenz der Mitbewerbung interessirt.

Man ist aber nicht bloß als Consument durch die Concurrenz begünstigt, sondern auch als Producent; denn auch die Production verbraucht eine Menge von Waaren, sie kann nur durch Verbrauchung geschehen; denn selbst die geringste Production, die des Tagelöhners, ist dabei interessirt, daß die Lebensmittel und Kleidungsstücke, die er während seiner Production verbraucht, gut und billig sind. Je besser und billiger die Waaren sind, welche der Producent zur Herstellung seines Erzeugnisses verbrauchen muß, desto besser und billiger kann er auch sein eigenes Fabricat machen. Die Verfertiger von Eisenwaaren sind dabei interessirt, daß das Roheisen gut und billig ist; die Weber und Zeugdrucker, daß sie billiges Garn bekommen; der Bierbrauer ist Consument gegenüber dem Landwirth, der ihm die Gerste, den Hopfen und das Holz liefert; der Landwirth ist Consument gegenüber dem Kaufmann, dem Wagner, dem Schmied u. s. w.

Im Grunde genommen werden nur Dienste gegen Dienste vertauscht. Es ist aber unmöglich, daß die Abschätzung dieser Dienste durch den Dienstleister geschehe; diese geschieht in der ungezwungenen Beurtheilung der freien Concurrenz.

Diese freie Concurrenz beschränken heißt ein oberstes Naturrecht des Menschen aufheben, das Recht, zu arbeiten und den geschaffenen Werth zu consumiren, oder gegen verbrauchbare Waaren umzutauschen.

Wenn dessen ungeachtet die Schule Fourier's in Frankreich die Concurrenz aus der Gesellschaft verbannt wissen wollte, so entstand diese Ansicht aus einem gänzlichen Verkennen der Verhältnisse. Denn die Uebel, welche man in Frankreich beklagte, entsprangen aus dem Gegentheil der Concurrenz, aus dem Monopol, aus dem Umstande, daß die Prohibitiv-Zölle in Frankreich den Consumenten eine Steuer zu Gunsten weniger Privilegirten auferlegte, und daß das Capital in solche bevorrechtete Industriezweige aus naturwüchsigen sich flüchtete, daß also weniger producirt wurde, als bei freier Mitbewerbung fremder Länder; daß die künstlich geschaffenen Industriezweige bei jeder Handelskrisis und politischen Störung stockten und eine Menge von Arbeitern ins Elend schickten, während diese sahen, wie

wenige Privilegirte aus der Taſche des Volkes ſich bereicherten, und dieſen Umſtand der Tyrannei des Capitals zuſchrieben, ſtatt der Uſurpation des durch Prohibitiv-Zölle geſchaffenen und geſchützten Monopols.

Gerade die Arbeiter haben ſelbſt den meiſten Nutzen von der Concurrenz; denn ihr iſt es zu verdanken, daß die Summe der Befriedigungen, welche jedem Mitgliede der Geſellſchaft zufällt, weit größer iſt, als dieſes ſich allein verſchaffen könnte. Dank der Concurrenz, kann der Arbeiter jetzt einen vollſtändigen Anzug für drei Thaler haben, während er, wollte er die Kleider ſelbſt machen, ſo viel Arbeit aufwenden müßte, daß er während derſelben Zeit in ſeiner Sonderbeſchäftigung dreißig Thaler und mehr verdient haben würde.

Die Concurrenz mag ſchmerzhaft ſein, mag Manchen ſogar zum Verderben gereichen; allein das Uebel, das ſie hervorbringt, der Schmerz, der Verluſt, den ſie bereitet, ſind nur momentan, ſie iſt nur für Uebergangs-Perioden verderblich; aus ihr erblüht aber nachher reicher Segen. Denn ſie iſt ganz der Anſtrengung vergleichbar, welche die Arbeit nothwendig macht, die das genußſchaffende Product erzeugt. Dieſe mag für einen Augenblick mühſam, ſchmerzhaft ſein; allein ohne ſie müßte man den Genuß der Erzeugniſſe entbehren. Es mag mühſam und ſchmerzhaft, ja, gefährlich ſein, einen Baum zu beſteigen, allein ohne dieſe Mühe, ohne dieſe Gefahr kann man ſeine Früchte nicht pflücken, die uns Genuß bereiten. So wie nur Faulenzer ſich über die Mühſeligkeit der Arbeit beklagen, ſo beſchweren ſich auch nur träge Menſchen über die Concurrenz, dieſes Ferment der menſchlichen Geſellſchaft.

Die Länder, in welchen die Concurrenz beinahe oder ganz frei iſt, wie die Schweiz, Preußen, England, America, ſind am raſcheſten im Aufblühen; die Gewerbe ſind daſelbſt in der höchſten Ausbildung. Alle Länder hingegen, wo die Mitbewerbung durch Geſetze gehemmt iſt, bleiben an Wohlſtand zurück, und ihre Waaren ſind ſchlechter. Hand in Hand damit geht die Cultur. Hirten- und Jägervölker, deren Lebensweiſe und Beſchäftigung an ſich faſt keine Concurrenz hervorrufen, bleiben an Wohlſtand und Bildung bei Weitem hinter den gewerbtreibenden zurück. Auch auf dem Lande, wo die Mitbewerbung ſparſamer iſt, als in den Städten, geht die Capital-Anſammlung und die Cultur-Entwicklung weit langſamer von Statten.

Die Geſetzgebung kann aus allem dem ihre Aufgabe leicht erkennen. Sie kann beſtehende Verhältniſſe möglichſt ſchonen und berückſichtigen; ſie kann den Kranken nur in kleinen Doſen allmählich an den Genuß der freien friſchen Luft gewöhnen; aber ſie muß in allen ihren Maßregeln auf die gänzliche Befreiung der Mitbewerbung von allen Schranken hinarbeiten,

wofern ſie nicht andere Zwecke, als den Wohlſtand des Volkes zu befördern, im Auge hat.

Es kann Fälle geben, wo das Staatswohl es erheiſcht, die freie Mitbewerbung einzuſchränken oder auszuſchließen, z. B. im Falle eines Krieges den Verkauf von Waffen, den Verkauf von Giften. Solche polizeiliche Beweggründe tragen aber, als Ausnahmefälle, nur dazu bei, die Regel um ſo unfehlbarer hinzuſtellen.

12. Die Arbeit.

So wie die Meinung, daß das Ausgeben von Geld zu unproductiven Zwecken, daß der Luxus nützlich sei, eines großen Anhanges unter den Massen sich erfreut, so gibt es auch eine ganze Partei, welcher es für die Verbesserung des Wohlstandes des Volkes nur darauf ankommt, daß es möglichst viel Arbeit zu thun gebe, ohne Rücksicht darauf, welche Dienste diese Arbeit leistet. Es gibt eine Partei, die es für einen Nachtheil hält, wenn man Waaren, die im Auslande mit weniger Aufwand von Arbeit erzeugt werden, von diesem bezieht, weil mit der Production derselben im Inlande mehr Arbeitern Beschäftigung gegeben worden wäre. Der Franzose Saint Chamans geht so weit, das Paradoxon aufzustellen, daß der große Brand von London ein Nutzen gewesen sei, weil eine außerordentliche Menge von Arbeitern durch den Neubau großen Verdienst erlangt hätte. Er behauptet, der spätere Aufschwung Londons sei dieser Flüssigmachung von Capital und Arbeit zu verdanken, welche jenes Unglück nöthig gemacht, ohne daran zu denken, daß der Aufschwung der großen Metropole trotz dieser Katastrophe Statt gefunden hat.

Die Anhänger dieser Meinung sind, unserer Ueberzeugung nach, in den entgegengesetzten Irrthum verfallen, zu dem A. Smith sich hat verleiten lassen, indem er Regierungs-, Justiz-, Militär-Beamte, Armee- und Flotten-Mannschaften, Geistliche, Juristen, Aerzte, Gelehrte, Schauspieler, Musiker, Opern-Sänger und Tänzer für unproductive Arbeiter erklärte.

Die Werthe, welche das Feuer zerstört hatte, waren doch rein verloren; das Capital und die Arbeit, welche zum Wiederaufbau des verbrannten Theiles von London verwandt werden mußten, wären zur Erzeugung anderer Dinge verwandt worden, wenn dieses Unglück nicht Statt gehabt hätte. Das Land war gerade um die Werthe ärmer, welche der Brand vernichtet hatte.

Saint Chamans hat mit seinem Paradoxon nur die Ansicht der Protectionisten auf die Spitze getrieben, die unter dem Titel: „Schutz der

nationalen Arbeit", verlangen, daß die inländiſchen Conſumenten durch einen hohen Eingangszoll gezwungen werden, den Producenten gewiſſer Waaren einen höheren Preis zu bezahlen, als ſie im Auslande bezahlen müßten, die ſomit dem Inlande eine Beiſteuer abdringen, um damit Arbeiter in einem Induſtriezweige beſchäftigen zu können, der ſonſt bei freier Concurrenz mit dem Auslande nicht beſtehen könnte, weil im Inlande die Bedingungen einer vortheilhaften Betreibung des betreffenden Induſtriezweiges nicht gegeben ſind.

Das Geheimniß des Fortſchrittes in der Production liegt, wie ſchon oft bemerkt, in der vortheilhaften Benutzung der unentgeltlichen Naturkräfte. Je mehr der Menſch ſich der Dienſte der Naturkräfte bemächtigt, um ſo mehr kann er mit gleicher Arbeitskraft erzeugen, um ſo geringer kommen ihm die Herſtellungskoſten zu ſtehen, um ſo billiger kann der Erzeuger den Preis ſeiner Waare machen, um ſo leichter concurriren. Die Wiſſenſchaft und die Mechanik ſind daher täglich am Werke, die Production zu erleichtern und zu einer höheren Potenz zu ſteigern. Wenn bei der Herſtellung eines Gutes die unentgeltlichen Naturkräfte die Hälfte der Arbeit übernehmen, während ſie in einem anderen Lande nur den vierten Theil derſelben verrichten, ſo kann der Producent im letzteren Lande mit dem erſteren nicht concurriren. Ein Papierfabricant z. B., deſſen Holländer und Maſchine vom Waſſer getrieben werden, iſt im Vortheil gegen einen, der dieſelben durch Dampfmaſchinen in Bewegung ſetzt. Die Tropenländer ſind in Beziehung auf gewiſſe Erzeugniſſe im Vortheil gegen die Landſtriche der gemäßigten Zone, weil die Sonne einen größeren Theil der Arbeit dort verrichtet. Bei der Anwendung gleicher Arbeit und gleichen Capitals theilt die Sonne in der heißen Region auf einer Bodenfläche von gleichem Umfange der Zuckerpflanze (Zuckerrohr) mehr Grade von Zuckerſtoff mit, als der Zuckerpflanze (Runkelrübe) in den Landſtrichen des gemäßigten Klima's. Die Sonne verrichtet dort die Hälfte oder noch mehr der Arbeit, während ſie hier nur ein Viertheil oder auch noch weniger beiträgt. Sie gibt der Rübe nur acht Procent Zuckerſtoff, während ſie unter denſelben Bedingungen dem Rohr etliche zwanzig mittheilt. Die Zucker-Producenten der gemäßigten Zone ſind alſo im Nachtheil gegen die der heißen, und um concurriren zu können, müßte etwa ihr Capital oder ihr Arbeitslohn billiger ſein. Da dies nicht in demſelben Maße der Fall iſt, ſo könnten ſie die Mitbewerbung nicht aushalten, wenn nicht ein Schutzzoll ihnen zu Hülfe käme. Das Product, welches die Arbeit im Inlande unter ſolchen Bedingungen liefert, iſt aber dann weniger gewinnbringend, als wenn die Arbeit und das Capital ein anderes Product erſchaffen hätten, bei welchem die Mitwirkung der unentgeltlichen Naturkräfte vortheilhafter ſich ſtellt. Das

Inland verliert jährlich gerade ſo viel Werthe, als die Sonne den Producenten der heißen Zone umſonſt gibt. Wenn das Inland dagegen ein anderes für ſein Klima angemeſſenes Gut erzeugt, dann kann es mit geringeren Koſten das Product der heißen Zone eintauſchen, als die Selbſtbereitung des Letzteren erfordert hätte.

Wenn bei dieſem Gegenſtande häufig die Frage aufgeworfen wird, welche andere Erzeugniſſe, als ſolche des Schutzes bedürftige, denn producirt werden ſollten, ſo iſt unſere Wiſſenſchaft die Antwort darauf nicht ſchuldig. Es iſt Sache der Statiſtik und Technologie, es iſt Sache der Privat-Speculation, dies zu ermitteln. Die Verhältniſſe der verſchiedenen Länder ſind auch ſo mannigfaltig, die Bedingungen des Klima's, des Capitals, der Arbeitskraft ſo vielfältig, daß ſich nur allgemeine Geſetze aufſtellen laſſen, die dem Privat-Speculanten und dem Staatswirthe zur Richtſchnur dienen ſollen.

Wir haben oben beim Waarenpreiſe ſchon eines dieſer Geſetze erörtert. Wir haben nachgewieſen, wie die Art der Production eines Landes ſich nach dem Verhältniſſe des Capitals und der vorhandenen Arbeitskraft richten müſſe; wir haben darauf aufmerkſam gemacht, wie auch in Ländern des gleichen Klima's nicht dieſelben Productonszweige betrieben werden können, wenn die Capital- und Arbeiter-Verhältniſſe nicht dieſelben ſind.

Dasſelbe läßt ſich vom Klima ſagen. Es wäre ſehr unvortheilhaft, wenn man in Schweden Weintrauben, Oliven, Kaffee gewinnen wollte, weil man dieſe Früchte nur in Treibhäuſern erzielen könnte, aber dazu hundert Mal mehr Dienſtleiſtungen nöthig hätte, als in Italien und auf Java. Eben ſo iſt das Klima auf Java wieder der Erzeugung von Manufactur-Waaren ungünſtig, weil es den Arbeitern wegen der großen Hitze unmöglich wäre, nur den vierten Theil der Arbeit zu verrichten, die man in England und Deutſchland zu Stande bringt. Das Klima macht die Südländer der nordamericaniſchen Union unwillkürlich träger, als die Nordländer. Für die erſteren arbeitet die Sonne mehr umſonſt, hingegen beeinträchtigt ſie die Arbeitskraft; im Norden dagegen thut ſie der Arbeitskraft weniger Eintrag, begünſtigt dagegen nicht ſo ſehr das Wachsthum gewiſſer dem Norden unentbehrlich gewordener Bodenproducte. Tauſchen nun beide Regionen ihre Producte gegenſeitig aus, ſo befinden ſie ſich am beſten dabei, weil dann die unentgeltliche poſitive und negative Arbeit der Sonne Beiden zu Gute kommt. Daß die Vortheile, welche die Arbeitstheilung zwiſchen einzelnen Menſchen bietet, auch auf ganze Länder anzuwenden iſt, brauchen wir dabei kaum zu erörtern.

Die „nationale Arbeit" ſchafft alſo jährlich mehr Werthe, wenn die Geſchenke, welche die unentgeltlichen Naturkräfte den Producenten anderer

Länder machen, nicht durch Zölle von der Hand gewiesen werden. Wenn die „nationale Arbeit" auf solche Weise mehr Werthe schafft, dann macht sie die Ansammlung von Capital leichter möglich. Wenn das Capital sich aber vermehrt, dann gibt es auch der Arbeit nach und nach mehr Beschäftigung. Ohne die künstlichen Schranken muß sich also der Wohlstand des Landes verhältnißmäßig bessern, mit denselben sich verschlechtern. Der Wohlstand kann sich zwar trotz solcher Hindernisse heben, aber dies entspringt dann anderen Ursachen.

Wenn die Anhänger der Zucker-Zölle z. B. ihre Meinung mit der Bemerkung unterstützen wollen, die hohe Eingangs-Steuer habe die Wirkung hervorgebracht, daß die Production von Zucker sich so erhöht habe, daß die jetzt bestehenden Zucker-Colonieen gar nicht im Stande wären, den Bedarf zu decken, so beweisen sie damit nur die schädliche Einwirkung dieser Zollschranken; denn um eben diesen Minderbetrag hat man sich mehr Arbeit verursacht, welche in der heißen Zone von der Sonne umsonst gethan worden wäre. Die inländische kostspieligere Erzeugung hat durch die Versperrung des Marktes die Pflanzer verhindert, neue Landstriche in Cultur zu setzen.

Die Vertreter der Firma „Schutz der nationalen Arbeit" sind also eigentlich die Feinde der nationalen Arbeit, weil sie das National-Capital vermindern.

Jene Prohibitiv- und Schutzmaßregeln sind nur in solchen Fällen zu entschuldigen, wo das Capital durch frühere verkehrte Maßregeln der Gesetzgebung sich auf eine solche künstliche Thätigkeit geworfen hat, und zerstört würde, wenn man plötzlich von dem bestehenden Zustande zu einem naturgemäßeren übergehen wollte. Ein solcher Zustand ist dann mit dem eines Kranken zu vergleichen, der bei der Genesung nur allmählich an kräftigere Speisen, frischere Luft, leichtere Kleidung gewöhnt werden darf.

Es kann daher zu rechtfertigen sein, wenn die Gesetzgebung in Fällen, wo Industriezweige unter künstlichem Schutze sich gebildet haben, aus denen das Capital nicht plötzlich herausgezogen werden kann, eine bestimmte Frist bewilligt, binnen welcher die Geschäfte abgewickelt, die Capitalien, soweit es möglich ist, allmählich zurückgezogen werden, und die Arbeiter zu anderen Beschäftigungen übergehen. Solche künstliche Industriezweige aber für alle Zeiten mit einer hohen Eingangssteuer von Seiten der Consumenten unterstützen zu lassen, das wäre eine Verschleuderung des National-Capitals, ein Almosen, das an Bedürftigere geschenkt werden könnte.

Wir haben oben bemerkt, daß A. Smith die Gelehrten u. A. zu den unproductiven Arbeitern zählt, weil sie kein Erzeugniß schaffen, das in einer greifbaren Gestalt aufgehoben werden kann. „Die Arbeit der Geringsten

unter dieſen (den Gelehrten, Aerzten, Juriſten, Schauſpielern u. ſ. w.) hat einen beſtimmten Werth, der ſich ganz nach denſelben Grundſätzen herausſtellt, die überhaupt den Werth jeder anderen Art von Arbeit reguliren; aber die Arbeit der Edelſten und Nützlichſten unter ihnen bringt durchaus nichts hervor, wofür ſich ſpäter eine gleiche Quantität Arbeit kaufen oder beſchaffen ließe. Wie die Declamation eines Schauſpielers, der Vortrag eines Redners oder das Spiel eines Muſikers, ſo geht das Erzeugniß aller Uebrigen im Augenblicke der Production ſelbſt zu Grunde."

Wir können darauf bemerken, daß gerade dieſe Stelle die Unbegründetheit der Smith'ſchen Behauptung darlegt. Ein Product iſt nicht um deßwillen werthlos, weil es ſofort conſumirt wird. Die Production beſteht ja ſelbſt nur aus Dienſtleiſtungen; ob dieſe mit der bloßen mechaniſchen Körper- oder mit der Geiſteskraft geſchehen, ob ſie einen körperlichen oder einen geiſtigen Genuß bereiten ſollen, iſt einerlei.

So lange die gefrorenen Töne des Waldhorns nur unter die Erlebniſſe des Freiherrn v. Münchhauſen gehören, iſt ein Faß Wein allerdings länger aufzuheben, als der Vortrag eines Liedes; allein der Unterſchied liegt nur in der Zeit der Conſumtion. Wenn ich mir vermittelſt einer Dienſtleiſtung ein Glas Wein eintauſche, ſo habe ich es mir gewiſſer Maßen auch producirt und kann es in derſelben Zeit verzehren, in welcher ich den Geſang einer Prima-Donna conſumire.

Adam Smith ſagt ferner: „Sowohl die productiven als die unproductiven Arbeiter und diejenigen, welche gar nicht arbeiten, empfangen insgeſammt ihren Unterhalt aus dem jährlichen Landes-Producte des Bodens und der Arbeit. Dieſes Product kann, ſo groß es auch ſein mag, doch niemals unbeſchränkt ſein, ſondern muß ſeine gewiſſen Gränzen haben. Je nach dem daher ein kleinerer oder größerer Theil desſelben in einem Jahre auf den Unterhalt unproductiver Menſchen verwandt wird, um ſo mehr wird in dem einen und um ſo weniger in dem anderen Falle für die productiven übrig bleiben, und das Product des nächſten Jahres wird danach größer oder kleiner ſein: denn es iſt ja das geſammte Jahres-Product, wenn man die freiwilligen Gaben der Erde ausnimmt, die Wirkung productiver Arbeit."

Wenn A. Smith dieſe Bemerkung auf zwei Länder anwendet, wo unter gleichen Verhältniſſen in dem einen eine Anzahl von Menſchen gar nichts thut, wenn er unter unproductiven Arbeitern alſo reine Müßiggänger oder ſolche verſteht, deren Arbeit, wie die der Kinder, gar nichts nützt oder noch ſchadet (Alchymiſten z. B.), dann mag er Recht haben. In Beziehung auf Juriſten, Aerzte, Gelehrte aber hat er entſchieden Unrecht.

Wir haben ſchon öfters mit Nachdruck wiederholt, daß das Geheimniß der Production in der vortheilhaften Benutzung der unentgeltlichen Natur-

kräfte beſteht. Die Arbeit des Gelehrten iſt es aber, welche uns mit dem Weſen dieſer Naturkräfte und den Geſetzen, denen ſie gehorchen, bekannt macht. Seinen Forſchungen iſt es zu verdanken, wenn wir ſie zu neuen zweckmäßigeren Productions-Methoden heranziehen, wenn wir ſie zu Maſchinen benutzen, die uns Arbeit erſparen, folglich die Production vermehren helfen. Wenn ſomit durch die Forſchungen des Gelehrten mehr Werthe erzeugt werden, war ſeine Arbeit nicht eine productive? Die Arbeit des Arztes, wenn ſie mir ein lahmes Bein heilt und mich dadurch in Stand ſetzt, wieder zu arbeiten, iſt ſie nicht productiv? Das Werk des Juriſten, wenn es den Streit über ein deponirt liegendes Capital bald entſcheidet und dasſelbe dadurch früher dem Verkehr anheimgibt, auf daß es Arbeit in Beſchäftigung ſetze, iſt es nicht productiv? Die Arbeit des Polizeidieners, des Gensd'armen, indem ſie das Eigenthum des Handwerkers, des Bauers ſchützt, ſo daß dieſer ſowohl Zeit ſpart, indem er es nicht ſelbſt zu bewachen braucht, indem er zur Production mehr Luſt und Liebe bekommt, iſt ſie nicht productiv? Die Arbeit des Soldaten, indem ſie das Land vor feindlichem Einfall, vor Plünderung und Verwüſtung, die Production vor Störung ſchützt, iſt ſie nicht productiv? Die Beſchäftigung des Lehrers, indem ſie die Fähigkeiten der Kinder ausbildet und ſie zu größerer Werthſchaffung fähig macht, iſt ſie nicht dadurch productive Arbeit?

Wohl dem Lande, das viele ſolcher „unproductiver" Arbeiter hat; es zeigt, daß der Wohlſtand einen hohen Grad erreicht hat, daß viel Capital in demſelben vorhanden iſt, um ſie in Thätigkeit zu ſetzen. Unſere Meinung wird auch von Garnier, Mac Culloch, Blanqui getheilt, welche ſich mit den meiſten neueren Oekonomiſten in ähnlicher Weiſe ausſprechen.

„Der Reichthum", ſagt A. Smith, „beſteht in der Macht, die Arbeit eines Anderen mittels eines Lohnes für ſeine eigenen Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Genüſſe zu verwenden." „Aus dieſem Grunde", entgegnet ihm Garnier, iſt jede Lohnarbeit weſentlich productiv, oder bringt eine nützliche, bequeme oder angenehme Sache für denjenigen hervor, der ſie bezahlt, weil er ſie ſonſt nicht bezahlen würde, und eben ſo weſentlich iſt dieſe Arbeit productiv in Bezug auf einen Lohn für denjenigen, der ſie ausführt, da er ohne dieſen Lohn nicht arbeiten würde. Jede Lohnarbeit (und mit dieſer allein beſchäftigt ſich die politiſche Oekonomie) iſt ein Dienſt, und die Nützlichkeit oder der Genuß, den dieſer Dienſt verſchafft, iſt das Product der Arbeit; es kann kein anderes Product derſelben geben. Manchmal wird die Arbeit direct und unmittelbar von demjenigen bezahlt, der ihr Product conſumirt, und dieſer Fall findet immer Statt, wenn der Dienſt des Arbeiters ohne einen Vermittler demjenigen geleiſtet wird, der den

Dienſt bezahlt. Oefter jedoch wird die Arbeit durch einen Dritten aufgegeben, der das Product derſelben keineswegs ſelbſt verzehren will, ſondern es ſich von einem Andern bezahlen zu laſſen gedenkt, wobei er ſich ſelbſt einen Gewinn vorbehält. In dieſem zweiten Falle iſt ein Arbeits-Unternehmer vorhanden, der den Lohn in der Arbeit vorſchießt, um ihn von demjenigen wieder ſich bezahlen zu laſſen, für welchen das Arbeits-Product eigentlich beſtimmt iſt. Dieſer Fall kann nur in ſo weit Statt finden, als der Nutzen oder die Annehmlichkeit, welche die Arbeit verſchaffen wird, aus der Herſtellung oder dem Transporte der materiellen Sache entſpringt. Allein man bezahlt in dem einen, wie in dem anderen Falle die Arbeit nur nach Verhältniß des Preiſes, den man dem aus ihr gezogenen Nutzen oder Genuſſe zugeſteht, und es iſt für denjenigen, der ſein Bedürfniß oder ſeinen Geſchmack befriedigen will, durchaus gleichgültig, ob er die Befriedigung in einem materiellen Dinge findet oder nicht."

Denn die Bedürfniſſe, wiederholen wir, haben ſo wenig eine normale Höhe wie die Wärme. Sie richten ſich ganz nach der Bildung und dem Grade von Wohlſtand des Individuums wie des Volkes. Einem Gebildeten iſt geiſtige Nahrung ein ſo großes Bedürfniß, wie dem Handarbeiter ein Trunk Bier. Garnier tadelt auch mit Recht, daß A. Smith die Dienſtboten zu den unproductiven Arbeitern rechnet. „Man bereichert ſich", ſagte Smith, „wenn man eine Menge Manufactur-Arbeiter beſchäftigt, man macht ſich arm, wenn man eine Menge Dienſtboten unterhält." Dieſer Satz iſt in ſeiner Allgemeinheit eben ſo wenig richtig. Allerdings bringen Dienſtboten, die nichts arbeiten, keinen Nutzen; allein wenn ein Kaufmann, wenn ein Gaſtwirth viele Dienſtboten hält, ſind dieſe dann nicht productiv beſchäftigt? Würde der Gelehrte, der Staatsmann mehr Werthe produciren können, wenn er ſich ſelbſt die Stiefel putzt, die Kleider ausklopft und alle Gänge in eigener Perſon macht? Durch die Bedienten wird jener viel mehr Werthe erhalten, als er verdient, wenn er deren Verrichtung ſelbſt beſorgt hätte. Ein Advocat oder ein Arzt würde in der That ſchlecht rechnen, wenn er einen Theil der Zeit, in welcher er plaidiren, oder Krankenbeſuche machen könnte, damit zubringen würde, zu kochen oder ſein Holz zu hacken.

„Man hat geſagt," bemerkt Garnier, „die materiellen Dinge ſeien allein fähig, aufgehäuft zu werden und auf dieſe Weiſe ein Capital zu bilden, welches zur Vergrößerung der künftigen Production diene. Es iſt richtig, daß, wenn die vergrößerte Nachfrage der Conſumenten die Induſtrie dazu aufmuntert, neue Anſtrengungen zu machen, und der Arbeit neue Beſchäftigung gibt, ein Capital-Ueberſchuß nöthig wird, damit jener Ueberſchuß an Induſtrie und Arbeit in Gang geſetzt und erhalten werden könne; und

es ist eben so richtig, daß dieses Capital nur aus aufgehäuften materiellen Gegenständen bestehen kann. Aber man muß hierbei wohl bemerken, daß nicht alle materiellen Producte ohne Unterschied als Capital dienen können, und daß es eine große Menge materieller Producte gibt, die sich dazu durchaus nicht eignen. Die Verwandlungsstoffe, die zur Nahrung und Bekleidung nöthigen Artikel sind die einzigen Producte, mit denen man die Arbeiter unterhalten kann. Man würde ganz vergeblich durch die als productiv angesehene Arbeit Seidenzeuge, Bänder, Gazen, Mousseline, Stickereien, Spitzen, Parfumerieen, Uhren u. s. w. aufhäufen, wenn alle diese Dinge keine Käufer fänden, die sie zu bezahlen im Stande wären und dafür Verwandlungsstoffe und Lebensmittel hergeben könnten. Die Aufhäufung würde dann für die künftige Production durchaus unnütz sein. Wie man sich auch in diesem Zirkel drehen mag, man findet sich immer gegenüber dem unveränderlichen Principe, daß jedes Product nur immer so viel Werth hat, als ein Consument bereit ist, ein Aequivalent dafür zu geben, welches Aequivalent wieder nur so viel Werth hat, als es begehrt wird."

Auch Blanqui, durch dessen zu frühen Tod wir kürzlich in Trauer versetzt wurden, sagt: „Die zu abstracte Unterscheidung zwischen productiver und unproductiver Arbeit gilt heute für einen Hauptirrthum. Smith dachte nur an die materielle Arbeit, ohne dadurch die Wichtigkeit der Dienste zu verkennen, welche die Meisten unter denen, die er als unproductiv ansieht, der Gesellschaft leisten. Er vergleicht mit Recht einen mit vielem Aufwande von Arbeit und Zeit zu einem schwierigen und Sorgfalt erfordernden Geschäfte erzogenen Menschen mit einer kostspieligen Maschine, deren Eigenthümer wegen des auf sie verwandten größeren Capitals zu größeren Gewinnsten berechtigt ist. Die Arbeit, welche dem Menschen die kostspielige Erziehung verschaffte, ist folglich eben so eine productive Arbeit gewesen, wie diejenige, durch welche die Maschine zu Stande kam. Mithin ist jene nützliche Arbeit eine productive. Die Gesellschaft verzehrt nicht bloß materielle Producte, sie bedarf auch geistiger Genüsse, Kunstgenüsse, staatlichen Schutzes, gerade so, wie sie Brod und Kleider braucht. Smith wußte das auch wohl, und hat in seiner berühmt gewordenen Unterscheidung mehr einen Wort-, als einen Gedankenfehler begangen. Indem man seinen Irrthum wieder gut macht, muß man sich jedoch hüten, in denselben Fehler zu verfallen und die Sache bis zu bedeutungslosen Subtilitäten zu treiben. Man muß nicht deßhalb, weil Smith den productiven Charakter gewisser Arbeiten verkannt hat, nun überall nichts als Producenten sehen; die Wissenschaft darf den Namen „productiver Arbeiter" nur denjenigen geben, die den Zweck haben, wirkliche und legitime Bedürfnisse (gleichviel, ob materielle oder unmaterielle) zu befriedigen."

Wenn alſo Smith ſagt, man könne nur greifbares Capital anhäufen, ſo iſt das nicht richtig. Die Kenntniſſe, welche ein Maſchinenbauer erlernt hat, um ein Inſtrument zu produciren, welches mehr Werthe hervorbringt, ſind ſo gut ein Capital, wie jedes andere, weil ein reeller Mehr-Ertrag an Werthen durch jene Maſchine hervorgebracht wird.

Wir können an dieſer Stelle auf die ſchon einmal kurz erwähnte Thatſache zurückkommen, daß die productive Kraft der Arbeit verhältnißmäßig erhöht wird — bei beſſerem Lohne. Die Erhöhung des Lohnes erſetzt ſich in der Quantität und in der Qualität der Arbeit wieder. Wir ſehen z. B., daß die beſſer bezahlten Arbeiter der Stadt raſcher und vollkommener arbeiten, als die auf dem Lande. Bei allen Handwerkern, bis zu dem gemeinſten, iſt dies der Fall. Ein gleicher Unterſchied ſtellt ſich heraus, wenn man deutſche Arbeiter mit italieniſchen, ruſſiſchen, polniſchen vergleicht, oder engliſche mit deutſchen, oder americaniſche mit engliſchen. Die Americaner ſind bei Weitem die beſten Arbeiter; ſie ſind aber auch beſſer bezahlt.

Weil hoher Lohn die Arbeiter in den Stand ſetzt, ihre Kinder ein feineres, einträglicheres Gewerbe lernen zu laſſen, ſo trägt er fortwährend zur Civiliſation bei, während ein Volk mit niedrigen Löhnen ſich nur mühſam emporarbeitet.

13. Der Tauſch.

Der Tauſch iſt eine Handlung, durch welche ein Menſch ſeine in einem Gute aufgeſammelten Dienſtleiſtungen einem anderen Menſchen gibt, um von dieſem ein Product von gleichem Werthe zurück zu empfangen.

Der Tauſch bringt die Theilung der Arbeit mit ſich, dieſes Triebrad der Civiliſation; er iſt von ihr unzertrennlich; es beſteht zwiſchen beiden ein Cauſalnexus, wie zwiſchen Urſache und Wirkung. Je größer die Zahl der Tauſche iſt, um ſo vielfältiger iſt die Arbeitstheilung, um ſo mehr bereichert ſich das Land, und umgekehrt: je ärmer das Land iſt, um ſo geringer iſt die Arbeitstheilung, um ſo ſpärlicher der Tauſchverkehr.

Wir haben geſehen, wie der Menſch durch die Arbeitstheilung immer mehr unentgeltliche Naturkräfte in ſeinen Dienſt zieht und die Production im Verhältniſſe zur aufgewandten Arbeit vermehrt. Nun ſind aber dieſe Naturkräfte in ungleichem Verhältniſſe auf der Erde vertheilt. Wir haben geſehen, wie dasſelbe Klima, welches die Arbeitskraft des Menſchen erhöht, zur Erzeugung einer großen Anzahl von Boden-Producten (Colonial-Waaren) nicht fähig iſt; daß in dem einen Lande dieſe, in dem anderen jene Naturkräfte vorwiegend ſind. Sollen nun die natürlichen Vortheile eines jeden Landes allen übrigen zu Nutze kommen, ſo iſt eine Operation erforderlich, welche den Ueberfluß der einen Region den anderen zuführt, das iſt — der Tauſch. Der Tauſch befördert die Arbeitstheilung zwiſchen einzelnen Individuen, wie zwiſchen ganzen Völkern; je raſcher und vielfältiger er iſt, um ſo mehr erhöht er die Production, um ſo mehr erleichtert er die Befriedigung der Bedürfniſſe, um ſo mehr verſtärkt er die materielle und geiſtige Kraft der Nationen. Denn in der Iſolirung überſteigen unſere Bedürfniſſe unſere Mittel, dieſelben zu befriedigen; in der Geſellſchaft ſind unſere Befriedigungs-Mittel größer, als unſere Bedürfniſſe. Die Stufenleiter, in

welcher dieſes Geſetz zur Anwendung kommt, ſteht genau im Verhältniſſe mit der größeren oder geringeren Ausbildung des Tauſchverkehrs und der Arbeitstheilung. Je größer die letzteren, um ſo mehr überſteigen die Befriedigungs-Mittel die Bedürfniſſe, — je unbedeutender, um ſo weniger reichen die Mittel für die Befriedigung der Bedürfniſſe aus. Die Beiſpiele für dieſes Geſetz liegen im praktiſchen Leben vor unſern Augen. Die Völkerſtämme, welche wenig oder keine Arbeitstheilung und nur geringen Tauſchverkehr haben, müſſen ſich kümmerlich behelfen, z. B. Jäger- und Hirten-Völker, wie die Indianer und Mongolen. Sie bringen nur kärglich zuſammen, was ſie für die Leibes-Nothdurft brauchen. Welche Fülle von Genüſſen verſchafft ſich im Vergleich damit ein einfacher Handarbeiter einer europäiſchen Stadt! Seine Befriedigungs-Mittel überſteigen weit ſeine Bedürfniſſe.

Indem der Tauſch es möglich macht, das Ueberflüſſige für das Nothwendige hinzugeben, erleichtert er die Lebſucht. Der Tauſch macht erſt jene Entwicklung der geiſtigen Fähigkeiten des Menſchen möglich, welche der ſchönſte Vorzug unſeres Geſchlechtes iſt. Denn ohne die Arbeitstheilung hätten wir weder Gelehrte noch Künſtler; die Wiſſenſchaft würde uns nicht zu ſtets gediegenerer Bildung und größerer Weisheit hingeleiten, die Kunſt würde nicht durch die Reinheit ihrer Genüſſe unſere Seele beglücken und veredeln!

Wo der Tauſch anfängt, da führt er die Arbeitstheilung mit ſich; die Gewerbe entſtehen; es entſtehen jene vielfachen Beſchäftigungen des Lebens, in welchen Jeder mehr producirt, der ſich ausſchließlich auf einzelne verlegt. Jeder verpflichtet ſich, wie Baſtiat ſagt, der Gemeinſchaft Einen Dienſt zu leiſten, Ein Hinderniß zu deren Vortheil zu überwinden.

Der Tauſch iſt geeignet, vor allen Ein Vorurtheil wegzuräumen, welches der Menſchheit ſchon ſo viel Unheil bereitet hat: daß man nämlich bloß um das reicher werden könne, um was ein Anderer ärmer werde (Mercantil-Syſtem). Der Tauſch beweiſ't durch die Manipulation, welche Ueberflüſſiges für Nothwendiges oder Nützliches gibt, daß man ſich für Güter, welche ſonſt verkommen wären, Sachen verſchafft, welche Genuß bereiten, und die man ſonſt nicht hätte haben können. Durch den Tauſch ſind England und Holland befähigt, auf einer verhältnißmäßig kleinen Bodenfläche ungeheure Werthe zu produciren, die Producte der ganzen Erde aufzuhäufen und ihren Capital-Reichthum ins Unendliche zu vermehren, während Ungarn, Siebenbürgen, Georgien, Armenien in ihrem eigenen Fett erſticken und doch an Genüſſen, im Vergleich zu den civiliſirteren Ländern Europa's, arm ſind.

Indem ein Jeder in der Arbeitstheilung vermittelſt der geringſten Mühe den möglich größten Werth hervorbringt, und ſomit im Ganzen eine viel größere Summe von Producten erzeugt wird, die durch den Tauſch zur Vertheilung kommt, erhält Jeder durch den Tauſch mehr, als er ſonſt ſich hätte verſchaffen können. So kommt es, daß der Einzelne, wenn er im Tauſche und in der Arbeitstheilung nur ſeinen eigenen Vortheil wahrzunehmen ſucht, doch das Intereſſe der Geſammtheit mit befördert. Wenn daher Baſtiat in ſeinen „Harmonies économiques“ ſagt: „Wer die Wahrheit, daß das Wohl des Einzelnen das Wohl Aller und das Wohl Aller das Wohl des Einzelnen befördert, allen intelligenten Menſchen begreiflich machen, einen einfachen, klaren, unumſtößlichen Beweis davon liefern würde, der hätte das ſociale Problem gelöſ't, der wäre der Wohlthäter der Menſchheit!“ — ſo hat die Noth der nach der Februar-Revolution herrſchenden ſocialiſtiſchen Begriffsverwirrung ihm dieſen Ausruf abgepreßt; denn jener Beweis iſt in der That ſo ſchwer nicht.

Indem jeder Einzelne ſeinem Geſchäfte nachgeht und durch Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Verbindungen, durch Vergrößerung ſeines Capitals, ſeiner Geſchicklichkeit, durch Erfindungen, durch Verbeſſerung der Werkzeuge fortwährend die Production größer zu machen ſucht, ſo daß eine ſtets größere Summe von Gütern zur Vertheilung unter Alle kommt, indem die Concurrenz Aller den Preis vieler Güter herabdrückt, ſo daß die Bedürfniſſe des Einzelnen im Verhältniſſe zu ſeinem Verdienſte ſtets billiger und leichter beſchafft werden können, indem die fortwährende Capital-Aufſparung der Einzelnen das National-Capital vergrößert, und die Fülle an National-Capital wieder dem Einzelnen frommt, weil er ſich das Betriebs-Capital zu ſeinem Geſchäfte zu billigeren Zinſen verſchaffen kann, — beſteht allerdings eine Wechſelſeitigkeit zwiſchen dem Wohle des Einzelnen und dem Wohle Aller, welche ſolidariſch iſt.

Die Wahrheit des von Baſtiat angeführten Satzes, welcher die Rechtfertigung und die Grundlage der Geſellſchaft ſelbſt iſt, wenn er auch nicht von ſelbſt einleuchtend wäre, tritt bei jeder Frage unſerer Wiſſenſchaft an Tag.

Im Anfange der Geſellſchaft geht der Tauſch unmittelbar zwiſchen den Producenten vor ſich, ohne die Hülfe eines Mediums. Der Jäger gibt dem Fiſcher direct einen Theil ſeiner Jagdbeute und erhält von dieſem eine entſprechende Anzahl Fiſche dafür. Sobald aber die Arbeitstheilung ſich vervielfältigt und das Geld erſcheint, dann vermittelt dieſes Medium den Austauſch der erzeugten Werthe. Bald entſteht ein beſonderer Geſchäftszweig, welcher die Vertheilung der Güter von den Producenten zu den Conſumenten beſorgt, und der Handel iſt da. Der Tauſch heißt jetzt Kauf und Verkauf.

Weil die Producenten dann mit weit geringerer Mühe die Gegen-Werthe, die ſie brauchen, für ihre Producte erlangen, und weil die Conſumenten die Waaren, deren ſie bedürfen, in beliebiger Menge ohne Mühe vom Händler haben können, ſo ſparen Beide viel Arbeit und Zeit, während welcher ſie für die Hervorbringung eigener Werthe thätig ſind; es wird mehr producirt und das Producirte beſſer verwerthet; Erzeuger und Verbraucher gewinnen beim Tauſche.

Je mehr nun die Arbeitstheilung im Tauſchhandel ausgedehnt wird, um ſo größer ſind die Vortheile, welche jeder Einzelne davon hat. Je größer der Wirkungskreis iſt, um ſo mehr kann wieder die Arbeitstheilung ausgedehnt werden, und da zugleich die Mitwirkung der unentgeltlichen Naturkräfte auf den verſchiedenen Theilen der Erde eine verſchiedene iſt, da die Menſchen alſo dann am meiſten produciren, wenn ſie ſolche Erzeugungs-Gegenſtände auswählen, bei welchen die unentgeltliche Arbeit der Naturkräfte die größte iſt, da, wenn dies geſchieht, jedes Land und jeder Erdſtrich ſeine beſondere, eigenthümliche Induſtrie haben ſollte, — ſo iſt der vollkommenſte Zuſtand der Producenten und Conſumenten derjenige, in welchem der Tauſchhandel ohne Schranken die Producte der ganzen Erde gegen einander vertheilt.

Je weiter ſich die Handels-Geſetzgebung eines Landes von dieſem Normal-Zuſtande entfernt, um ſo benachtheiligter iſt dasſelbe, um ſo weniger Werthe werden hervorgebracht, um ſo ärmer iſt das Land. Die Erfahrung ſteht dieſem Principe zur Seite. Unter ſonſt gleichen Verhältniſſen ſind die Länder, welche dem Handel geringe Schranken auferlegen, reicher als die, welche demſelben große Hinderniſſe bereiten. Auch ſehen wir ſtets ein Volk raſcher gedeihen, ſobald es ſolche Hinderniſſe, wenn auch nur zum Theil, beſeitigt hat. Die Tarif-Ermäßigung in England und Nordamerica gibt ſeit 1846 davon das ſchlagendſte Beiſpiel.

In dem Handel ſelbſt vervielfältigt ſich die Arbeitstheilung in gleichem Schritt mit der Cultur des Landes. Anfangs iſt der Händler zugleich der Beförderer der Waare. In Aſien überwacht und leitet der Kaufmann die Karawanenzüge ſelbſt; er muß ſich einer weiten und gefährlichen Reiſe unterziehen, um ſeine Waare einzukaufen und ſie dann wieder zu verkaufen, während welcher Reiſe er nichts Anderes treiben kann. Im Mittelalter bezogen alle Kaufleute in Mittel-Europa die Meſſen ſelbſt; wegen der Unſicherheit der Straßen mußten ſie noch ein beſonderes Geleite haben oder Geleitsgeld bezahlen. Alles dies vertheuerte die Waaren, indem die Conſumenten für die Mühe und Gefahr eine Prämie zahlen mußten. Im Hauſirhandel hat ſich heut zu Tage noch ein ähnliches Verhältniß erhalten.

Sobald das Land indeſſen dichter bevölkert wird, ſobald gute Straßen den Verkehr erleichtern, ſo ſehen die Kaufleute ein, daß ſie bei weiterer Arbeitstheilung mehr verdienen; daß ſie mehr profitiren, wenn ſie nicht ihre eigenen Waaren-Transporteure ſind. Es entſtehen jetzt beſondere Geſchäftszweige, welche dieſe Arbeit übernehmen; wir erhalten Fuhrleute, Rheder, Spediteure. Da der Kaufmann, der Rheder, der Fuhrmann, der Spediteur alle ſeine Sinne auf Einen Zweig richten kann, ſo macht er die Vortheile, welche zu erlangen ſind, ſich viel raſcher zu eigen. Jeder Einzelne fährt beſſer dabei, Jeder producirt mehr Werthe, als wenn er Alles zugleich gethan hätte. Aus dieſem Grunde trennt ſich der Handel, je nach dem verſchiedenen Culturgrade des Landes, ſelbſt wieder in viele Theile. Er zerfällt in Großhandel und Kleinhandel.

Der Detailhandel zählt unter ſich wieder eine vielfältige Menge von Zweigen, je nach Verſchiedenheit der Waaren. Bei ihm iſt auch die Arbeitstheilung um ſo größer, je reicher und bevölkerter das Land iſt. In den Städten z. B., wo Reichthum und Bevölkerung mehr angehäuft ſind, theilen ſich zehn verſchiedene Handlungen in eine Anzahl von Waaren, welche ein Krämer auf dem Lande alle zuſammen verkauft. In kleineren Städten hält wieder ein Kaufmann eine Auswahl von Waaren, welche in den Hauptſtädten bei Einem allein gar nicht zu haben ſind, ſondern bei fünf bis ſechs Kaufleuten geholt werden müſſen. Während der Schuſter in einer Landſtadt Stiefel und Schuhe macht, iſt dieſes Gewerbe in den größeren Städten getheilt. Weil aber der Handwerker in letzteren ſich nur mit Verfertigung Einer Sorte beſchäftigt, ſo erlangt er weit größere Geſchicklichkeit, und die Stiefel und Schuhe ſind in größeren Städten beſſer gemacht, als in kleineren. In Wien, Berlin, Paris und London gibt es Schneider, die nur Röcke, andere, die nur Beinkleider, dritte, die nur Weſten machen. Alle dieſe Kleidungsſtücke ſind in den genannten Städten beſſer gemacht, als in kleineren. Zugleich werden ſie z. B. in Berlin ſo billig verfertigt, daß die Kleider-Producenten dieſer Stadt ſchon auf allen Weltmärkten damit concurriren.

Der Großhändler eines ärmeren Landes muß ſeine Speculationen auf eine größere Anzahl von Gegenſtänden ausdehnen, als der eines reicheren. Der Großhändler einer reichen Handelsſtadt an der See wird nur mit Einem Zweige von Waaren oder nur mit einer einzigen Waare Handel treiben, während der Groſſiſt einer Provinzialſtadt noch ſehr viele Waaren halten muß.

Wir ſehen alſo, die Arbeitstheilung iſt das gewaltigſte Werkzeug des Fortſchrittes der Civiliſation, und mit ihr unzertrennlich verknüpft iſt der Handel. Der Handel verſorgt die Bewohner der kalten Zone mit den

Weinen, dem Zucker, dem Kaffee, mit allen Genüſſen des Südens, und die Bewohner der Tropenländer verdanken dem Norden wieder die Kleidung, die Werkzeuge, das Eis und alle Bequemlichkeiten und Genüſſe, welche ſie ſonſt ganz oder theilweiſe entbehren müßten. Dank dem Handel, ſind London, Kopenhagen, Petersburg zu allen Jahreszeiten beſſer mit den Weinen und den Früchten des Südens verſorgt, als Madrid ſelbſt und Rom.

Hier iſt der Ort noch, auf ein anderes Moment aufmerkſam zu machen. „In Beziehung auf die ſittliche Ausbildung der Völker", ſagt Karl Arnd, „iſt es gewiß vom höchſten Intereſſe, zu beobachten, wie der Großhandel nur von Perſonen betrieben werden kann, die im Rufe der ſtrengſten Wahrheitsliebe und Redlichkeit ſtehen, wie daher nur an den Orten ein ausgedehnter Großhandel entſtehen konnte, wo ſich eine große Anzahl ſolcher Perſonen vorfand, und wie andererſeits der an einem Orte einmal beſtehende Großhandel unter deſſen Bevölkerung den Sinn für Wahrhaftigkeit und Redlichkeit hervorruft, erhält und immer mehr ausbildet. Beſtellt z. B. ein hamburger Haus bei einem ſolchen in Rio de Janeiro eine Schiffsladung Baumwolle, ſo übergibt dieſes die Ladung einem Schiffer im vollen Vertrauen, daß dieſer ſelbe an ihre Adreſſe abliefere, und im weiteren Vertrauen, daß das hamburger Handelshaus ihm den Preis gutſchreibe und die auf dasſelbe zu ziehenden Wechſel honorire. So legt ein Handelsmann oft ſein ganzes Vermögen — die Grundlage ſeiner phyſiſchen Exiſtenz und ſeines Erdenglückes — vertrauensvoll in die Hände eines Mannes, den er nie geſehen, der in einem weit entfernten Lande wohnt, und von dem er weiter nichts weiß, als daß er den Ruf eines Redlichen genießt. Dieſer Sinn für ſtrenge Rechtlichkeit hat dem unbeſchützten Seehandel der deutſchen Hanſeſtädte einen größeren Aufſchwung gegeben, als dies die ungeheuren Summen vermochten, welche zum Schutze des Seehandels der franzöſiſchen, ruſſiſchen und däniſchen Handelsplätze aufgewandt worden ſind. (Andere Gründe laufen da freilich auch mit unter.) Dieſer Sinn verbreitet ſich — in Folge der Ausbreitung jenes Handels — über die Bevölkerung ganzer Länder, wie wir dies an jener von England und Schottland wahrnehmen können. Dieſer Handel ſchein keine mächtigere Einwirkung auf die Sittlichkeit der Volksmaſſe zu üben, als die vereinte Bemühung aller Religions- und Sittenlehrer."

Ein anderer Begleiter des Handels iſt der Sparſinn. Wir ſehen, daß die Bewohner induſtrie- und verkehrsarmer Länder erſt dann anfangen, zu ſparen, wenn ſie ſichere Ausſicht auf Abſatz haben, d. h. wenn die Abſatzwege, die Straßen, verbeſſert werden. Wegen des Mangels guter Communications-Mittel herrſchte bisher in Ungarn ſo geringer Sparſinn.

14. Der auswärtige Handel.

Die Beweggründe, Handel zu treiben, d. h. ein Gut von dem einen Orte nach dem anderen zu ſchaffen und dort zu verkaufen, ſind vorzugsweiſe dreierlei Art: 1) das Gut iſt an dem Orte des Käufers nicht producirbar, weil Klima oder andere Verhältniſſe ein unüberſteigliches Hinderniß darbieten; oder 2) man kann es nicht ſo billig herſtellen, als an dem anderen Orte; oder 3) man kann das betreffende Gut zwar an dem Wohnorte des Käufers eben ſo billig herſtellen, als an einem anderen Orte, allein es beſteht ein anderer Productionszweig, welcher noch mehr Gewinn abwirft, als das angenommene Gut, weßhalb man für das eigene Product mehr von dem letzteren eintauſchen kann, als wenn man es ſelbſt producirte, obgleich dem Verkäufer die Herſtellungskoſten höher zu ſtehen kommen, als ſie dem Käufer kommen würden, wenn er die Waare ſelbſt producirte.

Aus dem Voigtlande werden z. B. große Quantitäten von gefärbten Baumwoll-Geweben nach England abgeſetzt. Dieſes könnte wahrſcheinlich das Product ſelbſt eben ſo billig und, in Betracht der wegfallenden Doppel-Fracht, billiger herſtellen, weil es das Baumwollen-Garn, welches jene Weber nöthig haben, ſelbſt producirt und weil ſeine Maſchinenkräfte ausgebildeter ſind. Allein die engliſchen Induſtriellen ziehen es vor, dieſes Fabricat aus Deutſchland zu beziehen, weil ſie noch mehr Gewinnſt in der Baumwoll-Spinnerei machen, als in der Weberei. Derſelbe Grund aber, welcher die Schotten veranlaßt, Baumwollen-Gewebe im Fichtelgebirge zu beſtellen, ſollte die Deutſchen veranlaſſen, ſich mehr auf die Weberei und Färberei zu verlegen und, ſtatt ſelbſt koſtſpieliger das Garn zu ſpinnen, dasſelbe aus England zu beziehen. Aus dieſem Grunde können wir häufige Anlegung von Baumwoll-Spinnereien in Deutſchland nicht billigen.

Das Städtchen Schwarzenbach bei Hof hat einen bedeutenden Abſatz von Baumwoll-Geweben nach England. Bis jetzt beziehen die Fabricanten ihr Garn aus England und Sachſen. Nun hat man ausgerechnet, daß das Garn billiger zu ſtehen käme, wenn man es ſelbſt producirte. Dieſe Wahrnehmung hat die Gründung einer Actien-Baumwoll-Spinnerei

in Baireuth und einer Maſchinen-Spinnerei in Hof hervorgerufen. Hat man deßhalb klug gehandelt? Wir glauben, mit nichten; denn aus demſelben Grunde, aus welchem die Schotten das Gewebe aus dem Voigtlande beziehen, obwohl ſie das Halb-Fabricat am billigſten zur Hand haben und alle Gründe vorhanden wären, daß ſie das Gewebe noch billiger herſtellen könnten, — aus demſelben Grunde ſollten unſere Induſtriellen die Garn-Spinnerei bleiben laſſen, das Garn aus England beziehen und, wenn Ueberfluß an Capital da iſt, die Production an Webe- und Färberei-Stoffen vergrößern; weil darin eben größerer Gewinn zu machen iſt. Die Vergrößerung der Production in dieſem Einen Zweige würde den weiteren Vortheil haben, daß eine größere Arbeitstheilung möglich wird, daß beim Einkaufe der Halb-Fabricate im Großen, ſo wie beim Verkaufe die Handels-Conjuncturen beſſer benutzt werden können, daß alſo überhaupt die Productionskoſten vermindert und dadurch der Markt bedeutend erweitert, durch die Maſſe der Production, die Erſparung an Arbeitskraft und die Vermehrung der Nachfrage aber der Gewinn noch mehr erhöht wird.

Nehmen wir den Fall, in dem Regierungs-Bezirk Oberfranken oder in der betreffenden Fabrikgegend ſei ein Capital von zehn Millionen zur induſtriellen Verwendung vorräthig; fünf Millionen ſeien bereits in der Weberei und Färberei von leichten Baumwoll-Stoffen angelegt. Es wird in dieſem Induſtriezweige ein Gewinn von zwanzig Procent gemacht. Nun ärgern ſich einige Speculanten oder Anhänger der Theorie der ſogenannten „nationalen Arbeit“ darüber, daß das Garn aus England oder Sachſen bezogen wird, weil man es billiger haben könnte, wenn man es ſelbſt producirte. Sie ſchlagen vor, für die fünf übrigen Millionen Spinnereien anzulegen. Es gelingt ihnen, die Capitaliſten dazu zu überreden. Sie haben aber dem Lande reellen Schaden zugefügt; denn das Capital trägt jetzt die Hälfte oder ein Drittheil weniger Gewinn. Es wird alſo weniger Capital aufgeſpart, und in Zukunft werden weniger Arbeiter ernährt, oder beſſer die Vermehrung der Arbeitsbeſchäftigung geht nicht ſo raſch und günſtig vorwärts. Wenn man bloß aus dem Grunde Alles ſelbſt machen ſollte, weil man es ſelbſt billiger herſtellen könnte, dann müßte man auch eine Maſchinen-Fabrik errichten, um die Baumwoll-Maſchinen anzufertigen; man müßte überhaupt eine Menge Werkzeuge und Halb-Fabricate ſelbſt machen. Es kommt aber nicht darauf an, ob man etwas ſelbſt billiger machen kann, ſondern ob man nicht in derſelben Zeit, während welcher man eine ſolche Waare, deren man bedarf, fabriciren würde, etwas Anderes produciren kann, was mehr werth iſt.

Wenn die Production in Webe-Stoffen um jene fünf Millionen auf einmal vermehrt würde, ſo wäre es möglich, daß das vermehrte Angebot den

Preis drücken und folglich den Gewinn vielleicht auf fünfzehn Procent herabsetzen würde; allein der geringere Preis würde bald die Consumtion um die volle Ausdehnung der Production vermehren; denn die Consumtion hat in der menschlichen Gesellschaft die Gestalt einer Pyramide. Ein geringer Preis-Abschlag kann die Consumtion verdoppeln, verdreifachen, ja, verzehnfachen. Bei einer Production mit dem Capitale von zehn Millionen sind so viele Vortheile vor einer mit nur fünf Millionen arbeitenden Fabrication, — Vortheile, die auf der Hand liegen, — daß der Preis bei der ersteren gar nicht mehr die alte Höhe zu erreichen braucht, um den Gewinn wieder auf zwanzig Procent zu bringen. *Der Gewinn hängt* nämlich, wie wir früher gesehen haben, *von der Höhe des Arbeitslohnes ab.* Bei hohem Arbeitslohne ist der Gewinn gering, und umgekehrt. Nun kann bei einer Vermehrung des in einem Industriezweige arbeitenden Capitals häufig mehr an Arbeit gespart werden, als die vermehrte Nachfrage des Capitals nach Arbeitern den Lohn erhöhen würde; es kann in mancher Hinsicht eine doppelte Quantität von Production mit Einer und derselben Arbeit beschafft werden. Ein und derselbe Arbeiter kann z. B. eine Dampfmaschine von zehn und eine von hundert Pferdekraft bedienen. Die Fabricanten im Voigtlande arbeiten z. B. jetzt noch größtentheils ohne Maschinen-Webstühle. Würden die fünf Millionen, statt zur Errichtung von Maschinen-Spinnereien, zum Ankaufe von Webe-Maschinen und Garn verwandt, so könnte dieselbe Anzahl von Arbeitern, an den Maschinen beschäftigt, vielleicht fünfmal so viel produciren. Der Arbeitslohn dieser vorhandenen Arbeiter würde für ihre vermehrte Geschicklichkeit etwas höher sein müssen; er würde aber gewiß nicht das Doppelte ersteigen. Gesetzt, der Arbeitslohn hätte für ein Producten-Quantum im Werthe von einer Million 100,000 betragen; werden nun wegen der Maschinen den Arbeitern 150,000 bezahlt, so werden, wenn die Production ins Fünffache erhöht ist, immer noch 350,000 gespart, wovon die eine Hälfte zum Gewinne gerechnet, die andere dazu verwandt werden kann, den Waarenpreis herabzusetzen, wodurch die Nachfrage und die Consumtion von Neuem gesteigert wird u. s. w.

Ein wesentliches Moment beim Handel sind die *Transportkosten.* Den Waaren wird dadurch so viel Werth beigefügt, als Dienstleistungen erforderlich sind, um sie von einem Orte zum anderen zu schaffen. Je schlechter, schwieriger, gefährlicher die Verkehrswege sind, um so höher sind die Transportkosten, und umgekehrt. Durch hohe Transportkosten wird dieselbe Waare auf einen höheren Preis geschraubt, Production und Consumtion werden erschwert und mithin auch der Handel gehindert. Je besser, bequemer, sicherer, billiger die Verkehrswege werden, um so billiger wird

die Production, um so mehr kann die Consumtion sich erweitern, der Handel, der den Austausch zwischen der vermehrten Production und Verbrauchung bewerkstelligt, gedeihen und der ganze gewerbliche Zustand eines Landes aufblühen. Wir haben hier ein neues Beispiel, wie sich beim Aufwande einer gleichen Summe von Arbeitskraft der Zustand der Bevölkerung in demselben Maße verbessern muß, in welchem die Civilisation vorwärts schreitet. Durch die Verbesserung der Straßen, den Bau von Canälen und Eisenbahnen werden immer mehr Naturkräfte zu unentgeltlicher Arbeit herangezogen, die Transport- und folglich die Productionskosten werden fortwährend vermindert, und eine höhere Summe von Producten kommt zur Vertheilung unter die arbeitende Bevölkerung. Keinem Industriezweige kommt dieser Fortschritt besser zu Statten, als den Boden-Producenten; denn der Absatz ihrer Erzeugnisse wird oft erst durch den Bau eines Canals oder einer Eisenbahn möglich gemacht; viele Ländereien werden oft erst in Anbau genommen, wenn ein solches Transport-Mittel in die Nähe kommt.

Wir haben gesehen, daß der Handel ein Austausch von Dienstleistungen ist. Wenn nun ein Land, das mit einem anderen in Verbindung steht, viel Handel treiben will, so muß es dem anderen viele Dienste leisten und dessen Dienste als Gegenzahlung zurück empfangen; oder, mit anderen Worten, wenn es viele Werthe empfangen will, muß es viele Werthe dafür exportiren. Ausfuhr und Einfuhr müssen sich immer das Gleichgewicht halten, wenn nicht ein Land gegen das andere benachtheiligt sein will; sie werden sich stets das Gleichgewicht halten, weil kein Land etwas umsonst herschenken wird. Will ein Volk viele Güter einführen, so muß es viele Producte exportiren; auf starke Ausfuhr folgt auch starker Import. Kein Volk wird so thöricht sein, seinem Nachbar Waaren zu schenken, jedes wird ein anderes Product als Gegenleistung verlangen.

Wenn wir an dieser Stelle wiederholt des großen Irrthums der Mercantilisten gedenken, welche der Meinung waren, daß ein Volk sich bereichere, wenn es viele Waaren exportire und wenige einführe, die Differenz sich aber an Geld herausbezahlen lasse, so geschieht das, weil hier der Ort ist, eine Erscheinung zu beleuchten, die Vielen unerklärlich ist, — die Verschiedenheit des Geldwerthes in Ländern, die einen verschiedenen Grad industrieller Entwicklung besitzen.

Die Mercantilisten haben nämlich Ursache mit Wirkung verwechselt und dadurch ihr System auf nichts gebaut. Ihre Beobachtung war ganz richtig, daß industriereiche Länder viele Producte exportiren und daß sie viel baares Geld importiren und besitzen. Die Ursache ihres Reichthums ist aber nicht der Umstand, daß sie viel Metall einführen, sondern daß sie

viele Werthe erzeugen. Der Ueberfluß an baarem Gelde müßte eher einen nachtheiligen Einfluß äußern; denn sobald mehr Metall im Lande sich befindet, als das Umlaufs-Bedürfniß erfordert, muß der Preis der Waaren und der Arbeitslohn steigen, und die Production wird erschwert, folglich die Quelle der Vermögens-Erzeugung geschmälert. So verhält es sich in der That: Der Ueberfluß an baarem Gelde ist nur eine Wirkung, ein Symptom des gedeihlichen Productions-Zustandes eines Landes, — aber keineswegs die Ursache.

In England ist der Geldwerth geringer, als im Süden. Woher kommt diese Erscheinung — obwohl wir wissen, daß Gold und Silber eine Waare ist, wie jede andere, daß sie ein gleichmäßiges Niveau auf der ganzen Erde herzustellen strebt, daß sie, sobald sie in dem einen Lande so hoch gestiegen ist, daß der Preis die Transportkosten übersteigt, in das andere geschickt wird, wie das Wasser von einer höheren zu einer niedrigeren Stelle läuft?

Die Erscheinung, von welcher wir sprechen, ist unabhängig von dem Gelde als Waare, deren Vorrath in allen Ländern ausgeglichen und durch den Stand des Wechselcourses gemessen wird; dieselbe hat mit dem Wechselcourse nichts zu thun. Sie bezieht sich auf den Handel und Wandel, auf den Verkehr und die Verzehrs-Verhältnisse des Inlandes.

Ein gewerbreiches Land, dessen Production und Capitals-Ansammlung in fortwährender Zunahme begriffen sind, dessen Jahres-Production die Summe der Verzehrs-Gegenstände übersteigt, kommt in die Lage, daß es für seine exportirten Werthe nicht immer wieder Producte brauchen kann, die sofort in reproductiver Consumtion verzehrt werden müssen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen. Da nun das baare Geld eine der dauerhaftesten und im Preise wenigst schwankenden Waaren ist, so wird der Ueberschuß der Production über die Consumtion, wenn er einen gewissen Grad erreicht hat, gern gegen diese leicht aufzubewahrende Waare vertauscht; und aus diesem Umstande folgt, daß der Geld-Vorrath um so größer ist, je industriereicher ein Land ist, je mehr in einem Lande die Production die Consumtion übersteigt. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, den wir beim Abschnitte über den Credit näher erörtern: Je industriereicher und cultivirter ein Land ist, je besser seine Verkehrswege sind, je erleichterter und sicherer sein Geldmarkt ist, je entwickelter seine Verkehrs-Anstalten sind, — um so mehr Tausche werden mit demselben Stücke Geld bewerkstelligt. Ein Thaler bewirkt in Berlin so viel Tausche, als fünfzig Thaler auf dem Lande, weil sie da die längste Zeit im Kasten liegen. Dieser Umstand bewirkt also, daß in einer verkehrsreichen Gegend dieselbe Geldsumme größere Dienste leistet, als in einer ärmeren Gegend; daß dieselbe

Geldsumme durch den häufigeren Gebrauch einer größeren gleichkommt. Wenn nun sowohl durch diesen Umstand, wie durch die größere Metallmenge überhaupt der Vorrath so außerordentlich gesteigert wird, so muß naturgemäß dieses erhöhte Angebot den Preis des Geldes drücken oder, was dasselbe ist, den Preis der Waaren und den Arbeitslohn erhöhen. So sehen wir denn in der That gerade in den gewerbsreichen Ländern — je billiger auch die Groß-Production arbeitet, je wohlfeilere Waaren sie exportirt — den Arbeitslohn und die Waaren des gewöhnlichen Bedarfs steigen. Keine Fabrik-Erzeugnisse sind billiger, als die Industrie-Waaren Englands, und dennoch ist das Leben in England am theuersten. Aus demselben Grunde ist es theurer im Norden Deutschlands, als im Süden.

Darauf wirkt indessen auch noch ein anderer psychologischer Grund. Wer viel producirt, d. h. viel verdient, ist auch geneigt, mehr zu consumiren, als ein Anderer. Die Bedürfnisse wachsen, die Lebensgenüsse verfeinern sich, die Nachfrage nach den Bequemlichkeiten und Gütern, welche die höheren Bedürfnisse befriedigen, vermehrt sich, und in Folge dessen steigt der Waarenpreis und der Arbeitslohn.

Man sollte glauben, daß bei naturgemäßen wirthschaftlichen Zuständen dieser Unterschied zwischen Ländern und Kreisen unter einander durch die freie Bewegung und den Reiz des Gewinnes bald sich ausgleichen müßte. Wenn in Nord-Deutschland der Geldwerth ein geringerer ist, so sollte man meinen, das Geld würde sich von dort nach Süd-Deutschland ziehen, weil da dieselbe Summe mehr gelten würde. Allein dem ist nicht so. Die Nähe des Meeres, gute Institutionen, sichere Rechtspflege und was es sonst sein mag — geben der Speculation größeren Spielraum und verheißen raschere Gewinnste; deßhalb sucht das Capital seine Anlage dort. Nur Leute, die eine gewisse Rente zu verzehren haben, mögen gut thun, im Süden zu wohnen; und dies geschieht in der That. Das ist der Grund, weßhalb so viele Engländer im Süden Deutschlands sich aufhalten.

Aber auch in dem Falle, wo in einem gewerbsreichen Lande alle Productionszweige so übersetzt sind, daß der Gewinn ein sehr mäßiger wird, oder wo die Concurrenz der Arbeiter so groß ist, daß der Arbeitslohn das Minimum erreicht, entschließen sich Capital und Arbeitskraft nur äußerst schwer zur Wanderung ins Ausland. Der Arbeiter läßt sich meistens nur durch die äußerste Noth bewegen, sein Domicil zu verändern, um lohnendere Beschäftigung aufzusuchen; so daß Adam Smith auch mit Recht sagen konnte: „Die am schwersten zu transportirende Waare ist der Mensch."

So wie der Capitalist sich nicht gern von seinem Vermögen trennt und eine Anlage in seiner Nähe mit geringerem Gewinne einer gewinn-

reicheren in weiter Ferne vorzieht, so verläßt auch der Mensch ungern den Ort, wo seine Väter gewohnt haben, an den theure Jugend-Erinnerungen sich knüpfen. Er zieht es vor, da mit einem einfacheren Leben sich zu begnügen. Das ist der andere Grund, weßhalb der Geld-Werth und der Stand des Capital-Gewinnes, so wie des Arbeitslohnes nicht überall gleichmäßig ist.

Aber auch hier ist die im Dienste der Menschheit nivellirende Civilisation fortwährend bemüht, ein gewisses Maß in den Verhältnissen herbeizuführen, die zu schroffen Gegensätze auszugleichen. Durch die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen ist der Verkehr so erleichtert, die Länder sind einander so nahe gerückt worden, daß der Mensch bald nicht mehr die am schwersten zu transportirende Waare zu sein scheint. In America wenigstens ist er sehr leicht transportabel.

Auch das Capital ist durch den gleichen Umstand flüssiger geworden. In dem Maße, in welchem mit der steigenden Civilisation die Sicherheit des Eigenthums größer und die Rechtspflege sicherer und prompter wird, wagt sich auch das Capital in weitere Ferne. Von Unruhen in Europa geängstigt, strömt es aus Europa nach America; in den übersättigten Industriezweigen Englands nur geringen Gewinn bringend, hat es bereits die Wanderung nach Deutschland begonnen, um der industriellen Bewegung da unter die Arme zu greifen. Indem das Capital so wie ein befruchtendes Wasser die Länder erquickt, wirkt es als ein großer Civilisator; denn die Ersparnisse und Segnungen, die Intelligenz und die Arbeit des einen Landes kommen auch den anderen Ländern im Verhältnisse zu ihrem Cultur-Zustande zu Gute. Da aber das Capital es vorzieht, in diejenigen Länder zu strömen, welche geordnete Rechtspflege, Sicherheit der Person und des Eigenthums, persönliche Freiheit, freie wirthschaftliche Bewegung am meisten besitzen, so gibt es damit den Völkern und Regierungen die ernste und fühlbare Mahnung, Alles aufzubieten, um ihre Zustände möglichst zu Gunsten der Humanität und der Gesittung zu vervollkommnen. Das Capital ist auch in dem Sinne die größte Cultur-Macht.

Wir können unter solchen Umständen keinen Unterschied zwischen der Wirkung des ausländischen und des inländischen Handels finden und weder A. Smith beistimmen, welcher dem ersteren die Macht zuschrieb, größeren Gewinn abzuwerfen, noch denen, welche — gleich gewissen Socialisten — ihn ganz aufheben oder — gleich den Prohibisten und Schutzzöllnern — ihn hemmen wollen. Bei freier wirthschaftlicher Bewegung thut er ganz dieselbe Wirkung, wie der Tausch im engsten Kreise des Inlandes. Er befördert die Arbeitstheilung und vermehrt dadurch die Production. Wenn der Handel zwischen Schlesien und Ungarn gehemmt ist und beide Länder keine

anderweitige Verbindung haben, dann müſſen die Ungarn in üppigen Jahrgängen einen Theil ihres alten Weines wegſchütten, um Fäſſer für das beſſere Gewächs zu bekommen; ein Theil des Kornes verfault, und große Strecken Landes bleiben wüſt liegen; die Viehzucht verſchlechtert ſich, weil Sorgfalt aus Mangel an Abſatz ſich nicht lohnt. Zugleich aber gehen die Bauern ſehr zerlumpt einher, und die Schweinehirten wechſeln im ganzen Sommer das Hemde nicht. In Schleſien dagegen bricht der Hunger-Typhus aus, während große Lager von Leinen-Waaren aufgeſpeichert ohne Abſatz da liegen. Räumt man nun die Verkehrs-Hinderniſſe hinweg, ſo kann Ungarn die Producte, welche ſonſt zu Grunde gegangen wären, gegen Leinen austauſchen, die keinen Abſatz haben, und Beide befinden ſich wohl. Sobald die ungariſchen Bauern merken, daß ſie für ihre Producte Geld oder Geldes-Werth haben können, ſo werden ſie anfangen, mehr Ländereien in Anbau zu nehmen, die angebauten beſſer cultiviren, die Viehzucht verbeſſern und den Weinbau veredeln. Eben ſo werden die Schleſier ihre Production durch Erſparung an den Koſten, durch Maſchinen, durch Aufwendung größeren Capitals zu vermehren und billiger zu machen ſuchen. So lange der ungariſche Bauer aber keine Wege hatte, auf welchen er ſeine Producte verfahren konnte, ſo lange hatte er keine Urſache, mehr Arbeit aufzuwenden, als er durchaus nöthig hatte, ſein Leben zu friſten. Das iſt die Haupt-Urſache der Trägheit und der Verſchwendungsluſt der ungariſchen Land-Bevölkerung, über welche ſo vielfache Klagen geführt worden ſind.

Durchaus unwirthſchaftlich war es, daß vor etwa fünfzehn Jahren eine Geſellſchaft für „nationale Arbeit" ſich aufthat, welche eine ungariſche Induſtrie mit Kunſt und Gewalt hervorrufen und die öſterreichiſche verbannen wollte; wir ſagen: ungerechtfertigt war es vom ökonomiſchen Standpuncte aus, — der politiſche geht uns nichts an. Aber auch vom politiſchen Standpuncte aus war dieſe Agitation verblendet. Denn wenn es die Abſicht geweſen iſt, Ungarn im Gegenſatze zu den übrigen öſterreichiſchen Ländern zu heben und ſelbſtſtändiger zu machen, ſo konnte das doch dadurch gerade am beſten geſchehen, daß das Land möglichſt viele Werthe producirte. Nun iſt das Land der Magyaren aber ſo geſegnet, daß die Früchte ohne Dünger wachſen, daß es vor den übrigen Ländern Europa's einen Vortheil hat, indem die unentgeltlichen Kräfte der Natur hier bei Anwendung gleicher Arbeit und gleichen Capitals mehr leiſten, als anderswo. In keinem Induſtriezweige konnte Ungarn alſo mehr Werthe erzeugen, als in dem Landbaue. Um die Producte aber zu verwerthen, mußten Straßen, Canäle, Eiſenbahnen gebaut, Flußbette regulirt werden; um die Production möglichſt zu erleichtern, mußten die Frohnden aufgehoben, nützliche Kenntniſſe verbreitet, beſſere landwirthſchaftliche Geräthſchaften ange-

ſchafft werden, die Intelligenteren mußten den Bauern mit rationeller Landwirthſchaft und gutem Beiſpiel an die Hand gehen. Die ſo gewonnenen Producte konnten ins Ausland geführt und Waaren dafür eingetauſcht werden, die Ungarn fehlen und welche andere Länder vermöge der Beſchaffenheit ihrer Lage und Bevölkerung billiger hervorzubringen im Stande ſind. Auf ſolche Weiſe hätten die Ungarn eine bedeutend höhere Summe an Jahres-Producten erzielt, als wenn ſie ſelbſt Fabriken errichteten und ihre Straßen in patriarchaliſcher Einfachheit ließen. Wenn dann im Laufe der Zeit aller Boden aufs zweckmäßigſte angebaut war, ſo daß ein bedeutender Ueberſchuß der Jahres-Production nicht mehr vortheilhaft als Capital im Ackerbaue angelegt werden konnte, dann hätte dieſes ſich andere Beſchäftigung geſucht, und eine naturgemäße Induſtrie würde von ſelbſt dann entſtanden ſein.

Es wird von Seiten der Anhänger der „nationalen Arbeit" häufig der Einwand gemacht, „man dürfe ſich nicht vom Auslande abhängig machen"; es wird gejubelt bei jedem Verſuche, ein Product, das bis dahin vom Auslande bezogen wurde, im Inlande zu erzeugen. Wir können in dieſer Hinſicht keinen Unterſchied finden bei dem Verhältniſſe zwiſchen Nation und Nation, zwiſchen Kreis und Kreis, Stadt und Stadt, Familie und Familie. Wie es, vermöge des Geſetzes der Arbeitstheilung, nicht vortheilhaft iſt, wenn jeder einzelne Menſch ſein eigener Schneider, Schuſter, Bäcker, Schmied, Tiſchler, Maurer, Hutmacher u. ſ. w. iſt, ſo kann es nicht vortheilhaft ſein, wenn jede Stadt, oder jeder Landes-Bezirk, oder jedes Reich, oder jeder Welttheil alles, was er braucht, ſelbſt macht. Wenn die ſogenannte Abhängigkeit des einen Landes von den Waaren des anderen vielleicht für den Fall eines Krieges unangenehm wäre, ſo trifft die Calamität des Waaren-Ausfuhr-Verbotes das eine Land wie das andere; und dies iſt gewiß das größte Motiv, gerade einen ſolchen Krieg zu verhindern.

In der gegenwärtigen orientaliſchen Frage hat es ſich am beſten gezeigt, welch ungeheures Gewicht die gegenſeitige Solidarität der Völker für den Frieden in die Wagſchale wirft, — eine Solidarität, die nur dadurch hervorgerufen iſt, daß die civiliſirten Länder ſammt und ſonders in Betreff der Waaren-Aus- und Einfuhr von einander „abhängig" ſind. Nur das verhältnißmäßig am wenigſten cultivirte Land, Rußland, konnte es wagen, der übrigen Welt ein Dementi geben zu wollen, muß aber durch ſeinen eigenen Schaden dafür büßen. Rußland glaubte, das übrige Europa hätte ſich von ſeiner Getreide-Ausfuhr abhängig gemacht; es wird aber finden, daß, ſobald der Krieg nur zwei, drei Jahre dauert, der Handel neue Quellen aufgeſucht haben, daß die Production z. B. in America größeren Aufſchwung

genommen haben wird, und daß am Ende nur die ruſſiſche Production und der ruſſiſche Handel darnieder liegen, von welchen das Ausland hat abhängig ſein ſollen.

Aber auch für den Kriegsfall gibt es noch einen Grund, welcher dieſe Theorie verwerflich macht. Wenn ein Land Alles ſelbſt produciren will, bringt es offenbar weniger Werthe hervor, als wenn es nur die lohnendſten Productionen betreibt. Im letzteren Falle wird es offenbar reicher, als im erſteren; und ein capital-reiches Land hält auch den Krieg beſſer aus, als ein capital-armes; denn ſchon Montecuculi hat geſagt: „Zum Kriege gehört Geld — Geld — Geld.“ Eine Ausnahme könnte nur geſtattet ſein bei Waaren, die gar keine Güter der allgemeinen Conſumtion des Friedens ſind, ſondern nur durch den Krieg bedingt werden, wie Pulver, Waffen u. ſ. w.

Man ſollte gerade nichts ſehnlicher wünſchen und erſtreben, als alle Völker hinſichtlich der Befriedigungs-Mittel ihrer Bedürfniſſe ſo abhängig von einander zu machen, daß keines das andere entbehren kann. Der allgemeine Weltfriede wird ſo am ſicherſten gegründet, und der Handel iſt der große Menſchenfreund, welcher ein ſtarkes Band um die Nationen der Erde ſchlingt, welcher auch die entfernteſten und wildeſten Stämme endlich der Segnungen der Cultur theilhaftig werden läßt und die Erde zu einer großen Werkſtätte umwandelt, in welcher alle Geſellen, nach dem Winke des großen Meiſters ſchaffend, immer intelligenter und wirkſamer an dem Tempel ihres eigenen Glückes bauen.

Wir haben geſehen, daß ein Land eine beſtimmte Waare vom Auslande beziehen kann, obgleich es im Stande wäre, dieſe Waare ſelbſt billiger herzuſtellen, — weil die Erzeugung eines anderen Productes eben noch mehr Gewinn abwirft. Wird dieſelbe Waare hingegen im Inlande erzeugt, dann muß die des Auslandes wenigſtens um die Transportkoſten und den Eingangszoll billiger ſein, um einen Handels-Verkehr möglich zu machen. Die ausgeführte Waare iſt im Auslande um die Transportkoſten und den Zoll theurer, als am Orte der Production. Hingegen kann der Fall eintreten — und er iſt auf Stapelplätzen des Zwiſchen-Handels nicht ſelten —, wo die ausgeführte Waare billiger iſt, als am Erzeugungs-Orte. Es kommt z. B. nicht ſelten vor, daß der Tabak und der Kaffee in Hamburg oder Amſterdam billiger ſind, als in America oder auf Java. Dies iſt die Folge einer plötzlichen Ueberſchwemmung des Marktes, übertriebener Speculation, und hängt mit den Capital-Kriſen zuſammen, indem Kaufleute oft mit ihren Speculationen ihren Vermögensſtock zu weit überſchritten haben und dann, gedrängt, Waare um jeden Preis losſchlagen müſſen; oder wenn bei großen Vorräthen plötzlich eine günſtigere Ausſicht auf Gewinn

in einem anderen Artikel oder Geschäfte sich eröffnet, welcher Gewinn den aus dem unter den Productionskosten erfolgten Verkaufe des Tabaks oder Kaffee's entstehenden Verlust wieder reichlich ersetzt. Nehmen wir an, ein hamburger Kaufmann hat für 100,000 Mark Banco Kaffee gekauft, welchen er in Java mit 95,000 M. B. bezahlt hat. Er hofft nach seiner Erfahrung denselben für 120,000 M. B. zu verkaufen. Nun erfährt er aber durch den Telegraphen aus Liverpool die mit dem aus New-York eingetroffenen Dampfschiff angelangte sichere Nachricht, daß eine Fehl-Aernte in der Baumwolle bevorstehe. Er berechnet, daß dieser Artikel um wenigstens fünfzig Procent im Preise steigen müsse. Tages zuvor war ihm ein Vorrath von Baumwollen-Ballen zu 100,000 M. B. angeboten worden; er könnte ein vortreffliches Geschäft machen, wenn der Verkäufer noch nicht um die neueste Nachricht weiß; allein es fehlt ihm das Geld, weil er sein ganzes Capital in den Kaffee gesteckt hat. Rasch entschlossen, verkauft er seinen Kaffee um 90,000 M. B. und kauft die Baumwolle um 100,000. Er hat zwar, die Transportkosten eingerechnet, 10,000 M. B. verloren; allein dafür ist er sicher, wenigstens 50,000 M. B. aus der Baumwolle zu gewinnen, während ihm der Kaffee nur 20,000 Gewinn gebracht hätte. Im Ganzen steht die Bilanz immer noch um 20,000 M. B. zu seinen Gunsten; — der Kaffee aber ist unter seinen Erzeugungskosten losgeschlagen worden. Solche Fälle kommen, wie bemerkt, nicht selten vor. Sind beim Eintreten einer reichen Aernte noch große Vorräthe auf dem Lager, so können die Besitzer genöthigt werden, diese unter dem Kostenpreise loszuschlagen, weil das reichliche Angebot den Preis der Waare gedrückt hat.

Dies vorausgeschickt, können wir einem anderen Vorurtheile, welches in Deutschland noch gäng und gäbe ist, den Krieg erklären: der Meinung nämlich, daß es für die Producenten am vortheilhaftesten sei, direct an die Consumenten zu verkaufen, und für die Consumenten, ihre Waaren direct von den Erzeugern ohne Mittelsmann zu beziehen. Für die Fabrication namentlich schlägt man den directen Bezug der Rohstoffe als vortheilhaft vor.

Außer den oben angeführten Umständen ist ein solcher directer Verkehr in der Regel gefährlicher und kostspieliger schon wegen des Princips der Theilung der Arbeit. Es ist sehr selten, daß ein Fabricant, der in seinem Fache Tüchtiges leistet, auch die Kenntnisse und die Umsicht besitzt, welche der Kaufmann haben muß, um den Stand der Märkte u. s. w. zu übersehen. Und wenn er auch im Stande wäre, Beides zu vereinigen, was als Regel gar nicht angenommen werden kann, so macht doch das Capital einen Strich durch die Rechnung. Denn er macht entweder mit dem Handel oder mit der Fabrication mehr Gewinn; in dem einen wie in dem

anderen Falle wird er ſein ganzes Capital in den Handel oder in die Fabrication ſtecken. So machen es die engliſchen Fabricanten, und es wäre zu wünſchen, daß unſere deutſchen, welche von dem höheren Preiſe im Detail-Verkaufe ſich locken laſſen und dafür Capital und Arbeit der Fabrication entziehen, dieſes Beiſpiel nachahmen möchten. Von da an würde unſere Induſtrie einen raſcheren Aufſchwung nehmen, — denn ihr Lebensmark iſt die Theilung der Arbeit. Wenn die Fabricanten als Conſumenten von Rohſtoffen zum directen Bezuge ſchreiten, dann erhalten ſie in der Regel ſchlechtere und theurere Waare, als von den Großhändlern in den Seeſtädten, weil dieſe durch ihre Ausbildung und ihre Verbindungen, die nur durch langjährige Erfahrung angeknüpft werden können, bei der Lehrgeld bezahlt werden muß, weit beſſere Kenntniß der Waare beſitzen und die Conjuncturen des Marktes beſſer benutzen können.

Die Conſumenten an und für ſich ſind ſelbſtverſtändlich an den Kaufmann angewieſen, weil das von ihnen gebrauchte Quantum ſo klein iſt, daß in der Regel ein Mittelsmann erſt die Vertheilung übernehmen muß.

Nur in Ländern, wo der Verkehr noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung ſteht, kann es zuweilen vortheilhafter ſein, vom Producenten direct zu kaufen. Sobald aber ein verzweigter, ſolider Handelsſtand ſich entwickelt hat, wird dieſer die Vertheilung der Güter in die Hand nehmen. „Die Chineſen," ſagt J. B. Say, „welche ihren ganzen auswärtigen Handel durch andere Nationen betreiben laſſen, machen daraus nicht minder beträchtliche Gewinnſte; denn dieſe genügen, um auf derſelben Land-Oberfläche noch einmal ſo viel Bewohner, als Europa zählt, zu ernähren." Würde China die Gränzen ſeines Reiches ganz dem Handel eröffnen, ſo würde es noch mehr ſich bereichern.

15. Von den Absatzwegen.

„Die Unternehmer in den verschiedenen Industrie-Zweigen pflegen zu sagen, die Schwierigkeit liege nicht in der Production, sondern im Verkaufe, und man würde stets Waaren genug produciren, wenn sie leicht abzusetzen wären. Sobald der Absatz ihrer Producte langsam, mühselig und wenig vortheilhaft ist, sagen sie: das Geld ist rar; das Ziel ihrer Wünsche ist eine lebhafte Consumtion, wodurch die Käufe vervielfacht und die Preise festgehalten werden. Fragt man sie aber nach den Umständen und Ursachen, die dem Verschluß ihrer Producte günstig seien, so bemerkt man, daß die Mehrzahl eitel verworrene Ideen von diesen Materien hegt, die Thatsachen schlecht beobachtet und noch schlechter erklärt, daß sie das Zweifelhafte für ausgemacht hält, das wünscht, was ihrem Interesse scheitelrecht widerstreitet, und bei der Staatsgewalt um einen Schutz buhlt, der fruchtbar an verderblichen Resultaten ist."

Mit diesen Worten beginnt J. B. Say eine Abhandlung, durch welche er nicht wenig dazu beigetragen hat, ein altes Vorurtheil zu vernichten.

Der Mann, welcher durch seine Arbeit, seine Dienstleistungen Dingen Werth beibringt, kann nur da hoffen, daß dieser Werth werde geschätzt und bezahlt werden, wo andere Menschen die Mittel besitzen, jene Güter zu kaufen. Worin bestehen diese Mittel? fragt Say. In anderen Werthen, anderen Producten — den Früchten von deren Arbeit, Capitalien und Ländereien. Daraus geht hervor, daß lediglich die Production der Production ihre Absatzwege eröffnet. Wenn die Waaren auch in der Regel mit Geld abgeschätzt und bezahlt werden, so waren es doch wieder Dienstleistungen, Werthe, Producte, für welche jenes Geld eingetauscht wurde. Wenn der Wagner Ackergeräthschaften an den Landwirth verkauft, so erhält er allerdings Geld dafür, aber dieses Geld hat der letztere sich erst wieder durch Getreide verschafft: das Getreide ist nur durch Dienstleistungen

erzeugt, und genau genommen, ſind nur Dienſtleiſtungen gegen Dienſte vertauſcht worden.

„Wenn man ſagt: Der Verkauf geht nicht, weil das Geld rar iſt, ſo nimmt man das Mittel für die Urſache: man begeht einen Irrthum, der daher rührt, daß faſt alle Producte zu Geld gemacht werden, bevor man ſie gegen andere Waaren umtauſcht, und daher, daß eine Waare, die ſo oft vorkommt, dem Pöbel als die Waare aller Waaren erſcheint, als das Ziel alles Verkehrs, dem ſie doch nur als Vermittler dient. Man ſollte nicht ſagen: der Verkauf geht nicht, weil das Geld rar iſt, ſondern: weil die anderen Producte rar ſind. Geld gibt es immer genug zum Behufe des Umlaufes und des wechſelſeitigen Austauſches der ſonſtigen Werthe, ſobald dieſe Werthe wirklich exiſtiren. Fängt der Maſſe von Geſchäften das Geld zu gebrechen an, ſo erſetzt man es leicht, und die Nothwendigkeit dieſes Erſetzens iſt das Wahrzeichen eines ſehr günſtigen Umſtandes: ſie beweiſ't, daß eine große Menge producirter Werthe da iſt, womit man ſich eine große Menge anderer Werthe zu verſchaffen wünſcht. Die vermittelnde Waare, welche alle Umſätze erleichtert, wird in dieſem Falle ſehr leicht durch bekannte kaufmänniſche Mittel vertreten, und bald ſtrömt das Geld herbei: aus dem Grunde, weil jede Art von Waaren ſich an den Ort begibt, wo man ihrer bedarf. Wenn es dem Handel an Geld gebricht, ſo iſt dies (außerordentliche Störungen ausgenommen) ein eben ſo gutes Zeichen, als wenn es den Waaren an Magazinen fehlt. Findet eine überflüſſige Waare keinen Käufer, ſo liegt der Hinderungsgrund ihres Verkaufes ſo wenig im Geldmangel, daß ihre Verkäufer ſich glücklich ſchätzen würden, deren Werth in ſolchen Waaren, die zu ihrer Conſumtion dienen, nach dem Curs des Tages zu empfangen: ſie würden kein Geld ſuchen und ſeiner nicht bedürfen, weil ſie es bloß darum wünſchen, um es in Waaren ihrer Conſumtion zu verwandeln.“

Wir ſehen daher, daß der Abſatz da am ſchnellſten und leichteſten iſt, wo am meiſten Werthe producirt werden; beſſer in Städten, als auf dem Lande, beſſer in ſtark bevölkerten, reichen Gegenden, als in armen Ländern.

„Es iſt eine intereſſante Bemerkung, ſagt Say, daß jedes Product vom Augenblicke ſeiner Erzeugung an für den ganzen Betrag ſeines Werthes anderen Producten einen Abſatzweg eröffnet. In der That, wenn der letzte Producent ein Product vollendet hat, ſo geht ſein höchſtes Streben nach deſſen Verkaufe: damit der Werth dieſes Productes in ſeiner Hand nicht brach liege. Nun kann man aber ſeines Geldes nicht anders los werden, als indem man irgend ein Product zu erkaufen ſucht. Folglich

ſieht man, daß die bloße Thatſache der Bildung eines Productes, ſobald ſie erfolgt iſt, für andere Producte einen Abſatz herbeiführt. Wenn dies ſo iſt, wird man fragen, woher rührt denn jene erſtaunliche Schwierigkeit, die man beſonders, wenn die Lage der Staats-Angelegenheiten nicht günſtig iſt, beim Abſatz der Induſtrie-Producte erfährt, ſo daß alsdann ſo wenig Vortheil daraus zu ziehen iſt? Dieſe Frage iſt natürlich, aber die Antwort darauf kann nicht eine einzige ſein: ſie iſt mannigfaltig und findet ſich in dieſem ganzen Werke zerſtreut, welches entwickelt, was dem Abſatze günſtig oder hinderlich iſt, indem es entwickelt, was der Production günſtig oder hinderlich iſt. Hier will ich mich mit der Bemerkung begnügen, daß der Mangel an Abſatz eines Productes oder ſelbſt einer großen Productenmenge das bloße Reſultat einer Anpfropfung in einem oder mehreren der Induſtrie-Canäle iſt; daß alsdann in dieſen Canälen eine größere Maſſe jener Producte ſteckt, als der allgemeine Bedarf erheiſcht; und daß dies immer daher rührt, daß andere Canäle, weit entfernt von einer Anpfropfung, im Gegentheil von mehreren Producten faſt geleert ſind, die um ihrer Seltenheit willen in demſelben Grade ſtärker, wie die erſteren ſchwächer, geſucht werden. Gerade weil die Production der *mangelnden* Producte gelitten hat, finden die *überflüſſigen* Producte keinen Abſatz und muß ihr Preis ſinken. Mit anderen Worten: viele Leute haben weniger eingekauft, weil ſie weniger gewonnen haben; und ſie haben darum weniger gewonnen, weil ſie in der Verwendung ihrer Productionsmittel Schwierigkeiten gefunden, oder auch weil dieſe Mittel ihnen gefehlt haben. Auch kann man wahrnehmen, daß gerade die Zeiten, wo gewiſſe Waaren ſich ſchwer verkaufen laſſen, dieſelben ſind, wo andere Waaren auf überſchwängliche Preiſe ſteigen. Frankreich hat davon ein auffallendes Beiſpiel in den Jahren 1811, 12 und 13 erlebt, wo man den ungeheuren Preis der Colonial-Waaren, des Getreides und mehrerer anderer Producte gleichen Schritt mit der troſtloſen Herabſetzung und dem nur nachtheiligen Abſatze vieler anderen Waaren halten ſah. — Da hinwiederum in hohen Preiſen ein Motiv zur Vermehrung der Erzeugung ſolcher Waaren liegt, ſo müßten übermächtige Kräfte oder Gewaltmittel, wie z. B. phyſiſche oder politiſche Unfälle, die Habſucht oder das Ungeſchick der Regierungen dieſen Mangel von der einen Seite zwangsweiſe erhalten, wodurch auf der anderen Anpfropfung und Stockung entſteht. So wie dieſe Krankheitsurſache aufgehoben iſt, ſtrömen auch die Productionsmittel nach den leeren Canälen, und das Product von dieſen verſchlingt die Ueberfülle der anderen: das Gleichgewicht ſtellt ſich wieder her und würde ſelten geſtört werden, wenn die Productionsmittel ſtets ihrer völligen Freiheit überlaſſen blieben."

Wir haben schon bemerkt, daß der Absatz um so leichter sei, je reicher das Land; da ein Land aber um so reicher ist, je mehr es producirt, so ist der Absatz auch da am besten, wo am meisten und am leichtesten producirt wird. „Eine zweite Folgerung aus demselben Prineipe", sagt Say, „ist die, daß Jeder bei der Wohlfahrt Aller interessirt, und daß die Blüthe des einen Industriezweiges der Blüthe aller anderen günstig ist. Wirklich findet man in jedem Industriefache, das man bearbeitet, und in jedem Talente, das man ausübt, um so leichter Arbeitsgelegenheit, je mehr man von Leuten, die selbst gewinnen, umringt ist. Der Mann von Talent, den man in einem verarmenden Lande traurig vegetiren sieht, würde in einem wohlhabenden Staate tausend Stellen finden, wo man seine Fähigkeiten anwenden und belohnen könnte.

„Jedes Volk ist in Bezug auf seine Nachbarvölker ganz im Verhältnisse einer Provinz zur anderen, oder einer Stadt in Bezug auf die Dörfer: es ist dabei interessirt, sie aufblühen zu sehen, und versichert, bei ihrem Reichthum zu gewinnen.

„In der Aufreizung zur Consumtion", schließt Say seine Betrachtungen über diesen Gegenstand, „liegt noch keine Beförderung des Handels; denn es kommt weit minder darauf an, die Lust, als die Mittel zur Consumtion zu verschaffen. Die Production aber, indem sie diese Mittel schafft, ruft von selbst die Consumtion hervor; sei diese Consumtion eine rein genießende oder eine wiedererzeugende." Absatzstockungen, die bei ungehinderter Production Statt finden, haben ihre Ursache nicht in dem angeführten Gesetze, sondern in den Menschen selbst. Wenn Jemand sein Geschäft nicht versteht, theurer und schlechter producirt, und folglich schlechte Waaren theurer verkaufen will, als sein Concurrent, dann mag ihm der gewünschte Absatz fehlen; er hat aber nur sich, nicht das Naturgesetz anzuklagen. Wenn man dieses Gesetz, daß die Production die Consumtion hervorrufe, eingesehen hat, so braucht man, wie Say glaubt, nicht ängstlich zu grübeln, auf welches Industriefach man die Production vorzüglich gerichtet zu sehen wünschen müsse. Die geschaffenen Producte erregen verschiedene Nachfrage, je nach dem Zustande der Sitten, der Bedürfnisse, der Capitalien, der Industrie und der Naturkräfte des Landes; die gesuchten Waaren bieten, kraft der Concurrenz der Suchenden, stärkeren Gewinn, und die Production wendet sich von selbst wieder stärker diesem Industriezweige zu. In einer Gesellschaft, Stadt, Provinz oder Nation, welche viel producirt und wo die Productenmasse jeden Augenblick anwächst, werfen fast alle Handelszweige, alle Arten der Industrie schönen Gewinn ab, weil die Nachfrage bedeutend ist und stets eine Menge von Gütern zur Bezahlung neuer Productiv-Dienste bereit liegen. — Umgekehrt findet sich

in jedem Staate, wo die Production kümmerlich fortgeht und niemals die Quantität der consumirten Werthe ersetzt, wegen der immer abnehmenden Nachfrage, stets mehr feilgebotene als verkaufte Waare; jeder Gewinnst, jeder Sold ist im Fallen, die Anlegung der Capitalien wird zum Wagstück, der Wohlstand der Staatsangehörigen vermindert sich, und endlich tritt Entvölkerung, Mangel, Barbarei an die Stelle des Wohlstandes und Glückes, welche reichliche Production hervorruft.

16. Das Einkommen.

Das Einkommen ist der Preis für die Dienstleistungen eines Jahres, mögen diese vermittelst directer Arbeit oder aufgehäufter (Capital) verrichtet sein. Was ein Arbeiter mit seiner Hand, oder was einer mit seinem Kopfe innerhalb eines Jahres verdient, ist so gut Einkommen, wie die Zinsen, welche einem Andern sein Capital einbringt. Das Einkommen einer Nation ist die Summe der Löhne für die Dienstleistungen aller Arbeiter von physischer oder intellectueller Beschäftigung, die Summe von Gewinn für alle Capitalien der Bevölkerung. Staats-Einkommen ist die Summe der bezogenen Steuern und der Ertrag der Domainen. Zum Einkommen muß gerechnet werden alles, womit man den Lebensunterhalt bestreitet; davon ausgenommen ist hingegen das Capital. Das Capital wird verbraucht, kann aber, wenn es in den neuen Gütern wieder erscheint, nicht als Einkommen gerechnet werden. Der Umstand, daß eben in allen Beschäftigungen Capital verbraucht wird, hat Viele zwischen Roh- und Rein-Einkommen unterscheiden lassen. Da das Capital aber eigentlich nur die Gestalt verändert und den gleichen Werth behält, so kann ein Geschäftsmann, der das früher in irgend einer Gestalt ausgegebene Capital in einer anderen Gestalt wieder einnimmt, dasselbe nicht zum Einkommen rechnen. Er hat eben nur eine Einnahme gemacht. Was A. Smith also „rohes Einkommen" heißt, ist, genauer ausgedrückt: „Einnahme"; und der Begriff des Einkommens braucht daher in keine Sonder-Abtheilungen getrennt zu werden.

Das National-Einkommen besteht also aus dem Werthe sämmtlicher Hand- und Geistesarbeit, sämmtlichen Gewinnes aller Capitalien, die beide in Ackerbau, Manufactur-Industrie und Handel, in Kunst, Wissenschaft und Functionen des Staats-Organismus verwandt sind. Dagegen darf man nicht den Irrthum begehen und die Zinsen für Staats- oder Privat-Schulden zum National-Einkommen zu rechnen. Denn die Obligationen, welche verzinst werden, sind nur die Repräsentations-Mittel für ein Capital, das anderswo steckt. Die Obligationen einer Eisenbahn sind nicht ein

Capital an ſich, ſondern nur eine Anweiſung auf das Eigenthum der Eiſenbahn ſelbſt. Ein Capitaliſt, der auf ein Grundſtück Geld ausleiht, wird gewiſſermaßen für ſeinen Antheil Miteigenthümer des Grundſtückes; ſeine Schuldverſchreibung an und für ſich hat das National-Vermögen nicht vermehrt. Von dieſem ſind alſo abzuziehen — alle Obligationen für Staats- und Privat-Schulden und alle Schuldverſchreibungen.

Der Begriff des Einkommens wird von beſonderer Bedeutung bei der Steuererhebung. Aus unſerer Erklärung des Einkommens folgt nämlich, daß keine Claſſe von Staatsangehörigen einen Vortheil oder Nachtheil bei der Beſteuerung hat, ſondern daß ſie da, wo letztere gerecht ſein ſoll, alle gleichmäßig nach dem Verhältniſſe ihres Einkommens, mag dieſes aus directer oder angehäufter Arbeit entſpringen, beitragen müſſen.

Es folgt daraus und aus früheren Entwicklungen, daß alle Steuern, welche das Vermögen treffen, unbillig und ſchädlich ſind, weil ſie irgend einem Erwerbszweige des Landes Capital entziehen. Es folgt ferner daraus, daß nicht das Capital noch beſonders zur Beſteuerung herangezogen werden darf, wenn man der induſtriellen Entwicklung des Landes nicht ſchaden will.

Wenn es ſich von ſelbſt verſteht, daß dasjenige Einkommen nicht beſteuert werden darf, welches gerade nur hinreicht, um einen Arbeiter oder eine Arbeiterfamilie zu ernähren, ſo dürfte auch das Einkommen, welches vom Capital herrührt, erſt von einer beſtimmten Summe aufwärts beſteuert werden; denn es gibt genug Familien, Witwen, Waiſen u. ſ. w., welche von ihrer Hände Arbeit nicht leben können und von dem Ertrag eines Capitals leben müſſen, das gerade ausreichende Zinſen abwirft, um die Lebensbedürfniſſe zu decken, aber nicht mehr.

Wenn wir hier von der directen Einkommenſteuer ſprechen, welche ſchon wegen der Billigkeit ihrer Erhebung als die zweckmäßigſte erſcheint, ſo müſſen wir doch die progreſſive Einkommenſteuer verwerfen, weil ſie die Anſammlung von Capital hindert und folglich dadurch die Induſtrie lähmt. Es iſt dem Anſcheine nach nur billig, daß jemand, der ein großes Einkommen hat, nicht allein pro rata, ſondern verhältnißmäßig mehr zu den Staatskoſten beitrage, als einer, deſſen Einkommen ſeine nothwendigen Bedürfniſſe nur wenig überſteigt; denn wenn einer, der 100,000 Thlr. Einkommen hat, 80,000 Thlr. davon in die Steuer-Caſſe entrichten müßte, ſo bliebe ihm jährlich immer noch mehr, als einem Andern, der nur 1200 Thlr. Einkommen hat und 40 Thlr. Steuer zahlen muß. Allein es begreift ſich leicht, daß bei einer ſolchen Vertheilung der Steuerlaſt wenig Luſt vorhanden wäre, Capital anzuſammeln; daß alles flüſſige Capital ins Ausland wandern, das inländiſche fortwährend abnehmen, die Induſtrie

dahin ſiechen, die Arbeiter ins Verderben gerathen und die Staatskräfte ſelbſt endlich ganz lahm gelegt werden, die Steuerquellen verſiegen würden.

Wenn auf der einen Seite ſomit eine ſolche Steuer-Vertheilung, die das Einkommen zu ſtark angreift, vom Uebel iſt, ſo iſt eine andere nur zu billigen, welche der weniger productiven Verwendung des Einkommens entgegentritt — die Luxus-Steuer. Nicht, daß wir unbedingte Gegner des Luxus wären; er iſt, wo er eine natürliche Folge der Productionsfülle, an ſeinem Platze. Derſelbe tritt indeſſen in ſeiner ſchroffſten Geſtalt gerade in armen Ländern (z. B. Rußland) auf, die der Capital-Anſammlung am bedürftigſten ſind.

In ſolchen Verhältniſſen verzehrt der Luxus unproductives Capital, welches eine größere Anzahl von Arbeitern hätte productiv beſchäftigen können, die ihrerſeits das Capital mit Gewinn erhalten und ſomit die Erwerbsfähigkeit des Landes vergrößert hätten. Es drängt ſich bei dieſer Frage die Wahrheit mit beſonderer Macht auf, daß die Extreme nichts taugen. Während übertriebener Luxus das Capital eines Landes verwüſtet oder wenigſtens das Anſammeln desſelben verhindert, kann eine mäßige Genußſucht viel mehr erſparend auf die Induſtrie wirken. Auch gibt es für den Luxus kaum eine Gränze, weil das Maß und die Zahl der Bedürfniſſe relativ ſind. In dem einen Lande iſt Luxus, was in dem anderen kaum die nothwendigſten Bedürfniſſe befriedigt. In Oberſchleſien iſt der Arme froh, wenn er eine Kartoffel oder ein Stück Brod als Almoſen erhält. Am Rheine verlangt der Bettler ſchon einen Kreuzer, und in London Geld, um einen Trunk Bier zu kaufen. Das Steigen der Bedürfniſſe iſt ein Sporn für die Menſchen, ihre Thatkraft, ihren Fleiß, ihre Sparſamkeit, ihre Kenntniſſe und damit ihre Production zu erhöhen. „Wenn man meinen Landsleuten", ſagt die Irländerin Lady Morgan, „nur einmal das Bedürfniß nach Strümpfen und Schuhen einflößen könnte, ſo wäre ihnen geholfen."

Wenn der Mangel an Bedürfniſſen (freilich neben manchen anderen Uebelſtänden) das Emporkommen der iriſchen Bauern und Pächter hindert, ſo trägt der übertriebene Luxus der Gutsbeſitzer doch auch nicht minder dazu bei, das Aufblühen des Landes zu erſchweren. In Polen und Rußland treibt der Adel mehr Luxus, als in Deutſchland die reicheren Claſſen; die Bauern in jenen Ländern ſind aber auch viel übler daran, als in dem letzteren. In Deutſchland wird dagegen viel mehr Capital aufgehäuft, als in Polen und Rußland. In letzteren Ländern iſt daher äußerſt wenig Fortſchritt in Wohlſtand, in geiſtiger Bildung, wenig Vermehrung der Güter des Lebens zu finden.

17. Die Vertheilung des Vermögens.

Die Klage über die ungleiche Vertheilung des Vermögens unter den Menſchen iſt ein altes Lied. Schon zu den älteſten Zeiten hat es Vorſchläge gegeben, wie dieſem Uebelſtande radical abzuhelfen ſei, und dennoch iſt er bis in die neueſte Zeit geblieben. Deßhalb muß er doch auf irgend einem Naturgeſetze beruhen, welches eine Ausgleichung zwiſchen Arm und Reich verhindert. Dieſes Geſetz beſteht einfach in der Verſchiedenheit der körperlichen und geiſtigen Kräfte der Menſchen, in der Verſchiedenheit der Anlagen, des Temperaments, der Erziehung, der Leidenſchaften u. ſ. w. Kaum zwei Menſchen gibt es mit gleichen Anlagen, gleichen Kräften, gleicher Erziehung, gleichem Temperament, gleichem Charakter und gleichen Leidenſchaften! Wie ſoll es da möglich ſein, eine gleiche Vertheilung des Vermögens aufrecht zu erhalten? Der Eine arbeitet viel, der Andere wenig, der Eine conſumirt viel, der Andere wenig; der Eine iſt träge und verſchwenderiſch, der Andere fleißig und ſparſam; da kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Vermögen ungleich vertheilt iſt. Und wenn heute eine neue Vertheilung vorgenommen würde, ſo wäre die Ungleichheit ſchon morgen wieder da.

Wir ſind damit keineswegs geſonnen, die Nothwendigkeit des ſchroffen Gegenſatzes von Arm und Reich nachweiſen zu wollen. Ein ſchroffer Gegenſatz ſolcher Art iſt vielmehr ein Mißſtand, dem abgeholfen werden ſoll. Die Anlagen zum Böſen, wie zum Guten, ſind uns von der Natur gegeben; die Aufgabe des Fortſchrittes in der geiſtigen Ausbildung der Menſchen, die Aufgabe der Civiliſation iſt es, das Gute zu ſtärken und dadurch befriedigendere Zuſtände herbeizuführen.

Nun kommen wir auf den alten Satz des Ariſtoteles zurück: Die beſten Zuſtände ſind die mittleren. Je ſchroffer der Gegenſatz zwiſchen Arm und Reich in einem Lande iſt, um ſo elender iſt dasſelbe. Denn ſowohl der übermäßige Reichthum, wie die tiefe Armuth ſind der Production ungünſtig, ſind vielmehr zur unproductiven Conſumtion ſehr geneigt. Bei den Reichen brauchen wir dieſen Umſtand nicht näher auseinanderzuſetzen; bei den Armen liegt er aber nicht minder augenfällig zur

Hand. Die sehr Armen sind wenig zur Sparsamkeit und zu anhaltendem Fleiße geneigt; sie vermögen wegen schlechterer Nahrung auch nicht so productiv zu arbeiten; sie ziehen die weniger dauerhaften, weil billigeren, Verbrauchsgegenstände vor; diese sind aber auf die Dauer die theureren: sie halten wenig auf Vorrath und müssen daher fast immer kaufen, wenn die Waare am theuersten ist. Sie verschleudern durch Leichtsinn und Nachlässigkeit Manches, und genießen wieder übermäßig, wo in ihrem entbehrungsvollen Leben ein Genuß sich darbeitet; sie ziehen sich sowohl durch den Mangel, wie durch den übermäßigen Genuß die meisten Krankheiten zu; — kurz, die Armen consumiren verhältnißmäßig mehr und produciren weniger, als die bemittelteren Classen, oder, um uns genau auszudrücken, ihre Production steht zu ihrer Consumtion in einem ungünstigeren Verhältnisse, als bei den Mittelclassen. So finden wir denn außer den Krankheiten auch Laster und Verbrechen häufiger bei den ganz armen und den ganz reichen, als bei den mittleren Classen.

Das Streben der Civilisation muß also dahin gehen, diese schroffen Gegensätze auszugleichen und die armen Classen den mittleren zu nähern. Ganz gleich können wir die Menschen nicht machen, auch wäre es wenig unterhaltend, sofort die Vollkommenheit zu erreichen; allein wir können uns diesem glücklichen Mittelstande fortwährend zu nähern suchen, und wie wir das anstellen, das lehrt uns die Volkswirthschaft.

Für Deutschland ist es eine der sichersten Bürgschaften einer schönen Zukunft, daß bei ihm jene Gegensätze am mildesten, daß der Mittelstand so mächtig ist.

Im Mittelstande herrschen Fleiß, Sparsamkeit, Redlichkeit, Lernbegierde, Sittlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, kurz, alle edleren Eigenschaften des Menschen, die man in dem Begriffe „Tugend" zusammenzufassen pflegt, in höherem Grade, als in den anderen Ständen. Die Leidenschaften, welche die Ursachen des Lasters und des Verbrechens, sind in den ärmsten und den reichsten Classen am öftesten zu finden.

Das mächtigste Mittel, um die Armen emporzurichten, ist der Besitz. Sobald der Mensch nur einmal den Anfang gemacht hat, ein noch so kleines Eigenthum sich zu erwerben, dann verwandelt sich seine ganze Natur. Die Liebe zum Eigenthum treibt ihn dann von selbst an, fleißig, nüchtern und sparsam zu sein; der Arme wird tugendhafter und nähert sich dann immer mehr dem Mittelstande. Das Eigenthum, der Besitz von Capital, ist deßwegen der große Culturträger des Menschengeschlechts, wie wir schon an anderer Stelle bemerkt haben: der Mensch wird *besser*, sobald er die Möglichkeit sieht, etwas zu erwerben und das Erworbene zu be-

halten. Deßhalb iſt die vollſtändige Sicherung des Eigenthums von ſo großer Wichtigkeit.

Wenden wir das beſprochene Geſetz auf die concreten Verhältniſſe an, ſo finden wir, daß auch bei dem gewöhnlichen Proceſſe der Production die ſchroffen Gegenſätze nicht taugen. Zunächſt bei der Landwirthſchaft iſt es eine wohlberechnete Thatſache, daß die zu kleinen Grundſtücke und die zu großen Güter weniger produciren, als die mittleren. Es iſt eine wohlberechnete Thatſache, daß bei zu großen Gütern Aecker, die in einer gewiſſen Entfernung von den Oekonomie-Gebäuden liegen, ſo viel Beſtellungskoſten, d. h. Aufwand von Zeit und Fuhrlohn, erfordern, daß ſie *nichts mehr eintragen*. Eben ſo kann es bei zu kleinen Grundflächen dahin kommen, daß wenig mehr als der Arbeitslohn herauskommt, weil die Beſitzer nicht mehr im Stande ſind, Vieh zu halten, alſo an Dünger Mangel leiden und in vielen Verrichtungen die koſtſpieligere Menſchenarbeit an die Stelle der Thierarbeit ſetzen müſſen.

Nur außergewöhnliche Zuſtände können eine Extravaganz nach der einen oder der anderen Seite zulaſſen. In der Nähe großer Städte, wo Dünger genug umſonſt zu haben iſt und die Garten-Producte ſehr geſucht ſind, da kann eine Zerſtückelung des Bodens in kleine Gartengrundſtücke von Nutzen ſein; in einiger Entfernung von der Stadt aber nicht mehr. In einem Lande, das wegen zurückgebliebener oder zu weit fortgeſchrittener Cultur ſehr ſtarke Viehzucht treibt, können wegen großer Weiden auch größere Güter-Complexe einträglich ſein. So in Rußland, wo Viehzucht in vielen Gegenden den Boden allein productiv macht, weil keine Verkehrswege da ſind, um das Getreide, wenn man es bauen würde, auf den Markt zu bringen; ſo in England, wo die Fleiſchpreiſe eine Höhe gewonnen haben, daß es allmählich vortheilhafter wird, Fleiſch, ſtatt Getreide, zu produciren.

Im Allgemeinen aber ſind die mittleren Güter die einträglichſten, und die Geſetzgebung ſollte dahin zu wirken ſuchen, daß das Grundeigenthum ſich mehr und mehr in ſolche mittlere Güter vertheile. In Nordamerica hat man zu rechter Zeit die Wichtigkeit dieſes Verhältniſſes erkannt und die Anſammlung zu großer Güter in Einer Hand, ſo wie die zu große Zerſplitterung verboten: man darf da, mit einiger Modification in den einzelnen Staaten, nicht unter dreißig und nicht über ſechshundert Acker Land in Einer Hand beſitzen. Auch unſere Geſetzgebung ſoll die Vertheilung des Grundbeſitzes in mittlere Güter begünſtigen. Darüber herrſcht wenig Streit; doch über die Art der Ausführung iſt man uneinig.

Die Uebelſtände, welche mit zu großer Zerſplitterung verknüpft ſind, haben in allen Theilen Deutſchlands die Forderung ins Leben gerufen, daß

man die Theilbarkeit der Güter gesetzlich verbieten solle. Ein solches Gesetz hat aber wieder sehr viel Mißliches. Denn einestheils sind in einem Theile von Deutschland die Grundstücke viel zu sehr zersplittert, sie müßten da erst wieder zusammengelegt werden, was bloß durch völlige freie Bewegung des Grundeigenthums möglich ist, anderntheils ist die Größe eines Gutes auch relativ je nach den Culturverhältnissen, Verkehrsmitteln, dem Stande der Industrie und des Klima's eines Landes oder Districts. Es wird Jedermann einleuchten, daß ein Gut von 20 Morgen in der Gegend von Offenburg so viel werth sein kann, als ein Gut von 100 Morgen auf dem Schwarzwalde. Wo also die Gränze finden?

Nachdem wir von der Naturalwirthschaft zur industriellen (rationellen) Bewirthschaftung des Bodens übergegangen sind, liegt die Befürchtung nahe, daß man der Production schade, wenn man die freie Bewegung des Grundeigenthums von einer Hand in die andere hindere, weil man es verhindere, aus weniger kundiger Hand in diejenigen Hände überzugehen, welche es am wirthschaftlichsten auszubeuten verstehen. Dies ist aber vorzugsweise wünschenswerth, weil der Ackerbau durch die vielen neueren Erfindungen in der Technik und Wissenschaft, weil er durch die neue Fruchtwechsel-Methode, die chemische Düngung, den Guano, die Drainirung und die vielen landwirthschaftlichen Maschinen eine industrielle Procedur angenommen hat, zu welcher Aufwendung von Capital erforderlich ist. Capital ist ohne Credit kaum anzuschaffen; Credit ist aber nur da möglich, wo der Gläubiger leichte und prompte Justiz findet. Wenn nun aber das Zerschlagen der Güter unter dem Hammer an die Bedingung geknüpft wird, daß sie unter ein bestimmtes Maß nicht zerschlagen werden dürfen, dann kann der Gläubiger nur schwer zu seinem Eigenthume kommen; der Credit wird also geringer, mit ihm die Aussicht auf eine Aufbesserung des Bodens durch Capital. Daraus folgt aber nothwendig ein Sinken des Preises des Grundeigenthums, was stets nachtheilig auf die Erwerbsverhältnisse eines Landes einwirkt. Wenn die Gesetzgebung daher kein anderes Mittel weiß, um die Herstellung mittlerer Güter anzustreben, als ein Verbot der Zerschlagung der Güter unter ein Minimum, so möchten wir uns lieber für die freie Beweglichkeit des Grundeigenthums von einer Hand in die andere entscheiden. Der eigene Vortheil der Industriellen muß die richtige Mitte endlich herbeiführen, wenn auch in der Uebergangs-Periode einige Uebelstände zu großer Zersplitterung vorkommen. Zudem sind solche Uebelstände im größeren Theile von Deutschland bereits nicht mehr zu verhüten, und es hat sich in vielen Gegenden schon die heilsame Reaction im Zusammenwerfen von Grundstücken in Bewegung gesetzt.

Bei der Manufactur-Industrie ist der Mittelpunct weniger klar herauszufinden. Zwar ist die Gränze unten leicht zu finden, wo wegen zu geringen Capitals zu wenig Arbeitstheilung herrscht und theurer producirt wird; wie weit aber die Gränze der Anhäufung des Capitals und die Theilung der Arbeit gesteckt ist — denn *je getheilter die Arbeit, desto mehr Capital ist erforderlich* —, das möchte schwieriger zu ermitteln sein. Im Allgemeinen muß jedoch angenommen werden, daß es auch in der Höhe hier eine Gränze geben muß, wo die Production nicht mehr einträglich wird, und wenn nur wegen der Unmöglichkeit einer genauen Aufsicht die Productionskosten vermehrt und wegen der Masse des Productes das Angebot zu sehr vermehrt und der Preis zu sehr vermindert würde.

18. Die Conſumtion.

Die Bedürfniſſe, welche der Verbrauchung vorausgehen, haben, gleich dem Wärmemeſſer, keinen feſten Mittelpunct. Sie haben nur im tiefſten Standpuncte eine beſtimmte Gränze, unterhalb welcher das Leben erſtarrt; oberhalb dieſer Gränze aber ſind ſie relativ: was dem einen Stande nothwendiges Bedürfniß, iſt dem anderen nur Luxus. Je mehr aber die Bedürfniſſe überhand nehmen, deſto glücklicher befindet ſich die Geſellſchaft; denn die Bedürfniſſe nehmen nur überhand mit den Mitteln zu ihrer Befriedigung. Eine Geſellſchaft, ein Volk, welches viele Bedürfniſſe hat, wird fleißiger, ordnungsliebender und, im Ganzen betrachtet, verhältnißmäßig ſparſamer ſein, als ein ſolches, welches nur wenig Bedürfniſſe kennt. Ein Vergleich zwiſchen den Engländern und den Irländern gibt von dieſer Wahrheit ein deutliches Bild. Die armen Irländer haben ſehr wenige Bedürfniſſe, weit weniger als die Engländer; dennoch ſind ſie neben ihrer Trägheit und Unordnung, wo ihnen die Mittel zur Hand kommen, verſchwenderiſch. Ueberhaupt halten die ärmeren Claſſen, trotz ihrer geringeren Bedürfniſſe, ihre Mittel viel weniger zu Rathe, ſie haben viel weniger Ordnung in ihren Ausgaben und in ihrer Lebensweiſe, als die mittleren Stände. Ein Sonntag verſchlingt meiſtens den Verdienſt der Woche, während derſelbe, weiſe angewandt, viel reinere und dauerhaftere Vergnügungen hätte bereiten können. Für das Geld, das ein Rauſch koſtet, hätte ein Arbeiter ſich ein Buch oder etwas Aehnliches anſchaffen können, was ihm lange dauernden, wiederholten, bildenden Genuß gewährt hätte, während im erſten Falle nur Reue zurückbleibt.

Bei der Ungleichheit der Bedürfniſſe gleicht die Conſumtion, wie wir ſchon irgendwo bemerkt haben, einer Pyramide, welche um ſo größeren Umfang nimmt, je tiefer ſie ſteigt.

Production, wie Conſumtion, iſt nur ein Wechſel des Stoffes. Der Stoff wird durch Bewegung in andere Lagen verſetzt, und ſolche Bewegung bewirkt die Production, wie die Conſumtion. Die Conſumtion iſt alſo nur

eine Verzehrung der Dienstleistungen, welche dem Stoffe eine gewisse Gestalt oder Bewegung gegeben, welche ihm „Werth" beigebracht hatten; — die Consumtion ist eine Verbrauchung von Werthen.

Da die Production den Stoff in diejenige Gestalt bringt, in welcher er durch die Consumtion einem Bedürfnisse Befriedigung gewährt; da ferner die Befriedigung von Bedürfnissen den Menschen stets Genuß bereitet, so muß das Streben, welches das Glück der Menschen vermehren will, darauf gerichtet sein, nicht die Bedürfnisse zu vermindern, sondern sie zu vermehren. Eine Erhöhung der Bedürfnisse fordert Vermehrung der Consumtion; größere Verbrauchung ist aber bloß möglich, wo vorher vermehrte Production Statt gefunden hat; denn Erzeugung und Verzehrung stehen in steter Wechselwirkung. Jenes Streben muß also zugleich darauf hin gerichtet sein, die Production zu vermehren. Da nun aber die producirten Werthe wieder das Capital sind, von welchem die Bevölkerung lebt, so müssen sie während der Verzehrung wiedererzeugt (reproducirt) werden; denn jede unreproductive Consumtion würde das Capital angreifen und die Production vermindern. Soll die Lage der Bevölkerung sich verbessern und letztere sich vermehren, so muß sogar immer etwas mehr wiedererzeugt werden, als verbraucht worden ist. Da nun in der menschlichen Pyramide die Production geometrisch wächst, mit der Consumtion, je tiefer sie steigt, da Erzeugung und Verzehrung in stäter Wechselwirkung sich befinden, so wird desto mehr producirt, je mehr die Bedürfnisse in die breitesten Schichten steigen. Wir sind also wieder bei einem Gegenstande angelangt, wo wir dem gemeinen Vorurtheile für das Glück der Genügsamkeit eines Diogenes entgegentreten müssen.

Während aber auf der einen Seite die untersten Schichten der menschlichen Pyramide hinsichtlich der Zahl ihrer Bedürfnisse gehoben werden sollen, weil sie dann auch ihre Production vermehren, so muß die Tendenz der wirthschaftlichen Bewegung doch wieder dahin gehen, die übertriebenen Bedürfnisse zu vermindern, die obersten Spitzen der Pyramide den mittleren zu nähern, weil die Befriedigung übertriebener Bedürfnisse (Luxus) in der Regel durch irreproductive Consumtion geschieht, durch welche das Capital, die Production somit, vermindert und der allgemeine Zustand der Gesellschaft verschlechtert wird.

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Leben, so finden wir, daß Genußmittel, wie das Fleisch von den gewöhnlichen Hausthieren, die gewöhnlichen Bodenfrüchte, mit ihren Stoffwandlungen, wie Getreide, Kartoffeln, Wein, Bier, Branntwein, das Leinen, Tuch, Leder, Holz- und Eisen-Geräthschaften, zur Ernährung und Erhaltung großer Massen der Bevölkerung dienen, während dieselben bemüht sind, anderen Stoffen neuen Werth beizubringen,

d. h. zu reproduciren. Sobald man eine Arbeiter-Bevölkerung, die nur an den Genuß von Kartoffeln gewohnt war, dahin bringt, sich mehr von Brod und Fleisch zu nähren, dann wird sie nicht allein dasjenige erzeugen, was letztere Werthe mehr kosten, sondern noch etwas darüber, weil sie kräftiger, gesunder, arbeitstüchtiger wird.

In dieser Beziehung führt Moleschott folgendes interessante Beispiel an: Die Arbeiter in den Schmieden des Departements Tarn wurden lange Zeit hindurch mit Pflanzenkost genährt. Der Arbeiter verlor durchschnittlich 15 Tage des Jahres in Folge von Wunden und Krankheiten. Im Jahre 1833 übernahm Talebot, der Vertreter von Haute-Vienne, die Leitung der Anstalt. Er traf die Einrichtung, daß Fleisch einen wesentlichen Theil der Diät ausmachte. Die Gesundheit der Arbeiter verbesserte sich in dem Grade, daß nur noch drei Tage im Jahre den Arbeitern verloren gingen. In Folge der Fleischkost gewann jeder Arbeiter zwölf Tage im Jahre. Das würde für zehn Millionen Arbeiter Frankreichs jährlich hundert und zwanzig Millionen Tage ausmachen.

Im Rheingau hat man die Beobachtung gemacht, daß die Altersclasse der Conscribirten aus einem schlechten Jahrgange stets geringer an Körpergestalt und öfter krüppelhaft ist, als die, welche nach einem guten Jahre geboren war. Wir sehen also, daß es stets der Production förderlich ist, wenn die untersten Schichten der menschlichen Pyramide zu größeren Bedürfnissen heraufgezogen, wenn die Kartoffeln-Esser und Schnapps-Trinker zu Brod- und Fleisch-Essern und Bier-Trinkern herangebildet werden.

Wie wir aber fast aller Orten auf die alte Regel des Aristoteles stoßen, daß das Mittlere stets das Beste ist, so können wir eben so an einem Beispiele erläutern, daß der Luxus der obersten Schichten nicht minder der Production schadet. Wir wollen gar nicht von den Schwelgereien der Reichen sprechen, nicht von Champagner und Trüffeln. Solche feinere Genüsse können ein Sporn sein zu feinerer Production. Wie viel Werthe werden aber durch die Mode und durch bloße Laune verwüstet! Ein Feuerwerk ist immer eine Summe von Werth, die unproductiv consumirt wird. Mit dem Salze, welches jene französische Prinzessin im vorigen Jahrhunderte in Versailles sich streuen ließ, um darauf Schlitten zu fahren, wird schwerlich noch eine Speise gewürzt worden sein.

In Deutschland können wir uns kaum über Luxus beschweren; aber welche Summen werden in Rußland unproductiv vom Adel verwüstet, wo die unsinnigste Verschwendung, wie gewöhnlich, neben dem tiefsten Elende herrscht!

Wir sehen also, daß die mittleren Consumtionen der Production am günstigsten sind und die Wohlfahrt eines Landes am meisten fördern.

Wenn wir sagten, die menschliche Gesellschaft sei eine Pyramide, so war dies nicht ganz richtig; sie ist vielmehr eine Doppel-Pyramide, deren Spitzen nach entgegengesetzten Seiten gerichtet sind. Glücklicher Weise sind diejenigen Schichten die zahlreichsten, welche in der Mitte liegen; Reichthum und Armuth nehmen an Zahl der Personen ab, während sie sich nach den Spitzen hin vergrößern.

Nun kommen wir zu einem anderen Verhältnisse, welches die Production und die Befriedigung der Bedürfnisse erleichtert. In innigem Zusammenhange mit dem Preise der Güter steht nämlich der Umfang des Marktes. Je größer der Markt, desto niedriger der Preis, und umgekehrt. Die untersten (ärmsten) und die obersten (reichsten) Schichten, die eben einen beschränkteren Markt darbieten, müssen ihre Bedürfnisse theurer bezahlen. Wir werden diese Thatsache nicht näher zu erörtern brauchen.

Im Tausche sucht natürlich der Verkäufer so viel als möglich für seine Waare über den Productionspreis zu erhalten, und der Käufer so wenig als möglich dafür zu geben. Das Bedürfniß und die Mittel des Käufers, so wie die Concurrenz anderer Verkäufer derselben Waare entscheiden schließlich den Preis. Je größer nun die Zahl der Verkäufer, je größer der Markt ist, um so mehr wird der Preis fallen.

Was nun dem Producenten an der Höhe des Preises einer Waare durch die Concurrenz entgeht, das kommt ihm durch die Erweiterung des Marktes zurück. Denn wenn Jemand statt hundert Kunden tausend bekommt und sein Capital rascher umtreiben kann, so vermag er mit geringerem Gewinne fürlieb zu nehmen, als vorher.

Wie sich der Markt in diesem Sinne ausdehnt und verkleinert, davon gibt die Statistik ein belehrendes Bild. Aus Porter's „Progress of the nation" entnehmen wir folgende Zusammenstellung der Beschäftigungen der Bevölkerung in England und Wales im Jahre 1841, die männliche und weibliche Bevölkerung zusammengenommen:

Personen mit unabhängigen Mitteln (Reiche)		445,973
Geistliche	20,450	
Richter	14,155	
Aerzte	18,436	
Lehrer	123,878	
Beamte der Regierung	14,088	
Gemeinde-Beamte	22,125	
Soldaten und Officiere	125,993	
Seeleute	191,992	
		531,117

Personen, die im Handel und in Fabriken beschäftigt sind	2,619,206
Personen, welche beim Ackerbaue beschäftigt sind	1,261,448
Personen, welche bei Gewerben beschäftigt sind	673,922
Gesinde	999,048
Pensionäre, Arme und Gefangene	176,206

Zur Gesammt-Summe dieser, außer der letzteren Kategorie, producirenden männlichen und weiblichen Personen von 6,706,920 kommen 9,390,866 Individuen, die den Rest der Gesammt-Bevölkerung von 16,097,786 bilden und aus den Greisen, Krüppeln, Weibern und Kindern bestehen.

Wir haben das Verhältniß hier in großen Kategorieen hingestellt; allein die Doppel-Pyramide der menschlichen Gesellschaft ist ein tausendgliedriger Riesenbau, wo jede Stufe kaum merklich der anderen sich anschließt. Bei einer solchen Gruppirung der Consumenten-Classen kann sich der Verbrauch verdoppeln, verdreifachen, verfünffachen u. s. w., sobald durch die Vermehrung des Capitals, durch die Erfindung einer neuen Maschine oder durch irgend eine andere Ursache eine Ermäßigung des Preises einer Waare Statt gefunden hat.

In Beziehung auf die Handels-Politik ist diese Frage von der höchsten Bedeutung. Da bei niedrigen Preisen der Gewinn durch die Masse des Absatzes größer wird, als bei höheren, weil der Markt schließlich über die ganze Erde ausgedehnt werden kann, weil die Production, je größer ihr Markt ist, von um so weniger Zufällen, die an dem einen oder anderen Orte vorkommen, abhängig ist, so müßte das Bestreben einer gesunden Handels-Politik darauf gerichtet sein, einer Ermäßigung der Preise durch Ersparung an den Productionskosten nicht in den Weg zu treten. Wir kommen bei dem Abschnitte über die Steuern ausführlicher auf den Gegenstand zurück, können aber hier die Bemerkung fallen lassen, daß hohe Zölle und Steuern wesentlich dazu beitragen, die Productionskosten und folglich die Preise zu erhöhen.

Auch zwischen Markt und Preis herrscht eine Wechselwirkung. Niedriger Preis vergrößert nicht allein den Umfang des Marktes, sondern eben die Ausdehnung des Marktes macht den billigen Preis möglich, indem der Producent bei großem Absatze durch vermehrte Arbeitstheilung, Zeit-Ersparnisse und Vortheile beim Ankauf von Rohstoffen im Großen die Erzeugungskosten vermindern kann.

Wenn somit billige Preise und vorzugsweise Erzeugung der Gegenstände des allgemeinen Verbrauchs auf die Production und Consumtion am günstigsten einwirken, die beide stets in harmonischer Wechselbeziehung zu einander stehen müssen, so ist damit noch nicht gesagt, daß gerade alle

Consumtionen die billigsten sind, welche auf Gegenstände des billigsten Preises sich werfen. Die Consumtion dauerhafter Gegenstände kann oft wirthschaftlicher sein, wie eine Ausgabe, zu rechter Zeit gemacht, eine viel größere in späterer Zeit verhüten kann. So ist häufig der Verbrauch theurer, aber dauerhafter Artikel der Consumtion sehr wohlfeiler, aber rasch verbrauchter Gegenstände vorzuziehen. Kleider und Werkzeuge, die bei höherem Preise dauerhafter sind, können mit der Zeit billiger zu stehen kommen, als ganz wohlfeile Gegenstände ähnlicher Art, die nicht lange aushalten. Man kann aus dem Grunde annehmen, daß caeteris paribus der wohlhabende Mittelstand verhältnißmäßig an Kleidern und Werkzeugen mehr spart, als der ärmere Arbeiterstand, weil dieser mehr auf die momentane Billigkeit denn auf die Dauerhaftigkeit sieht.

Dagegen kann die Dauerhaftigkeit wieder so groß sein, daß sie die Consumtion vertheuert. Roscher gebraucht das sehr treffende Beispiel, daß ein Haus, welches 10,000 Thaler kostet und 60 Jahre aushält, weit billiger ist, als ein Gebäude, welches 20,000 Thaler kostet und 400 Jahre dauern soll; denn die Zinsen von den mehr aufgewandten 10,000 Thalern würden in 60 Jahren schon auf 30,000 Thaler angewachsen sein.

Auch die Ordnung bei der Consumtion ist ein wesentliches Moment der Wirthschaftlichkeit. Wer sein Einkommen so zu Rathe hält, daß er seine Einkäufe stets zur rechten Zeit, d. h. dann machen kann, wann der Preis am billigsten ist, wird wesentliche Ersparnisse erzielen. Der Umstand, daß die ärmeren Classen so häufig ihre Einkäufe zur Unzeit besorgen, weil sie keinen Vorrath gespart hatten, als die Verbrauchs-Gegenstände am billigsten waren, ist keine der geringfügigsten Ursachen, die sie am Emporkommen hindern. Theuerungen drücken auch aus diesem Grunde mehr auf die ärmeren Classen, weil diese nur in kleinen Quantitäten kaufen und, auch wenn die Preise am höchsten sind, kaufen müssen.

„Ein Haus, worin keine Ordnung herrscht," sagt J. B. Say, „wird Jedermanns Beute; es geht bei aller Treue der Dienstboten und trotz aller Sparsamkeit zu Grunde. Es ist einer Menge kleiner Verluste ausgesetzt, die sich in jedem Augenblicke, unter allen möglichen Formen und bei den kleinlichsten Veranlassungen wiederholen. Ich erinnere mich, während eines Aufenthalts auf dem Lande ein Beispiel von solchen kleinen Verlusten mit angesehen zu haben, die eine Haushaltung sich durch ihre Nachlässigkeit zuzieht. Eine Hofthür, die aufs Feld führte, blieb, weil ihr eine Klinke von geringem Werth fehlte, häufig offen stehen. Jeder Hinausgehende zog zwar die Thür an; allein weil sich außerhalb gar kein Instrument zum Schließen vorfand, so blieb sie dennoch ein Spiel des Windes, und schon mehrere Thiere vom Hofe waren dadurch verloren gegangen. Eines Tages entlief ein

schönes junges Schwein und gewann den naheliegenden Wald. Sporn-streichs eilte Alles aufs Feld; der Gärtner, die Köchin, die Hofmagd setzten sich wetteifernd auf die Fährte des flüchtigen Thieres. Der Gärtner war der Erste, welcher es erblickte; indem er aber über den Graben sprang, um demselben einen Weg abzuschneiden, zog er sich eine gefährliche Verrenkung zu, die ihn länger als vierzehn Tage im Bette hielt. Die Köchin fand bei ihrer Rückkehr die Wäsche verbrannt, welche sie zum Trocknen ans Feuer gehängt hatte; und da die Hofmagd in der Eile den Stall verlassen hatte, ohne das Vieh anzubinden, so zertrat in ihrer Abwesenheit eine Kuh einem Fohlen, das im nämlichen Stalle auferzogen wurde, ein Bein. Die verlorenen Arbeitstage des Gärtners waren wenigstens zwanzig Gulden werth, die Wäsche und das Fohlen das Doppelte, so daß mithin der Mangel einer Klinke von wenigen Groschen binnen einer halben Stunde einen Verlust von sechszig Gulden herbeiführte, und zwar für Leute, denen die strengste Oekonomie nöthig war, — abgesehen von den Schmerzen der Krankheit, von der Beunruhigung und von allen übrigen Unannehmlichkeiten, die nicht ökonomischer Art sind. Es waren dies keine großen Unfälle und keine schweren Verluste; allein wenn ich hinzusetze, daß der Mangel an Achtsamkeit dergleichen Ereignisse alltäglich veranlaßte und endlich den Ruin dieser rechtschaffenen Familie bewirkte, so wird man gestehen, daß die Sache doch aller Aufmerksamkeit werth sei."

Wie die Production so eingerichtet sein sollte, daß man mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel Erzeugnisse erziele, so sollte auch die Consumtion vorzugsweise zur Wiedererzeugung der verzehrten Werthe mittelbar oder unmittelbar dienen.

Die Consumtionen des Staates können nicht zu den unreproductiven gerechnet werden, sofern der Haushalt weise geordnet ist. Die Handhabung der Rechtspflege, die Aufrechthaltung des Friedens, der Ruhe und Ordnung im Inneren befördern so wesentlich die Erzeugung der Güter, daß sie wohl einer Gegenleistung werth sind. Werden freilich große Summen für unkluge Kriege, für unnütze Vergnügungen an Höfen u. s. w. verschwendet, dann ist die Consumtion zu den nicht productiven zu rechnen.

Das Spiel hingegen ist eine Consumtion, die in der Volkswirthschaft keine Veränderung hervorbringt, weil das Geld nur den Eigenthümer wechselt und dieser Wechsel nur Privatpersonen oft unsäglich unglücklich macht. Die verheerendsten Consumtionen stellt hingegen die Natur an. Wasser- und Feuersnoth, Hagel und Pestilenz schlagen oft Wunden, die nur nach jahrelangen Anstrengungen wieder geheilt werden können.

Die wirthschaftliche Harmonie wird am gleichmäßigsten aufrecht erhalten, wenn Production und Consumtion in ebenmäßiger Wechselwirkung

ſtehen. Es darf nicht mehr conſumirt, als producirt werden, weil ſonſt der Capitalſtock angegriffen und der Arbeit ein Theil des Betriebsfonds entzogen wird. Es darf etwas mehr producirt, als conſumirt werden, damit dann durch größere Wiedererzeugung die Bevölkerung und der Wohlſtand des Landes ſich vermehre; allein es kann in einzelnen Zweigen auch eine Ueberproduction Statt finden, die mit der Conſumtion und der Production in anderen Zweigen nicht im Verhältniſſe ſteht; es tritt dann eine Stockung ein (wie im menſchlichen Körper eine locale Blut-Anſammlung), die zu Handels-Kriſen führt. Eine ſolche locale Ueberfüllung eines Productionszweiges kommt in der Regel von Ueberſpeculation her, welche andere Canäle geleert und in jene mit Macht ſich geworfen hat. In Californien erging es europäiſchen Kaufleuten ſo, daß die Kriſis bis auf England zurückwirkte. Solche Kriſen ſind oft unvermeidlich, und es iſt Sache des Privatmannes, ſich bei Zeiten vorzuſehen; ſie können zuweilen aber auch Folge einer Geſetzgebung ſein, welche einzelne Arbeitszweige beſonders begünſtigt. Dann iſt aber ſtets, wie ſchon früher bemerkt, eine Entleerung in anderen Productionszweigen vorhanden. Beide Uebelſtände können auf die Dauer nur durch die Beſeitigung der Urſache gehoben werden.

Die übermäßige Begünſtigung der Rüben-Zuckerfabrication z. B. hat Hunderte von Fabriken in einem kleinen Bezirke hervorgerufen, die nur von dem Almoſen der Conſumenten exiſtiren können, während das Capital, welches ſie verſchlungen, anderen Induſtriezweigen entzogen wurde, die nun ihrerſeits der Kriſis verfallen ſind.

19. Der Credit.

Der Credit ist eine Operation, durch welche ein gegenwärtiger Dienst für eine zukünftige Dienstleistung eingetauscht wird; er ist das Vertrauen, daß ich einen Dienst, den ich Jemandem in der Gegenwart leiste, in einer näheren oder ferneren Zukunft vergütet erhalte; er ist, um es anders auszudrücken, eine ideelle Waare, welche das Geld ersetzen soll und kann; er ist eigentlich, was Adam Smith vom Gelde gesagt hat: — das große Umtriebsrad der Güter *).

Der Credit ist das Mittel, durch welches das Capital, d. h. das Werkzeug der Production, in diejenigen Hände gebracht wird, welche es am productivsten anzuwenden wissen; er ist das Mittel, wodurch die vorhandene Arbeitskraft auf die leichteste Weise zur Production in Thätigkeit gesetzt, durch welches so viel als möglich verhindert wird, daß Capital oder Arbeitskraft müßig sind.

Wir sehen auf der einen Seite zu vielen Zeiten, ja, vielleicht immer, eine größere oder kleinere Anzahl von Arbeitern beschäftigungslos. Zugleich sehen wir auch eine größere oder kleinere Anzahl von Gütern zu jeder Zeit absatzlos da liegen, als sogenanntes todtes Capital; welches aber, in Umlauf gesetzt, in die rechten Hände gebracht, Arbeiter beschäftigen oder zur Reproduction consumirt würde, um in anderer Gestalt mit Gewinn wieder zu erscheinen. Der Arbeiter, welcher beschäftigungslos ist, muß doch leben, auch während der Zeit, wo er nichts zu arbeiten hat, nichts produciren kann; denn das Verhungern ist Gottlob zur seltenen Ausnahme geworden. Er wird also leben von seinen Ersparnissen, von Schulden, oder von Almosen. Dieses Capital wird unproductiv consumirt, das heißt es erscheint nicht wieder mit Gewinn. Alles, was solche Arbeiter also verzehren, während sie nicht beschäftigt sind, ist purer Verlust für das

*) Credit, sagt Roscher, ist die freiwillig eingeräumte Befugniß, über fremde Güter zu verfügen, gegen das bloße Versprechen des Gegenwerthes.

National-Capital. Auch die Besitzer von nicht umlaufendem oder nicht zur Production verwandtem Vermögen, welches z. B. in Gestalt von Geldstücken im Kasten oder in der Erde vergraben, welches in Gestalt von überjährigem Getreide, von Holz, Tuch, Stiefeln, Eisenwaaren, Hüten auf Lager liegt, verlieren Gewinn, wenn es zu lange ohne Verwendung bleibt.

Das Vermögen, welches unproductiv verzehrt wird, ist beträchtlicher, als man glaubt. Außer den müßigen Arbeitern müssen wir auch der arbeitsfähigen Armen gedenken.

Aus Porter's „Progress of the nation" lernen wir z. B., daß allein in England und Wales die Armentaxe jährlich ungefähr 6 Millionen Pfund Sterling, also über 41 Millionen Thaler verschlingt, wie wir aus folgender Tabelle ersehen:

Im Jahre:	Zahl der Bevölkerung:	Betrag der Armentaxe:	Aufwand per Kopf:
1801:	8,872,980	4,017,873 Pfd. St.	9 Shl. 1 Penny,
1811:	10,163,676	6,656,205 „	13 „ 1 „
1821:	11,978,875	6,358,703 „	10 „ 7 Pence,
1831:	13,897,187	6,798,888 „	9 „ 9 „
1841:	15,911,757	4,911,498 „	6 „ 2 „

Die auffallende Abnahme der Armensteuer im letzten Jahre ist schon der guten Wirkung der Revision des Armengesetzes zuzuschreiben, welche die Hülfsleistung auf ein zweckmäßiges Maß reducirte.

Da nun die nachgewiesene Armensteuer in England und Wales schon 30—40 Millionen Thaler beträgt, so können wir daraus schließen, welche Summen überhaupt und auch in Deutschland von unbeschäftigten Armen unproductiv consumirt werden mögen. Die Armensteuer wird aber nicht bloß Kranken und Arbeitsunfähigen gereicht, sondern auch solchen, die gesund sind, aber keine Beschäftigung erhalten können. Beschäftigung könnten sie aber ganz gut erhalten, wenn das Capital, welches sie jetzt unproductiv verzehren, sammt den Vorräthen von Gütern, welche längere Zeit auf Absatz lauern, in den rechten Händen wäre, die es reproductiv zu benutzen verständen, also nicht allein jene müßigen Hände beschäftigen, sondern auch das jetzt von solchen unproductiv consumirte Capital mit Gewinn wieder erlangen würden.

Dieses Geschäft nun übernimmt der Credit und seine Maschinen — die Banken.

Man verstehe wohl: Der Credit schafft nicht Capital, wo solches nicht vorhanden ist; dagegen ist er das äußerst wohlthätige Mittel, dasselbe in Bewegung zu setzen, wo es unbenutzt da liegt. Daher haben sowohl diejenigen Unrecht, welche dem Credit eine magische Macht zuschreiben, die Capital aus nichts hervorzaubere, als diejenigen, welche aus Furcht vor der Gefahr der Schwindeleien ihn ganz verbannt wissen wollen.

Der Fortschritt, welchen die Erfindung des Geldes in der Güterbewegung der Völker der Urzeit hervorbrachte, war nicht größer, als derjenige, welchen der Credit bewerkstelligt.

Die Organisation des Credits ist auf durchgreifende Weise zuerst in den schottischen Banken begonnen und in der americanischen Bankfreiheit außerordentlich ausgedehnt worden. Zwar wurde in beiden Ländern einmal das Maß überschritten und brachte der Schwindel eine verhängnißvolle Krisis hervor; diese Nachtheile wurden indessen bald durch die von der erleichterten Güterbewegung vermehrte Production wieder ersetzt. In America werden die Wirkungen des organisirten Credits noch erhöht durch das Vertrauen, welches die Personen genießen. Der große Personal-Credit in den Vereinigten Staaten bewirkt, daß dort weder Capital noch Arbeitskraft auf eine bemerkbare Weise je unthätig sind, was man von den meisten übrigen Ländern nicht behaupten kann. Deßhalb wird in Nordameriea auf den Kopf mehr Werth producirt, als in irgend einem anderen Lande.

Diese Wirkungen des organisirten und persönlichen Credits in den Vereinigten Staaten treten in dem Berichte eines gut unterrichteten Reisenden sehr klar hervor. „Ich fragte", erzählt derselbe, „in Philadelphia einen allgemein als geschickt bekannten Wagenbauer ohne Vermögen: Können Sie eine größere Bestellung übernehmen? — O ja! — antwortete der Mann — ich übernehme eine Bestellung von 20,000 Dollars und noch weit mehr, und verlange bloß bei Ablieferung der Wagen Bezahlung in Wechseln auf sechs Monate Zeit. So wie ich nämlich den Contract abgeschlossen habe, gehe ich in ein großes Holz-Depot und suche mir den ganzen Bedarf an Holz und Brettern aus; der Holzhändler gibt mir auf bloße Vorweisung des Contracts Credit für wenigstens acht Monate, innerhalb welcher ich die Bestellung ausführe. Auf gleiche Weise erhalte ich Eisen, Leder, Messing, und was ich sonst brauche, gegen Credit von acht Monaten. Nun brauche ich aber noch baares Geld, um jede Woche meine Arbeiter zu bezahlen; ich stelle einen Wechsel aus, den ein oder zwei Freunde indossiren und welchen ich bei einer Bank verkaufe. So arbeite ich ruhig fort, und wenn ich nach Ablieferung der Wagen mit Wechseln auf sechs Monate Zeit bezahlt werde, so rechne ich mit dem Holzhändler und allen anderen ab und bezahle sie mit den empfangenen Wechseln. Der Holzhändler selbst hat seinen Lagervorrath bei Weitem nicht bezahlt; er erhielt das Holz aus dem Innern des Landes von Waldbesitzern, welchen die Banken schon Vorschüsse darauf machten, als man die Bäume zu fällen anfing. Derselbe Fall ist bei dem Eisenhändler und allen, die mir creditirten. Sie gaben mir Waaren auf Credit, die sie selbst noch nicht bezahlt hatten; die ersten Erzeuger haben aber von den Banken bedeutende Vorschüsse hierauf erhalten.

So geht es hier mit allen Geſchäften. Wir unternehmen Alles auf Credit. Wer hier etwas gelernt hat, thätig und rechtſchaffen iſt, findet Credit und Geld, um jedes vernünftige Geſchäft durchzuführen. Zuweilen geſchieht es, daß die Speculation fehl ſchlägt und der Unternehmer bankerott wird; dann gleicht er ſich mit ſeinen Creditoren aus, gibt ihnen, was er hat, und beginnt von Neuem. Es gibt Leute, welche vier bis fünf Mal in ihrem Leben fallirten, jedes Mal neu anfingen und immer wieder Credit fanden, weil man ſie als thätige und rechtſchaffene Leute kannte. Die Banken und übrigen Creditoren verſchmerzen einzelne Verluſte ſehr leicht, weil die Maſſe ihrer Geſchäfte ſo groß iſt, daß ſie im Ganzen genommen doch immer hinreichenden Gewinn machen."

Von den Widerſachern dieſes großen perſönlichen Credits wird die Gefahr des Bankerotts zu ſehr in die Wagſchale gelegt und überſehen, daß die Fallimente in keinem ungleicheren Verhältniſſe zur Maſſe der Production und des Gewinnes ſtehen, als in Europa. [Carey behauptet ſogar, die Fallimente betrügen in Nordamerica im Verhältniſſe zur Production weniger, als in Frankreich.] Es wird von jenen ferner entgegnet: daß die Production, wenn z. B. jener Wagenbauer die Beſtellung nicht hätte ausführen können, darum doch nicht unterblieben wäre, weil ein Anderer die Beſtellung übernommen hätte. Dies iſt möglich; allein im Allgemeinen iſt ſicher anzunehmen, daß ein Theil ſolcher Beſtellung unterblieben wäre, weil der Beſteller gerade ſein Vertrauen in die Geſchicklichkeit und den Geſchmack des genannten Handwerkers geſetzt hatte. Außerdem wird ein Geſchäftsmann, der auf Credit arbeitet, alſo die Mittel zu ſeinem Geſchäftsbetrieb noch nicht ſelbſt beſitzt, ſondern ſich erſt erwerben will, wahrſcheinlich billiger arbeiten, als ein reicher, der ſchon einen gewiſſen feſten Geſchäftskreis hat und nur durch neue Concurrenz gezwungen wird, ſeine Preiſe zu ermäßigen. Die Beſteller können meiſtens nur einen beſtimmten Preis für eine Waare zahlen, ſo daß, wenn dieſer Preis höher geſchraubt wird, die Waare keinen Abſatz findet, wenn dagegen der Preis ermäßigt wird, die Conſumtion ſofort zunimmt. Denn man darf nicht vergeſſen, daß die Conſumtion außerordentlich elaſtiſch iſt: ſie kann auf ein Minimum des Unentbehrlichen reducirt, ſie kann aber auch mehr, als man ſich gewöhnlich denkt, ausgedehnt werden.

Die Mittel, welche den Credit befeſtigen und vermehren, ſind ſo zahlreich, wie die, welche die Production vergrößern. Beide gehen Hand in Hand. Friede, geordnete Staatszuſtände, ſparſamer Staats-Haushalt, Sicherheit und Raſchheit des Rechtsganges, Freiheit des Verkehrs und der Induſtrie, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, gute Volksbildung, Einſicht in die Hypotheken-Bücher, in die Fonds-Ausweiſe der Verſicherungs-

Geſellſchaften, und wie dieſe Dinge noch alle heißen mögen, heben die Geſchicklichkeit, den Fleiß und die Sparſamkeit eines Volkes; mit dieſen kehrt das Vertrauen ein, deſſen Milchbruder der Credit iſt.

In England iſt das Vertrauen allgemein. Der Banquier creditirt dem Fabricanten und dem Oekonomen. Dieſe geben gern ihrerſeits dem Kaufmanne Credit, weil ſie das Vertrauen haben, daß er ſie bezahlen wird. Letzterer bewilligt dem Krämer Credit, welcher ſeinerſeits dem Arbeiter creditirt. Alle ſind gleichmäßig im Stande, die Production anſehnlich zu vermehren, mit Hülfe eines Capitals, welches in anderen Ländern aus Mißtrauen zum Theil todt da liegt, hier aber für die Benutzung Zinſen empfängt. Der Oekonom nimmt gern die Noten der engliſchen Bank, und ſtatt ſeine Erſparniſſe im Kaſten zu verſchließen, vertraut er ſie arglos den Sparcaſſen und Privat-Banken an, welche — wie ein geordnetes Arterien-Syſtem das Blut — das Capital zur Geſundheit des Staatskörpers ſo gleichmäßig vertheilen, daß nirgends eine Stockung, nirgends eine Leere eintritt. Die Folge dieſes allgemeinen Vertrauens iſt es, daß wenig oder gar kein Capital unproductiv bleibt, daß die zum Austauſch erforderliche Münze geringer iſt, als z. B. in Frankreich, wo die Summe der Production (relativ zur Bevölkerung, wie abſolut) kleiner iſt; daß das übrige Metall folglich zur Erweiterung des Welthandels benutzt werden kann; kurz, daß die Production vermehrt und das Wohlbefinden des Volkes verbeſſert wird.

In Frankreich vermindert die Centraliſation und das übertriebene Eingreifen der Staatsgewalt in die Privatthätigkeit den perſönlichen Credit. Die Folge davon iſt, daß diejenigen, welche „wenig Capital haben", äußerſt ſchwer dasſelbe bei Geſchäften anlegen können, und daß es denjenigen, welche Capital brauchen, oft unmöglich iſt, welches zu finden; denn das allgemeine Mißtrauen hindert beide, ihre Lage durch verſtärkt angewandte Arbeitskraft zu verbeſſern. Die Production wird vermindert, und der Capitaliſt nimmt dazu noch höhere Zinſen.

„Es iſt äußerſt ſelten," ſagt Franz Grund in ſeinem Buche über die Americaner, „daß es einem armen Deutſchen oder Franzoſen gelingt, Eigenthum zu erwerben. Er kommt nur mühevoll und langſam vorwärts, und ſein Credit iſt ſelten höher, als ſein wirkliches Vermögen. In America iſt das Umgekehrte der Fall. Man vertraut den Menſchen im Verhältniß zu ihrem ehrlichen Namen und ihrer Geſchicklichkeit. Fleiß, Ausdauer, Geſchicklichkeit, Unternehmungsgeiſt, Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen des Marktes; kurz, jede moraliſche Eigenſchaft eines Geſchäftsmannes vermehrt ſeinen Credit eben ſo ſehr, wie der wirkliche Belauf ſeines Vermögens."

„In einem Lande," ſchreibt Michel Chevalier, „deſſen Organiſation den Handel begünſtigt, und welches ein wohlgeordnetes Credit-Syſtem hat, ſind die Thaler des Kaufmannes und die Waaren, welche er in ſeinem Laden hat, nicht ſein einziges Capital. Der weſentlichere Theil desſelben iſt die Geſchicklichkeit, welche er erworben, die Verbindungen, welche er angeknüpft hat, der Werth, den man ſeinen Worten beilegt. Dieſes alles macht ein Capital, das durch Feuer nicht zerſtört werden kann, welches allen Gefahren trotzt. Dank dieſem moraliſchen Capitale, welches ſo hoch angeſchlagen wird in Ländern, die Handelsgeiſt beſitzen, kann in New-York ein Kaufmann, der 200,000 Frcs. beſitzt, Geſchäfte für 1, ja, für 1½ Million machen. In Paris würde derſelbe Mann unter den nämlichen Umſtänden nur mit Mühe Geſchäfte bis zu ½ Million machen können."

Ohne den Credit bleibt manches Capital längere oder kürzere Zeit müßig liegen, geht manches Talent zu Grunde, welches ſeine Kräfte aus Mangel an Capital nicht in Thätigkeit ſetzen kann. Wenn der Credit alſo auch den wirklichen Betrag des Capitals eines Landes nicht unmittelbar vermehren kann, ſo vermehrt er doch durch den beſchleunigten Umlauf deſſen productiven Gebrauch.

Dieſer Zweck ſoll durch das Bankweſen erreicht werden. Die Depoſiten-Banken z. B. vermitteln, daß die kleinſten Summen, welche Jemand aufſpart, oder die er aufbewahrt, um die laufenden Ausgaben des Haushaltes oder des Geſchäftes zu beſtreiten, ſo lange productiv verwandt werden können, bis jene Ausgabe wirklich zu machen iſt. Die Banker wiſſen aus Erfahrung, welche Summe ungefähr den Umlauf ihres Geſchäftskreiſes vermittelt; ſie können dem Bedürfniſſe mit einer unverhältnißmäßig geringeren Summe Genüge leiſten, als wenn Jeder ſeinen Baar-Fond ſelbſt aufbewahrt. In England, namentlich in London, hat faſt Jeder ſeine Rechnung beim Banker. Er behält ſo wenig als möglich Baar-Fond im Hauſe. Die Folge davon iſt, daß in Großbritannien, bei einer weit größeren Jahres-Production als in Frankreich, dennoch der jährliche Umſatz, wie geſagt, mit einer geringeren Summe baaren Geldes bewerkſtelligt wird, als in letzterem Lande. Der Abrechnung der londoner Geſchäftsleute im Clearing-Hauſe haben wir ſchon an anderer Stelle gedacht. „Man rechnet," ſagt Roſcher, „daß gegenwärtig in England 9/10 aller Zahlungen ohne Hülfe von Geld oder ſelbſt Banknoten gemacht werden, ſondern Alles durch Compenſation bei den Bankern oder im Clearing-Hauſe zu London."

Der durch das Bankweſen organiſirte Credit bewirkt in anderer Weiſe dasſelbe, was gute Straßen, Canäle, Eiſenbahnen. Wie dieſe den Umlauf

der Waaren an ſich vom Producenten zum Conſumenten beſchleunigen, ſo beſchleunigt jener den Umlauf des Werthes derſelben.

Wo der Umlauf des Capitals nicht durch eine ſolche Credit-Maſchine, wie eine Bank, vermittelt, beſchleunigt wird, da iſt viel mehr müßig liegendes Capital erforderlich, um die laufenden Ausgaben zu decken: der Gewinn wird alſo dadurch vermindert.

„Die Vermehrung in den Erleichterungen des Verkehrs und Austauſches," ſagt der Americaner Carey, „welche aus einer Vermehrung der Läden, Factoreien, Banken entſpringt, die Verbeſſerung der Straßen u. ſ. w. vermindert den Bedarf an Capital. Der Mann, welcher ſeinen Bedarf an Spezereien, an Baumwollen-Waaren jeden Tag vom Fabricanten und Materialienhändler beziehen kann, wird ſich höchſtens mit dem Bedarf einer Woche verſehen, während der Andere, der 500 Meilen von dieſen entfernt wohnt, gezwungen iſt, ſich Vorrath auf 3—6 Monate anzulegen. Der Erſtere kann mit 1000 Dollars einen Handel von demſelben Umfange betreiben, wie der Zweite mit 5000 Dollars; und dieſer kann ſeinerſeits ſo viel thun, wie ein Dritter, der 1000 Meilen von dem Fabricanten und Materialienhändler entfernt wohnt. Wenn die drei Kaufleute jeder ein Capital von 10,000 Dollars beſitzen, ſo kann der Erſte 9000 zu anderen Geſchäften verwenden, der Zweite 5000 Dollars, der Dritte nichts, weil er ſein ganzes Capital braucht, um den Umlauf ſeiner Spezerei- und Baumwollen-Waaren zu bewerkſtelligen.

In derſelben Weiſe wird ein Mann, der in der Nähe eines Ladens lebt, wo Geld gekauft oder verkauft wird — einer Bank, in die er das volle Vertrauen ſetzt, daß er ſeinen Bedarf da täglich haben kann, nicht mehr Geld zur Hand halten, als ihm für ſeinen täglichen Bedarf unentbehrlich iſt. Andere hingegen, die in einer Entfernung von 500 oder 1000 Meilen vom Banker wohnen, ſind gezwungen, ihren Geldbedarf für Wochen, vielleicht für Monate bereit liegen zu haben. Dem Erſten können einfach 100 Dollars genügen, während die Letzteren 1000 oder 5000 Dollars liegen haben müſſen (ſei es in Papier, Silber oder Gold), um ihren Geldbedarf zu ſichern.

Geld wird gebraucht, um den Austauſch zu erleichtern; gerade ſo wie Wagen. Wenn die den Verkehr erleichternden Mittel gering ſind, dann iſt eine große Quantität Geld nothwendig, um einen gewiſſen Belauf von Tauſchen zu bewerkſtelligen. Wenn die Straßen ſchlecht ſind, dann ſind viele Wagen erforderlich, um eine kleine Quantität von Waaren zu transportiren. Sobald die Erleichterungen des Verkehrs vermehrt werden — ſobald Läden zum Geldhandel an Anzahl wachſen —, iſt fortwährend eine geringere Quantität Geldes zum Umlaufe nöthig, während die Quan-

tität der bewerkſtelligten Tauſche fortwährend zunimmt. Sobald Straßen und Eiſenbahnen erſcheinen, tritt ein beſtändiges Abnehmen der Quantität von Wagen ein, während die Quantität der transportirten Waaren beſtändig wächſ't. Eine einzige Guinee wird in London eben ſo viele Tauſche bewerkſtelligen, als zehn Guineen in den meiſten Dörfern Englands, als zwanzig in den Grafſchaften Cumberland und Weſtmoreland, als hundert in den Hochlanden und als vielleicht tauſend auf den Orkney-Inſeln. Ein einziger Karren auf der Eiſenbahn transportirt ſo viel Güter, als ein Dutzend Wagen auf der beſten Straße oder ſechshundert in der Nähe des Felſengebirges.

Jede Vermehrung in den Erleichterungen des Verkehrs, die von einer Vermehrung der Bevölkerung und des Capitals herrührt, iſt alſo ſtets begleitet von einer relativen Verminderung in der Quantität des umlaufenden Geldes für eine gegebene Zahl von Tauſchen. Jede Vermehrung des Vertrauens in Banknoten ſtrebt dahin, den Betrag des umlaufenden Geldes in Gold oder Silber zu vermindern. Eine weitere Zunahme des Vertrauens könnte bewirken, daß Privatſcheine, Wechſel u. dgl. Banknoten, Gold, Silber erſetzen. Eine fernere Abnahme in dem erforderlichen umlaufenden Gelde würde hier mit einer Erhöhung der Production Hand in Hand gehen. In London werden täglich Millionen ausgetauſcht mit weniger Gold, Silber oder Banknoten, als erforderlich ſind, um in Buenos Ayres ein paar Tauſend Rindshäute zu kaufen. Je kleiner der Belauf an Capital iſt, das in Geſtalt von Geld verwandt wird, um den Tauſch zu erleichtern, deſto größer iſt die Quantität desjenigen Capitals, welches gebraucht wird zur Herſtellung von Maſchinen und Werkzeugen zur Vermehrung der Production. Mit dem Anwachſen der Bevölkerung und des Capitals, ſo wie des Vertrauens iſt eine beſtändige Vermehrung der Production verbunden, ohne eine entſprechende Vermehrung der Quantität des umlaufenden Geldes.

Der Credit kann ohne Vertrauen in die Sicherheit des Eigenthums nicht exiſtiren, ſo wenig wie ohne die Gewißheit des Käufers eines Darlehens, dasſelbe zur beſtimmten Zeit zurückzubezahlen. Niemand trennt ſich von ſeinem Eigenthum, wenn er nicht weiß, daß ihm ein Gegenwerth dafür zurückgegeben wird. Niemand nimmt eine Note, einen Schein, einen Wechſel für ſeine Dienſtleiſtungen, wenn er nicht glaubt, daß jene gewiſſenhaft eingelöſ't werden.

Die Wichtigkeit des Vertrauens in die Rechtſchaffenheit unſerer Nachbarn wirft außerordentliches Licht über die Geſchichte ſelbſt. Civiliſation, Sicherheit des Eigenthums, Redlichkeit und Credit gehen Hand in Hand. In einem Lande, wo der Credit im Steigen iſt, muß alſo auch die Redlichkeit im Steigen ſein. Wir kommen hier auf ein Geſetz, unter

deſſen Einfluſſe die neue Welt eine ganz andere Entwicklung durchmachen wird, als das Alterthum. Das alte Rom, auf Raub gegründet, ſtatt auf Arbeit, gerieth hauptſächlich deßhalb in Verfall, weil mit dem zunehmenden Reichthum der Römer die Sittenloſigkeit und Unredlichkeit überhand nahm. Bei uns nimmt der Reichthum durch die Arbeit zu, durch die Vermehrung des Credits. Da aber Redlichkeit vom Credit unzertrennlich iſt, ſo ſteht der neuen Welt erſt der Verfall bevor, wenn einmal die induſtrielle Bewegung entſchieden rückwärts gehen ſollte. Unſere Geſellſchaft iſt deßhalb auf eine feſtere, moraliſchere Grundlage gebaut, als die des Alterthums.

Auch ein anderes jener eingewurzelten Vorurtheile wird durch die Wiſſenſchaft vernichtet, jener Wahn nämlich, daß unſere Vorfahren, namentlich die Deutſchen der Vorzeit und des Mittelalters, redlicher und ſittlicher geweſen ſeien, als wir. Wer nicht vielleicht ſchon durch Meiners' „Hiſtoriſche Vergleichungen" eines Anderen belehrt worden iſt, dem ſollte doch die Thatſache die Augen öffnen, daß der Credit im Mittelalter entweder gar nicht vorhanden oder, auch wo ein Verbot des Zinsnehmens nicht galt, ſehr theuer war. Fünfzig Procent für ein dargeliehenes Capital zu nehmen, war damals etwas ganz Gewöhnliches, während die holländiſche Regierung zu Adam Smith's Zeit ſo viel Vertrauen genoß, daß ſie zu zwei Procent Capitalien erhielt. Hätten die Päpſte ſtatt des Verbotes, Zins zu nehmen, lieber ein Geſetz erlaſſen, welches die Gläubiger gegenüber böswilligen Schuldnern ſchützte, ſtatt die Schuldner zu begünſtigen, hätten ſie ſtatt Kreuzzüge gegen die Sarazenen einen Kreuzzug gegen die Raubritter aufgerufen, die Weg und Steg unſicher machten, — dann würden ſie in der That den Zinsfuß auf ein für die damalige verkehr- und capital-arme Zeit billiges Maß herabgedrückt haben, weil ſie durch ihre Maßregel die Sicherheit des Eigenthums, das Vertrauen und ſomit den Credit gehoben haben würden.

So ſehen wir auch heute in den Ländern, wo Sicherheit des Eigenthums, geordneter Rechtsgang u. ſ. w. herrſcht, den Credit in Flor, d. h. billig, wie in Holland, England, Preußen, — und den Credit gering, alſo theuer, in Rußland, in der Türkei, in Indien u. ſ. w., weil Eigenthum und Perſon da einer ſehr zweifelhaften Sicherheit genießen. Dort iſt der Zinsfuß niedrig, hier iſt er hoch; dort iſt die Production umfaſſend, hier iſt ſie gering.

Die älteſte Art des Credits ſcheint das Darlehen gegen Bürgſchaft und Schuldſchein geweſen zu ſein.

Der Buch-Credit, bei welchem zwei Geſchäftsleute gegenſeitig oder einſeitig einander Waaren oder Dienſtleiſtungen creditiren und nach einer beſtimmten Friſt compenſiren oder bezahlen, iſt heute noch die gewöhnlichſte

Art des Credits. Durch ihn wird unſtreitig der Preis der Waaren geſteigert, unabhängig von dem üblichen Zins-Aufſchlage, weil die Nachfrage dadurch vermehrt wird, daß man zu jeder Zeit, wann das Bedürfniß eintritt, ſich einen beſtimmten Dienſt leiſten, eine beſtimmte Waare geben laſſen kann, ohne erſt warten zu müſſen, bis man den nöthigen Geldvorrath zur Hand hat.

Eine dritte Art des Credits beſteht in dem Wechſel, von dem wir ſpäter ausführlicher ſprechen.

Eine andere Art des Credits haben Fabricanten und Kaufleute bei den Banken, indem ſie Ausgaben von dieſen zahlen laſſen, Einnahmen an ſie überweiſen, Baar-Vorſchüſſe ſich geben laſſen und am Ende einer beſtimmten Friſt abrechnen (Conto corrent).

Für alle dieſe und andere Arten des Credits gilt das Geſetz, welches wir oben entwickelt haben. Die Zinſen für das vorgeſchoſſene Capital ſind hoch oder niedrig, je nachdem der Credit groß oder gering, — billig oder theuer, je nachdem das Vertrauen in den Credit-Nehmer, oder das Vertrauen in die Zuſtände des Landes und der Zeit ſtärker oder ſchwächer iſt.

Durch den Gebrauch des Wechſels trat die Bedeutung des Credits immer lebhafter hervor. Man ſieht, daß fortwährend eine Maſſe von Gütern als todtes Capital da liegt, ehe dieſe in die Hände der Conſumenten gelangen, die vielleicht nur aus Mangel an Arbeit das Product nicht ſofort kaufen und conſumiren können. Werden jene Güter durch den Credit früher in die Hände der Conſumenten gebracht, ſo können dieſe ſofort den Werth der Waare früher reproduciren; ſie ſchaffen Werth während einer Zeit, die ſie vielleicht müßig zugebracht hätten, während welcher ihre Arbeitskraft verloren gegangen wäre.

Das Papiergeld iſt nicht nur ein billigeres und bequemeres Werkzeug, deſſen man ſich ſtatt des Geldes bedient, ſondern auch, vorausgeſetzt, daß das richtige Maß beobachtet werde, ein Mittel, um Credit zu ſchaffen. „Die Subſtitution des Papiers", ſagt Adam Smith, „an die Stelle des Gold- und Silbergeldes erſetzt ein ſehr koſtſpieliges Verkehrs-Werkzeug durch ein weit weniger koſtbares und manchmal eben ſo paſſendes. Der Umlauf wird durch ein neues Rad bewirkt, deſſen Herſtellung und deſſen Unterhalt weniger koſtet, als bei dem alten. Es iſt aber durchaus nicht ſo klar und erfordert eine weitere Erklärung, in welcher Weiſe dieſe Operation zu Stande kommt, und in welcher Weiſe ſie dahin führt, entweder das rohe oder das reine Einkommen der Geſellſchaft zu vergrößern. Es gibt verſchiedene Arten von Papiergeld; doch ſind die umlaufenden Noten der Banken und Banker (in vielen Ländern die des Staates) die bekannteſte Art derſelben, die ſich auch für den Zweck am beſten zu eignen ſcheint."

Wenn die Leute in einem Lande ſo viel Glauben an das Vermögen, die Rechtſchaffenheit und die Klugheit eines einzelnen Bankers haben, um darauf zu vertrauen, daß er ſtets bereit ſein werde, auf Begehr diejenigen ſeiner eigenen Schuldſcheine, Noten, die ihm etwa präſentirt werden, auszuzahlen, ſo erhalten dieſe Noten durch den Glauben, daß zu jeder Zeit Geld für ſie zu haben iſt, eben dieſelbe Gangbarkeit, wie Gold- und Silbergeld. Ein einzelner Banker leiht an ſeine Kunden ſeine eigenen Wechſel im Belaufe von — wie wir annehmen wollen — 100,000 Thalern; da dieſe Noten alle Dienſte des Geldes thun, ſo bezahlen ihm ſeine Schuldner die nämlichen Zinſen, als ob er ihnen eben ſo viel Geld geliehen hätte. Dieſe Zinſen ſind die Quellen ſeines Gewinnes.

Wenn auch einige jener Noten ſtets zu ihm zurückkommen und Zahlung fordern, ſo läuft doch ein Theil derſelben viele Monate und Jahre ununterbrochen um. Hält er daher gewöhnlich Noten im Belaufe von 100,000 Thalern im Umlaufe, ſo ſind 20,000 Thaler in Gold und Silber oft ein hinlänglicher Vorrath, um dem gelegentlichen Begehr zu entſprechen. Es verrichten folglich bei dieſer Operation 20,000 Thaler in Gold und Silber eben dieſelben Functionen, die ſonſt 100,000 Thaler hätten verrichten können. Mittels ſeiner Noten können dieſelben Tauſche gemacht werden, kann dieſelbe Quantität conſumirbarer Güter umlaufen und an ihre eigentlichen Conſumenten kommen, wie durch einen gleichen Werth an Gold- und Silbergeld. Es können demnach 80,000 Thaler in Gold und Silber bei der Landes-Circulation geſpart werden, und wenn zu derſelben Zeit mehrere Operationen der nämlichen Art von vielen einzelnen Banken und Bankern gemacht werden, ſo läßt ſich die ganze Circulation mit dem fünften Theile des Goldes und Silbers bewirken, das ohne ſie nöthig geweſen wäre.

Man nehme z. B. an, daß das ganze umlaufende Geld eines Landes ſich zu einer gewiſſen Zeit auf eine Million Thaler belaufe, indem dieſe Summe hinreichend iſt, das ganze Jahres-Product des Bodens und der Arbeit in Umlauf zu bringen. Man nehme ferner an, daß nach einiger Zeit einzelne Banken und Banker Noten, die auf den Inhaber lauten, im Belaufe von einer Million ausgeben, indem ſie, um dem gelegentlichen Begehr zu entſprechen, 200,000 Thaler zurückbehalten. Es würden nun 800,000 Thaler in Gold und Silber und eine Million in Bank-Noten, oder 1,800,000 Thaler in Papier- und Metallgeld zuſammen in Umlauf bleiben. Nun hatte aber das jährliche Product des Bodens und der Arbeit nur eine Million zum Umlauf und zu ſeiner Vertheilung an die Conſumenten erfordert, und dieſes Jahres-Product kann ſich nicht unmittelbar durch jene Bank-Operationen vermehren. Eine Million wird daher hinreichend bleiben, es auch nach denſelben in Umlauf zu ſetzen; da die zu

kaufenden und zu verkaufenden Güter die nämlichen ſind, wie früher, ſo wird auch die nämliche Quantität Geldes hinreichend ſein, ſie zu kaufen und zu verkaufen. Der Umlaufs-Canal — wenn ich mich dieſes Ausdruckes bedienen darf — wird ganz derſelbe bleiben, der er vorher war. Eine Million war nach unſerer Annahme hinreichend, ihn zu füllen; was daher über dieſe Summe hinaus in ihn gegoſſen wird, kann ſich nicht in ihm halten, ſondern muß überfließen. Nun werden 1,800,000 Thaler in ihn gegoſſen. Es müſſen daher 800,000 Thaler überfließen, da dieſe Summe über das hinausgeht, was in der Landes-Circulation verwandt werden kann. Obgleich jedoch dieſe Summe im Lande nicht beſchäftigt werden kann, ſo iſt ſie doch zu werthvoll, als daß man ſie müßig liegen laſſen möchte. Sie wird daher ins Ausland geſchickt werden, um gewinnreiche Anlegung zu ſuchen, die ſie im Lande nicht finden kann."

Zu unſerer Zeit iſt die Emiſſion von Papiergeld von vielen Regierungen als eine koſtbare Hülfsquelle betrachtet worden; und da, wo der Bedarf an Umlaufsmitteln nicht überſchritten, jener Canal nicht überfüllt wurde, hat ſie ſich auch als ſolche bewährt. Die Papier emittirende Regierung konnte dadurch, um uns eines Ausdrucks Ricardo's zu bedienen, den ganzen dem Papiergelde gegebenen Werth als Schlagſchatz betrachten. Allein wo jenes Maß des Bedürfniſſes überſchritten wurde, wie in Frankreich (Aſſignaten), Oeſterreich und Rußland, da ſank auch ſofort der Werth des Papiergeldes und brachte verhängnißvolle Kriſen mit ſich.

Sobald alſo die Maſſe des in einem Lande circulirenden Geldes das Bedürfniß überſchreitet, ſo wird derjenige Theil desſelben, welcher im Auslande am meiſten Werth hat, in letzteres ſtrömen. In China z. B. war der Silberwerth bis zu dieſem Jahrhundert höher, als in Europa, ſo daß beſtändig Silber dahin exportirt wurde. Geſetzt nun, daß durch große Gold-Erwerbung in England der Werth des Goldes ſinkt und, da die Guineen noch feſten Cours haben, eine große Maſſe Goldes in die Münze von London geſchickt wird, ſo daß der Bedarf — angenommen, es ſei auch kein Papiergeld vorhanden — überſchritten wird: dann wird Silber ſo lange nach China wandern und dafür Waaren holen, die vielleicht an ein drittes Land gegen andere Waaren vertauſcht werden, bis das Niveau des Geldbedarfs wieder hergeſtellt iſt. Ganz ſo verhält es ſich mit dem Papiergelde. Einlösbares Papiergeld wird, wenn der Umlaufs-Canal überfüllt iſt, zur Caſſe zurückſtrömen; uneinlösliches wird entweder in ſolchem Falle im Werthe ſinken oder, wenn Zwangscours beſteht, die Preiſe der Waaren ſteigen machen.

In den jetzt folgenden Abſchnitten über das Bankweſen gehen wir etwas näher auf die hier berührte Frage ein.

20. Die Banken.

Die ökonomiſchen Zuſtände des Alterthums ſind wohl die dunkelſten Blätter in der Geſchichte. Was wir davon wiſſen, beſchränkt ſich auf einige zufällige und kurze Andeutungen in den Claſſikern; und in ſpäteren Zeiten noch hat ſich Niemand die Mühe gegeben, dieſer praktiſchen Seite des Volkslebens Aufmerkſamkeit zu ſchenken. So ſorgfältig die Geſchichtſchreiber über alle Vorfälle berichten, welche auf die Zerſtörung des Lebens und des Eigenthums der Menſchen hinwirkten, — ſo wenig achteten ſie auf die Einrichtungen und Verhältniſſe, welche zum Schaffen von Eigenthum beitrugen und den Wohlſtand beförderten. Sie ſprechen von Geld, wie Hübner bemerkt, nur dann, wenn es ihren Helden mangelte oder dieſe ſolches auf ihren Raubzügen erbeuteten.

Tauſch-Geſchäfte wurden ſchon in den früheſten Zeiten durch Metall vermittelt und der Werth desſelben, da es noch keine Münzen gab, durch Wägen beſtimmt, wie dies die Bibel ſchon von Abraham erzählt. Wann die erſten Münzen geprägt worden ſind, iſt nicht ermittelt, doch findet man deren ſchon bei den Aegyptiern und Phöniziern. Am beliebteſten waren die griechiſchen Münzen, und in Folge des Aufſchwunges, welchen dieſes Land nahm, häuften ſich beträchtliche Reichthümer an Geld dort an, für die ſich bald das Bedürfniß eines ſicheren Aufbewahrungsortes kund gab. Dieſen boten die Tempel; ſie ſind daher die erſten Depoſit-Banken geweſen. Schon zu Homer's Zeiten war der Reichthum des Tempels in Delphi zum Sprüchworte geworden. In Kleinaſien diente der Tempel des Apollo zur Bank; gleichen Zweck vertrat der zu Olympia; der Tempel in Jeruſalem ſcheint ebenfalls zu Bank-Geſchäften benutzt worden zu ſein. Am blühendſten war das Bank-Geſchäft in Athen, welches den größten auswärtigen Handel führte. Die Haupt-Geſchäfte waren der Geldwechſel und das Leihen, wobei enorme Zinſen bezahlt wurden. Noch ausgedehnter waren dieſe Geſchäfte bei den Römern, die ſchon durch Anweiſungen Geldſendungen ausglichen und den Geldhandel ganz gewerbsmäßig betrieben.

Beim Handel mit dem Auslande bediente man ſich im Alterthume und bis ins Mittelalter hinein des rohen Metalles zur Werth-Ausgleichung, weil es bei der großen Mannigfaltigkeit von Münzen ſchwer war, deren Gehalt nach dem Gepräge zu beſtimmen, und weil dieſelben nicht überall gäng und gäbe waren. Die Kaufleute mußten daher zur Abſchätzung des Feingehaltes und Gewichtes Wagen, Probirſteine und andere Werkzeuge mit ſich führen, wobei viel Zeit und Mühe verloren ging. In den Reichsſtädten, welche faſt alle das Münzrecht hatten, ließen ſie das mitgebrachte Metall prägen, was immer große Koſten und Beſchwerlichkeiten verurſachte. Auf der anderen Seite mußten die, welche verkauften, die fremden Münzen mit nach Hauſe nehmen, wo ſie nur Metallwerth hatten, die Prägekoſten alſo verloren gingen. Beiden wäre geholfen geweſen, wenn ſie ſich gekannt und ihre Münzen mit einander ausgetauſcht hätten. Es war daher wünſchenswerth, einen Mann zu finden, an den man ſich wenden konnte, der als Sachverſtändiger bekannt war und bei dem man die nöthige Auskunft haben konnte. Er diente zugleich als Schätzer des Feingehalts des Metalles und des Werthes der Münzen, welche ihm beſſer bekannt waren, als jedem Einzelnen. Als ſich feſte Handelsplätze bildeten, die regelmäßig von Kaufleuten beſucht wurden, da nahmen dieſe Schätzer das Geldwechſeln ſelbſt in die Hand, ſo daß ſie Jedem die gewünſchte Münzſorte geben konnten und Rohmetall oder andere Münzen dagegen empfingen. Sie betrieben ihr Geſchäft Anfangs auf den Jahrmärkten und Meſſen, wo ſich damals der Handel concentrirte, und wanderten von einem Orte zum anderen. Ihre Waare, das Geld, hatten ſie auf einem offenen Tiſche oder auf einer großen Bank aufliegen, wovon der Name **Bank** herrührt.

Die erſten Inſtitute der Art kamen in der Lombardei, in Venedig und Genua vor. Namentlich beſchäftigten ſich aber die Florentiner ſchon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts damit. Sobald die Wechsler das Geſchäft ſelbſt betrieben, hatten ſie auch Capital nöthig, und zwar, je nach der Größe des Handelsplatzes und ihres Geſchäftskreiſes, oft ſehr bedeutende Mittel. Es konnten ſich alſo nur vermögende Leute damit beſchäftigen, und dieſer Umſtand trug weſentlich zu deſſen Ausbreitung bei. Die Handelsleute konnten dieſen Schätzern und Wechslern vollkommen vertrauen und ihnen daher ſelbſt das Geld, welches ſie bei ſich führten, zur Aufbewahrung übergeben. Sie hatten nun nicht mehr nöthig, große Summen, welche ſie eingenommen hatten oder die ſie in ſpäterer Zeit brauchten, auf allen Märkten mit herumzuſchleppen, was wegen der Unſicherheit der Perſon und des Eigenthums in jener Zeit mit manchen Bedenklichkeiten verknüpft war, — ſondern ſie legten dieſelben bei dem Wechsler oder Banker nieder und erhielten von dieſem einen Schein darüber. So entſtand das

Depoſit. In den erſten Zeiten beſchäftigten ſich namentlich die Goldſchmiede mit dieſem Handel, da ihnen derſelbe wegen ihres Umganges mit edlen Metallen am nächſten lag und ſie der Sache kundig waren. Die Aufbewahrung ihrer eigenen Waaren erforderte ohnedies ſchon Sicherheits-Maßregeln; ſie konnten daher leicht auch fremde Gelder gegen eine geringe Vergütung aufbewahren.

Die Gefahr, von Raubrittern und anderen Wegelagerern geplündert zu werden, war damals ſo groß, daß man den Vortheil dieſer Einrichtung bald allgemein einſah und Jeder ſein Geld beim Banker deponirte. Der Schein, welchen dieſer ausſtellte, war leicht zu transportiren und zu verbergen, und konnte ſelbſt, wenn er geraubt wurde, noch ungültig gemacht werden. Außerdem erſparte man bei dem Handel mit dem Auslande die Prägekoſten und die Zeit des Wägens und des Handelns über den Feingehalt.

Da die meiſten Kaufleute ihr überflüſſiges Geld bei dem Banker liegen hatten, ſo ſahen die, welche an einem Orte beiſammen wohnten, ein, daß es überflüſſige Mühe ſei, das Geld ſich gegenſeitig zuzuſchicken, abzuzählen und wieder zum Banker zurückzubringen. Man konnte es eben ſo gut dort laſſen und den Banker beauftragen, dieſe Summen auszuzahlen, d. h. von dem Gelde des Einen zu nehmen und es zu dem des Anderen zu legen. Der Banker ſeinerſeits vollführte dieſes Geſchäft auch nicht in der Wirklichkeit, ſondern legte Bücher an, in welchen er notirte, was Einer dem Anderen bezahlt hatte, und ſo entſtanden die Giro-Banken. (Girum, der Kreis, da ſie auf einen beſtimmten Kreis von Geſchäftsleuten ſich beſchränkten.)

Da das Schätzen der Münzen, wegen deren häufigen Gehaltswechſels, ſehr ſchwierig war, und die Münzfälſchung von den Regierungen ſelbſt betrieben, ja, ſogar als ein beliebtes Finanzmittel in Geldnöthen betrachtet wurde, ſo fing man an, mit einem beſtimmten Gelde von feſtgeſetztem Feingehalt zu rechnen, welches oft gar nicht exiſtirte, den Bank-Mitgliedern aber die nöthige Sicherheit gewährte, ſo daß ſie bei jeder Zahlung überzeugt ſein konnten, genau deren Werth zu erhalten. So entſtand das Bank-Geld und die Bank-Währung, welche meiſtens um viele Procent höher ſteht, als Courant, und, da ſie in der Wirklichkeit nicht vorkommt, auch nicht gefälſcht werden kann.

Jedes Bank-Mitglied erhielt ein Folio in den Büchern der Giro-Bank, worauf ſein Guthaben notirt und ihm ab- und zugeſchrieben wurde. Die Einlagen beſtanden in Rohmetall und Münzen von beſtimmtem Feingehalt, oder letztere wurden nach ihrem Metallwerthe angenommen. Standen Kaufleute in Verbindung mit einander, die nicht denſelben Banker hatten, ſo konnten ſie doch gegenſeitig abrechnen, indem ſie ihrem Banker eine Anweiſung

auf den anderen Banker gaben. Auf dieſe Weiſe war ihr Gewinn ganz derſelbe, nur der des Bankers nicht, welcher die Summe auszahlen und überſenden mußte, wenn nicht vielleicht beide Banker mit einander in Verbindung ſtanden, ſo daß ſie ſich bloß die Differenzen ihrer Forderungen baar auszahlten, wie dies im Clearing-Hauſe in London der Fall iſt.

Die Geſchäfte wurden mit den Anweiſungen auf die Bank gerade wie mit baarem Gelde abgeſchloſſen; es mußten ſich aber die Kaufleute kennen oder ſo viel Vertrauen zu einander haben, daß ſie der Bezahlung bei dem Banker verſichert waren. Als die Banken ſich vermehrten und ihre Theilnehmer zahlreicher wurden, mußten Leute, welche man nicht kannte, eine Beſcheinigung des Bankers mitbringen, daß ſie Geld bei ihm deponirt hatten; um ſtets zu wiſſen, wie viel ein Anderer noch bei der Bank liegen habe, oder um dieſes ſelbſt beweiſen zu können, theilte man den ganzen hinterlegten Betrag in kleinere Summen, über deren jede ein Schein vom Banker ausgeſtellt wurde, und um deren Betrag das Depoſit ſich bei jeder Zahlung verringerte. Der auf der Note angegebene Betrag wurde von dem Banker bei Vorzeigung derſelben ausbezahlt und dem Deponenten abgeſchrieben. Anfangs waren ſie auf den Namen des Einlegers ausgeſtellt und mußten von jedem, der ſie weiter gab, unterſchrieben werden, wie dies bei der amſterdamer Bank noch lange Zeit der Fall war. Dieſe Noten konnten indeſſen auch nur beſchränkte Anwendung finden, da man den Einleger und die Giranten, oder wenigſtens Einen davon, kennen mußte. Man war genöthigt, die Unterſchrift genau zu prüfen, und die Bank war der Gefahr der Fälſchung von Unterſchriften ausgeſetzt. All dies zu vermeiden, ſtellte man die Scheine auf den Inhaber aus. Das Depoſit blieb aber nun nicht dasſelbe, wie früher, ſondern es wurde dem Banker zur freien Verfügung übergeben, der alſo der Schuldner der Einleger wurde, und es entſtand die Banknote.

Bei der Zunahme des Credits und des Verkehrs hatten ſich die Depoſiten immer mehr gehäuft, und da man dieſelben nicht unbenutzt liegen laſſen wollte, die Banker aber meiſtens vermögende Leute waren, denen man Vertrauen ſchenken konnte, ſo überließ man ſie dieſen zur eigenen Benutzung, wofür ſie einen Zins zahlten. Außerdem hatten die Kaufleute noch den Vortheil der Sicherheit gegen Feuersgefahr, Krieg und Raub, weil der Banker mit ſeinem ganzen Vermögen haftete.

Die Banken wurden ſomit Credit-Inſtitute, welche alle Zwecke des Credits in größerem Maßſtabe vermitteln, alſo zur Uebertragung von Eigenthum und zur Vermittlung des Geldumlaufes dienen. Sie bringen Capital, welches unbenutzt da liegt, zur Verwendung, ſetzen den Capitalbedürftigen mit dem

Capitaliſten in Berührung und gewähren zugleich dem Vermögen einen ſicheren Aufbewahrungsort.

Die Bezeichnung: Giro-, Zettel-, Wechſel- oder Leihbank, iſt auf die jetzigen Inſtitute nicht mehr ausſchließlich anwendbar, da ſie meiſtens alle dieſe Geſchäfte zugleich betreiben. Die einzige Ausnahme macht Hamburg, deſſen Bank lediglich Giro-Bank geblieben iſt.

Die Mittel, mit welchen die Banken arbeiten, beſtehen aus dem Grund-Capital, dem Actien-Capital, wenn der Bank-Fond durch Actien aufgebracht worden iſt, und dem Bank-Capital. Unter dem erſteren verſteht man das Capital, womit die Bank begründet worden, und welches in derſelben niedergelegt worden iſt. Das letztere beſteht aus den Mitteln, welche die Bank im Laufe ihrer Geſchäfte von dem Publicum geliehen erhalten hat. Dieſes geſchieht: 1) Durch das Depoſit: Wenn Jemand der Bank 1000 Fl. auf ein Jahr gegen 4 pCt. leiht, und ſie borgt dieſelben wieder einem Dritten gegen 5 pCt., ſo gewinnt ſie dabei 1 pCt. 2) Durch Noten: Wenn die Bank ſchriftlich das Verſprechen ausſtellt, zu jeder Zeit eine beſtimmte Summe zu zahlen, und dieſes einem Andern als Zahlungsmittel übergibt, ſo gewinnt ſie dabei alle Zinſen, welche der Creditnehmer während der Zeit der Benutzung zahlt. 3) Durch Wechſel: Wenn Jemand der Bank eine Summe unter der Bedingung übergibt, ſie in vierzehn oder dreißig Tagen einem Dritten auszubezahlen, ſo gewinnt ſie alle Zinſen, welche ſie in dieſer Zeit bekommen kann. Die Banken können ſelten höhere Zinſen erlangen, als gewöhnlich üblich ſind. Wenn ſie alſo nur mit eigenem Capitale arbeiteten, ſo würden ſie nichts gewinnen, und ihre Mühe wäre umſonſt. Sie können alſo nur durch die Menge von Geſchäften, durch die Raſchheit, mit der dieſe durchgeführt werden, und durch Bank-Capital Gewinn erlangen. Eine Ausnahme machen die Hypotheken-Banken, deren Gewinn in der Differenz zwiſchen den Zinſen, die der Capitaliſt erhält, und denen, die der Grundbeſitzer gibt, beſteht.

Die größeren Banken errichten gewöhnlich in kleineren Städten, die noch in ihrem Geſchäftsbereiche liegen, Zweigbanken, welche mit der Hauptbank in directer und inniger Verbindung ſtehen und dadurch manche Vortheile vor ſelbſtſtändigen Banken voraus haben. Sie gewähren dem Publicum mehr Sicherheit, weil zugleich die Hauptbank mit für ſie haftet, und gewähren der letzteren wieder viele Vortheile in der Vertheilung des Umlaufes. Es gibt namentlich in Ackerbau-Bezirken und kleinen Handelsſtädten, je nach der Jahreszeit und der Art des Handels, Perioden, wo man mehr oder weniger Capital bedarf als in anderen Kreiſen. Die Landleute, die Tuchhändler, die Pelzhändler haben im Winter Geld, die Wollhändler, die Getreidehändler brauchen ſolches im Herbſte, die Fabricanten,

die Bierbrauer haben im Sommer davon übrig. Die Zweigbanken in diesen verschiedenen Gegenden, welche durch die Hauptbank mit einander in Verbindung stehen, helfen sich nun gegenseitig aus, werden von der Hauptbank in Zeiten des Andranges unterstützt, und stützen umgekehrt wieder diese. In America, wo das Credit-System am weitesten verbreitet ist, verkehren die einzelnen Banken selbst mit einander auf diese Weise und acceptiren gegenseitig ihre Banknoten.

Die erste Bank war die von Venedig, die 1156 gegründet worden sein soll. Die Nachrichten über dieselbe sind sehr mangelhaft und abweichend, stimmen aber darin überein, daß sie den Zweck hatte, dem Staate aus Geldverlegenheiten zu helfen. Sämmtliche Staatsgläubiger wurden zu einer Corporation vereinigt und ihnen erlaubt, ihre Forderung an den Staat von einem auf den andern zu übertragen. Der Bank-Fond bestand aus der Schuld der Regierung. Es war also ursprünglich eine Giro-Bank. Sie nahm indessen auch Depositen an, und ein Gesetz bestimmte, daß alle bedeutenderen Zahlungen in Bankgeld geschehen sollten. Mit dem Staate stand die Bank fortwährend im Verkehr, bewilligte ihm Anlehen, und im Jahre 1587 nahm ersterer sogar zu einem Zwangsanlehen seine Zuflucht, d. h. er nahm der Bank und den Privatleuten, welche ihr Vermögen darin niedergelegt hatten, ihr Geld ab und übergab ihnen dafür Schuldverschreibungen. Mit diesem fingirten Fond machte die Bank lange Zeit Geschäfte, und wenn sie sich mit der Regierung nicht so weit eingelassen hätte, so wäre sie vielleicht von längerer Dauer gewesen. Die Einlagen bestanden aus Ducaten und Zechinen, und es war 1750 die Bank-Valuta 54 pCt. besser als die laufende. 1797 ging die Bank mit der Vernichtung der Republik zu Grunde.

Die zweite Bank war die von Barcelona, 1349 von den dortigen Tuchmachern, welche bedeutende Geschäfte trieben, gegründet. Nähere Angaben über dieselbe fehlen. 1401 errichtete der Magistrat selbst eine Bank, und die Stadt verbürgte sich für die Capitalien, welche in derselben niedergelegt wurden. Sie beschäftigte sich mit dem Geldwechsel, nahm Depositen an und discontirte Wechsel.

Die Bank von Genua wurde 1407 gegründet und ganz nach dem Muster der venetianischen eingerichtet. Ihre Entstehung verdankt sie ebenfalls Staats-Anlehen, welche den Bank-Fond bildeten und auf die Domainen, die Insel Corsica u. A., versichert waren. Sie soll zuerst Banknoten, und zwar im Betrage der Regierungsschuld, ausgegeben haben. Ihr Hauptgeschäft war das Giro, außerdem übernahm sie Depositen und diente den Kaufleuten als Casse. Die Bank-Valuta war um 27 pCt. besser als Courant. Die häufigen Anleihen des Staates untergruben zuletzt ihren

Credit, und als 1740 die Oesterreicher die Bank plünderten, hörte sie auf. Daß Letzteres nur die Veranlassung und nicht der erste Grund ihres Unterganges war, beweisen andere Banken, wie die hamburger, die ebenfalls geplündert wurden und doch fortbestanden.

1609 entstand die Bank von Amsterdam. Sie hatte den Zweck, den damals so häufigen Münzfälschungen der Regierungen und der Abnutzung des Metalls vorzubeugen. Die Bank nahm alle Münzen nach deren innerem Werthe an und eröffnete dafür ein Conto in ihren Büchern. Da das Bankgeld genau dem gesetzlichen Münzfuße entsprach, so stand es immer höher, als das umlaufende. Später nahm sie auch Gold und Silber als Depositum an und gab dafür Scheine aus, welche wie Banknoten coursirten, von Jedem unterschrieben wurden und die erste Anregung zu den Zettelbanken gegeben haben sollen. Von dem Staate wurde die Bank durch mancherlei Gesetze und Privilegien unterstützt. Es mußte jeder Wechsel über 600 Gulden in Bankgeld bezahlt werden, und die Kaufleute wurden dadurch gezwungen, sich einen Bank-Fond zu verschaffen. Die amsterdamer Bank wurde nur für Privatzwecke gegründet und stand mit dem Staate in keiner Beziehung. Sie war daher lange Zeit berühmt wegen des außerordentlichen Credits, den sie besaß. Als sie sich aber verleiten ließ, dem Staate Anleihen zu gewähren, und es 1794 bekannt wurde, daß sie diesem und der ostindischen Compagnie von den ihr anvertrauten Depositen Capitalien geliehen, da verlor sie alles Vertrauen und ging bald darauf zu Grunde. An ihre Stelle trat 1814 die niederländische Bank.

Die Bank von Hamburg wurde 1619 aus demselben Grunde, wie die amsterdamer, und nach deren Muster eingerichtet. Die Verwirrung im Münzwesen, die Verschiedenartigkeit und der wechselnde Gehalt der Münzen waren so groß, daß der Werth einer Geldzahlung etwas sehr Unbestimmtes war. Außerdem trugen die damals ziemlich allgemein angewandten Münzfälschungen der Regierungen nicht wenig zu dieser Unsicherheit des Eigenthums und des Handels bei. Die Bank nahm nur Species-Thaler von bestimmter Feinheit oder Silberbarren von gleichem Gehalt als Einlage an und eröffnete dem Inhaber dafür ein Conto. Leider ging sie von diesem Grundsatze ab und nahm auch geringhaltigere Münzen an, in Folge dessen das Bankgeld herabgesetzt werden mußte und einen schwankenden Cours erhielt. Die Bank gab auch Vorschüsse gegen Pfänder, welche gegen das Ende des 17. Jahrhunderts so bedeutend waren, daß sie einige Zeit geschlossen werden mußte. In Folge des siebenjährigen Krieges und der großartigen Münzverschlechterung in jener Zeit schwankte das Bankgeld immer stärker, so daß die Bank in große Verlegenheit und der hamburger Handel in die ärgste Verwirrung gerieth. Als sie aber zu dem alten Ver-

fahren zurückkehrte und die übergroße Anzahl von Pfändern ſich vom Halſe ſchaffte, da hob ſich das Bankgeld ebenfalls, und das Vertrauen ward bald wieder hergeſtellt. Bankthaler exiſtiren jetzt keine mehr; dieſelben betrugen nur $^{24}/_{221}$ einer Mark Silber von $15^{2}/_{3}$ Loth Feingehalt.

Außer jener vorübergehenden Kriſis war das Vertrauen in die hamburger Bank immer ſehr feſt geweſen, weil ſie nur für Privatzwecke gegründet war und ſich nie mit dem Staate in Geſchäfte eingelaſſen hat. Sie iſt daher auch die einzige Bank, welche ſich bis jetzt erhalten. Gegenwärtig iſt ſie ausſchließlich Giro-Bank, und ihre Einlagen beſtehen in Silberbarren.

Faſt gleichzeitig mit der hamburger wurde die nürnberger Bank gegründet, welche außerordentliche Privilegien vom Staate erhielt. Es mußte nämlich wie in Amſterdam jeder Wechſel über 50 Fl. in Bankgeld bezahlt und ſelbſt bei Waarenkäufen größere Summen mit demſelben berichtigt werden. Sie war hauptſächlich Giro- und Depoſiten-Bank.

1635 entſtand die Bank von Rotterdam. Dieſe, ſo wie die in Nürnberg gingen ſpäter wieder zu Grunde. In letzterer Stadt wurde erſt 1780 wieder eine Bank errichtet.

Die Bank von Schweden, 1657, war die erſte, welche Banknoten ausgab, die der Staat, der die Veranlaſſung dazu gegeben hatte, gegen Metall einzulöſen verſprach. Dies war auch der erſte Mißbrauch, der mit Noten getrieben wurde, da dieſelben keinerlei Deckung hatten und nicht wie bei der Bank von Amſterdam auf natürliche Weiſe aus dem Depoſit entſtanden.

Die Bank von England wurde 1694 errichtet, hauptſächlich um dem Staate Geld zu verſchaffen und bei ſeinen Anleihen behülflich zu ſein. Bankgeſchäfte wurden in England ſchon im 12. Jahrhundert von den Juden und namentlich den Goldſchmieden betrieben, denen wegen ihres Geſchäftes der Gold- und Silberhandel, ſo wie der Geldwechſel am nächſten lag. Damit verbanden ſie allmählich das Leihgeſchäft, d. h. ſie genoſſen ſo viel Vertrauen, daß man ihnen die Depoſiten zur eigenen Verwendung überließ. Wegen der Gefahr und des üblen Rufes, die damit verbunden waren, ſtiegen die Zinſen oft auf 20—30 pCt. Als Bank benutzten ſie die Münze, fanden aber mit der Zeit, daß ihr Geld dort vor der Regierung nicht ganz ſicher war. Nach der Vertreibung der Juden 1290 ſiedelten ſich viele Italiener, namentlich Lombarden, in England an, von welchen das Ausleihen von Geld den Namen Lombarden-Geſchäft erhielt. Die Zinſen waren damals immer noch ſehr beträchtlich. 1546 wurden ſie auf 10 pCt., 1624 auf 8 pCt., 1651 auf 6 pCt. und 1714 auf 5 pCt. geſetzlich feſtgeſtellt. Außer dieſen geſetzlichen Zinſen wurde immer noch eine nach

den Umſtänden kleinere oder größere Prämie bezahlt. Die Regierung benutzte gleich die bedeutenden Geſchäfte, welche die Lombarden machten, um verſchiedene Anleihen bei denſelben zu erheben; namentlich richtete ſie aber ihr Augenmerk auf die Goldſchmiede, bei welchen ſie häufig Geld borgte, theils gewaltſam, theils indem ſie ihnen manche Einkünfte des Landes überwies. Durch die Kriege mit Frankreich und Holland wurde der Credit des Staates ſehr erſchöpft, und die Goldſchmiede geriethen in Gefahr, ihr Geld zu verlieren. Karl II. erklärte ſogar einmal, daß er weder Capital noch Zinſen zahlen werde. Auch früher ſchon war die Zinszahlung öfter eingeſtellt worden, ſo daß die Goldſchmiede endlich mißtrauiſch wurden und ſich auf kein Anlehen mehr einlaſſen wollten. Dies veranlaßte die Regierung, dem Plane zur Gründung einer Bank ihre Genehmigung zu ertheilen, weil ſie mit deren Hülfe leichter Geld zu erhalten hoffte.

Es erhoben ſich damals ſchon viele Stimmen gegen die Errichtung einer ſolchen privilegirten Bank. Man hielt ihr entgegen, daß ſie den Geldmarkt zu einem Monopol machen und eine Stütze der Willkür der Regierung bilden werde. Die Goldſchmiede dagegen und der Magiſtrat von London ſahen es gern, weil ſie dadurch den Anleihen der Regierung zu entgehen hofften. Das Bank-Capital beſtand aus 1,200,000 Pfd. Sterl., welche der Staat ſogleich in Empfang nahm und der Bank dafür verſchiedene Tonnen-Gelder und Getränke-Steuern überwies. Dieſe Bank discontirte Wechſel, beſchäftigte ſich mit Geldwechſel, nahm Depoſiten an und durfte bis zum Betrage ihres Capitals Noten ausgeben. Das Privilegium der Bank wurde zu verſchiedenen Zeiten verlängert, wofür ſie dem Staate jedesmal beträchtliche Summen leihen mußte. 1708 wurde durch ein Geſetz die Gründung von Banken, deren Mitglieder die Zahl von ſechs Perſonen überſteigt, im Umfange des Königreiches England verboten. Die Anlehen für den Staat wurden fortgeſetzt, bis ſie 1818 die Summe von vierzehn Millionen Pfund erreichten. 1797 ſtellte die Bank in Folge von durch den Krieg entſtandenen Handelskriſen ihre Baarzahlungen ein, und das Parlament ſanctionirte dieſe Maßregel durch ein Geſetz, welches zu verſchiedenen Malen erneuert wurde, bis die Bank endlich 1817 ihre Zahlungen wieder aufnahm. 1826 wurde ihr Privilegium dahin abgeändert, daß außerhalb eines Umkreiſes von 65 engliſchen Meilen von London die Zahl der Bank-Theilnehmer unbeſchränkt ſei, und 1833 legte man bei Erneuerung des Freibriefes nach dem Wortlaute desſelben das Monopol der Bank ſo aus, daß nur für die Banken, welche Noten ausgeben wollten, die Zahl der Mitglieder auf ſechs beſchränkt, andere Bankgeſchäfte aber nicht darunter begriffen ſeien. Obgleich dieſe Auslegung auf die Beſchwerde der Bank durch eine Clauſel bedeutend eingeengt wurde, ſo hatte ſie doch die Gründung

einer Menge von Banken zur Folge. 1834 betrug die Zahl der Privatbanken, Zweig- und Landbanken in England und Wallis 638, und die der Joint-Stockbanken mit ihren Zweigen 106. Die Bank von England hat ebenfalls an vielen Orten Zweigbanken errichtet. Die Banken und Banker in London haben wieder unter sich eine Giro-Bank, das Clearing-Haus, gegründet, worin sie ihre Forderungen unter sich ausgleichen. Die Geschäfte sind so bedeutend, daß im Jahre 1840 974,400,000 Pfund verrechnet wurden, wovon nur 7 pCt. baar ausbezahlt worden. Der Vortheil der Banker ist daraus leicht zu ersehen.

Von weit größerer Bedeutung war die Bank Schottlands. Die erste Bank von Schottland wurde 1695 errichtet und hatte ein ausschließliches Privilegium bis zum Jahre 1705, wo dasselbe zu Ende ging und das Bankwesen durch kein Gesetz mehr beschränkt wurde. Die schottischen Banken zeichnen sich daher durch die Freiheit, welche sie genießen, und durch ihre Solidität vor allen anderen aus. Da sich der Staat in ihren Geschäftsgang nicht einmischte, so hatten sie bald solches Zutrauen bei dem Volke gewonnen, daß sich Jedermann ihrer bediente und sie sich in allen Theilen des Landes verbreiteten. Die Zahl der Depositen ist daher nirgends so groß als in Schottland und hat bewirkt, daß sich die Banken mit einem geringeren Gewinne begnügen als die Bank von England. Daß für die Depositen Zinsen bezahlt werden, trägt viel zu deren Vermehrung bei. Eine Folge davon ist ferner, daß man die Banknoten zum Umlaufe theilweise entbehren kann, weßwegen die Zahl derselben in Schottland am geringsten ist. Trotz der Stürme, welche die Banken von 1750—1760 wegen der großen Notenmission auszuhalten gehabt, während welcher die Bank von Schottland einmal ihre Zahlungen einstellte, ist das ganze Bankwesen doch so solid, daß im Jahre 1826 nachgewiesen werden konnte, daß seit dem Bestehen von Banken das Publicum nicht mehr als 36,000 Pfund verloren habe, wie große Verluste die Banken selbst in Folge jenes panischen Schreckens im vorigen Jahrhundert auch erlitten haben.

1716 wurde die französische Bank von Law gegründet, über deren Thätigkeit wir früher schon gesprochen haben.

In Oesterreich kam man, wie in anderen Ländern, in Folge der Finanznoth des Staates auch auf den Gedanken, eine Bank zu gründen. Man sah den Reichthum und Aufschwung der großen Handelsstädte, wo Banken schon lange bestanden, und erwartete daher von letzteren alle möglichen Wunderthaten für den Handel und die Gewerbe. 1703 wurde der Plan zu einer Bank entworfen und dieselbe mit verschiedenen Staatsgefällen dotirt. Privatleute sollten auch Theil nehmen, allein im Hintergrunde lag doch immer der Zweck, dem Staate behülflich zu sein. Das Unternehmen

fand daher sehr wenig Credit bei dem Publicum, weil Niemand so viel Vertrauen zu der Regierung hatte, daß sie im Nothfalle das der Bank anvertraute Privateigenthum nicht doch angreifen werde. Bei der Cameral-Verwaltung fand es aus anderen Gründen ebenfalls Widerspruch, so daß die Regierung das Privilegium der Stadt Wien überließ, die Bank aber mit verschiedenen Staats-Einkünften im Betrage von 340,000 Gulden dotirte. Später faßte die Regierung den Plan, sämmtliche Steuer-Cassen zu einer Bank zu vereinigen; allein das Unternehmen schlug fehl. Bei der Bank von Wien erhob der Staat mehrere Anlehen, wofür ihr immer wieder neue Gefälle verschrieben wurden, so daß sie sich endlich von den übrigen Cameral-Verwaltungen nicht mehr unterschied und daher 1783 mit der Finanz-Verwaltung vereinigt wurde. Die jetzige österreichische National-Bank wurde 1816 errichtet, um das Papiergeld einzulösen und wieder Ordnung in die Geldverhältnisse zu bringen. Sie löst 53 Millionen Gulden Papier ein, wurde aber später vom Staate so sehr in Anspruch genommen, daß sie 1848 ihre Zahlungen einstellen mußte, was der Staat sanctionirte und zugleich den Banknoten Zwangs-Cours verlieh. Die Bank benutzte die Zeit ihrer Insolvenz so gut, daß sie während derselben 20—30 pCt. Dividende austheilte und die Masse ihrer Noten um vierzig Millionen vermehrte, — ein Verfahren, das man kaum mehr Speculation nennen kann.

Die Bank von Kopenhagen, 1736, war ursprünglich ein Privat-Institut und genoß eines sehr guten Credits. Sie entging aber auch dem Schicksale der Staats-Anlehen nicht und verlor daher das allgemeine Vertrauen. Ihren Noten wurde Zwangs-Cours verliehen und die Anzahl derselben immer von Neuem vermehrt. Zum Bedarfe des Staates wurde eben so das Actien-Capital vergrößert, und endlich übernahm der Staat die Bank selbst. Um der Unordnung im Geldwesen zu steuern, wurden nach einander zwei Banken gegründet, ohne aber ihren Zweck zu erreichen.

Ein Institut entgegengesetzter Art war die berliner Bank, welche von der Regierung dotirt und verwaltet wurde, aber nur für Privatzwecke bestimmt war. Ursprünglich sollte sie durch Actien gebildet werden; da aber das Publicum der damaligen militärischen Regierung wenig Talent in der Handhabung von Bankgeschäften zutraute, so mochte sich Niemand betheiligen, und der König gab daher aus dem Staatsschatze acht Millionen Thaler zur Gründung derselben her. Die Bank sollte lediglich dem Handel dienen und mit dem Staate in keinen Verkehr treten. Während der Kriege mit Napoleon wurde diese Bestimmung aber dennoch übertreten und insgeheim die Bank zu mehreren Anlehen veranlaßt, wodurch sie in ähnliche Verlegenheit gerieth wie alle Banken, welche mit dem Staate Geschäfte machten. Die Bank ist privilegirt und darf Noten ausgeben. Auf der

anderen Seite ist sie aber wieder durch manche Verordnungen eben so beschränkt worden; die Pupillen-Gelder z. B., welche in der Absicht, der Bank zu nützen, ihr überwiesen wurden, sind geradezu eine Last für sie geworden. Die Seehandlung, 1772 von Friedrich II. errichtet, ist reine Staatsbank, sie contrahirt die Staats-Anlehen und influirt auf den Handel mit Staatspapieren.

Unter demselben Könige wurden in Preußen die landwirthschaftlichen Credit-Institute in Schlesien, Kurmark, Posen, Pommern, Ost- und Westpreußen gegründet, die seitdem auch in anderen Ländern mit Erfolg*) nachgeahmt worden sind und sich als äußerst nützlich bewährt haben.

Nach dem Untergange der Law'schen Bank bildete sich 1776 eine Disconto-Casse in Paris, welche auch mit dem Staate Geschäfte machte und in Folge dessen bereits 1783 ihre Noten nicht mehr einlösen konnte, so daß denselben Zwangs-Cours ertheilt werden mußte und die Bank endlich zu Grunde ging. Während der Revolution entstanden unter der Bankfreiheit, obwohl unter ungünstigen Zeitumständen, mehrere Banken, deren glückliche Erfolge die Regierung veranlaßten, eine Staatsbank zu errichten, weil man sich auch damals noch nicht von der unglücklichen Idee trennen konnte, daß der Staat Alles besser betreibe, und sich noch nicht überzeugt hatte, daß Geschäfte in den Händen von Privatleuten besser gedeihen, als in denen des Staates.

Um Concurrenz zu vermeiden, vereinigte sie sich mit einer der ersten jener Banken, der „Caisse des comptes courants", und im Jahre 1803, wo sie den Namen „Banque de France" annahm, wurde ihr durch ein Gesetz das ausschließliche Privilegium zur Notenausgabe verliehen. Die bestehenden Provinzial-Banken, deren Thätigkeit durch Regierungs-Decrete sehr eingeengt worden war, gingen an die Bank von Frankreich über, welche jetzt in allen größeren Städten Zweigbanken besitzt. In Folge ihrer Geschäfte mit der Regierung mußte die Bank mehrmals ihre Zahlungen einstellen und ihren Noten Zwangs-Cours geben lassen; sie benahm sich jedoch ziemlich mäßig, und 1850 wurden alle diese Maßregeln wieder aufgehoben.

Die schweizer Banken sind alle neueren Ursprunges und besitzen einen sehr ausgedehnten Credit. Ihr Notenumlauf ist mäßig, aber gesichert, und die Masse ihrer Geschäfte ziemlich bedeutend.

Am größten ist die Zahl der Banken in Nordamerica, wo es fast gar keine Privat-Banker gibt. Die ersten Banken waren Staatsbanken

*) Baierische Hypotheken-Bank, Crédit foncier, Crédit mobilier in Paris.

und zu Staatszwecken bestimmt. Dieser Umstand war dem Gedeihen der Banken nicht sehr günstig und hatte nachtheilige Folgen für den ganzen Handel. Schon vor dem Befreiungskriege existirte eine Menge Papier, das während desselben noch beträchtlich vermehrt wurde, allmählich im Werthe sank und später um wenige Procente eingelöst wurde. Der Gewinn, welchen die privilegirten Banken machten, verbreitete ganz falsche Ansichten über den Werth dieser Credit-Institute, man warf sich mit einer wahren Wuth in die Speculationen, und die Verbindung, in der die meisten mit dem Staate standen, dessen Credit also in der Regel als Hauptgarantie betrachtet wurde, vermehrte noch das Uebel. Eine Unzahl von Banken wurde errichtet und die Masse der Noten ins Ungeheure vermehrt. Ihre Entwerthung war die natürliche Folge, baares Geld ging immer mehr außerhalb Landes, und die Preise der Waaren stiegen. Um dieser Noth abzuhelfen, wurde die Bank der Vereinigten Staaten gegründet, welche mit ungeheuren Kosten Metall aus Europa kommen ließ. Die Baarzahlungen wurden scheinbar wieder aufgenommen, allein gleich darauf wurde das Maß der Papierausgabe wieder überschritten, und die Noten sanken noch unter ihren früheren Werth. Zu spät sah die Bank ihr Unrecht ein und fing an, ihre Noten zurückzuziehen, welchem Beispiele die übrigen Banken folgten. Durch den plötzlichen Mangel an Umlaufsmitteln trat nun eine große Stockung im Verkehre ein, und da zugleich der Credit eingeschränkt war, so ging eine Menge von Handelshäusern zu Grunde. Durch diese Vorfälle wurde man doch etwas bedenklich, und als der Freibrief der Bank der Vereinigten Staaten erlosch, wurde er nicht wieder erneuert. Im Jahre 1839 suspendirten fast alle Banken ihre Zahlungen, die meisten nahmen sie aber später wieder auf.

Trotz dieser Krisen und Uebertreibungen waren die Banken in America doch von unberechenbarem Nutzen, wie der ausgedehnte Credit und der Aufschwung des dortigen Handels beweist. Seit 1838 bedarf es in den meisten Staaten keines Gesetzes mehr zur Errichtung von Banken; doch stehen sie immer noch unter der Aufsicht des Staates und ist ihnen erlaubt, ihr Bank-Capital durch Hinterlage von Staats-Schuldscheinen und Hypotheken-Urkunden zu decken. Das Vertrauen des Publicums auf den Credit und die Wachsamkeit des Staates wird daher noch immer in Anspruch genommen. Die Zahl der Banken betrug 1850 neunhundert einundzwanzig, mit einem Capitale von 248 Mill., einem Baar-Fond von 50 Mill. und einem Notenumlauf von 150 Mill. Dollars. In einem Zeitraume von 25 Jahren waren unter*):

*) Carey.

27	Banken	von	Rode Island	mit einem Capital von 3,000,000	Doll.	2 Bankbrüche,
13	„	„	Maine . . .	1,700,000	„	5 „
46	„	„	Massachusetts .	15,400,000	„	5 „
12	„	„	Hampshire . .	1,500,000	„	2 „
4	„	„	Vermont . . .	500,000	„	0 „
9	„	„	Connecticut . .	3,500,000	„	2 „
26	„	„	New-York . .	16,000,000	„	16 „
12	„	„	New-Jersey . .	2,000,000	„	10 „
29	„	„	Pennsylvanien .	15,000,000	„	19 „
178	Banken,			58,600,000	Doll.	61 Bankbrüche vorgekommen.

Dies macht durchschnittlich 1,36 pCt. jährlich, und der Gesammt-Verlust des Publicums betrug zwei Millionen Dollars, was ungefähr einen Dollar Verlust auf 25,000 beträgt, wenn man die Zahl der Umsätze in Anschlag bringt. Trotz der großen Krisen der Geschäftsübertreibung war die Zahl der Bankbrüche doch nicht größer als in England, wo von 1811—1826 unter 809 Banken deren 259 Statt fanden, also etwa 1,3 pCt. jährlich.

In China soll Papiergeld vor Christus im Gebrauche gewesen sein. Da vollkommene Bankfreiheit herrschte, so verbreiteten sich die Banken im ganzen Lande, und man zieht überall Papier dem Metalle vor. Die Banken genießen unbedingtes Vertrauen, und Bankbrüche kommen höchst selten vor.

Banken gibt es ferner noch in Ostindien, Brasilien, Australien, Martinique, Guadelupe, in Guiana u. s. w.

Die Zahl sämmtlicher bekannten größeren Banken ist nach O. Hübner's vortrefflichem Buche „Die Banken" 1305, mit einem Capital von 1890 Mill. Gulden und einem Notenumlauf von 1792 Mill. Im Zoll-Verein beträgt die Notenmenge 68 Mill. Gulden oder 2¼ Fl. auf den Kopf, die Baarschaft der Banken 58 Mill. In Europa, mit Ausnahme von Rußland, und in America gibt es zusammen 1666 Mill. Gulden Noten, mit einem Baarfond von 1043 Mill.; es bleiben daher gegen 623 Mill. durch Metall nicht gedeckte Noten übrig, wovon nach den Vereinigten Staaten Oesterreich (und jetzt wohl auch Rußland) am meisten trifft. Das Verhältniß der Baarschaft zu den Noten stellt sich im Zoll-Verein wie 1 : 1,18, in Oesterreich wie 1 : 4,5, in America wie 1 : 3, in Frankreich wie 1 : 1,05, in England wie 1 : 1,58.

21. Die Geschäfte der Banken.

Der Gold- und Silberhandel war eines der ersten Geschäfte der Banker, und wird auch jetzt, namentlich bei den Banken, welche mit dem Auslande in Beziehung stehen, noch betrieben. Bei dem Handel mit dem Auslande kann man Münzen selten brauchen, da die inländischen dort nicht genommen werden. Wenn man nicht durch andere Mittel Zahlungen ausgleichen kann, so muß man sich dazu des rohen Metalles bedienen. Letzteres ist im Falle der Noth auch leichter in Münze zu verwandeln und bietet wegen seiner Gediegenheit mehr Sicherheit dar. Die Bank gibt für das Metall Noten aus, und da diese in Gold oder Silber eingelöst werden, so kommt der Metallhandel den Banken oft sehr zu Statten.

Der Geldwechsel hängt mit dem Gold- und Silberhandel eng zusammen, wird aber von den größeren Banken nicht mehr betrieben. Fremde Münzen, welche nicht wieder ausgewechselt werden können, werden nach ihrem wahren inneren Gehalte geschätzt. Ein Theil der Speculation ist auf die Preisschwankungen des Goldes und Silbers gerichtet. Der Gewinn ist aber nicht sehr groß, daher dieses Geschäft nur von kleinen Bankern betrieben wird.

Die gegenwärtige Menge von edlen Metallen schätzt Chevalier auf 6300 Millionen Gulden. Die Production des Jahres 1852 war nach Hübner 287 Millionen Thaler, steht also in keinem Verhältnisse zu dem Zuwachse nach der Entdeckung America's, der von 1500 bis 1800 gegen zwölf Procent jährlich betrug. Danach müßte der jetzige Zuwachs 956 Millionen Gulden betragen. Die jetzige Production ist also trotz Californien und Australien noch um 254 Millionen geringer. Der Verbrauch von Metall ist nicht unbedeutend und hat auf den Preis desselben großen Einfluß. Die Anwendung von Gold zu Schmuck und Verzierungen wird täglich größer, und Silber wird viel nach China und Indien ausgeführt. Diesem Verbrauche, der geringen Production und der Brauchbarkeit der edlen Metalle zu Werth-Ausgleichungen ist deren geringes Schwanken im Preise zuzuschreiben.

Das Depoſiten-Geſchäft dient dazu, Capitalien, die todt da liegen, zur Verwendung zu bringen, die Uebertragung von Eigenthum zu erleichtern und ſolches vor Gefahr zu ſchützen. Letzteres war eines der erſten Geſchäfte der Banker. Sie nahmen Geld, Obligationen oder andere Werth-Objecte in ihren Verwahr, bürgten für deren Sicherheit und mußten ſie in natura wieder abliefern. Dafür bezogen ſie eine Gebühr, welche gering ſein konnte, da die Banker ohnehin für ihre eigenen Werthe Sorge tragen müſſen. Die Empfangs-Beſcheinigung der Bank (der Depoſitenſchein) kann übertragbar ſein und erhöht damit den Vortheil der Deponenten.

Unter den Depoſiten, welche einer Bank zur Verwaltung übergeben werden, ſind die für das Giro-Geſchäft die wichtigſten. Die Entſtehung desſelben haben wir oben berührt. Es bildet auch heute noch einen Hauptzweig der Banken. Kaufleute, welche mit einander in Verbindung ſtehen, deponiren Geld bei der Bank mit dem Auftrage, davon auf das Credo der anderen überzuſchreiben. Die Bank erhält für ihre Mühe eine Entſchädigung; wenn ſie die Depoſiten aber benutzen darf, ſo beſorgt ſie das Giro in der Regel umſonſt. Dieſe Gelder kann ſie natürlich nur in ſolchen Geſchäften verwenden, wo ſie dieſelben augenblicklich herausziehen kann. Ein Hauptgrund der Errichtung von Giro-Banken waren die ſchlechten Münzen, daher ſie nur Barren annahmen; in neuerer Zeit wird indeſſen auch Münze angenommen, da man eine Münzfälſchung nicht mehr erwartet. Weitere Vortheile ſind die Erſparung der Fracht für Geldſendungen, der Mühe des Zählens und der Umſtand, daß das Metall nicht abgenutzt wird, was bei feinen Münzen ziemlichen Verluſt verurſacht. Das Giro-Geſchäft braucht ſich aber nicht auf einen Ort allein zu beſchränken; es kann auch bei der Bank des einen Ortes für die Giro-Inhaber einer anderen Bank ab- und zugeſchrieben werden, und die Banken gleichen ihre Bilanz in beſtimmten Zeiten aus. Die ſchriftlichen Anweiſungen der Kaufleute an die Bank würden dann die Stelle von Wechſeln vertreten. Aus dem Weſen des Giro-Geſchäftes geht hervor, daß die Mittel dazu zu keinem anderen Zwecke verwandt werden dürfen. Es iſt daher unverantwortlich von Regierungs- und privilegirten Banken, wenn ſie ſolche Depoſiten zu Staats-Anlehen und anderen gefährlichen Geſchäften benutzen. Die Baarzahlungen beim Giro-Geſchäfte ſind ſo gering, daß die bedeutendſten Geſchäfte mit ganz kleinen Summen abgemacht werden. Im Clearinghouſe in London rechnen die Banker ſo mit einander ab, eben ſo in Augsburg, und welche bedeutende Geſchäfte im erſteren abgeſchloſſen werden, haben wir ſchon erwähnt.

Das Incaſſo-Geſchäft gehört auch zur Thätigkeit der Banken. Dieſe beſorgen die Einziehung von Ausſtänden und Forderungen an ent-

legenen Orten und erhalten dafür eine Vergütung, die wegen der Menge geringer ſein kann als die Koſten, welche der Gläubiger ſelbſt haben würde. Manche Banken beſorgen es für ihre Geſchäftsfreunde unentgeltlich.

Am wichtigſten ſind die Depoſiten, welche der Bank zur eigenen Benutzung überlaſſen werden und die das eigentliche Bank-Capital, das Betriebs-Capital, bilden, aus welchem die Bank ihren Gewinn ableitet.

Dieſe Art von Depoſiten iſt es hauptſächlich, welche die müßig liegenden Capitalien zur Verwendung bringt, kleinere Summen in den Händen des Bankers aufſammelt und zugleich dem Eigenthum einen ſicheren Aufbewahrungsort verſchafft. Für große Capitalien, welche zeitweiſe nicht benutzt werden, iſt Letzteres der Haupt-Vortheil, daher dieſe auf keine Zinſen Anſpruch machen, ſondern zufrieden ſind, wenn die Bank die Aufbewahrung unentgeltlich beſorgt. Kleinere Summen werden durch die Gewährung von Zinſen angelockt, und die Kaufleute legen ihre überflüſſigen Mittel dort nieder, theils weil ihnen das Aufheben Mühe und Koſten verurſacht, theils weil das Bankgeld bequemer für ſie iſt. Was die Art des Credits betrifft, den die Bank empfängt, ſo iſt der längſte für ſie der vortheilhafteſte, der für ſie den meiſten Werth hat und für den ſie auch am meiſten Zinſen gewähren kann. Der ſtets fällige Credit hat für ſie wenig Werth, da zu deſſen Vereinigung ſtets ein Theil der deponirten Summen bereit gehalten werden muß. Bei dem Credit, den ſie gewährt, iſt umgekehrt der kürzeſte für ſie der vortheilhafteſte, weil ſie ihre Mittel ſchnell wieder beiſammen hat und ihr Capital öfter umſetzt. Da die Bank für jede Art von Credit genau bei deſſen Ablauf ihren Verpflichtungen nachkommen muß, ſobald es verlangt wird, ſo darf principiel keine Bank einen anderen Credit verkaufen, als ſie ſelbſt beſitzt, wovon aber die privilegirten Banken ſehr häufig abweichen. Die Privat-Banker gehen über dieſes Maß in der Regel auch hinaus, und können dies ungeſcheut thun, da die Freiheit, welche ſie genießen, und die Art ihres Geſchäftsganges ihnen einen richtigen Maßſtab zur Ausdehnung oder Einſchränkung ihrer Geſchäfte gibt. Jede Schwankung im Handel, jede Geldkriſis, jedes Ereigniß, welches auf den Credit Einfluß hat, äußert ſich gleich bei ſeinem Erſcheinen in ihrem Geſchäftsbetriebe, weil ſie nicht durch künſtliche Mittel oder durch die Unterſtützung des Staates gewaltſamer Weiſe in den Gang der Dinge eingreifen können. Sie können daher bei Zeiten ſich auf kommende Stürme gefaßt machen, und da ſie immer mehr Vertrauen beſitzen, als privilegirte Staats-Banken, ſo wird ein Anlauf auch nie ſo plötzlich auf ſie gemacht, ſondern ſie werden nur je nach Bedürfniß in Anſpruch genommen werden. Staats-Banken, die ſchließlich darauf rechnen können, den Händen des Gerichtes doch zu entgehen und die Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten verweigern zu

dürfen, werden durch ſolche natürliche Geſetze nicht geleitet und helfen ſich in Zeiten der Noth durch Mittel, die ſchon zu oft ihren Untergang herbeigeführt haben.

Eine freie Bank wird, aus Rückſicht auf ihre eigene Sicherheit, es nie wagen, von dem ihr anvertrauten Privat-Eigenthum dem Staate Anlehen zu gewähren; ſie wird nicht mehr Noten ausgeben, als ſie in der wahrſcheinlichen Präſentirzeit einlöſen kann; ſie wird nicht Depoſiten zu anderen Zwecken verwenden, als wozu ſie beſtimmt ſind, — denn ſchließlich haftet ſie mit ihrem eigenen Vermögen für allen Verluſt und kann durch die Gerichte zur Erfüllung ihrer Pflichten gezwungen werden, was bei privilegirten Banken nicht der Fall iſt. Die freien Banken begnügen ſich mit einem geringen Zinſe, und können auch dem Publicum nur mäßige Zinſen bewilligen; allein dafür gewähren ſie auch mehr Sicherheit.

Je kürzer der Credit iſt, den die Bank erhält, deſto geringer iſt der Zins, und für ſtets fällige Depoſiten wird in der Regel gar kein Zins bewilligt*), weil man mit dieſen nur wenig Geſchäfte abmachen kann, meiſtens nur im Gold- und Silberhandel und bei den Vorſchüſſen auf Metall oder ganz ſichere Papiere. Ueberhaupt ſollen mit jeder Art von Credit nur ſolche Geſchäfte abgemacht werden, die während der Zeit, für welche der Credit bewilligt iſt, abgewickelt werden können. Die ſtets fälligen Depoſiten werden durch Bank-Noten, Giro oder Conto corrent berichtigt.

Auf das Depoſit zur eigenen Benutzung gründet ſich auch das Conto corrent-Geſchäft, die Sparcaſſe und die Hypotheken-Bank. Erſteres bietet den Vortheil, daß man immer nur die Summe bei der Bank in Anſpruch nimmt, deren man gerade bedarf, alſo auch nur davon Zinſen zahlt, während die Bank immer für den ganzen deponirten Betrag Zinſen entrichtet. Im Handel wechſelt der Bedarf an Geld ſo häufig, daß man heute davon braucht, während man morgen übrig hat. Durch den Conto corrent ſteht nun immer die Summe zur Dispoſition, deren man bedarf, und man hat die Zinſen und die Mühe und Sorge des Aufbewahrens für den übrigen Theil erſpart. Eine andere Art von Conto corrent iſt der Blanco-Credit, wenn die Bank nicht auf Grund von Depoſiten, ſondern auf perſönliche Sicherheit Credit gewährt. Dieſes Geſchäft kann ſie jedoch ſicher nur mit ihren eigenen Mitteln treiben. Der Conto corrent bildet bei vielen Banken einen Haupttheil der Geſchäfte, und gewährt dem Publicum manchen Vortheil vor dem Disconto und den Bank-Noten.

---

*) Eine Ausnahme macht Schottland, wo noch für ſtets fällige Depoſiten Zins bezahlt wird.

Die Sparcassen werden gewöhnlich nicht zu den Banken gezählt, gehören aber ihrem Wesen nach doch dazu. Ein Fehler in ihrer Einrichtung besteht noch darin, daß sie keine Bank-Geschäfte machen dürfen, sondern die Depositen gegen hypothecarische Sicherheit wieder ausleihen. Einmal ist ihr eigener Vortheil gering, da sie Capital oft lange liegen lassen müssen, bevor sie es unterbringen, — und dann können sie eben deßwegen auch weniger Zinsen geben. Ihrer Verbreitung und Benutzung bereitet dies große Hindernisse, daher sich ihnen nur die kleinen Summen zuwenden. Ein Grund zu diesem Verfahren mag das insgeheim noch bestehende Mißtrauen in die Sicherheit der privilegirten Banken gewesen sein, und auf der anderen Seite das Mißtrauen des Publicums selbst. In Schottland ist seit der Bank-Freiheit letzteres gänzlich verschwunden, und die Banken dienen alle als Sparcassen.

Das Wechsel-Geschäft. Die Gefahr, welche mit der Versendung von großen Summen in weite Ferne verbunden ist, gab die erste Veranlassung zum Gebrauche der Anweisung und des Wechsels. Die Juden sollen sie, wie schon an anderer Stelle bemerkt, zuerst in Anwendung gebracht haben, theils wegen Geld-Ausfuhrverbote, theils um bei ihrer Vertreibung aus Frankreich und England und bei den vielen Verfolgungen, die sie zu erdulden hatten, ihr Eigenthum leicht fortzuschaffen und dessen Größe vor der Welt zu verbergen. Sie ließen sich von einem Geschäftsfreunde Anweisungen an einen anderen außerhalb des Landes geben, welcher diesem schuldig war. Eben so verkehrten sie im Handel. Der Reisende nahm das Papier mit in die Stadt oder auf die Messe, wohin er sich begab, und ließ sich dort das Geld geben. Wenn er nun nicht selbst an jenen Ort kam, so übergab er die Anweisung einem dritten Kaufmanne, der dorthin reis'te und schließlich das Geld erhob, welches er bei seiner Rückkehr zahlte oder, wenn sie sich gegenseitig kannten, auch gleich erlegte. So wanderte die Anweisung von einer Hand zur anderen, gerade wie es jetzt durch schriftliche Uebertragung geschieht, und so wurde sie zum Wechsel.

Anweisungen sollen schon bei den Phöniziern dagewesen sein; bei den griechischen Schriftstellern kommen viele Andeutungen der Art vor, und bei der Größe des griechischen Handels für jene Zeit ist dies leicht erklärlich. Ausgebildeter scheint das System der Anweisungen bei den Römern gewesen zu sein, welche sich des Mittels, Geld durch Tausch zu übertragen, wie sie es nannten, ziemlich allgemein bedienten.

Durch die Anweisung wird immer nur ein einziges Geschäft abgeschlossen; weiter ausgedehnt ist, wie wir so eben gesehen haben, das Verfahren beim Wechsel, wo eine Masse von Geschäften durch ein einziges Papier abgeschlossen werden kann. Die Anweisung ist der Auftrag an

eine zweite Perſon, einer dritten eine beſtimmte Summe zu zahlen. Der Wechſel iſt ein Auftrag an eine beſtimmte Perſon, einer dritten oder an deren Ordre einer vierten, fünften u. ſ. w. eine gewiſſe Summe zu zahlen. Der Haupt-Vortheil des Wechſels iſt ſeine leichte Uebertragbarkeit, ſo daß durch ihn eine Menge von Forderungen ausgeglichen wird, ohne daß das Geld ſeinen Ort verändert hat. Hat der Beſitzer des Wechſels Geld nöthig, oder wünſcht er die Summe vor Verfall desſelben zu erhalten, ſo läßt er ihn *discontiren*, d. h. er verkauft denſelben, indem er durch eine auf der Rückſeite bemerkte Formel (*Indoſſement*, *Giro*) ſein Eigenthumsrecht auf einen Anderen oder deſſen Ordre überträgt. Dafür muß er dem Käufer die Zinſen bis zum Verfall-Tage und die Koſten der Fracht, des Porto's und des Eincaſſirens zahlen, was den *Discont* bildet. (Dagegen wird *Agio* bezahlt, wenn Geld im Ueberfluſſe iſt und Wechſel ſelten ſind.) Der Ausſteller des Wechſels heißt *Traſſant*, *Remittent*, der Käufer *Giratar*, der Verkäufer *Girant*, der Schuldner — wenn er den Wechſel acceptirt hat — *Acceptant*. Da Traſſant und Acceptant nicht Jedem bekannt ſein können, ſo findet der Wechſel nur beſchränkte Anwendung, in der Regel nur in der Handelswelt.

Der Wechſel gewährt die Vortheile, welche auch bei der Anweiſung zu erwähnen ſind: Erſparung des Transportes, Vermeidung der Gefahr des Verluſtes durch Unglücksfälle, Diebſtahl und Krieg, Gewinn an Zinſen, Erhaltung des Metalls zum Umlauf an jedem Orte und geringere Abnutzung desſelben.

Der Preis der Wechſel hängt, wie der Preis jeder Waare, von der Nachfrage und dem Angebote ab. Würde ein Volk von dem anderen, mit dem es in Verkehr ſteht, eben ſo viel kaufen, als es ihm verkauft, ſo wäre die Zahl ihrer Forderungen auf beiden Seiten gleich, und ihre Wechſel ſtänden pari. Da dieſes aber ſelten der Fall iſt, ſondern ein Land bald mehr, bald weniger an das andere verkauft, ſo iſt auch der *Cours* der Wechſel veränderlich. Der natürliche Preis derſelben hängt ab von der Fracht und dem Porto, welche die Ueberſendung des Metalles koſten würde, von der Länge der Zeit, welche dazu erforderlich iſt, d. h. den Zinſen, welche inzwiſchen erwachſen, und von der Gefahr, welche damit verbunden iſt. Sobald ein Wechſel mehr koſtete, würde man das Metall ſelbſt überſchicken.

Machen wir uns die Sache anſchaulich. Sehr ſelten werden die Güter, welche importirt und exportirt werden, direct ausgetauſcht, ſondern A in Oeſterreich exportirt an B in Frankreich; C in letzterem Lande ſchickt Waaren an D in Oeſterreich; und ſo ins Tauſendfache fort. Statt daß

nun der Importeur in Oeſterreich direct an den Exporteur in Frankreich ſeine Schuld in Metallgeld einſendet, gibt letzterer einen Wechſel auf den öſterreichiſchen Einführer ab, den gerade der öſterreichiſche Exporteur bei letzterem verſilbern und damit ſein Guthaben erhalten kann, während er ſeinen Schuldner anweiſ't, ſein Soll an den franzöſiſchen Exporteur abzutragen.

Iſt nun der Waaren-Austauſch zwiſchen zwei Ländern oder Städten gleich, ſo iſt, wie wir geſehen haben, eine Zahlung durch Geld gar nicht erforderlich; die Summen der Forderungen und Schulden können ſo in jedem Lande, an jedem Orte gegenſeitig ausgeglichen werden; zwiſchen entfernteren Gegenden iſt dies die regelmäßige Art der Bezahlung.

Wenn nun aber die Ausfuhr eines Landes die des anderen überſteigt, und dasjenige Land, welches mehr Werthe eingeführt hat, nicht im Stande iſt, die letzteren durch ſeine exportirten Güter zu decken, dann müßte es baares Geld hinſchicken. Da nun aber baares Geld Koſten verurſacht, ſo zieht ein Jeder natürlich die Zahlung in Wechſeln vor. Wenn nun die Nachfrage nach Wechſeln damit ſteigt, ſo muß auch ihr Preis ſteigen; man zahlt Agio für einen Wechſel und ſagt dann: der Wechſelcours ſteht gegen das Land.

Iſt dagegen mehr exportirt als importirt worden, und es müßte Geld remittirt werden, ſo werden viele Wechſel nach dem Auslande angeboten; dann fällt der Preis der Wechſel durch das vermehrte Angebot. Wenn dann Jemand einen Wechſel verkaufen will, dann muß er etwas am Nominalpreiſe desſelben nachlaſſen; er muß Disconto gewähren.

Die Differenz im Güter-Verkehr iſt alſo die erſte Urſache des ſchwankenden Wechſelcourſes. Der Wechſelcours ſteigt je nach Höhe der Differenz ſtets ſo hoch oder fällt ſo niedrig, bis es für das betreffende Land vortheilhafter wird, baares Geld zu verſenden oder einzuführen.

Einen bedeutenden Einfluß haben in unſerer Zeit aber auch die Börſenfonds auf den Wechſelcours.

Wenn auf der amſterdamer Börſe gewiſſe Fonds um ein oder zwei Procent ſteigen, ohne daß eine entſprechende Bewegung in Frankfurt erfolgt, ſo erachtet es ein frankfurter Beſitzer ſolcher Fonds vielleicht für vortheilhaft, für eine Million davon auf der amſterdamer Börſe zu verkaufen. Er ſchickt ſie alſo ſeinem Correſpondenten, zieht aber zugleich für dieſelbe Summe Wechſel auf den letzteren. Durch dieſen großen Wechſelbetrag wird aber auf dem frankfurter Wechſelmarkte das Angebot in Beziehung auf

Amſterdam ſtärker; der Preis muß fallen, und der Verkäufer der Wechſel wird ſich einen Abzug gefallen laſſen müſſen.

Wie es bei der Einfuhr und Ausfuhr, bei der Production und Conſumtion eines Landes ſtets das Vortheilhafteſte iſt, wenn eine vollkommene Ausgleichung Statt findet, ſo iſt es auch am beſten in der Handelsbewegung, wenn der Wechſelcours al pari ſteht oder demſelben möglichſt ſich nähert.

Uebrigens iſt es durchaus nicht nothwendig, daß die Forderungen zwiſchen zwei Ländern ſtets gegenſeitig ausgeglichen werden; dies kann oft erſt durch dritte und vierte geſchehen; denn die Handels-Republik umfaßt in ſich alle civiliſirten Länder und Flecke der Erde.

Der Cours wird durch den beſtändigen Wechſel-Verkehr der Handelsſtädte regulirt, und Zahlungen auf allen ſolchen Plätzen werden oft durch ganz fremde Wechſel bewerkſtelligt. Man kann eine Schuld in Paris mit einem Wechſel auf Berlin bezahlen, und da der Cours auf Berlin dort ungünſtig iſt, nach Wien dagegen günſtig, ſo traſſirt man den Wechſel auf Wien, und ſo kann er immer weiter wandern, bis er an einen Ort kommt, wo der Cours auf Berlin günſtig ſteht. Die Banker gleichen Verſchiedenheiten im Courſe ſchon von ſelbſt aus, indem ſie auf einander traſſiren und am Ende des Jahres abrechnen.

Ein weiterer Vortheil des Wechſels iſt deſſen beſtimmte Umlaufszeit und eigene Jurisdiction. Jede andere Schuld kann leicht hinausgeſchoben werden, und der Gläubiger ſelbſt iſt häufig gezwungen, Nachſicht zu gewähren, um keinen Kunden zu verlieren. Bei einer Wechſelſchuld iſt dies unmöglich; es hängt hier nicht mehr von dem Gläubiger ab, zu warten, ſelbſt wenn er dazu geneigt wäre, weil noch andere Kaufleute dabei betheiligt ſind, die auf Bezahlung dringen und dringen müſſen, da ſich ihre Geſchäfte danach richten. Es würde für alle Giranten Unannehmlichkeiten zur Folge haben, wenn der Wechſel nicht auf den Tag bezahlt würde. Wird er zurückgewieſen, ſo wird ſogleich nach dem beſchleunigten Gerichtsverfahren des Wechſelrechtes Klage erhoben. Die pünktliche Berichtigung eines Wechſels iſt daher die erſte Sorge jedes ſoliden Kaufmannes, und nichts erſchüttert ſeinen Credit mehr, als Nachläſſigkeit in dieſer Beziehung. Ein proteſtirter Wechſel hat häufig den Sturz des ganzen Hauſes zur Folge.

Wichtig iſt der Wechſel ferner als Credit-Papier. Er erlaubt einem Kaufmanne, mit größerem Capital zu arbeiten, als er beſitzt oder gerade flüſſig hat, und Geſchäfte zu unternehmen, die zwar ſolide ſind, die er aber mit eigenen Mitteln nicht durchführen könnte. Wenn Jemand die Gewiß-

heit oder die Wahrſcheinlichkeit hat, in drei Monaten die Waaren, mit denen er ſpeculiren will, zu verkaufen, oder auf andere Weiſe Mittel bis dahin zu erhalten, ſo ſtellt er einen Wechſel auf dieſe Zeit aus und gewinnt dadurch eben ſo viel, als wenn er mit eigenen Mitteln gearbeitet hätte. Wenn z. B. die Kaffee-Aernte ſchlecht ausgefallen iſt und man vorausſehen kann, daß in einigen Monaten der Kaffee bedeutend ſteigen werde, ſo kann ein Kaufmann die beſtehenden niedrigen Preiſe noch benutzen, um Vorrath zu ſammeln, indem er einen Wechſel auf eine Zeit ausſtellt, wo er gewiß iſt, den Kaffee verkauft zu haben. Eben ſo kann ein Handwerker, der als ſolide bekannt iſt, Beſtellungen ausführen, ohne die nöthigen Mittel dazu zu beſitzen. Er weiß, daß ſeine Arbeit gleich bei der Ablieferung bezahlt wird oder daß er binnen drei Monaten ſich das Geld jedenfalls verſchaffen kann. Er ſtellt daher einen Wechſel auf drei Monate aus und kauft damit das Material, welches er zur Beſtellung braucht. Auf der anderen Seite kann der Kaufmann, der Credit empfängt, auch wieder ſeinen Kunden Credit ſchenken, weil er mit den Wechſeln, die er von jenen erhalten hat, wieder den Großhändler bezahlt.

Das Wechſel-Geſchäft mit fremden Orten bildet in den großen Handelsſtädten einen Haupt-Geſchäftszweig der Banken. In England heißen ſie danach Banks of remittance. Sie dienen zur Uebertragung von großen Summen, ſie erſparen die Fracht, die Gefahr, und erhalten jedem Platze ſeine Umlaufsmittel. Die Bank von England, welche durch ihre Zweig-Banken mit allen Theilen des Landes in Berührung ſteht, beſorgt Geldſendungen gegen Entrichtung des Poſtporto's für die Anweiſung. Zu demſelben Zwecke dienen die Poſt-Bills in England und Bank-Noten, welche überall angenommen werden.

Ein weiterer Vortheil des Wechſels iſt der ſchnellere Umlauf der Capitalien, welchen er bewirkt und der auch dem Kaufmanne wieder erlaubt, mehr Käufe in derſelben Zeit abzuſchließen, als er ſonſt gekonnt hätte. Ein Getreidehändler, der von Odeſſa Getreide nach Marſeille und Rotterdam ſchickt, kann dasſelbe nicht ſo billig abgeben, wenn er bis zur Rückkunft des Schiffes oder bis zum Verkauf des Getreides warten muß, um neue Einkäufe zu machen. Kann er aber bei der Bank einen Wechſel auf Grund dieſer Getreideſendung discontiren laſſen, oder auf den Kaufmann in Marſeille, welcher das Getreide verkauft, einen Wechſel ziehen, ſo kann er neue Käufe abſchließen. Dieſer ſchnellere Umlauf iſt nicht allein für ihn ſelbſt vortheilhaft, indem er ſein Capital öfter umſetzt, ſondern auch für den Producenten und Conſumenten.

Der Wechſel iſt zugleich eine bequeme Weiſe, Bürgſchaft zu leiſten.

Wenn der Ausſteller eines Wechſels nicht ſicher genug ſcheint, ſo kann er denſelben von einem Freunde, der als ſolide bekannt iſt, giriren laſſen, der dadurch für jenen Bürgſchaft leiſtet, weil jeder Girirende für den Wechſel haftbar iſt. Dabei hat ein Wechſel für den discontirenden Banker den Vortheil, daß er denſelben, wenn er vor der Verfallzeit Geld braucht, wieder verkaufen kann. Wenn der Wechſel auf keinem wirklichen Geſchäfte beruht, ſondern ſyſtematiſch zur Abwehrung von Geldverlegenheit benutzt wird, ſo entſteht daraus der Mißbrauch der ſogenannten „Wechſelreiterei", wo ein Wechſel durch einen anderen gedeckt wird. Da auf dieſe Weiſe die Wechſel ſehr lange umlaufen und daher eine große Menge von Kaufleuten dabei betheiligt iſt, ſo iſt die Rückwirkung und der Nachtheil für den Handel immer ſehr bedeutend, wenn ſie ſchließlich nicht bezahlt werden.

Was den Vortheil der Banken angeht, ſo ſind Wechſel auf kurze Sicht beſſer für ſie als Wechſel auf lange Sicht, weil bei erſteren das betreffende Capital öfter umgeſetzt wird, alſo mehr Zinſen gewonnen werden, weil ſie größere Sicherheit gewähren, da während einer langen Friſt der Acceptant noch falliren kann, und weil die Banken im Falle eines Anlaufs eher wieder Geld in die Caſſe bekommen. Langſichtige Wechſel kann daher eine Bank mit Sicherheit nur aus eigenen Mitteln discontiren; denn je länger ſie laufen, für deſto unſicherer werden ſie gehalten. Die Länge der Zeit erlaubt es auch eher, gewagte Speculationen mit Hülfe ſolcher Wechſel zu beginnen, ſich aus Geldverlegenheiten u. ſ. w. zu helfen, daher kurze Wechſel immer die ſicherſten ſind. Der Discont iſt für jene größer; dadurch wird der Credit vertheuert, und da das Capital erſt nach langer Zeit zurückgezahlt wird, ſo hat die Bank einen größeren Fond nöthig. In Geſchäften aber, welche in kurzer Zeit nicht abgewickelt werden können, wie auf dem Lande und auf große Entfernungen, ſind lange Wechſel mehr geſucht, und an ſolchen Orten iſt ein langer Credit auch gebräuchlicher. Da er in der Regel ſicherer iſt als der kaufmänniſche, ſo werden ſich auch diejenigen Capitalien ihm zuwenden, welche weniger auf großen Gewinn als auf Sicherheit zählen.

Bei Berückſichtigung der Güte eines Wechſels kommt nicht allein das Vermögen des Ausſtellers in Betracht, ſondern auch die Art deſſen Geſchäftsbetriebes und ob er in Folge deſſen pünktlich zahlen kann. Landwirthe und Fabricanten werden daher weniger Wechſel-Credit haben, als Kaufleute, deren Ausſtände ſchneller eingehen und die im Nothfalle ihr Waarenlager verpfänden können. „Fabricanten, die vom Schutzzolle leben," ſagt Hübner, „kann natürlich kein Credit gewährt werden, da ihre Fabri-

ten werthlos ſind, ſobald die Schutzzölle abgeſchafft werden." Die beſten Wechſel ſind von den Producenten auf die Großhändler und von dieſen auf die Detailhändler, wobei ein wirklicher Kauf zu Grunde liegt. Wechſel im täglichen Verkehr zwiſchen Handwerkern und ihren Kunden werden von Manchen für ſchädlich gehalten, ſind aber für erſtere ſehr bequem, weil ſie auf Wechſelſchulden ſicherer zählen können, als auf Buchſchulden, und dann werden Leute, die auf ein beſtimmtes Einkommen, das in Terminen eingeht, angewieſen ſind, dadurch in den Stand geſetzt, die günſtigen Conjuncturen des Handels zu benutzen. In der Regel werden drei Unterſchriften von den Banken verlangt; doch begnügen ſie ſich auch oft mit zweien. Für Privat-Banken kann ſelbſt Eine Unterſchrift, wenn ſie von einem reichen Hauſe herrührt, beſſer ſein, als drei. Wechſel mit Einer Unterſchrift werden nur gegen Unterpfand discontirt. Unterſchriften von creditloſen Leuten ſchaden nur der Güte des Wechſels, ſelbſt wenn ſolide Giro's dabei ſind.

Das Discontiren von Wechſeln hat dieſelbe Wirkung, wie die Depoſiten; es beſchleunigt den Umlauf — nur nicht ſo raſch wie dieſe — und erleichtert den Handels-Verkehr. Discontirt die Bank mit ihrem Grund-Capital, ſo vermehrt ſie den Umlauf nicht; geſchieht es mit dem Bank-Capital, ſo wird er auch nicht vermehrt, — in beiden Fällen aber beſchleunigt. Gibt ſie aber Noten dafür aus, ſo vermehrt ſie den Umlauf.

Das Zettel-Geſchäft. Bank-Zettel, Bank-Noten, Billets de banque, ſind Anweiſungen auf Sicht, welche die Bank auf ſich ſelbſt ausſtellt. Sie gibt dieſelben aus auf Grund ihres eigenen Capitals durch Darlehen, die ſie gewährt; ferner beim Discontiren von Wechſeln und gegen Depoſiten. In dem erſten und letzten Falle regelt ſich die Zettel-Ausgabe von ſelbſt, und es iſt da ein Uebermaß nicht leicht zu befürchten, ſo lange die Depoſiten nur bankmäßig ſind. Anders iſt es aber beim Discontiren, wo durch Darleihen momentan eine größere Menge ausgegeben werden kann, als der Umlauf erfordert, oder, wenn dies auch für einige Zeit der Fall war, ſie ſchneller zur Bank zurückkehren, als die Wechſel verfallen. In dieſem Falle muß die Bank die größte Vorſicht beobachten und namentlich darauf ſehen, daß dem Wechſel der Abſchluß eines wirklichen Geſchäftes zum Grunde liegt.

Bank-Zettel haben dieſelbe Wirkung wie Depoſiten. Anſtatt daß durch dieſe die müßig liegenden Capitalien geſammelt und zur Verwendung gebracht werden, das Capital alſo ſchneller umläuft, ſchafft hier die Bank neue Umlaufsmittel, gibt dieſelben auf eigene Rechnung aus und verwendet ſie in eben der Weiſe, wie ſie die Depoſiten verwandt hätte. Raſcherer Umlauf und Vermehrung der Umlaufsmittel haben ganz dieſelbe Wirkung.

Man kann daher nicht behaupten, daß eine zu große Ausgabe von Bank-Noten allein die Urſache von Ueberſpeculation und hohen Preiſen ſei. Eine übergroße Menge von Depoſiten kann zeitweiſe dieſelben Folgen nach ſich ziehen. Bei freier Entwicklung des Handels und des Bankweſens kann indeſſen ein ſolcher Fall nicht leicht eintreten, da mit zunehmender Maſſe von Depoſiten, alſo zunehmender Production, auch die Conſumtion und die Bevölkerung wächſ't.

Der Credit durch Noten, freilich der wohlfeilſte, iſt indeſſen immer gewagter, als der Credit auf Depoſiten. In Schottland, wo die Zahl der letzteren ſehr groß iſt, ziehen daher die Banker den Credit auf dieſe vor, obgleich ſie Zinſen für die Depoſiten bezahlen müſſen. Den beſten Maßſtab zur Ausgabe von Noten hat die Bank an der Menge von Depoſiten, die bei ihr hinterlegt werden. Der Deponent kann nicht mehr Zettel in Umlauf bringen, als er Depoſiten in der Bank hat. Aehnlich iſt es beim Discontiren. Der Banker muß immer auf gehörige Sicherheit bedacht ſein; er wird daher nicht leicht mehr borgen, als er dem Creditnehmer Vermögen zutraut, und iſt dieſer wohlhabend und tüchtig in ſeinem Geſchäfte, ſo wird er beſſer als die Bank wiſſen, ob das Geſchäft, wozu er Darlehen braucht, ſolide iſt oder nicht. Die Ausgabe von Noten hängt überhaupt nicht von der Bank ab, ſondern von dem Publicum, welches ihr dieſelben abnimmt, und wenn auch eine größere Menge von Zetteln ausgegeben worden ſein ſollte, ſo werden dieſe bald zu jener zurückkehren. Anders iſt dies bei Staats-Banken und privilegirten Banken, wo die Rückkehr durch Zwangscours und geſetzliche Zahlungs-Einſtellung verhindert wird, und wo das Publicum durch leichtſinnig gewährte Darleihen zur Ueberſpeculation angereizt wird. Iſt Capital in Geſtalt von Bank-Noten überflüſſig, und kann es nicht verwandt werden, ſo wird es bei den Banken deponirt; jeder Banker hat ein Intereſſe, daß nur ſeine eigenen Zettel umlaufen; er wird alſo diejenigen fremder Banken behalten, und ſo verſchwinden auch dadurch wieder Noten aus dem Verkehr. Eine Bank muß ferner nicht allein auf genügende Sicherheit, ſondern auch auf die Art derſelben Rückſicht nehmen. Ein Kaufmann, der über ſeine Kräfte ſpeculiren will, d. h. mit ſeinen gewöhnlichen Mitteln nicht ausreicht, wird der Bank als Sicherheit liegende Gründe, Hypothekenbriefe oder ſonſtige Pfänder geben wollen, welche die Bank ſelten brauchen kann. Durch ſolche Depoſiten wird einmal das Bank-Capital nicht vermehrt, und dann kann ſie, wenn die Bank-Noten plötzlich zurückkehren oder ſie baares Geld bedarf, dieſe Werth-Objecte nicht ſchnell genug in Geld verwandeln. Privat-Banken, welche ſich nur an das Vermögen und die Perſon ihrer Schuldner halten können, werden ſchon von ſelbſt ſo vorſichtig ſein, daß ſie einem Manne

von wenig Mitteln nicht zu viel leihen; ein Reicher mag ſpeculiren, ſo lange er will, — der ſchadet am Ende nur ſich ſelbſt.

Wie die Banken überhaupt, ſo erleichtern auch die Bank-Noten den Handels-Verkehr und die Speculation, allein ſie rufen dieſelbe nicht hervor; ſie bewirken nur, daß man leichter und billiger Geld erhält, als es ſonſt der Fall wäre. Daß dies manchmal auch zu gewagten Speculationen angewandt wird, daran ſind die Noten nicht ſchuld. So kann auch die Wohlfeilheit der Lebensmittel zur Ueppigkeit und Schwelgerei Veranlaſſung geben; in der Regel wird ſie aber zur Vermehrung der Production beitragen. Man ſchreibt gewöhnlich die Erhöhung der Waarenpreiſe der übergroßen Ausgabe von Bank-Zetteln zu. Bisweilen iſt es aber umgekehrt. Es leuchtet ein, daß bei einem Steigen der Preiſe auch die Maſſe der Umlaufsmittel, alſo unter anderen auch die der Bank-Zettel, ſich vermehren muß. So werden z. B. in Ackerbau-Bezirken im Herbſte, wo viele Producte auf den Markt kommen, und in theuren Aernte-Jahren mehr Noten ausgegeben, als im Sommer, und ſobald ſie nicht mehr nöthig ſind, werden ſie zur Bank zurückkehren. Wie der Preis der Waaren von der Nachfrage und dem Angebot, ſo hängt auch die Zettel-Ausgabe von der Nachfrage ab, — nur daß hier das Angebot weniger beſchränkt iſt. Steigt die Production, werden neue Handelswege ermittelt, ſo ſteigt auch die Speculation, und das Weſen und den Erfolg derſelben zu beurtheilen, liegt ganz außerhalb des Bereiches der Banken. Ein Steigen der Preiſe werden ſie daher in ſolchen Fällen nicht verhindern können. Gehen dieſe in die Höhe und erhalten ſich darauf, ſo iſt die Speculation gelungen und ſehr nützlich geweſen, weil ſie die unzureichenden Vorräthe haushälteriſch vertheilt hat, und die Noten ſind für den Umlauf nöthig. Mißlingt ſie dagegen, ſo gehen die Preiſe wieder herunter, und die Zettel kehren zur Bank zurück. Dieſe hat alſo bloß darauf Bedacht zu nehmen, daß ſie ihre Zettel jederzeit einlöſen kann, wenn dieſe ſich nicht entwerthen oder, was daſſelbe iſt, die Preiſe ihrerſeits ſteigern ſollen.

Bei Staats-Banken ſind in Folge von Anleihen der Regierung Uebelſtände, wie die obigen, ſchon öfter hervorgetreten, und noch mehr war es bei einer übermäßigen Ausgabe von Staatspapieren der Fall. Hat einmal die Menge der Zettel den Bedarf im Verkehr überſtiegen, ſo müſſen ſie im Werthe ſinken oder die Waaren im Preiſe ſteigen. Eine Folge davon iſt die Einfuhr fremder Waaren, welche mit Metall bezahlt werden müſſen, da die Bank-Zettel im Auslande nicht angenommen werden. Das Metall verſchwindet alſo aus dem Lande, und da man — in unſern Zeiten wenigſtens — ohne das Ausland nicht leben kann, ſondern von demſelben Producte beziehen muß, die man ſich im eigenen Lande nicht verſchaffen kann,

ſo werden die Zettel der Bank präſentirt werden, um Metall dafür zu erhalten. Was an baarem Gelde vorhanden iſt, geht auf dieſe Weiſe gar fort, und endlich wird die Bank ihre Zahlungen einſtellen müſſen.

Ein weiterer Uebelſtand iſt der, daß die Speculationen, welche durch eine übergroße Noten-Ausgabe veranlaßt wurden, mehr Umlaufsmittel als gewöhnlich erfordern und dieſe durch die Ausfuhr des Metalles vermindert werden. Die Zettel-Ausgabe kann daher in ſolchen Zeiten nicht beſchränkt werden, ſondern wird eher noch erhöht, wovon die Geſchichte mehrere Beiſpiele aufführt.

Da die Bank-Zettel beim Vorzeigen und mit baarem Gelde eingelöſ't werden müſſen, ſo müſſen die Banken ſtets einen hinlänglichen Vorrath von Münze beſitzen, um die präſentirten Zettel honoriren zu können. Die Banken pflegen einen Theil davon, den ſie nach ihrem Geſchäftsgange berechnen, bereit zu halten, den anderen in kurzſichtigen Wechſeln oder Staatspapieren anzulegen. Privat-Banken können mit gehöriger Vorſicht ohne Gefahr mehr Noten emittiren, als ſie Deckung vorräthig haben, da es auf ihr Riſico geſchieht und das Publicum daher mehr Vertrauen zu ihnen hat. Vor einer zu großen Zettel-Ausgabe haben ſie ſich indeſſen eben ſo zu hüten, wie die privilegirten Banken.

Der Vortheil der Bank-Zettel liegt in deren bequemer Form, in der Leichtigkeit, ſie zu verſenden, und in der Möglichkeit, jeden Augenblick dafür baares Geld zu haben. Ein Papier iſt natürlich leichter zu transportiren, zu verbergen und vor Gefahr zu ſchützen, als Metall. Sie ſind deßwegen häufig mehr geſucht, als dieſes, und werden mit Agio bezahlt. Wie die Banken im Allgemeinen, ſo tragen auch die Zettel zur Erniedrigung des Zinsfußes bei, indem ſie eine geſteigerte Concurrenz zwiſchen den Capitaliſten eröffnen und den Umlauf der Capitalien beſchleunigen*).

---

*) Falſche Bank-Noten werden von den meiſten Banken nicht angenommen. Es ſcheint aber im Vortheile der Banken zu liegen, ſie doch anzunehmen, weßwegen es manche jetzt auch thun. Es iſt nicht Jeder im Stande, die Echtheit einer Note zu erkennen. Dieſe Ungewißheit vermindert die Benutzung der Bank-Zettel als Umlaufsmittel und den Gewinn der Bank. Unter einer großen Menge von Zetteln einen falſchen ſogleich zu erkennen, iſt ungemein ſchwer und nur bei Zetteln von hohem Betrage lohnend. Die Bank-Noten werden dadurch nur auf große Summen beſchränkt, während kleinere, die immer am längſten circuliren, gerade die vortheilhafteſten ſind.

D. Ricardo behauptet: „Ein Umlaufsmittel iſt in ſeinem vollkommenſten Zuſtande, wenn es ganz aus Papiergeld beſteht, aber aus Papiergeld von gleichem Tauſchwerthe, wie das Gold, als deſſen Vertreter es ſich bekennt. Der Gebrauch von Papier, anſtatt von Gold, ſetzt an die Stelle des koſtſpieligſten Umlaufsmittels das wohlfeilſte und ſetzt das Land in Stand, ohne Verluſt für die Einzelnen, alles Geld, das es vorher hierzu verwandte, für Rohſtoffe, Geräthſchaften und Nahrungsmittel umzutauſchen, durch deren Gebrauch ſein Vermögen und ſeine Genüſſe vermehrt werden."

„Die Erfahrung zeigt übrigens," ſagt Ricardo an einer anderen Stelle, „daß weder ein Staat, noch eine Bank jemals die unbeſchränkte Macht, Papiergeld in Umlauf zu ſetzen, gehabt hat, ohne dieſelbe zu mißbrauchen: in allen Staaten ſollte daher die Umſetzung von Papiergeld einer Beſchränkung und Aufſicht unterworfen ſein; und nichts ſcheint hierzu ſo geeignet zu ſein, als daß man die Umſetzer von Papiergeld der Verbindlichkeit, ihre Noten entweder in Gold- (Silber-) Münzen oder Barren zu bezahlen, unterwerfe."

Wenn Ricardo ſagt, ein Umlaufsmittel ſei dann im vollkommenſten Zuſtande, wenn es ganz aus Papiergeld beſtehe, ſo hat er damit ſchwerlich behaupten wollen, daß dieſer Fall jemals vollſtändig eintreten könne; denn erſtens iſt für den Umlauf eine Summe von Scheidemünze erforderlich, welche durch Papier nur ſchwer erſetzt werden könnte, und zweitens iſt der Bedarf an Umlaufsmitteln ein ſchwankender. Deßhalb kann das Papier durchſchnittlich nicht den ganzen Bedarf decken. In Jahren der Theuerung z. B. ſind zur Anſchaffung der Lebensmittel weit mehr Circulationsmittel erforderlich, als in wohlfeilen Jahren. Wenn nun der Maßſtab des Vorraths an Papiergeld nach dem Bedarf eines ſolchen theuren Jahres bemeſſen worden wäre, ſo würde derſelbe zu hoch ſein, ſobald die Preiſe ſänken, und da das Papiergeld, mit Ausnahme ſehr ſeltener Fälle, im Auslande keinen Abſatz hat, ſo müßte eine Werthverringerung desſelben im Inlande eintreten, die ſtets ſchlimme Kriſen und Credit-Verſchlechterung zur Folge hat. Der Vorrath eines Landes an Papiergeld dürfte daher niemals den geringſten Bedarf an Circulationsmitteln überſteigen. Jeder Mehrbedarf müßte mit Metall gedeckt werden. Sinkt dann der Bedarf an Geld auf ſein Minimum, dann wird der Umlauf im Innern fortwährend durch Papier beſorgt, ohne daß dieſes eine Werthverringerung erleidet, weil der Ueberfluß in Geſtalt von Gold und Silber in den auswärtigen Handel abfließt.

Wenn eine Bank, wie es auch Ricardo verlangt, die Verpflichtung hat, ihre Noten zu jeder Zeit gegen Metall einzulöſen, dann wird ſie genau Acht haben, daß der Bedarf an Papier nicht überſchritten werde; ſie wird

Noten zurückbehalten, ſobald dieſe eine an die Bank zurückkehrende Tendenz annehmen.

Wenn O. Hübner hingegen als erſtes Erforderniß einer ſoliden Bank verlangt, daß ſie einen den umgeſetzten Banknoten gleichen Belauf von Metall in ihren Kellern haben müſſe, — ſo können wir ihm nicht beiſtimmen, weil eine ſolche Forderung das Princip des Credits umſtößt.

Das Princip des Credits iſt bekanntlich das Vertrauen. Wenn eine Bank gerade ſo viel Metall vorräthig haben ſoll, als ſie Noten circuliren läßt, dann braucht ſie kein Vertrauen; denn ſie kann jederzeit alle Forderungen befriedigen. Geſteht man alſo überhaupt das Princip des Vertrauens zu, läßt man ſich auf das Creditweſen ein, ſo muß man auch zugeſtehen, daß eine Bank mehr Noten emittiren kann, als ſie baares Geld oder Barren in der Caſſe hat. Denn im anderen Falle exiſtirt kein Credit. Das Maß, um welches die Summe der Banknoten das ſtets vorräthige Metall ohne Gefahr überſchreiten kann, iſt natürlich veränderlich, wie die Höhe des Vertrauens, welches gleich der Wärme kein beſtimmt feſtzuſetzendes Niveau hat. Die Bank iſt daher genöthigt — wie ein umſichtiger Steuermann —, fortwährend die wirthſchaftliche Bewegung des Geldmarktes zu beobachten und die Menge der umlaufenden Noten je nach den Symptomen des Marktes zu vermindern oder zu erhöhen.

Die Umſicht, welche in dieſem Geſchäfte erforderlich iſt, macht es einleuchtend, daß Privat-Banken beſſere und ſolidere Geſchäfte machen müſſen, als Staats-Inſtitute, weil die Beamten, welche von Seiten des Staates beſtellt werden, nie ſo viel Sorgfalt aufwenden werden, da ſie den Sporn der Gefahr und des Gewinnes weniger fühlen.

Die Banknotenmenge muß ſich alſo nicht allein je nach dem Maße des Bedarfs an Umlaufsmitteln richten, ſondern auch nach dem Stande des Vertrauens. Das Vertrauen, die Quelle des Credits, ſteigt, je geſicherter und freier die Zuſtände eines Landes ſind: Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, prompte Juſtiz, Befreiung der Arbeit von den ſie lähmenden Feſſeln, Erleichterung des Verkehrs, dies und manches Andere ſind Güter, welche das öffentliche Vertrauen in einem Lande erhöhen und die Emiſſion einer größeren Summe von Banknoten möglich machen. Nimmt dagegen die Production eines Landes ab, wird das Eigenthum unſicher, ſtellen Krieg oder gar bürgerliche Unruhen ſich ein, welche das öffentliche Vertrauen verſcheuchen, dann müſſen die Banken auch die Zahl ihrer Noten ſo einſchränken, daß dieſelbe die Summe des Baarvorraths wenig oder gar nicht überſteigt.

Die Forderung Hübner's ſetzt den niedrigſten Stand des Vertrauens-Thermometers voraus, oder vielmehr einen Stand, wo das Vertrauen gar nicht mehr exiſtirt. Als höchſter Stand ließe ſich der Punkt bezeichnen, wo der geſammte Umlauf des Landes mittels Papiers bewerkſtelligt werden könnte. Zwiſchen dieſen beiden Extremen nun ſchwankt das Vertrauen. Die Notenmenge muß alſo auch je nach dem Stande des Vertrauens zwiſchen der Summe ſtehen, wo ſie die Forderung der Auslöſung gar nicht erwartet, und dem Punkte, wo ſie einen der ausgegebenen Notenmenge gleichen Baarvorrath hat. Der Standpunkt der beiden Extreme ſelbſt wird praktiſch niemals vorhanden ſein; deßhalb können wir die Anſicht O. Hübner's nicht für richtig halten, wie ſehr wir auch die Solidität des Bankgeſchäftes befürworten wollen.

O. Hübner erklärt die Meinung, daß durch Notenausgabe das Capital vermehrt werde, für falſch. Nun iſt es allerdings unrichtig, wenn man Papiergeld an und für ſich, ohne den Bedarf an Umlaufsmitteln zu berückſichtigen, für Capital anſieht, und viele Regierungen haben aus einem ſolchen Mißverſtändniſſe Mißgriffe begangen; allein es iſt doch nicht zu läugnen, daß das Papier ein weit billiger anzuſchaffendes Umlaufsmittel iſt, als Gold und Silber, und daß wenigſtens das Capital um ſo viel vermehrt wird, als die umlaufende Notenmenge den Baarfond überſteigt; denn die Herſtellungskoſten des Papiergeldes ſind, wie Ricardo ſich ausdrückt, nur als Schlagſchatz zu betrachten.

„Würde eine Bank", ſagt J. Kudler, „nicht mehr Noten in Umlauf bringen, als ſie Metallgeld in ihrem Fond beſitzt, ſo würde dadurch die Circulationsmaſſe nicht vermehrt, die Actionäre würden nur die Zinſen von einem Capital genießen, welches ihrem eingelegten Vermögen gleich iſt, und zwar ſogar mit Abrechnung der Verwaltungskoſten des Bank-Inſtituts. Eine ſo beſchränkte Menge guter Noten würde aber bald für den Verkehr dergeſtalt geſucht und ſo feſt in den Canälen des Umlaufs zurückgehalten werden, daß nur wenige davon zur Bank zurückkehrten und Umwechslung gegen Metallmünze verlangten. Die Noten würden im Umlaufe nur das in die Gewölbe der Bank niedergelegte Metallgeld erſetzen, und ſich darin (im Umlaufe) noch neben ſo vielem Metallgelde befinden, daß letzteres Jenen nicht fehlen würde, die es bedürfen, ohne daß ſie nöthig hätten, es bei der Bank zu ſuchen. Die Bank würde daher wahrnehmen, daß ihr Bankfond eine Grundlage für eine größere Notenausgabe ſein dürfte, und daß ſie durch letztere die gewinnbringenden Geſchäfte, welche ſie betreibt, viel weiter ausdehnen könnte. Sie gibt daher mehr Noten aus, als ihr Geld-Fond beträgt, hält, ſo lange ſie in keine Uebertreibung verfällt, mit demſelben noch alle ihre Noten bei ihrem vollen Werthe, vermehrt aber ihre

Vermögenskraft; kann in ihren Geſchäften dem Publicum eine ausgedehntere Unterſtützung gewähren, zugleich aber auch ihre Gewinne anſehnlich vermehren."

Ricardo, der die Frage vom Papiergeld ſehr ſcharf beleuchtet hat, ſtellt Grundſätze auf, die zum großen Theile als Norm dienen können. Baumſtark hat dieſelben in folgenden Hauptſätzen zuſammengefaßt:

1) Der Tauſchwerth der Edelmetalle, wie aller anderen Waaren, hängt von der zu ihrer Anſchaffung erforderlichen Arbeitsmenge ab.

2) Dieſelben dienen zum Umlaufsmittel, folglich richtet ſich die Menge eines ſolchen Umlaufsmittels, welches in einem Lande angewandt werden kann, nach dem Tauſchwerthe derſelben.

3) Nicht die Geldmenge, ſondern der Geldes-Tauſchwerth iſt alſo das Wichtige; eine große Geldmenge entſpricht einem geringen Tauſchwerthe, eine kleine Menge dagegen einem hohen Tauſchwerthe des Geldes.

4) Der Schlagſatz erhöht den Tauſchwerth der Münzen über jenen des Rohmetalls, weil eine größere Arbeitsmenge zu deren Anſchaffung erforderlich iſt.

5) Durch Beſchränkung der Münzmenge kann die Münze auf jeden denkbaren Tauſchwerth geſteigert werden.

6) Beſchränkt man die Menge des Papiergeldes gerade ſo wie die Menge der Münzen, ſo wird ſein Tauſchwerth dem der Münzen gleich ſtehen, gerade ſo wie auch eine geringhaltige Münze einen höheren Tauſchwerth haben wird, wenn ihre Menge beſchränkt iſt.

7) Wenn eine Notenbank Notengeld ausgeben darf, ſo wird die Macht des Staates, Geld in Umlauf zu ſetzen, beſchränkt; derſelbe kann fortan verſchlechtertes Geld nicht in vollem Tauſchwerthe erhalten; denn die Bank kann die Geldmenge vermehren.

8) Weil nun der Tauſchwerth des Papiergeldes oder der Banknoten von ihrer umlaufenden Menge abhängt, ſo iſt nichts Anderes erforderlich, um dieſen Tauſchwerth zu erhalten, als „daß die Menge des Papiers nach dem Tauſchwerthe des Metalls geregelt werde, welches zum Maßſtabe desſelben erklärt iſt." Da jedoch mit der unumſchränkten Befugniß, Papiergeld auszugeben, viel Mißbrauch gemacht worden iſt, ſo ſcheint zur Beſchränkung und Beaufſichtigung nichts geeigneter zu ſein, als die Verpflichtung der Umſetzer, ihre Noten in Münzen oder Barren zu bezahlen.

9) Unveränderlichkeit des Tauſchwerthes und möglichſte Wohlfeilheit ſind die zwei Eigenſchaften, welche einem Umlaufsmittel die größtmögliche Vollkommenheit geben. Da aber die Barren von Gold oder Silber die meiſte Gleichförmigkeit im Tauſchwerthe haben, ſo würde man alle jene

Vortheile besitzen, wenn das Papiergeld, anstatt gegen Münzen, vielmehr gegen Barren eingelöst würde. Dabei müßte aber vollkommen freier Handel mit Barren bestehen, und dann könnte eine Notenbank ihre Darlehen und Papierumsetzungen nach dem Preise der Barren von gesetzlichem Gewichte und Feingehalte regeln, ohne auf die umlaufende Notenmenge zu sehen. Gegen allgemeinen panischen Schrecken enthält kein Bank-System eine Sicherstellung. (S. Ricardo's Proposals for an economical and secure currency.)

10) Am besten wäre aber das Umlaufsmittel, wenn es ganz aus Papier bestände; denn es wäre am wohlfeilsten und, wenn es mit dem Edelmetalle auf dem Gleichwerthe erhalten würde, unter obigen Bedingungen im Tauschwerthe möglichst unveränderlich.

Nach Aufstellung solcher Grundsätze geht Ricardo zu der Frage über, ob der Staat die Umsetzung von Papiergeld selbst übernehmen oder Bank-Gesellschaften überlassen solle. Er findet:

1) daß es an und für sich zwar für die Volkswirthschaft gleichgültig sei;

2) daß der Staat sogar im Papiergeld ein Mittel habe, schneller, ohne alle Lasten des Volkes überhaupt und auf die Folgezeit zu erhöhen, außerordentliche, z. B. Kriegsausgaben zu decken;

3) daß, wenn die Bank an der Stelle des Staates durch Umsetzung von Noten dies thun würde, der Staat der Bank für den Vorschuß solcher Summen Zinsen entrichten müßte;

4) daß dagegen die Gefahr des Mißbrauches einer solchen Befugniß von Seiten der Regierung zu groß sei, während eine Bankanstalt in Betreff der gehörigen Beschränkung der Notenmenge vom Gesetze streng controlirt werde;

5) daß übrigens hiergegen eben so eine Sicherheit denkbar sei, wie bei der Verwaltung der Staatsschuld.

Die Benutzung des Credits einer Nationalbank mag der Gefahr des Mißbrauchs durch den Staat sehr ausgesetzt sein; allein nach den Erfahrungen, welche bisher gemacht worden, läßt es sich von einer Regierung voraussetzen, daß sie nur in Fällen der Nothwendigkeit sich des Bank-Credits bedient. In solchen Fällen aber kann geradezu der Staat selbst durch die Bank gerettet werden. Wenn dann nach einer solchen Rettungsthat der Credit überschritten ist, das Papiergeld, durch Zwangs-Cours gehalten, im Werthe fällt, so wird dieses Uebel durch die vorher bemerkte Rettungsthat wieder aufgewogen; und in den darauf folgenden Zeiten des Friedens kann der Credit wieder hergestellt werden, indem der Staat mittels Ersparnisse oder Steuererhöhung seine Schuld an die Bank zurückzahlt. Von solchen

finanziellen Kriſen hat uns erſt kürzlich Oeſterreich ein lehrreiches Beiſpiel gegeben. Wir kehren zu Ricardo zurück.

6) daß indeſſen die Beſorgniß, es möchte dem Verkehre die Gelegenheit, Geld zu borgen und die Wechſel bezahlt zu erhalten, durch Aufhebung der Notenbanken benommen werden, ganz ungegründet ſei, einestheils, weil man Geld geborgt erhalten könne ohne eine ſolche Bank, anderntheils, weil der Zinsfuß von ganz anderen Dingen, als von Geldumſetzung und ihrem Canale, abhange. Eine Notenbank werde gegen Darlehen nur dann häufig angegangen, wenn ihr Zinsfuß (Disconto) unter dem gewöhnlichen ſtehe, dies verdiene aber eher Vorwurf als Lob; denn ſie ſetze dadurch einige wenige Handelsleute, die mit ihr in Verbindung ſtehen, vor den anderen, und zum Nachtheil der letzteren, in Vortheil;

7) daß folglich, wenn auch der Staat das Papiergeld in Umlauf ſetze, der Verkehr keine Aenderung erleiden werde, weil Anleihen und Disconto-Geſchäfte, wie vorher, ihren Gang gehen können. Hiernach verſchwinde auch der gerühmte große Vortheil der ſchottiſchen Banken, indem ſie ihren Kunden Caſſen-Rechnungen eröffneten, gar ſehr, da ſie um ſo weniger Disconto-Geſchäfte machen könnten, je mehr ſie durch Caſſen-Rechnungen in Anſpruch genommen ſeien.

Zum Schluſſe des Hauptſtückes handelt Ricardo noch die Frage über die Werthſchwankungen des Goldes und Silbers als Edelmetall und als Münzen gegenſeitig ab. Seine Hauptſätze ſind folgende:

1) Bei Veränderungen des gegenſeitigen Tauſchwerthes der Gold- und Silbermünzen kann eines dieſer Metalle ſo gut wie das andere eine Werthveränderung, oder eine Münze eine Verſchlechterung erhalten haben.

2) Auch verſchlechterte Münzen können ſich in einem höheren Tauſchwerthe erhalten, wenn an dem Metalle, aus welchem ſie geprägt ſind, Mangel iſt.

3) So lange beide Edelmetalle geſetzliches Zahlungsmittel ſind, zahlt man in dem einen oder anderen bloß nach der Rückſicht auf den Vortheil, welchen es gewährt, und der Verkehr hängt ganz von den Werthſchwankungen beider Metalle ab; ſobald Eines davon ausſchließlich geſetzliches Zahlungsmittel wird, iſt dieſem Uebelſtande abgeholfen.

J. B. Say bemerkt dazu: „Dieſe Erklärung läßt ſich auf Folgendes zurückführen: Die Tauſchgeſchäfte eines Landes erfordern verſchiedene Stückelung der Münzen, nämlich Stücke von geringem Werthe theils für kleine Zahlungen, theils zur Ausgleichung großer Summen. So lange die kleinen Stücke für dieſe Art von Umlauf gerade in hinreichender Menge vorhanden ſind, ſo erhält der Bedarf davon ihren laufenden Werth im Gleichſtande

mit ihrem geſetzlichen, ſo verſchlechtert ſie auch durch Abnutzung ſein mögen. Wenn daher die Zahlungen in England mit Gold gemacht wurden, ſo fand man leicht eine Guinee in Gold für 21 Schillinge in Silber, obgleich die Schillinge mehr als ein Viertel ihres inneren Werthes verloren hatten. Ihr Werth hielt ſich aus dem nämlichen Grunde, der auch den Werth jedes Credit-Zettels hält: weil man ſie nämlich allenthalben bei offener Caſſe umwechſeln kann. In dieſem Sinne hat A. Smith geſagt, der Werth des guten Geldes unterhalte jenen des ſchlechten. Allein wenn man von ſolchem verſchlechterten Gelde mehr in Umlauf ſetzen würde, als der Bedarf des Verkehrs beträgt, ſo würde man nicht mehr ſo leicht Perſonen finden, die geneigt wären, es bei offener Caſſe umzuwechſeln, d. h. dafür ein großes Stück zu geben. Man müßte dieſes verſchlechterte Geld mit Verluſt verkaufen."

Es gibt kaum ein dem inneren Gehalte nach werthloſeres Geld, als die ſchweizer Batzen; dennoch waren ſie eine in allen Cantonen geſuchte Münze. Sie hatten ihre Geltung nur obigen Gründen zuzuſchreiben.

Es iſt Ricardo der Vorwurf gemacht worden, er habe behauptet: das Papiergeld brauche nicht eingelöſ't zu werden, und dasſelbe könne gänzlich an die Stelle des Metallgeldes treten.

Dies iſt nicht ganz richtig. Ricardo war nur der Meinung, nicht die Einlösbarkeit des Papiergeldes gegen Edelmetall ſei das einzige Mittel, um dasſelbe in ſeinem Tauſchwerthe zu erhalten, ſondern vorzugsweiſe die Einrichtung desſelben nach dem Bedarf von Umlaufsmitteln im Verkehr, und nach dem Tauſchwerthe des Edelmetalles. Er hat ferner allerdings behauptet, ein Umlaufsmittel wäre in ſeinem vollkommenſten Zuſtande, wenn es ganz aus Papiergeld beſtände, „aber aus Papiergeld von gleichem Tauſchwerthe, wie das Gold, als deſſen Vertreter es ſich (in England) bekennt." Die letztere Behauptung war vorzugsweiſe auf England berechnet, wo Gold das geſetzliche Zahlungsmittel iſt. Ricardo hatte den Umlauf der größeren Summen und weniger den Verkehr im Kleinen gemeint, der mit Silber und Kupfer vermittelt wird. Nur die Verdrängung des Goldes als Zahlungsmittel (vorzugsweiſe in England) durch Papiergeld hielt er für wünſchenswerth und ausführbar, aber keineswegs die Verdrängung des Silber- und Kupfergeldes.

Was man zu thun habe, um dem Papiergelde ſeinen Werth zu erhalten, das faßt Baumſtark in folgende Sätze zuſammen:

„1) Man darf kein Papiergeld ausgeben, ohne daß ſich das Bedürfniß nach demſelben im Verkehre gezeigt hat. Wir finden daher die Erwägungen Ricardo's darüber, ob der Staat oder eine Bank Papiergeld ausgeben ſollte, in ihrem ganzen Umfange höchſt wahr und beachtenswerth;

allein eine Sicherſtellung dafür, daß der Staat bei Umſetzung von Papiergeld ſich immer durch das Bedürfniß des Verkehrs beſchränken laſſen werde, ſcheint uns für die Dauer überhaupt nicht, und am wenigſten dann möglich zu ſein, wenn es als ein Vortheil des Staats-Papiergeldes angeſehen wird, daß man mittels desſelben außerordentliche Staats-Ausgaben decken könne. Die Geſchichte weiſ't uns auch hierfür, ſoweit ſie uns bekannt iſt, nur einen einzigen Staat auf, der ſich hierin felſenfeſt gehalten hat und hält, nämlich das Königreich Preußen. Bei Banknoten iſt die Gefahr nicht vorhanden.

„2) Man darf Niemandem, daher auch einer Geſellſchaft und der Regierung nicht, geſtatten, Papiergeld in Umlauf zu ſetzen, wenn ſich ſolche nicht in vollſtändigem Credit befinden.

„3) Man muß dem Papiergelde diejenige Grundlage geben, welche es dem Stande des Verkehrs gemäß nöthig hat. Wenn das Papiergeld bis in kleine Werthe herab, zum Gebrauche für tägliche kleine Ausgaben, zerſtückelt wird, ſo findet es in dem Edelmetalle und in den Münzen eine höchſt unvollſtändige Grundlage. Denn ganz kleine Stückchen Gold ſind ſehr unbrauchbar für den Verkehr, die Silber- und Kupfermünzen aber ſind, je kleiner ſie werden, ſelbſt wieder um ſo mehr bloße Anweiſungen auf einen höheren Werth an reinem Silber oder Golde. Man darf daher das Papiergeld nicht in zu kleine Werthe abtheilen *). Verhütet man aber

*) Die Banken huldigen mehr oder weniger dieſer Anſicht. Die geringſten Banknoten der engliſchen Bank ſind 5 Pfund Sterl.; der amſterdamer Bank 20 Gulden; der berliner Bank 100 Thlr.; der brüſſeler Bank 500 Frcs.; der belgiſchen Bank 1000 Frcs.; der franzöſiſchen Bank 500 Frcs.; der lyoner Bank 250 Frcs.; der öſterreichiſchen und polniſchen National-Bank 5 Gulden; der baieriſchen Bank 10 Gulden. Die Sätze einiger dieſer Banken ſind offenbar zu hoch gehalten. Die zu große Zerſplitterung des Papiers in die kleinſten Werthe hingegen hatte Uebelſtände herbeigeführt, die noch zu gut in Erinnerung ſind, um nicht davon abzuſchrecken. Doch wird dieſer großen Theilung des Papiergeldes auch vieles zur Laſt gelegt, woran dieſelbe nicht ſchuld iſt. In Oeſterreich z. B. wurden in den letzten Jahren ſogar Sechs-Kreuzer-Scheine ausgegegeben. Allein die Valuta verſchlechterte ſich nicht dadurch, daß Scheine von ſo kleinem Betrage ausgegeben worden waren, ſondern die Ausgabe ſo kleiner Scheine wurde nothwendig, weil die den Bedarf überſchreitende Emiſſion der Noten von höherem Betrage bis zu 5 Gulden alles Metall bis auf die Sechſer- und Groſchenſtücke herab aus dem Lande vertrieben oder in Verſtecke gejagt hatte und es geradezu ſo ſehr an Umlaufsmitteln für den kleinen Verkehr

dies, ſo ſind die Barren ein um ſo geeigneteres Mittel zur Grundlage des Papiergeldes, als anerkannter Maßen ihr Tauſchwerth wenigeren Schwankungen unterliegt, als der Tauſchwerth der Münzen. Der Vorſchlag Ricardo's, das Papiergeld nur auf Barren zu gründen, gewinnt daher von dieſer Seite ſehr viel. Wo Gold wirkliches Zahlungsmittel iſt, da müßten Goldbarren, wo aber Silber es iſt, Silberbarren dazu dienen. Und es verſteht ſich von ſelbſt, daß man unter ſolchen Umſtänden in Ländern der letzteren Art die Stückelung des Papiergeldes weiter herab vornehmen könnte, als in Ländern erſterer Art."

Es gibt beſonders drei Gründe, welche die zu große Zerſtückelung des Papiergeldes verbieten: a) Das Intereſſe der Banken. Je kleiner nämlich das Stück, um ſo mehr kommt es in den kleinen Verkehr der Maſſen, die das Zutrauen, welches ein ſolches Papier verdient, nicht ſo genau beurtheilen können. Bei jeder Kriſis ſuchen die gemeinen Leute, welche das Papier ſo ſchon mit Mißtrauen zu betrachten pflegen, ſich ſo ſchnell als möglich desſelben zu entäußern; es entſteht ein Rennen nach den Caſſen, das endlich auch die Inhaber von Noten höheren Betrags in Beſorgniß verſetzt und eine Kriſis herbeiführen oder ſie gefährlicher machen kann, als ſie ſonſt wäre. So wurden im Frühjahre 1848 preußiſche Caſſenſcheine in Oberſchwaben um die Hälfte verkauft, während ſie doch an den preußiſchen Caſſen an Zahlungs Statt angenommen wurden. b) Die größeren Koſten. Kleine Noten courſiren viel häufiger und nutzen ſich daher ſehr raſch ab; ihre Erneuerung macht immer nicht unerhebliche Koſten. c) Die Bequemlichkeit. So bequem das Papiergeld für größere Beträge wegen des Transportes iſt, ſo unbequem wäre es für Beträge unter einem Gulden. Es zählt ſich nicht allein ſchwerer, ſondern iſt auch dem Verderben und Verlieren häufiger ausgeſetzt.

„4) Man darf nicht mehr Papiergeld ausgeben, als der Verkehr bedarf. Die Verhütung zu tiefer Stückelung und die Gründung des Papiergeldes auf Barren bewahrt den Verkehr kräftig vor einer Ueberflutung mit Papiergeld, deren der Ausgeber nicht mehr Meiſter werden könnte. Münzen muß der kleinere Verkehr unumgänglich haben, das Papiergeld iſt für ihn zu unbequem. Den Bedarf des Verkehrs an Papiergeld ſieht man aber am beſten an der Nachfrage nach ſolchem bei den Caſſen, die es ausgeben, und an dem Herbeiſtrömen desſelben zu jenen Caſſen zum Behufe der Umwechſelung gegen Barren."

---

fehlte, daß Guldenſcheine oft in vier Stücke zerſchnitten wurden, daß kleinere Geſchäftsleute bis auf einen gewiſſen Betrag creditiren mußten, um dann nur Bezahlung zu erhalten.

Vielleicht wird die Zeit noch kommen, wo das Ricardo'sche Project ganz ausgeführt wird. Die Einlösung der Noten durch Barren gewährt so viel Sicherheit, um das Vertrauen auf das Papiergeld aufrecht zu erhalten und der Bank als Thermometer des Bedarfs zu dienen; sie hat aber zugleich auch gerade so viel Unbequemlichkeit, um dem Rennen nach den Cassen bei jeder unbedeutenden Krise einen Zügel anzulegen und dadurch den Credit selbst zu begünstigen.

„Unter einem solchen Systeme", sagt Ricardo, „und mit einem so eingerichteten Umlaufsmittel würde die Bank keinerlei Verlegenheit ausgesetzt sein, ausgenommen bei denjenigen außerordentlichen Ereignissen, wenn ein allgemeiner panischer Schrecken das Land befangen hält, und wenn Jedermann nach dem Besitze von Edelmetall, als dem geeignetsten Mittel, sein Eigenthum zu verwirklichen oder zu verbergen, strebte. Gegen solche Schreckniſſe haben die Banken in keinem Systeme eine Sicherstellung; sie sind denselben vermöge ihrer eigenen Natur gerade ausgesetzt, da es nie zu gleicher Zeit in einer Bank oder in einem Lande so viele baare Münze oder Barren geben kann, als die Geldliebhaber eines solchen Landes zu fordern berechtigt sind. Zöge Jedermann an Einem und demselben Tage sein Guthaben aus den Händen seines Bankers zurück, so würde eine Menge von Banknoten, die viermal größer wäre, als die im Umlauf befindliche, unzureichend sein, um solch eine Nachfrage zu befriedigen. Ein Schreckniß dieser Art war die Ursache der Krisis von 1797 (wo die Bank von England die Zahlungen einstellte), und keineswegs, wie angenommen wird, die großen Vorschüsse, welche die Regierung von der Bank erhalten hatte." Die Thatsache, daß die Banknoten, nachdem die Einlösungspflicht der Bank durch Parlaments-Acte suspendirt war, dennoch auf dem Nennwerthe sich erhielten, scheint diese Ansicht zu bestätigen und dafür zu sprechen, daß der Bedarf an Umlaufsmitteln in England damals nicht überschritten war.

Die Nachtheile, welche solche vorübergehende panische Schrecken mit sich führen, mögen groß sein; nichts desto weniger haben diejenigen Unrecht, welche aus Furcht vor solchen Krisen von Papiergeld und Zettelbanken überhaupt nichts wissen wollen. Solche Krisen sind so selten, daß deren Nachtheile durch die Vortheile, welche der solchergestalt organisirte Credit bietet, zehnfach aufgewogen werden, daß jene, wenn die Krisen eintreten, durch den längst gewonnenen höheren Wohlstand bald überwunden werden.

Das Uebel, welches ein Mißbrauch des Credit-Systems mit sich bringt, schließt einen weisen Gebrauch dieses nützlichen Instituts nicht aus. Wir haben ja gesehen, daß in allen Dingen nur das Maß den Gebrauch eines Gutes nützlich macht.

Digitized by Google

Wenn alſo Uebelſtände durch die Uebertreibung der Papier-Emiſſion (Law, Aſſignaten, Oeſterreich, Rußland, wo 1838 die Papier-Rubel drei und ein halb Mal unter ihren Nennwerth gefallen, zu dem Marktpreis $3\frac{1}{2} = 1$ Silber-Rubel ſanctionirt wurden) entſtanden ſind, ſo iſt dies noch kein Grund, um nun die Zettelbanken und das Papiergeld ganz zu verdammen, wie es z. B. in Würtemberg geſchieht.

In Preußen, wo das Bankweſen unter allen deutſchen Staaten am ſolideſten entwickelt iſt, ſcheint man aus jener Furcht faſt etwas zu ängſtlich zu ſein. Das in Preußen ausgegebene Papiergeld iſt offenbar für den Bedarf lange nicht ausreichend; denn es bezieht nicht allein in Frankfurt a. M. ſeit einiger Zeit Agio, neben ihm circulirt nicht allein viel Gold und Silber, ſondern auch eine Menge (10 Millionen) Caſſenſcheine der benachbarten kleineren deutſchen Staaten, von denen einige weit mehr Noten emittirt haben, als ihr eigener Verkehr aufzuſaugen vermöchte. Es iſt von Seiten der Regierung der Antrag geſtellt worden, dieſem Papiergelde der kleineren Staaten durch ein Verbot entgegenzutreten. Derſelben wird aber mit Recht entgegnet, daß ein ſolches Verbot für den Verkehr Preußens weit mehr Nachtheile als Vortheile bringen würde. Wollte man dem Hereinſtrömen dieſer Scheine entgegenwirken, ſo könnte man es durch kein Mittel beſſer, als durch ein ſolches, welches der Sache auf den Grund ginge. Nun iſt die Urſache des Hereinſtrömens deſſauiſcher u. ſ. w. Noten keine andere, als der Bedarf, welcher in Preußen von dem eigenen Papier noch nicht befriedigt wird. Würde man mehr preußiſche Scheine emittiren, ſo würden dieſe bei dem größeren Vertrauen und der Beliebtheit, die ſie genießen, das auswärtige Papier von ſelbſt verdrängen.

Die Valuta iſt das Werthverhältniß des Papiergeldes zum Metallgelde. Die Geld-Circulation eines Landes iſt alſo am beſten beſtellt, wenn gar keine Valuta exiſtirt, d. h. wenn das Papiergeld die volle Währung mit dem Metalle hat.

Sobald die Bank-Noten gegen das Metall im Preiſe fallen, dann liegt der Beweis vor, daß mehr Papier vorhanden iſt, als der Güterverkehr bedarf. Dieſer Fall kann eintreten dadurch, daß überhaupt zu viel Papier emittirt worden, oder daß in Folge äußerer Störungen (Krieg, bürgerliche Unruhen, Handels-Kriſen) das Vertrauen erſchüttert, der Güterverkehr gelähmt und der Bedarf an Circulationsmitteln verringert worden iſt. Im Kriege wird überdies mehr baare Münze als Zahlungsmittel geſucht, und dadurch muß der Bedarf an Papier ſinken. Da ſolches Papiergeld begreiflicher Weiſe im Auslande nicht circulirt, ſo wird das Metall auswandern. Sobald einmal das Papiergeld gegen das Metall einen

sinkenden Werth angenommen hat, dann wird der Preis stets im Schwanken sein; es wird bei jeder politischen oder commerciellen Krisis noch tiefer im Werthe sinken, d. h. das Silber- oder Gold-Agio wird fortwährend steigen.

Nun ist es klar, daß ein solches Schwanken äußerst nachtheilig auf die Production einwirken muß. Jeder wird es zu vermeiden suchen, Contracte auf längere Zeit abzuschließen, weil der Eine befürchten muß, daß das Silber-Agio bis zu einer bestimmten Periode noch mehr gestiegen, — der Andere, daß es gefallen sein möchte. Es entsteht eine Unsicherheit, welche das Vertrauen lähmt, und — da das Vertrauen die Mutter des Credits, der Credit aber die rechte Hand des Capitals, das Capital das unerläßliche Werkzeug der Production ist — so muß ein Land, wo die Valuta im fortwährenden Schwanken begriffen ist, in seiner Erwerbs-Thätigkeit tiefen Schaden leiden.

Je belehrender das Beispiel ist, welches in dieser Hinsicht Oesterreich gab, um so anerkennenswerther sind die riesenhaften und genialen Anstrengungen seiner Regierung, das Uebel mit der Wurzel auszurotten.

Das Leih-Geschäft, von den Italienern, welche es betrieben, Lombard-Geschäft genannt, besteht in Darlehen gegen Pfänder. Diese bestehen gewöhnlich aus Roh-Metall, acceptirten Wechseln und Staatspapieren. Es können aber auch Waaren, Edelsteine u. s. w. sein, deren Beleihung in neuerer Zeit mehr in Gebrauch gekommen ist. Diese Art von Credit erstreckt sich gewöhnlich auf eine längere Zeit, und es gilt hier besonders der allgemeine Grundsatz, daß die Bank keinen längeren Credit bewillige, als sie selbst besitzt. Durch solche Anleihen wird dem Kaufmanne die Möglichkeit geboten, selbst länger Credit zu geben und für seine Waare den besten Markt aufzusuchen. Für die Banken hingegen ist dieses Geschäft weniger vortheilhaft, als das Wechsel-Geschäft, weil das Darleihen für eine bestimmte Zeit gilt und sie ihr Geld vorher nicht zurückbekommen können. Bei Wechseln haben sie ihre Geschäfte mehr in der Hand; sie können jene wieder veräußern und sich dadurch immer aus Verlegenheiten helfen. Wechsel werden auch selten auf so lange Zeit ausgestellt, als Anleihen gemacht werden, und es kommt also das Geld auch wieder früher herein. Es gilt indessen für letztere, wie für Wechsel, daß sie auf möglichst kurze Zeit gegeben werden, damit der Preis der verpfändeten Waaren keine zu große Veränderung erleide.

Man begreift unter Lombard-Geschäft speciel das Beleihen von beweglichen Gegenständen; mit dem Darleihen auf unbewegliche, auf liegende Güter, befassen sich die Hypotheken-Banken.

Die Leihhäuser sind Banken in kleinerem Maßstabe, welche dem Bedürfnisse der ärmeren Classen dienen und keine Bank-Geschäfte treiben.

Die erste derartige Anstalt wurde in Perugia 1464 gestiftet, eine andere 1539 in Rom, und war lediglich für die Armen bestimmt, daher auch Anfangs keine Zinsen genommen wurden. Die Leihhäuser sind im Kleinen eben so nützlich, wie große Banken. Handwerker, Landleute, Handarbeiter sind oft in der Lage, Producte einzukaufen, die sie später mit Vortheil verwenden können, — sich Werkzeuge anschaffen zu müssen, die sie zur Ausführung einer Bestellung brauchen, wozu sie aber aus Mangel an Capital außer Stande sind. Schreiner, Wagner, Dreher z. B. kaufen ihr Material am billigsten im Winter ein, und wenn ihnen zufällig das Geld dazu fehlt, so müssen sie oft Bestellungen zurückweisen oder später das Holz theurer kaufen. Am häufigsten werden die Leihhäuser benutzt, um sich aus vorübergehender Geldverlegenheit zu helfen, ohne daß diese bekannt werde und der Credit dadurch leide, oder um hohe Zinsen zu vermeiden.

Hypotheken-Banken. Durch den Untergang des Feudal-Systems ging die Natural-Wirthschaft (in Bearbeitung des Grundes und Bodens) in die Capital-Wirthschaft über.

Ueber die hohe Bedeutung, welche das Feudalwesen seiner Zeit hatte, wollen wir kein Wort verlieren. Dieser sinnvollen Organisation vielleicht nur allein gelang es, aus dem Chaos der Völkerwanderung Staaten zu bilden und bildungsfähige National-Organismen abzurunden. Der lange an die Wanderung gewohnte Mensch mußte nicht allein an die Scholle gebunden werden, um allmählich Liebe zu seinem Lande, seiner Heimat zu erlangen, sondern bei dem Mangel fast aller Straßen, auf welchen die ländlichen Producte hätten zu Markte gebracht werden können, mußte auch ein gewisses Verhältniß zwischen Gutsherren und Bauern bestehen, welches bei der Ausdehnung und Macht unserer Communicationsmittel und Sicherungs-Anstalten widersinnig sein würde.

Da in jener früheren Zeit Transport von Getreide nur den am Ufer schiffbarer Flüsse gelegenen Gütern möglich war, so bestand fast kein Getreidehandel. Der Ueberfluß der einen Gegend konnte nicht gut nach einem Lande geschafft werden, wo Mangel war. Da die leibeigenen Bauern theils zu wenig Verdienst, theils zu wenig Vorsicht hatten, um den Ueberfluß guter Jahre auf schlechte aufzusparen, so mußten die Gutsherren dieses Geschäft übernehmen. Sie hielten große Viehheerden, die, wie wir schon an anderer Stelle bemerkt haben, als lebendiges Magazin für das überflüssige Getreide guter Jahre dienten; in guten Jahren wurde viel junges Vieh groß gezogen, in schlechten viel geschlachtet. Die Gutsbesitzer halfen ihren Bauern nicht allein in Zeiten der Theuerung aus, sondern sie waren zugleich eine Art Versicherungs-Anstalt gegen Feuers- und Wassers-Noth, gegen Hagel und Viehseuche; sie waren die Unterstützer in Krankheiten, und

sahen darauf, daß die Acker-Werkzeuge und das Vieh in gutem Stande waren und die Grundstücke in leistbarem Zustande erhalten wurden.

Dieses Verhältniß hörte gänzlich auf, als der Feudalismus unterging und mit ihm die Leibeigenschaft, die Gebundenheit an die Scholle, die Unveräußerlichkeit der Güter, die Zehnten, die Frohnden.

Die Bauern hatten zwar von da an weniger zu leisten; sie waren dafür aber auch in allen Wechselfällen auf sich selbst angewiesen. Die nachgeborenen Kinder auf den freien, bis dahin untheilbaren, Bauergütern wurden von nun an nicht mehr enterbt; die Güter zersplitterten aber so, daß ihre Productivität abnahm und ihre Eigenthümer sich kümmerlicher nährten, als Dienstboten auf einem großen Gute. Kurz: Pauperismus, Uebervölkerung mit ihren Lastern im Gefolge nahmen in dieser Uebergangs-Periode überhand, — aber nur darum, weil das Mittel noch nicht gefunden war, welches die Sorge übernehmen sollte, die der Gutsherr früher auf sich genommen hatte.

Nachdem das Capital einmal flüssig geworden war, mußten Anstalten geschaffen werden, die es concentrirten, welche die einzelnen Beträge, wo sie müßig da lagen, aufsuchten und dann an die Bedürftigen vertheilten. Die Feuer- und Hagel-Versicherungs-Anstalten entstanden; es waren Banken und Banker da, welche die Circulation des Capitals in der gewerblichen Industrie und im Handel vermittelten. Es mußten aber auch Anstalten gegründet werden, welche dem Landwirth das Capital verschafften, das er zur Verbesserung seines Bodens, zur Ausrodung, Be- und Entwässerung, zur Vermehrung des Viehstandes, der Geräthschaften, der Wege, — kurz, zur Vermehrung der Production nöthig hat. Diese Anstalten sind die Hypotheken-Banken. Ohne sie ist der Zustand der Bauern häufig schlimmer, als er während der Feudalzeit war.

Die Hypotheken-Banken schaffen, gleich allen anderen Banken, kein Capital, das sonst nicht vorhanden gewesen wäre; sie saugen nur das allenthalben vorhandene auf, um dessen productive Anlegung zu erleichtern. Die Hypotheken-Bank muß sich dadurch billigen Credit verschaffen, daß sie ihren Gläubigern die Rückforderung ihrer Capitalien erleichtert, indem sie Pfand- oder Rentenbriefe ausgibt, die übertragbar sind und jederzeit an der Börse verwerthet werden können, — und sie muß ihren Schuldnern das Creditnehmen, wie die Abtragung ihrer Schuld erleichtern, indem sie ihr Darlehen nur in gewissen Vernachlässigungsfällen des Schuldners für aufkündbar erklärt, sonst aber neben den Zinsen eine jährliche Amortisations-Quote festsetzt, kraft deren der Schuldner in einer bestimmten Reihe von Jahren seine Schuld abtragen kann.

In Betreff des erſten Falles kann eine Hypotheken-Bank ihre Schuld an ihren Gläubiger nicht in kündbaren Obligationen abtragen, weil ſolche kündbare Obligationen gleich einem Papiergelde wären. Da nämlich der Bedarf an Geld ſehr beſchränkt iſt, niemals aber ſo viel beträgt, als Capital zur Anlage in Grund und Boden begehrt oder angeboten werden möchte, ſo würde ein auf ſolche Weiſe unbeſchränkt vermehrtes Papiergeld, ſobald es das Bedürfniß überſteigt, zur Caſſe zurückſtrömen und dieſe am Ende in Zahlungs-Unfähigkeit verſetzen, wie es den ritterſchaftlichen Credit-Inſtituten in den öſtlichen Provinzen Preußens (1806) geſchehen iſt.

„Ein Hauptgrund zum Ruin des Grundbeſitzes unter dem Hypothekenweſen", ſagt mein Freund O. Michelis, der ſeine ſchätzbaren ökonomiſchen Forſchungen leider bisher nur politiſchen Blättern anvertraut hat, „beſteht darin, daß er das geborgte Capital, ſobald der Gläubiger es kündigt, auf einmal in ſeinem ganzen Umfange zurückbezahlen muß. Wenn ein Capital auf die Verbeſſerung eines Grundſtückes gewinnbringend angelegt wird, ſo vermehrt es den jährlichen Ertrag desſelben um ſo viel, daß aus der Ertragsvermehrung die Zinſen des Capitals gedeckt werden und außerdem ein Ueberſchuß zum allmählichen Wiedererſatze des Capitals bleibt. Der Grundbeſitzer iſt alſo, wenn er dieſen Ueberſchuß jährlich anſammelt und rentabel anlegt, erſt nach einer beſtimmten Reihe von Jahren im Stande, das angeliehene Capital aus dem Ertrage ſeiner Verwendung zurück zu erſtatten. Dieſe Periode iſt länger oder kürzer, je nachdem das Capital minder oder mehr vortheilhaft zur Verbeſſerung des Grundſtückes verwandt worden iſt. Der Privat-Gläubiger iſt indeſſen an dieſe Periode in ſeinem Kündigungsrechte nicht gebunden. Er kann jederzeit das dargeliehene Capital zurückfordern, auch wenn die wirthſchaftliche Verwendung dasſelbe dem Schuldner noch nicht wiedererſetzt hat. Der Gläubiger wird über die Zeit der Kündigung nur ſein Intereſſe und ſein Bedürfniß fragen, und es wird deßhalb ſehr oft eine für den Schuldner verfrühte Kündigung eintreten. Der Schuldner iſt dann genöthigt, von einem Anderen ein Capital zu borgen, um den Gläubiger zu befriedigen; er muß nicht allein die Koſten des neuen Contractes und der hypothecariſchen Umſchreibung, nicht bloß die Mühen übernehmen, mit denen das Auftreiben des Capitals verbunden iſt; er iſt auch all den ungünſtigen Chancen unterworfen, welche der Capitalmarkt mit ſich bringt. Kündigungen werden am häufigſten dann eintreten, wenn wenig Capital disponibel, der Zinsfuß alſo hoch und die Bedingungen für den Borger erſchwert ſind. Gerade um dieſelbe Zeit wird der Schuldner gezwungen, ein Capital zu ſuchen, um ſeinen Gläubiger zu befriedigen; er wird alſo ſehr oft das Capital zu höheren Zinſen und zu ungünſtigeren Bedingungen borgen müſſen, als das urſprüngliche."

Außerdem aber iſt es den meiſten Grundbeſitzern ſehr ſchwer, das zurückzuzahlende Capital allmählich aus dem vermehrten Ertrage aufzuſammeln. Sparen, und ſo ſorgſames Sparen, iſt nicht Jedermanns Sache. Das vermehrte Einkommen wird zu leicht zu vermehrten Ausgaben führen. Dies erklärt die Erſcheinung, daß hypothecariſche Schulden verhältnißmäßig ſelten aus eigenen Mitteln des Schuldners abgetragen werden und meiſtens eine dauernde Laſt des Grundſtückes bilden, daß ſehr häufig Schulden auf Schulden folgen, bis endlich die dringenden Gläubiger den Schuldner zu den Mitteln der Verzweiflung: Verkauf von Grundſtücken, Uebergabe eines großen Theiles ſeines Grundvermögens an einen geſchäftskundigen Adminiſtrator zur Verpachtung, — oder gar zur gerichtlichen Sequeſtration und Subhaſtation, d. h. zum Bankerott des Grundbeſitzers, führen.

Wir haben leider keine Statiſtik der Subhaſtationen, können alſo nicht mit Zahlen nachweiſen, wie viele Grundbeſitzer jährlich dieſen Mißſtänden erliegen. Aber ein Blick in die Verhältniſſe des täglichen Lebens, ein Blick in unſere Amts- und Intelligenz-Blätter genügt, um den großen Umfang zu erkennen, den der Bankerott in dem größeren Theile Deutſchlands unter den bäuerlichen Grundbeſitzern gewonnen hat. Jeder frage nur in ſeiner Heimat nach, wie viele Bauern jährlich „kaputt gehen" und wie viele dem „Kaputtgehen" nahe ſind. Der Nachtheil iſt nicht bloß auf Seiten der Grundbeſitzer, ſondern eben ſo ſehr auf Seiten der Capitaliſten; denn in der Regel geht bei einer Subhaſtation ein nicht unbedeutender Theil der Gläubiger leer aus. Auch um den jährlichen Verluſt, den die Gläubiger bei den Subhaſtationen erleiden, abzuſchätzen, fehlt es uns leider an ſtatiſtiſchen Daten. Die Circulation des Capitals, welche bei geſunden Verhältniſſen eine fortdauernde Bewegung iſt, ſtockt im Grundbeſitze, und bei dieſer Stockung gehen große Maſſen Capitals verloren, da die Production läſſiger betrieben wird.

Will alſo eine Hypotheken-Bank ihre Dienſte der Geſellſchaft vollſtändig leiſten, will ſie nicht durch eigenen Ruin zur Vermehrung des Ruins beitragen, ſo muß ſie den Grundbeſitzern nicht bloß die Aufnahme von Capitalien, die Contrahirung von Schulden erleichtern, ſondern vor Allem auch die Abtragung derſelben. Sie muß zu dem Ende auf ihr Kündigungsrecht in der Regel auch verzichten und es nur ausnahmsweiſe, im Falle der Schuldner ſeinen Verbindlichkeiten nicht prompt nachkommt, in Anwendung bringen. Außerdem kann ſie ihm als Sparcaſſe dienen, welche einen Theil des jährlichen Ueberſchuſſes, des Ertrages der Capital-Verwendungen über die Zinſen aufſammelt und zinsbar anlegt, die Zinſen der aufgeſammelten Beträge wieder capitaliſirt und damit fortfährt, bis ſich aus

den jährlichen Beträgen und ihren Zinſen und Zinſeszinſen die ganze Summe des Capitals zuſammengeſetzt hat.

Die Manipulation, wodurch die Hypotheken-Bank dies leiſtet, iſt ſehr einfach. Sie läßt ſich von dem Schuldner jährlich außer den Zinſen des Capitals und einer Entſchädigung für die Verwaltungskoſten (etwa ¼ Procent) einen beſtimmten Betrag als Amortiſations-Quantum, Tilgungs-Rente, zahlen und mit dieſer Zahlung ſo lange fortfahren, bis die jährlichen Amortiſations-Renten unter ihren Händen mit Zinſen und Zinſeszinſen zu einer dem dargeliehenen Capital gleichen Summe angewachſen iſt. In dieſem Augenblicke iſt die Schuld erloſchen, und der Schuldner hat weder Zinſen, noch Amortiſations-Rente, noch Capital-Betrag mehr zu zahlen; die Forderung der Renten-Bank wird gelöſcht. Wenn ſich z. B. eine Hypotheken-Bank für ein Darlehen von 100 Thalern jährlich 4 Procent Zinſen, ¼ Procent Verwaltungskoſten und 1 Procent Amortiſations-Rente, alſo im Ganzen 5¼ Procent bezahlen läßt, ſo iſt die Forderung durch dieſe Jahres-Zahlungen nach 41 1/11 Jahr getilgt.

Glaubt der Schuldner, jährlich einen größeren Betrag zahlen zu können, ſo ſteht ihm frei, ſeine Schuld in kürzerer Zeit zu amortiſiren; zahlt er nur ½ Procent jährlich als Amortiſations-Rente, ſo dauert die Tilgungs-Periode länger. Es ſteht auch nichts im Wege, daß der Schuldner im Laufe der Amortiſations-Periode die Amortiſations-Rente vergrößert und dadurch die Tilgung beſchleunigt; er kann auch Abſchlags-Zahlungen leiſten; er kann am Schluſſe jedes Jahres berechnen laſſen, wie hoch ſich ſeine Schuld noch beläuft, und für den Reſt unter den bisherigen Bedingungen eine neue Amortiſation anfangen. Die Bank iſt auf dieſe Weiſe im Stande, ſich genau den Bedürfniſſen ihrer Schuldner anzuſchmiegen.

Bei dieſem Amortiſations-Geſchäfte iſt vorausgeſetzt, daß die Bank die jährlich einlaufenden Renten *zinseszinsbar* anlege. Dies bewerkſtelligt ſie dadurch, daß ſie alljährlich für den Ueberſchuß über die auf die Pfandbriefe zu zahlenden Zinſen und über die Verwaltungskoſten von ihren eigenen Pfandbriefen einlöſ't. Sie erſpart dadurch die Zinſen für die letzteren, und wenn ſie am Ende jedes Jahres den ganzen Ueberſchuß auf dieſelbe Weiſe verwendet, ſo kommt ſie zu dem Reſultate, daß ſie nicht nur die Amortiſations-Renten ſelbſt, ſondern auch die Zinſen derſelben immer wieder zinsbar anlegt.

Es bleibt die Frage, ob die Bank die jährliche Einlöſung der Pfandbriefe dadurch bewerkſtelligen ſoll, daß ſie dieſelben an der Börſe zum augenblicklichen Preiſe einkauft, oder dadurch, daß ſie die nöthige Summe von Pfandbriefen ausloſ't, kündigt und den Nennwerth derſelben an die Gläubiger auszahlt. Auf den erſten Anblick möchte eine gemiſchte Methode am

vortheilhafteſten ſein, nämlich: der Ankauf an der Börſe, wenn die Pfandbriefe unter pari ſtehen, — die Einlöſung zum Nennwerthe, wenn dieſelben über pari ſtehen. Allein hierdurch würde die Hypotheken-Bank den Cours ihrer eigenen Papiere drücken.

Dagegen kann ſie ſehr dahin wirken, einen gleichmäßigen Cours derſelben zu erhalten, wenn ſie jederzeit den Pfandbrief-Inhabern eine Einlöſung zum Nennwerthe in Ausſicht ſtellt, d. h. wenn ſie das jährliche Amortiſations-Quantum dazu verwendet, Pfandbriefe zum Nennwerthe einzulöſen, nämlich dem Gläubiger das Capital, worauf ſie ausgeſtellt ſind, im vollen Betrage zu zahlen.

Indem alſo die Hypotheken-Bank durch Creirung von Pfandbriefen das Capital von denen, die es erſpart haben, raſch zu denen hinführt, die es bedürfen, — und durch Tilgung von Pfandbriefen das Capital wieder zurückführt und dem Capitaliſten zu neuen Verwendungen zur Dispoſition ſtellt, vermittelt ſie eine raſche und leichte Capitals-Circulation und verhindert, daß irgendwo eine Stauung das Capital in die Hände ſeiner Inhaber zurückdränge und von den Bedürftigen fern halte.

Solche Stauungen des Capitals-Umlaufes bewirken, daß die Capitaliſten, welche nicht wiſſen, wo ſie ihre Capitalien rentbar unterbringen, welche ihr Geld ſich immer mehr unbenutzt anſammeln ſehen, endlich ungeduldig ſich in übertriebene Speculationen werfen und ihre Ungeduld dann in herben Verluſten büßen. Die Capitals-Stauungen, welche überall, wo dem Capital die Wege zu den Gewerben und zu der Landwirthſchaft nicht durch einen leichten Credit-Verkehr geöffnet ſind, wo durch Schutzzoll, Beſchränkung der Gewerbefreiheit und andere Hemmungen des freien Verkehrs das Capital mißleitet wird, in gewiſſen Friſten faſt regelmäßig wiederkehren und nach großer Ebbe eine um ſo höhere Flut eintreten laſſen, ſind die Urſache der *verderblichen Geld-Kriſen*, — und indem die Hypotheken-Banken, ſoweit Capital-Geſchäfte in ihren Wirkungskreis eintreten, den Stauungen des Capitals-Umlaufes entgegenwirken, tragen ſie ein Weſentliches dazu bei, jene gewaltſamen Kriſen zu verhindern und eine beſtändige gleichmäßige Lebendigkeit in dem Capitals-Verkehr zu erhalten.

Der regelmäßige Geſchäftsgang einer Hypotheken-Bank beruht hauptſächlich darauf, daß die Schuldner ihren Verbindlichkeiten pünktlich und vollſtändig nachkommen. Eine jede Läſſigkeit der Schuldner in der Zahlung ihrer Amortiſations-Renten bewirkt einen Zinsverluſt für die Hypotheken-Bank und macht die Berechnung, worauf das Amortiſations-Geſchäft beruht, illuſoriſch. Vor Allem wird alſo eine Hypotheken-Bank dafür zu ſorgen haben, daß eine Nachläſſigkeit des Schuldners in ſeinen Zahlungen nicht eintrete.

Als letzte Zuflucht müſſen alſo einer Hypotheken-Bank gewiſſe Zwangsmittel zu Gebote ſtehen. Im Falle, daß eine Säumniß des Schuldners einträte, würde das nächſte ſein, daß die Hypotheken-Bank ſich auf Koſten des Schuldners den rückſtändigen Betrag anderswo borgte, damit ſie ihrerſeits ihren Verpflichtungen vollſtändig genügen könnte. Ein weiteres Zwangsmittel wäre die Sequeſtration, das letzte die Subhaſtation.

In der Anwendung dieſer Zwangsmittel muß indeſſen eine Hypotheken-Bank, wenn überhaupt eine regelmäßige Geſchäftsführung möglich ſein ſoll, von der Weitläufigkeit der gerichtlichen Formalitäten befreit ſein. Dieſe Befreiung gehört mit unter die *Bedingungen*, unter welchen die Hypotheken-Bank Darlehen gewährt, und wenn das Expropriations-Verfahren dadurch allerdings raſcher wird, ſo ſorgt die geſammte Thätigkeit der Hypotheken-Bank auf der anderen Seite dafür, daß dieſes Verfahren zu den ſeltenſten Ausnahmen gehört.

Eine Bank, welche voreilig zu dieſen Zwangsmitteln griffe, würde raſch Seitens der Gläubiger den Credit, Seitens der Schuldner die Kundſchaft verlieren. Es liegt alſo in ihrem eigenen Intereſſe, die äußerſten Zwangsmittel nur ſelten eintreten zu laſſen, — es wo möglich dahin zu bringen, daß ſie nie ihre Zuflucht dazu zu nehmen braucht.

Um der Anwendung der Zwangsmittel vorzubeugen, wird eine Hypotheken-Bank um ihres eigenen Vortheils willen darauf ſehen, daß der Schuldner immer zahlungsfähig bleibe. Sie wird daher nur ſolche Capitalien herleihen, welche von dem Grundbeſitzer zu einem wirthſchaftlichen, rentirenden Zwecke verwandt werden, weil ja ſonſt der Schuldner nicht im Stande ſein würde, aus dem Ertrage des dargeliehenen Capitals die Zins- und Amortiſations-Rente zu zahlen. Sie wird ferner darauf bedacht ſein, daß der Schuldner ſeine Wirthſchaft in gutem Zuſtande erhalte, daß er ſeine Felder nicht ausſauge, ſeinen Viehſtand nicht verkommen laſſe, daß er ſeine Häuſer immer in gutem baulichem Stande habe, — daß er, wenn ein Wald verpfändet iſt, denſelben forſtmäßig benutze, — daß er, wenn ein Bergwerk verpfändet iſt, dasſelbe nicht durch Raubbau entwerthe. Die Hypotheken-Bank wird, im Falle der Schuldner ſich in ſeinem Betriebe unwirthſchaftlich und verſchwenderiſch beweiſ't, von ihrem Kündigungsrechte Gebrauch machen.

Das erſte Erforderniß für eine wohlthätige Wirkſamkeit der Hypotheken-Banken iſt die *freie Concurrenz* unter denſelben.

Die in Preußen beſtehenden Hypotheken-Banken ſind die Renten-Banken und die ritterſchaftlichen Credit-Inſtitute der öſtlichen Provinzen. Bei den erſteren, die auf Grund des Rentenbanken-Geſetzes vom 4. März 1850 errichtet ſind, iſt der Staat Banker. An den Staat zahlen die Bauern ihre

Renten, um die Ablösungs-Capitalien zu verzinsen und zu amortisiren; der Staat ertheilt den Grundbesitzern die Ablösungs-Capitalien in Rentenbriefen, für deren Verzinsung und Rückzahlung er selbst nur allein einsteht; der Staat endlich verwaltet die sämmtlichen Geschäfte der Banken.

Allein es ist nun einmal nicht die Sache des Staates, den Banker zu spielen. Beamte, welche gewohnt sind, nur nach Instructionen zu handeln, können unmöglich eine Bank gut verwalten, bei der es in ihren Geschäften darauf ankommt, sich jeden Augenblick den Verhältnissen des Capitalmarktes anzupassen. Man hat daher Alles im Voraus geregelt, man hat in dem Rentenbanken-Gesetze ein- für allemal feste Normen für die Höhe des Zinsfußes der Rentenbriefe, für die Höhe der von den Bauern zu zahlenden Amortisations-Rente gegeben, und der Zinsfuß der Rentenbriefe bleibt derselbe, mag der Zinsfuß des Capitalmarktes sich ändern, wie er will; die Amortisations-Rente bleibt Eine und dieselbe — entweder ½ oder 1 Procent jährlich —, die Verhältnisse des Schuldners mögen sich ändern, wie sie wollen, es mag ihm leichter werden, eine größere jährliche Rente zu zahlen, oder es mag ihm unmöglich werden, dieselbe Rente wie bisher jährlich abzutragen. Es ist den Rentenbanken unmöglich gemacht, den Bedürfnissen des Verkehrs sich anzuschmiegen, und da sie in ihrer Geschäftsführung nichts ändern können, wenn die Verhältnisse sich auch noch so sehr ändern, so kann es nicht fehlen, daß unter Umständen der Bauer schwerer belastet wird, als nöthig ist.

Ein anderes Mißverhältniß bei diesen staatlichen Rentenbanken besteht darin, daß der Staat als Schuldner der Rentenbriefe für Zinsen und Capital haftet. Der Credit, den man Jemandem gibt, richtet sich nächst seiner Zahlungsfähigkeit nach seiner Willigkeit, das Creditirte zu zahlen, und nach der Schärfe des Zwanges, die man anwenden kann, um ihn zur Zahlung willig zu machen. Der Zwang zur Zahlung fällt beim Staate ganz weg, und die Fähigkeit, zu zahlen, ist bei demselben viel mannigfacheren Wechselfällen unterworfen, als bei Privatleuten, da die Wechsel der politischen Verhältnisse auf ihn weit unmittelbarer wirken. Die Folge davon ist, daß die Capitalisten sich den Credit, den sie dem Staate geben, viel theurer bezahlen lassen, als den, welchen sie soliden Privatleuten gewähren, mit anderen Worten: daß die Staatspapiere in der Regel niedriger im Course stehen, als die Pfandbriefe der Privat-Credit-Institute.

Obige Banken sind monopolisirt; daß ihr Credit schon deßhalb theurer ist, brauchen wir hier nicht mehr zu erörtern.

„Eine Corporation hat weder eine Seele, die verdammt, noch einen Körper, der geprügelt werden könnte!" sagt ein englisches Sprüchwort und will damit die Rücksichtslosigkeit bezeichnen, mit welcher monopolisirte

Corporationen in ihren Beſchlüſſen und ihrer Handlungsweiſe vorgehen können. Wir müßten daher für die Hypotheken-Banken freie Concurrenz in Anſpruch nehmen. Unter dieſer Vorausſetzung löſ't ſich auch die Frage leicht, ob die Inhaber der Hypotheken-Banken Aſſociationen der Grundbeſitzer, alſo der Schuldner, oder freie Actien-Geſellſchaften ſein ſollen.

Die erſtere Form ſcheint auf den erſten Anblick viele Vorzüge zu haben. Eine Actien-Geſellſchaft kann nur auf Gewinn gegründet werden. Man iſt daher in Verſuchung, anzunehmen, daß den Grundbeſitzern, wenn ſie ſelbſt die Hypotheken-Bank in die Hände nähmen, auch dieſer Gewinn zu Gute kommen würde. Allein dieſe Vorausſetzung iſt eben ſo falſch, wie die, daß es uns von Vortheil ſein würde, wenn wir unſere Kleidung, Schuhe, Häuſer, Werkzeuge, kurz: alles, deſſen wir bedürfen, uns ſelbſt machten. Der Einzelne kann nicht Alles treiben, und wenn er Alles treiben will, dann geht er zu Grunde.

Wenn die Grundbeſitzer ſelbſt die Inhaber der Bank ſein wollen, ſo müſſen ſämmtliche Schuldner in ihrer Geſammtheit für jeden einzelnen ausgegebenen Pfandbrief haften. Jeder Einzelne übernimmt alſo neben ſeinen Leiſtungen von Zins und Amortiſations-Rente die Gefahr, daß irgend ein anderer der betheiligten Grundbeſitzer Bankerott mache und er für die Schuld desſelben mit ſeinem Vermögen einſtehen müſſe. Dieſe Gefahr beliebt man ſich zwar ſehr gering vorzuſtellen; allein ſie kann leicht bei irgend einer fatalen Conjunctur des Capitalmarktes ſehr ernſt an die Mitglieder herantreten und ihnen in wenigen Wochen all die vermeintlichen Vortheile, welche ſie durch die übernommene ſolidariſche Garantie gewonnen zu haben glauben, wieder entreißen.

Hat eine Actien-Geſellſchaft die Bank in Händen, ſo haftet jeder Schuldner nur für ſeine eigene Schuld und nichts weiter; die Garantie für die ausgegebenen Pfandbriefe übernimmt die Actien-Geſellſchaft. Sie allein iſt den Gläubigern gegenüber verantwortlich; zwiſchen den Grundbeſitzern und den Inhabern der Pfandbriefe beſteht gar kein Verhältniß. Die Freiheit von jener Gefahr, welche in der ſolidariſchen Haftbarkeit liegt, iſt für die Grundbeſitzer ſchon ein großer Vortheil, den ſie mit einem kleinen Gewinne, welchen ſie den Actionären zahlten, nicht zu theuer erkaufen würden. Eine Actien-Geſellſchaft mit einem eingezahlten Capital von 500,000 Thalern würde leicht einen Umſatz von zwölf Millionen in Pfandbriefen machen können. Da die eingezahlten Summen ſelbſt in Pfandbriefen angelegt würden, ſo würde für ſie ſchon ein hinreichender Gewinn (von ſechs Procent) herauskommen, wenn jeder Schuldner für ſeine Schuld jährlich ein Zwölftel bis ein Sechstel Procent, alſo 2½ bis 5 Silbergroſchen für 100 Thaler, auf das Conto des Geſellſchafts-Gewinnes zahlte. Allein dieſe Zahlung

verſchwindet ganz, wenn man bedenkt, daß eine Actien-Geſellſchaft mit einem eingezahlten Capitale von nicht zu geringem Umfange und mit der übernommenen Verpflichtung, im Falle der Noth auf die Actien auch den Reſt einzuzahlen, einen bei Weitem größeren Credit hat, als eine Geſellſchaft von Grundbeſitzern, welche kein Capital zuſammenſchießen und welche nur eine ſchwer realiſirbare Garantie übernehmen. Wenn nur die Actien-Geſellſchaft die Pfandbriefe ſo hoch verzinslich ausgibt, daß ſie dieſelben zum Nennwerthe verkaufen kann, und dieſelben nicht ſo hoch von den Grundbeſitzern verzinſen läßt, wie dieſe ſie verzinſen müßten, wofern ſie in ihrer Geſammtheit die Garantie übernähmen, ſo macht ſie einen ſehr großen Gewinn. Es ſteht daher zu erwarten, daß die Grundbeſitzer ihren Credit von einer Actien-Geſellſchaft wohlfeiler haben würden, als wenn ſie ſelbſt ſich mit der Geſammt-Garantie und mit der Aufſicht über die Verwaltung beſchwerten. Hierzu kommt noch, daß nur eine Actien-Geſellſchaft es mit Sicherheit unternehmen kann, den borgenden Grundbeſitzern ihr Darlehen baar auszuzahlen, während eine Geſellſchaft von Grundbeſitzern den Borgern in der Regel nur die Pfandbriefe gibt und dieſen die Mühe und die Gefahr des Verkaufens derſelben überläßt. Damit ſind denn in der Regel nicht geringe Verluſte verbunden; denn wenn ſolche Pfandbriefe auch zu den Börſen-Effecten gehören, ſo verſteht der borgende Grundbeſitzer ſelten die Börſenverhältniſſe; er kann die günſtige Zeit nicht abwarten, wie eine Hypotheken-Geſellſchaft, und wird daher ſtets mit einem Verluſte verkaufen.

Eine Actionär-Geſellſchaft, unter der Herrſchaft der freien Concurrenz, mit einem ausreichenden Capital, als Vermittlerin zwiſchen den capitalbedürftigen Grundbeſitzern und den Capitaliſten, welche eine vortheilhafte Anlage ihrer Fonds ſuchen, — als alleinige Schuldnerin der Pfandbrief-Inhaber, als alleinige Gläubigerin jedem einzelnen Grundbeſitzer für ſich gegenüber, — das iſt unſer Muſterbild einer Hypotheken-Bank."

22. Bank-Freiheit.

Nach den Reſultaten der Geſchichte und dem Weſen des Credits iſt die Bank-Freiheit und Oeffentlichkeit des Bankbetriebes die Grundlage alles Bankweſens. Das verpönte „Laisser faire, laisser aller!“ gilt hier mehr, als irgendwo. Maßregeln der Regierungen, Geſetze, die in der beſten Abſicht gegeben wurden, können zum Nachtheile der Banken ausſchlagen, wie die Pupillengelder in Preußen zeigen.

Die bisherigen Banken haben ſich leider faſt alle nicht auf dem Boden der Freiheit bewegt und ſind daher auch gefährlichen und bisweilen vernichtenden Kriſen ausgeſetzt geweſen. Wie man in früherer Zeit überhaupt Alles von oben herab durch Monopole und Privilegien machen wollte, ſo auch mit den Banken. Solche Begünſtigungen werden aber ſelten umſonſt ertheilt; daher ſehen wir alle dieſe Banken dem Staate Darleihen geben, die ſie in Gefahr bringen, ohne einen Gewinn in Ausſicht zu ſtellen. Zu Gunſten dieſer wenigen bevorrechteten Banken werden nun alle anderen in England, Frankreich und Deutſchland beſchränkt oder unterdrückt, und der Credit iſt aus dieſem Grunde noch nicht ſo allgemein verbreitet und organiſirt, als es im Intereſſe der Production ſein ſollte.

Normativ-Beſtimmungen, wie z. B. die für die preußiſchen Banken, machen das Gedeihen derſelben ſehr ſchwer. Nach dieſen darf der geſammte Betrag aller Banknoten von Privat-Banken ſieben Millionen Thaler nicht überſteigen, keine Bank darf mehr als Eine Million Stamm-Capital haben, keine Actie darf unter 500 Thalern betragen, die Geſellſchaft muß aus mindeſtens fünfzig Mitgliedern beſtehen, es iſt den Banken nicht geſtattet, andere Geſchäfte, als die vorgeſchriebenen, zu treiben. Jede Bank darf nur innerhalb der vom Staate beſtimmten Gränzen Agenturen errichten; ſie darf nur eine feſtgeſetzte Anzahl von jeder Noten-Gattung ausgeben. Aehnliche Beſchränkungen in der Noten-Ausgabe, Zahl der Mitglieder und Ausdehnung des Geſchäftsbetriebes beſtehen in England und Frankreich.

„Wenn man die Geſchichte der engliſchen und americaniſchen Banken durchlieſ't,“ ſagt Hübner (S. 32 I.), „ſo wird man allerdings finden, daß

bei Bank-Freiheit Banken ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllt haben, daß bei der Concurrenz manche zu Grunde gegangen sind; es ist aber nicht zu übersehen, daß, während der Handels-Krisen, die alle Theile der Vereinigten Staaten oder Englands berührten, die Banken da am seltensten insolvent wurden, wo sie am wenigsten beschränkt waren; daß in Schottland, wo sie vollkommene Freiheit genossen und die Concurrenz unbeschränkt war, ein bedeutender Bankbruch nicht Statt gefunden hat, und daß dagegen die ausschließlich privilegirten Banken des Continents, in welchen sich die ganze Regierungs-Weisheit zu erschöpfen pflegte, sämmtlich insolvent wurden. . . . Bei ausschließlich privilegirten Banken (S. 33 I.) setzt man den Staat allen Folgen des uneinlösbaren Papiergeldes aus."

Freie Banken beruhen auf einer ganz anderen Grundlage als die privilegirten Banken. Ihr Credit gründet sich nur auf das Vertrauen, welches das Publicum in sie setzt, auf die Vermögens-Verhältnisse, die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit ihrer Theilnehmer und auf die Art und Weise, wie sie ihre Geschäfte betreiben. Dieser Credit ist also ein rein persönlicher, der von dem Publicum immer überwacht wird und von demselben auch besser beurtheilt werden kann, als derjenige von Banken, die auf dem Credit des Staates beruhen. Er stützt sich ferner auf das Urtheil sachkundiger, meist als geschäftsgewandt und solide anerkannter Männer, — während die privilegirten Banken auf dem Vertrauen in die Weisheit der Regierung beruhen, die, wie Hübner sagt, meistens aus Leuten besteht, welche nichts vom Bankwesen verstehen. Wie in den meisten Fällen, so ist auch hier das eigene Interesse das beste Schutzmittel gegen Uebertreibung. Wenn Geschäftsleute in der Absicht, ihre Capitalien nutzbar anzuwenden und ihre Lage zu verbessern, ihr Vermögen in irgend einem Unternehmen anlegen und alle Gefahr desselben auf sich nehmen, so kann man versichert sein, daß sie guten Grund dafür haben, selbst wenn dieser im Augenblicke nicht so klar zu ersehen ist. Der Gang der Natur ist so einfach, daß, wollte man ihr nur den Lauf lassen, alle Dinge sich zweckmäßig entwickeln würden. So sucht man aber auf künstliche Weise das hervorzubringen, was besser und schöner von selbst entsteht, und erreicht gewöhnlich das Gegentheil.

Der Zweck der Gesetze und der Regierungs-Aufsicht besteht nicht darin, daß man über die Natur hinausgeht und mehr verlangt, als sie leisten kann, sondern darin, daß man die Schranken, welche der Entwicklung entgegenstehen, wegräumt. Das Bett, welches sich der Strom gegraben hat, ist immer das beste; es handelt sich nur darum, ihn darin zu erhalten, gewaltsamen Ereignissen, die es zu verändern streben, vorzubeugen und alle Hindernisse zu beseitigen, welche ihn daraus ablenken könnten.

Die Geſetze, welche zur Beſchränkung des Bankweſens erlaſſen worden ſind, und die Aufſicht der Regierung haben nie einen anderen Erfolg gehabt, als das Uebel hervorzurufen, welches ſie beſeitigen ſollten. Der Zins ſteht höher, als es nöthig wäre, und Capitalien ſind ſchwer zu bekommen. Die Banken übernehmen bei ſolchem Stande der Dinge ein ziemliches Riſico, da ſie mit ihrem Vermögen nicht thun können, was ſie wollen. Für dieſe Gefahr verlangen ſie natürlich eine Entſchädigung, eine Prämie, welche der Creditnehmer zahlen muß. Man kann den Einfluß des Credits aus der Maſſe der Umlaufsmittel erſehen, und dieſe iſt in Ländern mit verhältnißmäßiger Bank-Freiheit am geringſten. Es iſt der Münzvorrath:

in Frankreich . . . . . gleich 43 Gulden per Kopf,
„ England . . . . . „ 27 „ „ „
„ den Vereinigten Staaten „ 5½ „ „ „

und ſämmtliche Umlaufsmittel ſind:

in Frankreich gleich einer Production von 144 Tagen per Kopf,
„ England „ „ „ „ 110 „ „ „
„ America „ „ „ „ 33 „ „ „

obgleich die Production in America und England weit ſtärker als in Frankreich iſt. (Carey.) Sie beträgt:

in Frankreich . . . . . circa 100 Gulden per Kopf,
„ England . . . . . „ 200 „ „ „
„ den Vereinigten Staaten . „ 237 „ „ „

Nach der Entwicklung der Völker ſollte in dem mehr bevölkerten Lande der Credit größer ſein, als in einem uncultivirten, ſchlecht bevölkerten. Es ſollte daher in Frankreich und England der Credit größer ſein als in America; allein dies iſt nicht der Fall, weil dort keine Bank-Freiheit beſteht. Die Einwohner Englands genießen eines ſehr hohen Credits; aber das Vertrauen iſt in America doch allgemeiner. Jedermann nimmt Banknoten an, ſelbſt wenn ſie bei einer 500 bis 1000 Stunden entfernten Bank zahlbar ſind. Dieſe circuliren ohne Anſtand von Bank zu Bank, und jede nimmt die Zettel der anderen an. Daher kommt es auch, daß Capitaliſten in den öſtlichen Staaten ihre Capitalien viele Hundert Stunden weit im Weſten anlegen, wo ſie dieſelben nicht mehr beaufſichtigen können, und daß Europäer ihr Geld in America anlegen. Es iſt richtig, daß bis in die neueſte Zeit Fallimente ſehr häufig waren; allein gerade die Leichtigkeit, womit die Geſchäfte wieder aufgenommen werden, beweiſ't, wie groß das Vertrauen iſt. Deßwegen werden auch Bankbrüche dort nicht für ſo ſchimpflich gehalten, als in anderen Ländern. Die Nachſicht, welche die Gläubiger üben, macht es Jedem möglich, einen Unglücksfall wieder gut zu machen, und zeigt, daß die Verluſte unbedeutend ſind.

Vergleicht man Großbritannien und America, ſo war die Zahl der Bankbrüche ſeit dem Beſtehen von Banken bis zum Jahre 1837 in letzterem um ein Viertel geringer als in England. Aehnlich iſt wieder das Verhältniß zwiſchen England und Schottland. Mac Culloch ſagt, daß unter den ſchottiſchen Banken wenig Bankbrüche vorgekommen ſeien, obgleich die Zahl derſelben größer und der Verkehr lebhafter iſt, als in England. Im Verhältniſſe zur Bevölkerung iſt das Bank-Capital dort um die Hälfte größer, und im Verhältniſſe zum Umlaufe zweimal ſo groß, als in England. Obgleich die ſchottiſchen Banken ſich einer weit größeren Freiheit erfreuen, als die in England, ſo ſind ſie doch noch der Verbeſſerung fähig. Das Bank-Capital trägt dort acht bis neun Procent, — ein Beweis, daß dem Bedürfniſſe noch nicht genügt iſt. Wenn man bedenkt, daß mehr als die Hälfte der Depoſiten aus kleinen Summen von 10 bis 100 Pfund beſteht, welche meiſt von Landleuten, kleinen Kaufleuten und Handwerkern herrühren, ſo läßt ſich erwarten, daß der Betrag ſolcher Einlagen weit größer wäre, wenn die Maſchinerie der Banken vervollkommnet würde.

Wenn aber dennoch auch bei der Bank-Freiheit Uebelſtände, in Folge von Kriegen und politiſchen Ereigniſſen, eintreten, ſo ſind ſie nie ſo groß, als wie bei privilegirten Banken. Die Bank von Frankreich vermehrte von 1832 bis 1836 ihre Anlehen von 151 Millionen auf 760, die Bank von England von 1823 bis 1826 von 17 Millionen auf 33, und während die Zahl ihrer Noten von 18 Millionen auf 25 ſtieg, verminderte ſich ihre Baarſchaft von 13 auf 2 Millionen. Solche Mißverhältniſſe entſpringen nothwendig aus dem Syſteme, Geſchäfte, welche allen Menſchen als Rechte zuſtehen, Einzelnen als Privilegien zu ertheilen. Zu dieſer Anſicht iſt man aber durch den Irrthum veranlaßt worden, daß die Bank-Geſchäfte von allen anderen Geſchäften verſchieden ſeien, daß ſie großen Gewinn bringen und daß man ſie daher als ein Privilegium an wenige Perſonen verkaufen müſſe. Staaten, welche von dieſer Anſicht ausgehen, verlangen große Vortheile von den Banken und zwingen ſie dadurch, ihre Geſchäfte mehr auszudehnen, als es für ihr Capital räthlich iſt. Je weiter ſie über das Stamm-Capital ausgedehnt werden, deſto geringer iſt natürlich die Sicherheit des Publicums. Beſtänden keine Privilegien, ſo würden mit den Capitalien, die theilweiſe zinslos in den Banken liegen oder nur geringen Zins tragen, neue Banken gegründet; das Bank-Capital des Landes wäre vermehrt und damit die Sicherheit des Publicums vergrößert.

Wenn nun aus ſolchem Verfahren Uebelſtände entſpringen, ſo ſchreibt man ſie gewöhnlich den Banken zu, während ſie doch von den Maßregeln der Regierungen ſelbſt herrühren. In dem Maße, als dieſe Irrthümer ver-

ſchwinden, werden die Staaten alle Vortheile der Banken, ohne deren Nachtheile, genießen und denſelben Aufſchwung nehmen, wie die Länder, wo die Beſchränkungen bereits abgeſchafft ſind, was ohne Zweifel auch bei uns nicht ausbleiben kann.

Freie Banken haben in der regelmäßigen Nachfrage nach baarem Gelde und dem Angebote von Depoſiten einen natürlichen Maßſtab für die Ausdehnung ihrer Geſchäfte. Bei ihnen wird ein Andrang nie ſo plötzlich kommen, als bei einer Staats-Bank, weil der Privat-Credit keiner ſo plötzlichen Veränderung unterworfen iſt, wie der öffentliche, der Banker alſo Zeit hat, ſeine Geſchäfte nach den Zeitumſtänden einzurichten. Das Mißtrauen, welches bei einer Kriſis eintritt, trifft den Privatmann nie ſo arg, wie den Staat, den man zur Erfüllung ſeiner Pflichten nicht zwingen kann. Den Privat-Banker kann man auf gerichtlichem Wege belangen, und ſelbſt im ſchlimmſten Falle wird ſo viel Vermögen desſelben übrig bleiben, um wenigſtens einigen Erſatz zu gewähren; allein beim Staate tritt ſogleich die Beſorgniß ein, das Ganze zu verlieren. Es kommen bei Privat-Banken allerdings Bankbrüche eben ſo vor, wie bei den privilegirten, — allein doch nicht ſo häufig, wenn man die große Zahl der Privat-Banken und die bedeutenden Capitalien, welche ſie umtreiben, berückſichtigt. In Deutſchland iſt namentlich in Anſchlag zu bringen, daß ſich in jeder Stadt Privat-Banker befinden, welche die Stelle von Banken vertreten. In Wien z. B. verhält ſich die Zahl der Banken zu derjenigen der Privat-Banker wie 1 : 20, in Berlin wie 1 : 12.

Die jetzigen Privat-Banken können indeſſen als Erfahrung für die Bank-Freiheit keineswegs gelten, da ſie keine freien Banken ſind. Sie dürfen keine Banknoten ausgeben, keine Wechſel auf Sicht ausſtellen, den geſetzlichen Zinsfuß nicht überſchreiten. Sie können nur den theuren Credit benutzen, während die privilegirten Banken den wohlfeilſten durch die Noten-Ausgabe haben. Der Nachtheil der Wuchergeſetze, den wir ſchon an anderer Stelle berührt haben, macht ſich auch hier geltend. Da der Zins geſetzlich beſtimmt iſt, ſo muß man in Fällen, wo er nicht ausreicht, zu einer Umgehung des Geſetzes ſeine Zuflucht ergreifen, indem man unter dem Namen von Proviſion, Commiſſions-Gebühren u. ſ. w. die höheren Zinſen erhebt. Wegen der damit verbundenen Gefahr ſteht der Zins mit Proviſion natürlich weit höher, als wenn ſich die Geſetze nicht darein miſchten. Die Unannehmlichkeiten, welche in Folge der Privilegien, Wuchergeſetze und der durch dieſelben unter dem Volke verbreiteten Anſichten mit dem Leih-Geſchäfte verbunden ſind, wirken ganz auf dieſelbe Weiſe und machen den Credit theurer, als er bei Bank-Freiheit und ohne Wuchergeſetze wäre.

Selbſt die americaniſchen Banken, auf die man ſich ſo oft beruft, um die Nothwendigkeit der ſtaatlichen Bevormundung darzuthun, waren keine freien und keine ſelbſtſtändigen Banken. Jetzt, wo ſie es größtentheils ſind, haben ſie mehr Credit, als alle europäiſchen Staats-Anſtalten zuſammen. Allein bis zum Jahre 1837 miſchte ſich immer der Staat in ihre Verwaltung. Sie durften Noten nur bis zu einem gewiſſen Betrage von beſtimmter Größe ausgeben; ſie mußten Staatspapiere zu deren Deckung hinterlegen, und der Staat beaufſichtigte alle ihre Geſchäfte. Es war alſo mehr der Credit des Staates, auf welchen die Banken begründet waren, als ihr eigener, und auf dieſen hin ſündigten ſie.

„Man pflegt (Hübner I. 35) Bank-Freiheit häufig als Bank-Anarchie darzuſtellen; man fragt, was daraus entſtehen würde, wenn Jedermann Noten ausgeben dürfte. Man könnte eben ſo gut fragen, was daraus entſtehen würde, wenn Jedermann Wechſel ausgeben dürfte. Dies iſt bekanntlich Niemandem verboten, und hängt lediglich davon ab, ob ſich Jemand findet, der die Wechſel annimmt. Genau ſo würde es mit den Noten gehen. Wer ſie nimmt, würde ſich anſehen, wer ſie ausgeſtellt hat; ſeine Kritik würde nicht durch Privilegien und Conceſſionen beſtochen ſein; er würde nicht im Vertrauen zu dem Urtheil der Regierung Hunderte oder Tauſende in Noten aufbewahren und, wie einſt in Paris und London, in Berlin und Wien, trotz dieſes Urtheils ſich ſchließlich um das Seinige betrogen finden; er würde den Ausſteller als ſeinen Wechſel-Schuldner behandeln, und nicht als einen Patrioten, wie alle Banken behandelt ſein wollen, welche bisher zu Grunde gingen, weil ſie fremdes Geld den Regierungen borgten, ohne nur einen Augenblick daran zu denken, ob die Eigenthümer dieſes Geldes im Falle oder geneigt ſeien, ihr Capital auf dieſe Weiſe anzulegen.“

Hoffentlich kommt die Zeit noch, wo die Regierungen einſehen, daß Geſchäfts-Unternehmungen in Privathänden beſſer gedeihen, als in den ihrigen, und daß es in ihrem eigenen Vortheile liegt, ſich derſelben ſo viel wie möglich zu entledigen. Wenn Eiſenbahnen, Canäle, Domainen, Bergwerke, Banken verkauft würden, um wie viel einfacher würde die ganze Staatsmaſchine werden, — welche Maſſe von Beamten würde entbehrlich, — wie gewaltig würde die Production unter den Händen geſchickter Handelsleute zunehmen und wie ſehr die Steuerkraft des Landes dadurch geſtärkt werden!

Es iſt ſchon ſchlimm, wenn ſich die Regierungen in die Geſchäfte der Banken miſchen; allein noch ſchlimmer iſt es, wenn die Banken Geſchäfte mit den Regierungen machen. In der Geſchichte iſt uns keine einzige Bank

überliefert, die nicht zu Grunde ging, weil ſie dieſen Fehler machte. Die einzige, welche ſich erhalten hat, iſt die Bank von England; allein auch ſie mußte ihre Zahlungen einſtellen und ihren Noten Zwangscours geben laſſen. Die Vortheile, welche die privilegirten Banken den Regierungen gewähren, machen dieſe wieder geneigt, ſie auf alle Weiſe zu unterſtützen, und ſo kommt es, daß ſolche gerade in Zeiten allgemeiner Finanz- und Handelsnoth die beſten Geſchäfte machen. Umlaufsmittel ſind einmal nicht zu entbehren und gerade in ſolchen Zeiten um ſo nothwendiger, daher Alles ſich an die Bank wenden muß. Es geht aber über die Gränzen der Speculation hinaus, wenn eine Bank gerade während der Zeit ihrer Inſolvenz, wie z. B. die öſterreichiſche, 20 bis 30 Procent Dividende an die Actionäre austheilt und ihre Inſolvenz über die Gebühr hin ausdehnt, indem ſie ihren Noten von Staats wegen Zwangscours geben läßt.

23. Von den Steuern.

Nachdem mit der Einrichtung der menſchlichen Geſellſchaft die Arbeitstheilung entſtanden war, mußte der Menſch bald zu der Ueberzeugung kommen, daß der Schutz, den er für Leben und Eigenthum, für ſich und ſeine Familie, für alles, was ihm das Leben verſüßt, nöthig hat, ihm ſehr viel Zeit und Mühe koſtet, und daß derſelbe trotz aller Mühe ſehr oft nicht ausreichend iſt. Als daher eine moraliſche Perſon, der Staat, im Namen Aller dieſen Schutz übernahm, da gab Jeder gern einen Theil ſeines Einkommens für den Dienſt hin, welcher ihn in Stand ſetzte, ohne Furcht ſeiner Arbeit und ſeinem Genuſſe nachzugehen. Er ſah bald, daß der Schutz des Staates nicht allein wirkſamer, ſondern auch billiger war. Er konnte von dieſem Augenblicke an viel ungeſtörter produciren, und ſein Einkommen vermehrte ſich trotz der Vergütung, welche er für den Dienſt des Staates zu leiſten hatte. Die Gegenden Deutſchlands, wo im Mittelalter das Fauſtrecht nicht aufkam oder ſofort unterdrückt wurde, die Städte des Hanſa-Bundes ſammelten einen außerordentlichen Reichthum.

Ob und wo der Staat noch mehr zu thun habe, als Schutz zu leiſten, ſoll an einer anderen Stelle erörtert werden; hier genügt es uns, zu wiſſen, daß ſchon aus dem Schutze desſelben eine Vergütung des einzelnen Staatsangehörigen, daß die Steuer gerechtfertigt iſt.

Wie dieſe Steuer verwandt wird, das geht uns hier nichts an; wir haben für jetzt nur zu unterſuchen, wie ſie am zweckmäßigſten erhoben wird.

Wir haben geſehen, daß der Werth aus der Dienſtleiſtung entſteht. Die Dienſtleiſtung kann geſchehen durch gegenwärtige oder vergangene (angehäufte) Arbeit — d. h. durch Capital oder Menſchenkraft. (Die Leiſtungen der Thiere gehören zu den Leiſtungen des Capitals; denn die Thiere ſind in den Augen der Oekonomie nur Capital.)

Die Werthſchaffung des Capitals und der Arbeit bildet das Einkommen. Vom Einkommen haben wir auch die Steuer zu nehmen.

Wir ſind jetzt an einer der wichtigen Conſequenzen des Princips angelangt, auf welches unſer Syſtem aufgebaut iſt.

Eine der älteſten und in faſt allen Staaten gebräuchlichen Steuern war die Grundſteuer, die vom Boden-Eigenthümer von vornweg erhoben wurde, ohne die anderen Capitaliſten gleichmäßig heranzuziehen. Sie wurde, wie wir geſehen haben, von allen Oekonomiſten gerechtfertigt, aus dem Grunde, daß Kräfte der Natur dem Grundeigenthümer umſonſt Werthe ſchafften, von denen er billiger Weiſe zum Beſten der Geſellſchaft etwas abtreten könne. Da aber die Vorausſetzung falſch iſt, da nur die Dienſtleiſtung des Menſchen Werth ſchafft, ſo iſt die ausſchließliche Grundſteuer eine ungerechte. Doch wir wollen dem Gange der Entwicklung nicht vorgreifen.

Genau genommen, ſind es Dienſtleiſtungen, mit welchen die Steuerpflichtigen die Dienſte des Staates bezahlen. Mögen ſie nun dafür ſelbſt directe Dienſte leiſten oder Waaren, worunter das Geld zu rechnen iſt, hergeben, — alle die Leiſtungen, welche in directen oder aufgehäuften Dienſten an den Staat geſchehen, ſind Steuern; alſo ſind unter die Steuern zu rechnen: Geldabgaben, Zehnten und Frohnden.

Wenn wir productive Anlagen, die von Seiten des Staates gemacht werden können — wie Bergwerke, Eiſenbahnen —, ausnehmen, ſo kehrt von den bezahlten und aufgewandten Steuern nichts mehr zurück; ſie werden, im engeren Sinne genommen, unproductiv conſumirt, d. h. es geſchieht dafür nur jene moraliſche Leiſtung des Staatsſchutzes, der dem Steuerzahlenden die Production erleichtert. Dieſe Bemerkung würde ganz überflüſſig ſein, wenn nicht hier der Ort wäre, auf ein Vorurtheil des großen Haufens aufmerkſam zu machen, daß nämlich die Staats-Conſumtion in der Perſon der Beamten und des Heeres die durch die Steuern aufgebrachten Werthe doch im Lande verzehre, daß das Land eigentlich nichts verliere. Wir brauchen, um dieſes Vorurtheil zu widerlegen, nur darauf aufmerkſam zu machen, daß für das Geld, welches die Beamten und das Heer ausgeben, ſtets reelle Werthe von den Producenten gegeben werden müſſen, welche eben ſo gut an andere Perſonen, als die vom Staate angeſtellten, verkauft werden könnten.

Die ökonomiſchen Kenntniſſe ſind noch weit entfernt, Gemeingut der Nation zu ſein; wenn man aber ſieht, wie ältere Oekonomiſten ſich noch alle Mühe geben mußten, um Dinge zu demonſtriren, die heute Niemand mehr zu bezweifeln wagt, dann ſehen wir, wie weit uns vorgearbeitet iſt. Intereſſant iſt aber, daß z. B. J. B. Say noch in dem zweiten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts folgende Erklärung machen zu müſſen glaubte: „Wollte man daraus, daß die ſteuerbelaſteten Länder, wie z. B. England, zugleich die reichſten ſind, ſchließen, ſie ſeien deßhalb reich, weil ſie mehr Steuern entrichten: ſo würde man mächtig irren und die Wirkung für die Urſache anſehen. Man iſt nicht darum reich, weil man zahlt, ſondern man zahlt,

weil man reich ist. Es wäre ein drolliger Einfall, wenn Jemand durch große Ausgaben reich werden wollte, weil sein Nachbar, welcher reich ist, viel ausgibt *). Offenbar bestreitet dieser seine Ausgaben von seinem Reichthume; aber aus seinen Ausgaben geht sein Reichthum nicht hervor. — Die Unterscheidung der Ursache von der Wirkung ist leicht, wenn die erstere der letzteren vorangeht; bleibt aber die Ursache fortwährend in Thätigkeit, und entsteht dadurch eine Gleichzeitigkeit ihrer Existenz mit der von der Wirkung, so ist eine Verwechselung Beider möglich. Man sieht daraus, daß, wenn eine Steuer auch oft durch ihre Verwendung Gutes stiftet, sie doch in Hinsicht ihrer Erhebung stets ein Uebel sei. Dieses Uebel haben gute Regierungen durch ihre Wirthschaftlichkeit von jeher zu vermindern gesucht: sie erhoben von ihren Völkern nicht alles, was möglich ist, sondern bloß, was sie unumgänglich consumiren mußten. Wenn indessen strenge Wirthschaftlichkeit eine der seltensten Tugenden der Regierungen ist, so rührt dies daher, daß sie nothwendig von Leuten umringt sind, deren Interesse es erheischt, daß sie keine solche üben. Einige darunter wissen durch Scheingründe darzuthun, wie Prunk und Glanz dem Gemeinwesen Vortheil bringe und wie es dem Staate heilsam sei, großen Aufwand zu machen. Andere behaupten zwar nicht, daß die Verschwendung der öffentlichen Gelder eine Wohlthat sei (in Beziehung auf die großen Bauten in Paris wird es in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch jeden Tag behauptet), beweisen aber durch Ziffern, daß die Völker keineswegs belastet seien und noch weit schwerere Auflagen bezahlen könnten, als die, welche ihnen jetzt zugemuthet sind. Andere endlich bringen Finanz-Pläne zum Vorschein und geben Mittel an, wie man die Cassen der Fürsten anfüllen könne, ohne die Unterthanen zu belasten. Allein Niemand kann mit dem Schlag einer Wünschelruthe aus nichts etwas schaffen. Der beste von allen Finanz-Plänen

*) Merkwürdiger Weise ist während der Einzeichnung zur österreichischen National-Anleihe von 500 Millionen Gulden, einer der großartigsten Finanzmaßregeln, die wir kennen, von einer Seite unter vielen triftigen der seltsame Grund zu Gunsten derselben angeführt worden, „daß Frankreich und England durch ihre Staatsschulden die reichsten Länder geworden seien." Dies könnte nur der Fall sein, wenn z. B. England für die 5000 Millionen Thaler, welche es innerhalb 22 Jahren zur Bekämpfung Napoleon's aufgebracht, productive Unternehmungen gemacht, z. B. Eisenbahnen gebaut hätte, welche eine Rente abwarfen, vermittels welcher das Capital nach und nach amortisirt werden konnte. Wie die Sachen aber stehen, sind Frankreich und England nicht durch, sondern trotz ihrer Staatsschulden reich geworden.

iſt, wenig auszugeben, und die beſte von allen Steuern iſt die kleinſte."

Unter den Grundſätzen, welche die Steuererhebung reguliren ſollen, ſtellt J. B. Say folgende Steuern als die beſten oder, da ſie ſtets ein Opfer ſind, als die wenigſt ſchlimmen hin:

1) die der Quote nach geringſten;

2) die, womit am wenigſten von ſolchen Laſten verbunden ſind, welche die Unterthanen drücken, ohne der Staats-Caſſe zu nützen;

3) die, deren Gewicht gleichmäßig vertheilt iſt;

4) die, welche der Reproduction am wenigſten ſchaden;

5) die, welche der Moralität, d. h. den für den Staat heilſamen Sitten, eher förderlich als hinderlich ſind.

Dieſelben Grundſätze gibt Adam Smith noch etwas deutlicher mit folgenden Worten:

„1) Die Unterthanen jedes Staates müſſen zur Unterſtützung der Regierung ſo genau als möglich nach dem Verhältniſſe ihrer Fähigkeit, d. h. nach Verhältniß der Einkünfte, welche ein Jeder unter dem Schutze des Staates genießt, beitragen. In der Beobachtung oder Vernachläſſigung dieſer Grundregel beſteht, was man die Gleichmäßigkeit oder Ungleichmäßigkeit der Beſteuerung nennt.

„2) Die Steuer, welche jeder Einzelne zu entrichten hat, muß nicht willkürlich, ſondern feſt beſtimmt ſein. Die Zeit der Zahlung, die Art und Weiſe derſelben und die Summe, welche entrichtet werden ſoll, alles dies muß dem Steuerpflichtigen ſelbſt, ſo wie jeder anderen Perſon klar und deutlich ſein. Wo dies nicht der Fall iſt, da ſteht jeder Steuerpflichtige mehr oder weniger in der Gewalt der Steuer-Einnehmer, die, wenn ſie ihm nicht wohl wollen, entweder ihn ſtärker belaſten oder durch die Drohung einer ſolchen Belaſtung von ihm Geſchenke oder ſonſtige Nebengefälle erpreſſen können. Die Unbeſtimmtheit der Beſteuerung befördert die Beſtechlichkeit und Unverſchämtheit einer Claſſe von Menſchen, die ſchon an ſich, ſelbſt da, wo ſie ſich von dieſen Fehlern frei hält, unpopulär iſt. Der Umſtand, das Jeder genau weiß, was er zu bezahlen hat, iſt im Steuerweſen ſo wichtig, daß, wie ich nach der Erfahrung aller Nationen glauben möchte, ſelbſt ein ſehr beträchtlicher Grad von Ungleichmäßigkeit lange nicht ein ſo großes Uebel iſt, als ein ſehr geringer Grad von Unbeſtimmtheit.

„3) Jede Steuer muß zu der Zeit und in der Weiſe erhoben werden, wann und wie es dem Steuerpflichtigen wahrſcheinlich am leichteſten fällt, ſie zu bezahlen. So würde eine von der Grund- und Hausrente erhobene Steuer, welche zu derſelben Zeit fällig iſt, wann die Grund- oder Hausrenten bezahlt zu werden pflegen, gerade zu der Zeit gefordert, die dem

Steuerpflichtigen am beſten paſſen dürfte, oder wo er doch aller Wahrſcheinlichkeit nach Geld in Händen haben wird, um die Auflage bezahlen zu können. Verbrauchsſteuern von Luxuswaaren werden am Ende alle von dem Conſumenten, und zwar meiſtens auf eine ihm ganz bequeme Weiſe bezahlt; er entrichtet ſie im Kleinen, ſo oft er dieſe Waaren zu kaufen Veranlaſſung hat. Da es überdies in ſeiner freien Wahl ſteht, zu kaufen oder nicht, ſo iſt es ſeine eigene Schuld, wenn ihm die Entrichtung ſolcher Steuern jemals ſehr läſtig werden ſollte.

„4) Jede Steuer ſoll ſo eingerichtet ſein, daß ſie aus der Taſche der Steuerpflichtigen möglichſt wenig über die Summe hinaus, welche ſie dem Staatsſchatze einbringt, nimmt und derſelben dauernd entzieht. Es kann eine Steuer auf vielerlei Art dagegen verſtoßen: Erſtens kann die Erhebung eine große Anzahl von Beamten erfordern, deren Beſoldung den größeren Theil des Ertrags der Steuern hinwegnimmt, und deren Sporteln die Unternehmer mit einer neuen Laſt beſchweren. Zweitens kann durch die Steuer ein Theil der Arbeit und des Capitals des Gemeinweſens von einer productiveren Anwendung zu einer minder ergiebigen gelenkt werden. Drittens kann ſie durch Confiscationen und andere Strafen, welchen diejenigen verfallen, die den mißlingenden Verſuch machen, der Steuer zu entgehen, dieſe häufig zu Grunde richten, wodurch zugleich der Nutzen, den das Publicum aus der Anwendung ihres Capitals hatte, verloren geht. Eine unvernünftig angelegte Steuer bietet die größte Verſuchung zum Schmuggeln. Viertens kann ſie den Unterthanen durch häufiges Viſitiren und verhaßte Nachſuchungen (die Weinſteuer in Frankreich) von Seiten der Steuer-Einnehmer viel Aerger, Mühe und Bedrückung verurſachen.“

Wenn eine Steuer zu hoch iſt, ſo wird der Steuerpflichtige genöthigt, entweder ſein Capital anzugreifen, was eine ſofortige Verminderung der Production nach ſich zieht und den Wohlſtand des Landes ſchmälert, oder ſeine Conſumtion einzuſchränken. Aber auch dadurch wird indirect der Production ein Nachtheil zugefügt, weil die Nachfrage nach Gütern ſich vermindert. Aus dieſer Erfahrung iſt in der Finanz-Verwaltung das Sprüchwort entſtanden, daß „zwei Mal Zwei nicht Vier mache“. Denn indem zu hohe Steuern die Production des Landes ſchwächen, vermindern ſie für ſpätere Zeit auch die Steuerkraft, und die Regierung hat künftig weniger Hülfsquellen als vorher. Bleibt das Steuer-Quantum aber je nach den Vermögens- und Erwerbs-Verhältniſſen des Landes unter einer gewiſſen Gränze, dann iſt es nicht nöthig, daß daſſelbe durch Erſparung in der Conſumtion bezahlt werde, ſondern es kann aufgebracht werden durch Vermehrung der Production.

Ein ſolches Beiſpiel ſahen wir an England während der Napoleoniſchen Kriege. Man nimmt an, daß die engliſche Regierung während dieſer zweiundzwanzig Jahre an Steuern und Staats-Anleihen gegen fünfzig Milliarden Francs verbraucht hat. Die Staats-Anleihen allein betrugen, wie wir an einem anderen Orte geſehen haben, fünftauſend Millionen Thaler. Trotz dieſer ganz unerhörten Anſpannung der Nationalmittel iſt es eine Thatſache, daß die Induſtrie Englands in Ackerbau, Gewerben und Handel bis dahin niemals größeren Aufſchwung genommen hatte. Es iſt Gewißheit, daß das National-Capital fortwährend noch im Wachſen begriffen war. Wir entnehmen alſo daraus, daß alle jene Laſten durch Vermehrung der Production gedeckt worden ſind.

Wie ſehr hingegen eine übertriebene Steuer den Verbrauch zu ſtören vermag, das ſehen wir am auffallendſten bei den Zöllen. Der hohe Weinzoll verbietet dem größeren Theile der Engländer den Genuß des Weines, den ſie ſehr billig aus Frankreich erhalten könnten; und die Staats-Caſſe hat nicht einmal einen Vortheil davon. Die Herabſetzung der Thee-Steuer in England hat vielmehr den Ertrag derſelben erhöht, indem ſie den Conſum ins Unglaubliche vermehrte. Die hohe Salz-Steuer in Braſilien nöthigt die Landwirthe, das Vieh nur um der Haut willen zu ſchlachten, die nach Europa exportirt wird, und das Fleiſch verfaulen zu laſſen. Würde das Salz um einen billigen Preis zu haben ſein, ſo würde man das Fleiſch einſalzen und nach Europa verſenden, wodurch ſowohl den Braſilianern ein Gewinn wie den Europäern eine kräftige Nahrung billig zu Theil würde.

Zuweilen kommt eine übermäßige Steuer nicht einmal der Staats-Caſſe zu Gut, ſondern die Erhebungsart iſt ſo koſtſpielig, daß der größere Theil des von den Steuerpflichtigen erhobenen Betrages in den Händen der Steuer-Beamten hangen bleibt.

Sully berechnete, daß im Jahre 1598 von 150 Millionen Livres, welche die Unterthanen zahlten, nur 30 Millionen in die Staats-Caſſe floſſen. Unter Necker beliefen ſich die Erhebungskoſten von 557,500,000 Livres nur auf 58 Millionen. In England iſt die Steuererhebung noch weit billiger, weil die Beamten ein anderes Geſchäft nebenbei betreiben.

Die geringeren Erhebungskoſten ſind einer der Hauptvorzüge der directen Steuern vor den indirecten.

Die Erhebungsart trägt nicht wenig dazu bei, den Druck der Steuern zu vermehren oder zu vermindern. Eine zu raſche Execution z. B. ſchadet der Steuerkraft ſehr; denn wie Say ſehr richtig bemerkt, iſt die Execution nichts Anderes, als wenn man ſagt: „Es fehlen dir die Mittel, fünf Thaler zu zahlen; folglich mußt du ſechs Thaler entrichten.“ Aus demſelben

und vielen anderen Gründen sind die Frohnden eine sehr unzweckmäßige Steuer, weil sie dem Dienstleistenden viel kosten, ohne dem Dienstempfänger viel einzutragen.

Turgot ließ einst von den französischen Ingenieuren einen Ueberschlag machen, welche Kosten die Unterhaltung und Anlegung der Landstraßen für ein gewöhnliches Jahr ausmachen würde. Er empfahl ihnen zugleich, ihre Ansätze so hoch zu stellen, als der Kostenbetrag nur jemals steigen könne. Sie schlugen ihn für ganz Frankreich auf 10 Millionen Livres an. Turgot schätzte den Verlust, welchen die Wege-Frohnden dem Volke verursachten, auf 40 Millionen.

Die Frage von der gerechten Vertheilung der Steuern hat schon viele Streitigkeiten hervorgerufen. Die Einen behaupten, daß der Staat sich nur vorzugsweise mit dem Schutze der Person, mit welcher das Eigenthum verknüpft ist, zu befassen habe, daß dem Staate gegenüber Alle gleich seien; und sie verlangen aus diesem Grunde — als Normal-Abgabe — eine gleichmäßige Personal- oder Kopfsteuer.

Die Anderen sind der Meinung, daß derjenige, dessen Eigenthum größeren Schutz erfordere, dem die gemeinnützigen Anstalten des Staates, dem Eisenbahnen, Posten, Canäle, Straßen, Rechtspflege, Polizei und wie sie alle heißen mögen, wegen seiner größeren, ausgedehnteren Industrie mehr Nutzen bringen, auch einen verhältnißmäßig größeren Antheil an den Staatslasten tragen müsse. Sie verlangen daher die progressive Einkommensteuer. Sie glauben dadurch nicht allein den Armen gerecht zu werden, sondern auch die grellen Vermögens-Verschiedenheiten auszugleichen, welche, wie auch wir anerkennen, ein Uebel sind.

Wir können weder dem einen noch dem andern Vorschlage beipflichten. Die progressive Einkommensteuer würde gleich einer Strafe denjenigen treffen, der Capital aufsammeln will. Die Capital-Ansammlung würde somit gehindert und dadurch die vorzüglichste Grundlage der Volks-Prosperität lahm gelegt werden. Eine ausschließliche Kopfsteuer aber ist nur da gerecht, wo die Gütergemeinschaft herrscht, oder wo die Vermögensverhältnisse der Bürger so gleich sind und die Steuer zugleich so gering ist, daß sie, wenn auch principiel unbillig, in der Ausübung erträglich wird. Das Letztere ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerica der Fall. Die Unions-Regierung bezieht außer den Zoll-Einkünften und dem Ertrage der nach und nach verkauften Ländereien nur eine Kopfsteuer von Einem Dollar, welche bei den Erwerbsverhältnissen Nordamerica's allerdings nicht drückend sein mag. Als Hauptsteuer eines civilisirten Landes, dessen Regierung allein auf die Steuerkraft des Volkes angewiesen ist, bleibt sie unhaltbar, weil

wegen der großen Vermögens-Ungleichheit der Menschen die ärmeren arbeitenden Classen auf die schreiendste Art bedrückt würden, während die reicheren diese Steuer kaum spürten.

Die Vernunft und die Billigkeit verlangen, daß die Steuern je nach den Kräften der Zahlenden bemessen werden; daß sie mehr von demjenigen Theile des Einkommens erhoben werden, welcher zur Consumtion von Ueberflüssigkeit verwandt wird, als von dem, der zur Anschaffung des Nothwendigsten dient.

Die Frage wäre mit diesem Einen Satze gelöst, wenn es nicht so schwierig wäre, das Ueberflüssige von dem Nothwendigen zu unterscheiden. Wir haben schon an einer anderen Stelle bemerkt, daß die Bedürfnisse — wie die Wärmeleiter — kein bestimmtes Niveau haben. Was für den Einen nur überflüssiger Genuß, ist für den Andern schon etwas Nothwendiges. Je nach Zeit und Ort, nach Alter und Stand der Personen schwankt die Summe der Bedürfnisse auf und ab, so daß sich ein absolutes Gesetz nicht aufstellen läßt.

Abwärts gibt es indessen eine Gränze, unterhalb welcher das Leben aufhört. Unter der Summe, welche eine gewöhnliche Tagelöhner-Familie jährlich braucht, kann das Jahres-Einkommen, welches der Fond ist, von dem die Steuer erhoben wird, nicht herabsinken, ohne die Existenz der Individuen selbst in Frage zu stellen. Nimmt man diese Summe, wenn man will, zu etwa 200 Fl. an, und steigt man von da aufwärts, so geräth man auf ein schlüpfriges Feld, von welchem eben Viele auf das Thema der progressiven Einkommensteuer abgleiten. Vergegenwärtigen wir uns nämlich den schon erwähnten Fall: eine Familie hat 300 Fl. jährliches Einkommen; eine andere hingegen 300,000 Fl. Wenn nun von allem Einkommen gleichmäßig 1 pCt. erhoben wird, so zahlt die erstere 3 Fl., die letztere 3000. Nun ist es aber klar, daß bei 300,000 Fl. Einnahme 3000 viel leichter entbehrt werden können, als bei 300 Fl. Einnahme 3 Fl. Mit 297,000 Fl. kann jene Familie noch völlig so anständig leben, wie mit der vollen Summe, sie braucht sich keinen der feinsten Genüsse zu versagen; während die 3 Fl. der andern Familie auf mehrere Sonntage Fleisch verschafft hätten, das sie wahrscheinlich entbehren muß. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die erstere Familie lange nicht 297,000 Fl. braucht, sondern höchstens 30,000 Fl. im Jahre verzehrt. Nun hat es den Anschein völliger Billigkeit, wenn man dieses Einkommen, um ärmere Steuerpflichtige zu erleichtern, mit einer progressiven Steuer belegte und sie etwa 100,000 Fl. zahlen ließe. Allein die Folgen kämen bald zu Tage. Diese Familie würde, so bald als möglich, sammt ihrem Vermögen das Land verlassen. Vermöchte sie dies nicht, und könnte sie ihr Vermögen nicht verheim-

lichen, so würde sie die Production so nachlässig betreiben als möglich und kein Capital mehr sparen, weil der Ueberschuß doch nur dem Staate zu Gute käme. Dadurch würde aber der Fond, welcher die Industrie des Landes speis't, endlich ganz erschöpft werden, das Volk würde immer weniger Arbeit erhalten; die Concurrenz würde wegen steigenden Angebots von Arbeit und sinkenden Vorraths von Capital den Arbeitslohn vermindern, bis jene Familie statt 300 Fl. vielleicht nur noch 200 Fl. zu verdienen hätte; die Bevölkerung sänke ins tiefste Elend und das Land schließlich an den Bettelstab. So innig hängt eben die Wirkung der Capital-Ansammlung mit dem Arbeitslohne zusammen. Gerade jene Arbeiter-Familie mit jährlichen 300 Fl. verlöre am meisten bei einer progressiven Einkommensteuer; sie würde gewiß vorziehen, die 3 Fl. zu zahlen, so hart diese Steuer auch erscheinen mag. Wir haben das Beispiel etwas grell hingestellt; allein in größerem oder geringerem Grade würde diese Wirkung eintreten, je nachdem die progressive Einkommensteuer bescheidener oder umfassender wäre. Wir müssen daher J. St. Mill vollkommen beistimmen, wenn er sagt: „Die Befreiung zu Gunsten des geringeren Einkommens sollte nicht weiter ausgedehnt werden, als zum Unterhalt des Lebens und der Gesundheit, so wie zur Befreiung von leiblichem Ungemach eben nöthig ist.“ Als dieses Minimum nimmt er 1200 Fl. an; eine für die englischen Erwerbs-Verhältnisse vielleicht passende, für uns schon zu hohe Summe. Unserer Ansicht nach ist die Einkommen-(Classen-)Steuer in Preußen nach den billigsten Grundsätzen vertheilt, weil sie nicht allein die Einnahme, sondern auch die Ausgabe, die Lebensweise, den Stand und die Zahl der Familie in Anschlag bringt. Doch wir kommen auf diesen Gegenstand weiter unten zurück.

Wie es billig ist, einen gewissen Grad des Einkommens vom Arbeitslohn unbesteuert zu lassen, so müßte auch — wir wiederholen es hier — ein bestimmtes Minimum des vom Capital gewonnenen Einkommens von der Steuer befreit sein. Denn für solche, die sich nicht durch Arbeit ernähren können, wie Kranke, Witwen, Waisen, und bloß von einem kleinen Vermögen leben, das ihnen ein dürftiges Auskommen gibt, wäre es sehr hart, dieses durch die Steuer noch mehr geschmälert zu sehen.

Eben so sind, unseres Erachtens, Pensionen und Leibrenten dem Einkommen aus dem Capital nicht ganz gleich zu setzen. Denn nehmen wir den Fall, daß Kinder vorhanden sind, so muß derjenige, welcher eine Pension oder Leibrente bezieht, von dieser zurücklegen, um seinen Kindern einen Fond zur Begründung ihrer Existenz zu hinterlassen, während der Capitalist nichts zu sparen braucht, weil sein Vermögen diesen Fond bereits bildet.

Wir haben geſehen, daß die progreſſive Einkommenſteuer ſchädlich wäre, weil ſie die Anſammlung des Capitals hindern, letzteres gar aus dem Lande verſcheuchen und dadurch das für die Arbeit nöthige Werkzeug der armen Bevölkerung rauben würde. Aus demſelben Grunde iſt jede Steuer verwerflich, welche das Capital trifft.

Die Acciſe, welche beim Eigenthums-Uebergang der Güter von einer Hand in die andere zu entrichten iſt, und die in den meiſten civiliſirten Ländern einen ſehr hohen Betrag, 1 bis 3, ja, 5 pCt. erreicht, trifft lediglich das Capital. Denn faſt ohne Ausnahme muß der Verkäufer dieſe Abgabe tragen, weil er verkaufen muß, oder gern verkaufen möchte, während der Käufer ſelten in der Nothwendigkeit ſich befindet, zu kaufen. Wenn alſo von einem Gute, das 20,000 Fl. werth iſt, eine Acciſe von 5 pCt. genommen wird, ſo wird der Käufer, wenn geſetzlich er die Abgabe bei der Ausfertigung des Kaufbrieſes zu entrichten hat, nur 19,500 Fl. für das Gut geben. Die Fälle, wo der Käufer ſo mit dem Kauf zu drängen veranlaßt iſt, daß er die Abgabe übernimmt, ſind äußerſt ſelten; aber auch dann trifft ſie das Capital; denn er muß das Beſitzthum um ſo höher anſchlagen, und das Einkommen davon wird verhältnißmäßig um ſo geringer ſein.

Je höher dieſe Abgabe iſt, um ſo weniger wird Jemand ohne ſehr dringende Beweggründe ein Gut verkaufen oder kaufen. Durch ſolche Erſchwerung im Eigenthumswechſel wird aber verhindert, daß der Grund und Boden je immer in die induſtrielliſten Hände kommt, d. h. in diejenigen Hände, welche ihn am wirthſchaftlichſten ausbeuten, durch rationelle Landwirthſchaft und techniſche Verbeſſerung den größtmöglichen Ertrag davon erzielen. Der materielle Fortſchritt des Landes wird alſo durch eine ſolche Steuer weſentlich gehemmt, die Capital-Anſammlung wegen minderer Production erſchwert und ſchließlich die Steuerkraft des Landes ſelbſt verringert.

Eben ſo verhält es ſich mit der Erbſchaftsſteuer. Sie wird vom Capital genommen, weil der Erbe nicht Zeit hat, das Eingehen des Einkommens abzuwarten, um ſie zu bezahlen. Wenn Jemand 100,000 Thaler erbt und davon 5 oder 8 pCt. an den Staat abgeben muß, ſo erhält er zwar immer noch 95- oder 92,000 Thaler, und dies ſollte beim erſten Anblick für einen lachenden Erben noch genug ſein. In der That, wenn es ſich bloß um den Erben handelte, ſo könnte man namentlich bei entfernten Seitenverwandtſchaften noch radicaler mit der Hinterlaſſenſchaft umſpringen und nach progreſſiver Beſteuerung 10, 20, 40, 50 pCt. wegnehmen. Allein das Capital liegt in der Regel nicht unbenutzt im Kaſten, es iſt in induſtriellen Geſchäften angelegt, und wenn von einer Erbſchaft 5 pCt. von

Staats wegen genommen werden, ſo werden der Induſtrie 5000 Thaler Betriebs-Capital entzogen, und die Production des Landes wird um den entſprechenden Theil geringer.

Das hat ein ſehr wohlwollender Menſchenfreund, Hilgard der Aeltere, nicht bedacht, als er in einer Schrift: „Zwölf Paragraphen über Pauperismus und die Mittel, ihm zu ſteuern," die progreſſive Erbſchaftsſteuer, d. h. eine Aenderung der Inteſtat-Erbfolge, als ein Radical-Mittel zur Abſchaffung der Noth des Volkes vorſchlug, damit ein „Erb-Fond" gegründet werde, durch welchen Unbemittelte ausgeſtattet werden ſollen.

Nach des Verfaſſers Antrag ſollten dem allgemeinen Erb-Fond für Unbemittelte künftig anheimfallen:

a) Alle Inteſtat-Erbſchaften, ihrem ganzen Betrage nach, wenn der Verſtorbene weder Deſcendenten, noch Aſcendenten, noch Seitenverwandte bis zum vierten Grade einſchließlich hinterläßt.

b) Von jeder Inteſtat-Erbſchaft, welche nach den beſtehenden Geſetzen einem oder mehreren Seitenverwandten des vierten Grades zufällt, die Hälfte.

c) Von jeder Inteſtat-Erbſchaft, welche einem oder mehreren Oheimen oder Tanten zufällt, ein Drittheil.

d) Von jeder Inteſtat-Erbſchaft, welche einem oder mehreren Neffen oder Nichten, oder deren Deſcendenz, zufällt, ein Viertheil.

e) Bei Inteſtat-Erbſchaften, welche einem oder mehreren Brüdern oder Schweſtern, vollbürtigen oder halbbürtigen, zufallen:

von den erſten 5000 des Nachlaſſes nichts,
von jedem weiteren Betrage bis zu 10,000 10 pCt.
von jedem Betrage über 10,000 bis zu 20,000 11 „
„ „ 20,000 bis zu 30,000 12 „
„ „ 30,000 bis zu 40,000 13 „
„ „ 40,000 bis zu 50,000 14 „
„ „ 50,000 bis zu 60,000 15 „ u. ſ. w.

f) Bei Inteſtat-Erbſchaften, welche einem oder mehreren überlebenden Aſcendenten zufallen, ſollen dieſelben Beſtimmungen gelten, wie bei Brüdern und Schweſtern.

g) Bei Inteſtat-Erbſchaften, welche einem oder mehreren Deſcendenten des Verſtorbenen zufallen, ſollen folgende Antheile dem allgemeinen Erb-Fond für Unbemittelte gehören:

von den erſten 10,000 des Nachlaſſes nichts,
von jedem weiteren Betrage bis zu 20,000, 4 pCt.,

von jedem Betrage über 20,000 bis zu 30,000 5 pCt.,
„ „ 30,000 bis zu 40,000 6 „
„ „ 40,000 bis zu 50,000 7 „
„ „ 50,000 bis zu 60,000 8 „ u. ſ. w.

Um der Umgehung eines ſolchen Geſetzes durch Teſtaments-Errichtung vorzubeugen, verlangt der Verfaſſer für den Erb-Fond die Ausſchließung eines Pflichttheils, über welchen der Erblaſſer nicht zu gebieten hätte, u. ſ. w.

Auf den erſten Anblick hat dieſer Vorſchlag etwas Verlockendes. Der Gedanke, daß lachende Erben des ſechsten, ſiebenten oder zehnten Grades, welche eigentlich in gar keinem intimen Familien-Verhältniſſe mit dem Erblaſſer ſtehen, die gar keinen Beitrag zur Erwerbung des Vermögens desſelben geliefert haben, was doch bei Deſcendenten häufig der Fall iſt, — von dem Erbrecht ausgeſchloſſen werden ſollen, ſcheint an ſich keine beſondere Ungerechtigkeit zu enthalten. Iſt es ja eine bloße Laune des Glückes, eine Gunſt des Zufalls, welche nicht durch die mindeſte Arbeit oder Mühe erkauft zu werden braucht, und welche eine beſondere Bevorzugung des Geſetzes nicht verdient. Durch die progreſſive Erbſchaftsſteuer würde Niemand in ſeinem Eigenthum gekränkt, für Manchen ſogar einer für ſeine Arbeitskraft ſchädlichen Veränderung vorgebeugt.

So ſtellt ſich die Sache auf den erſten Anſchein dar. Betrachtet man ſie aber näher, ſo findet man, daß das Hinterlaſſenſchafts-Vermögen nicht unbenutzt da liegt, wo es ſofort genommen werden könnte, ſondern daß es in der Landes-Induſtrie angelegt iſt und Tauſende von Arbeitern in Beſchäftigung ſetzt. Wird nun dieſes Capital aus der Induſtrie zurückgezogen, ſo iſt um dieſe Summe für die Arbeiter weniger Beſchäftigung vorhanden; eine Anzahl hat gar keine Arbeit, oder Viele haben weniger Verdienſt, ſo lange, bis das Capital wieder durch die neuen Eigenthümer angelegt wird. Setzen wir nun den günſtigſten Fall; nehmen wir an, daß das durch die Steuer eingezogene Capital in dem „Erbſchafts-Fond für Unbemittelte" nicht lange liegen bleibt, daß es bald an dieſe „Unbemittelten" vertheilt wird, und daß dieſe es eben ſo productiv anlegen oder zu verwenden wiſſen, als es vor Erhebung der Erbſchaftsſteuer angelegt war: — ſo iſt doch der Gewinn verloren, welcher in der Zwiſchen-Periode von dem Einziehen der Steuer bis zur neuen Anlage hätte gemacht werden können. In dieſem günſtigſten Falle iſt alſo ſchon Verluſt für die National-Production entſtanden. Dieſer günſtigſte Fall wird aber ſehr ſelten eintreten. Es iſt vielmehr anzunehmen, daß das Capital ſo, wie es angelegt iſt, bevor es durch die Steuer erhoben wird, am productivſten benutzt wird, daß es jedenfalls gewinnbringender angelegt iſt, als ſpäter, wo die unterſtützten „Unbemittelten" ſich erſt ein neues Geſchäft damit zu gründen ſuchen,

wobei ſtets Lehrgeld bezahlt werden muß. Es iſt anzunehmen, daß das Capital in ſeiner neuen Verwendung, abgeſehen von dem Verluſte der Zwiſchen-Periode, eine geraume Zeit braucht, bis es den Gewinn wieder bringt, den es bei der erſten Anlage brachte. Die National-Production erleidet alſo poſitiv und durch die Außerbrodſetzung vieler Arbeiter negativ einen empfindlichen Verluſt. Den nachtheiligſten Geſichtspunkt haben wir aber noch gar nicht betrachtet. Es iſt ſehr fraglich, ob die unterſtützten Armen das ſo leicht gewonnene Capital ſo gut anlegen werden. Nach dem Sprüchworte: „Wie gewonnen, ſo zerronnen", iſt es vielmehr nicht ſo unwahrſcheinlich, daß ſie nicht ſo viel Sorgfalt darauf verwenden, als ein Eigenthümer, der es kraft der Arbeit oder kraft Erbrechts erworben hat. Außerdem aber würde für die Erblaſſer ſelbſt ein großer Trieb zum Capitalſparen wegfallen, mag die Steuer nun zur Unterſtützung von „Unbemittelten" verwandt werden oder in die Staats-Caſſe fließen.

Das einzige Mittel, um die bemerkten Uebelſtände zu vermeiden, wäre, wenn der Staat ſich anheiſchig machte, das Capital der ihm heimfallenden Erbſchaften ſtehen zu laſſen, oder auf eine nachweisbar eben ſo productive Art (z. B. zum Bau von Eiſenbahnen) zu verwenden. Unter einer ſolchen Vorbedingung ließe ſich über die Zweckmäßigkeit der Steuer ſtreiten. Auch dann aber könnten nur ganz entfernte Grade von der Erbſchaft ausgeſchloſſen werden, damit der Trieb zur Anſammlung von Capital nicht unterdrückt werde; denn das Erbrecht iſt nächſt der eigenen Benutzung eine der beſten Stützen des Eigenthums, dieſes Fundamentalſteins der Civiliſation.

Der erwähnte Vorſchlag, die durch eine ſolche Erbſchaftsſteuer gewonnenen Capitalien zur Unterſtützung von Unbemittelten zu verwenden, an ſich ſelbſt, läuft auf das engliſche Armen-Geſetz hinaus, von dem Malthus (ſiehe das Geſetz der Bevölkerung) ſchon bewieſen, daß es das Elend der Armen noch vergrößert hat. Eine ſolche Unterſtützung würde die Thatkraft der Unbemittelten, ſich ſelbſt zu helfen, vermindern; die Erleichterung der Lebensunterhaltung würde ſie reizen, ſehr frühzeitige, leichtſinnige Ehen abzuſchließen, und nach einiger Zeit würde die Zahl der Armen ſo angewachſen ſein, daß der reichſte Ertrag der Erbſchaftsſteuer nicht mehr für ſie hinreichen würde; wenn auch die Production des Landes nicht nebenbei mit zurückgegangen wäre, wie es beſtimmt vorauszuſehen iſt.

Ganz dasſelbe müſſen wir ſagen zu dem Vorſchlage, welchen im April 1852 eine erlauchte Feder in der Frankfurter Poſtzeitung gemacht hat. Unter anderen Mitteln der Geſetzgebung, welche der Noth der unteren Claſſen abhelfen ſollen, glaubt der vornehme Verfaſſer der genannten Artikel eines in einer wohlgeregelten und wohlgeleiteten Auswanderung gefunden

zu haben. Um die Mittel dazu herbeizuſchaffen, ſchlägt er eine freiwillige Vermögensſteuer vor.

„Würden nur alle diejenigen," ſagt der wohlmeinende Mann, „die im Beſitze irdiſcher Güter ſich befinden, die Reichſten und Höchſtgeſtellten natürlich nicht ausgeſchloſſen, ſich entſchließen, freiwillig und mit fröhlichem Herzen einen Theil der ihnen von Gott vertrauten Güter — die Reicheren etwa ein Zehntel, die Minderreichen, nur Wohlhabenden, vielleicht ein Zwanzigſtel derſelben — ihren darbenden Brüdern zum Beſten auf den Altar der Nächſtenliebe niederzulegen: — ſo würde für alle Auswanderer geſorgt ſein. Werkzeuge und Reiſekoſten könnten angeſchafft und beſtritten und der Grund und Boden in der neuen Heimat als feſtes Eigenthum für ſie erkauft werden. Hier vermag der Einzelne natürlich nichts. Aber in der Geſammtheit, in dem Zuſammenwirken aller einzelnen Kräfte, liegt die Möglichkeit zur Durchführung eines ſo großen Zweckes. Und ſind die Opfer, von denen wir hier ſprechen, in der That ſo außerordentlich groß? Sollte z. B. der, welcher 500,000 Fl. in ſeinem Beſitze hat, nicht ſehr leicht auch noch mit 450,000 Fl., der, welcher 100,000 Fl. ſein eigen nennt, nicht auch noch mit 90,000 Fl. u. ſ. w. anſtändig und ehrlich, ja, ſelbſt angenehm und gemächlich fortzuleben im Stande ſein?" u. ſ. w.

Der Verfaſſer mußte noch wenig über die Factoren der Güter-Erzeugung, über Capital und Arbeit, nachgedacht haben, als er dieſen Vorſchlag machte.

Wenn die verlangten Summen müßig da lägen, dann ließe der Antrag ſich etwa in Erwägung ziehen; allein mit dieſen Capitalien wird die Induſtrie des Landes geſpeiſ't. Wenn man ſie zurückzieht, verliert eine entſprechende Anzahl von Arbeitern die Beſchäftigung; ja, es verlieren nothwendig mehr Arbeiter die Beſchäftigung, als Arme mit der gewonnenen Summe überſiedelt werden können. Außerdem werden wahrſcheinlich die fleißigen, geſchickten Arbeiter außer Brod geſetzt, um vielleicht ungeſchickten und trägen eine Exiſtenz in America zu gründen, wobei man noch der Gefahr ausgeſetzt iſt, daß das neue Unternehmen gar nicht gelingt. Ein ſolcher Plan iſt alſo von falſchen Vorausſetzungen und Anſchauungen ausgegangen und daher völlig unhaltbar.

Die progreſſive Erbſchaftsſteuer iſt nirgends eingeführt; die einfache hingegen exiſtirt in vielen Staaten. Wir können aber auch ſie ſo lange nicht für zweckmäßig halten, als die Regierung dieſelbe vom Capital zu erheben gezwungen iſt. John St. Mill ſtimmt mit dieſer Anſicht nicht ganz überein und macht zu ihrer Bekämpfung einige Bemerkungen, die jedenfalls erheblich genug ſind, um eine Anführung zu verdienen.

„Daß die Besteuerung", sagt er, „ganz auf das Einkommen und gar nicht auf das Capital falle, liegt nicht in der Macht irgend eines Systems fiscalischer Anordnungen. Es gibt keine Steuer, die nicht zum Theil bezahlt wird aus dem, was sonst gespart worden wäre; keine Steuer, deren Betrag, wenn sie erlassen würde, ganz zu vermehrten Ausgaben und nicht wenigstens zum Theil zur Vermehrung des Capitals benutzt werden würde.

„Alle Steuern daher werden in einem gewissen Sinne zum Theil dem Capital entzogen, und in einem armen Lande ist es unmöglich, Steuern anzulegen, welche nicht die Vermehrung des National-Vermögens hindern. Aber in einem Lande, wo Ueberfluß an Capital und ein starker Hang zum Ansammeln vorhanden ist, wird diese Wirkung der Besteuerung kaum fühlbar sein. Wenn das Capital den Punkt erreicht hat, wo nur die ununterbrochenen neuen Verbesserungen bei der Production den alsbaldigen Stillstand seiner weiteren Vermehrung hindern, und wo es selbst diese Verbesserungen überflügelt, so daß sich Capitalgewinn nur noch durch Uebersiedlung von Capital und durch solche periodische Verheerungen (!), wie die Handels-Krisen sind, über dem Minimum (des Gewinnes) erhält, da entziehen die Steuern nur das vom National-Capital, was sonst durch Uebersiedlung oder durch commercielle Krisen verloren worden wäre, und bewirken daher nur, was diese gethan haben würden, daß nämlich für weitere Ersparung Raum gewonnen wird. — Deßwegen kann ich dem Einwande gegen Erbschafts- und Vermächtniß-Steuern, daß sie Steuern vom Capital seien, im reichen Lande keine Bedeutung beilegen."

Darauf ist zu erwidern, daß der Umstand, ob ein Land reich oder arm ist, mit der Thatsache, daß die Erbschaftssteuer das Capital angreift, nichts zu thun hat. Durch einen solchen Nebenumstand wird das üble Princip nicht aufgehoben. Der Sturm ist gefährlich, ob er auch den starken Baum schont und nur den schwachen in Stücke reißt. Mill wirft das für die Zukunft anzusammelnde Capital mit dem schon angelegten in Eine Kategorie; das ist nicht richtig. Auf das Capital, welches erst noch angehäuft werden soll, um dann erst productive Verwendung zu suchen, ist ein industrielles Unternehmen noch nicht gegründet oder erweitert, Arbeiter sind noch nicht darauf angewiesen. Das Capital des Erbschafts-Vermögens hingegen steckt wirklich in industriellen Unternehmungen; und wenn der Staat einen Theil dieses Capitals an sich zieht, so müssen diese um so viel eingeschränkt oder gar aufgegeben werden, und eine gewisse Anzahl von Arbeitern verliert die Beschäftigung. Wenn auch der Industrie-Unternehmer das Capital von anderswo erhält, so ist doch letzteres wieder einem anderen Geschäfte entzogen; denn daß alle aus der Erbschafts-Steuer an den Staat fallenden Summen sofort durch bereits geschehene Aufsparung neuen Capitals gedeckt

werden könnten, iſt ſehr precär; und ſelbſt im günſtigſten Falle iſt die Störung, welche in den Geſchäften verurſacht wird, von Nachtheil.

Die Gerichtsſporteln, welche eine heilſame Strafe für muthwillige Proceßkrämer ſind, können, wenn ſie zu hoch ſind, eine große Laſt für das Land werden, weil ſie hindern, daß das Volk zu ſeinem Rechte kommt. Gerade für die Armen iſt es von der höchſten Wichtigkeit, eine prompte und billige Juſtiz zu haben. Wo die Juſtizkoſten aber alles Maß überſteigen, wie in England, da muß der Arme ſich der Willkür des Reichen ſchutzlos unterwerfen. Dieſer Uebelſtand iſt eine große Schattenſeite Englands. Die ſicherſte Bürgſchaft für eine beſſere Zukunft in Deutſchland iſt die Juſtiz, ſeitdem ſie, wie in Preußen und jetzt in faſt allen deutſchen Staaten, reformirt und vereinfacht worden iſt. Durch ihre Unbeſtechlichkeit vor allen Rechtspflegen der Welt ſich auszeichnend, wird ſie nicht wenig dazu beitragen, den dem deutſchen Stamme innewohnenden Rechtsſinn zu ſtählen und ſo der Nation zu ihrer organiſchen Neugeſtaltung einen inneren Kern zu verleihen, an dem ſie ſich ſammeln und von ihm aus weiter bauen kann.

Confiscationen, welche vom Staate verhängt werden, treffen das Capital. Auch Geldſtrafen können es treffen, wenn ſie ſehr hoch ſind; und es bleibt jedenfalls fraglich, ob ſie ſo viel Nutzen ſchaffen, als ſie auf der anderen Seite der National-Induſtrie Schaden zufügen können.

Die Patentſteuer, d. h. diejenige Abgabe, welche ein Induſtrieller bezahlen muß, um die Erlaubniß zur Ausübung ſeines Gewerbes zu erhalten, wird vom Capital entrichtet.

Wenn die das Capital treffende Steuer nicht zu hoch iſt, ſo kann ſie durch das Einkommen leicht wieder erſetzt werden, — wie auf der anderen Seite auch eine Einkommenſteuer, wenn ſie zu hoch iſt, das Capital angreift.

„Steuern", ſagt David Ricardo, „ſind nicht nothwendig Capitalſteuern, weil ſie auf das Capital umgelegt ſind, — noch Einkommenſteuern, weil ſie auf das Einkommen umgelegt ſind. Wenn ich von meinem Einkommen von 1000 Thalern jährlich eine Steuer von 100 Thalern bezahlen muß, ſo iſt ſie wirklich eine Steuer von meinem Einkommen, wofern ich mich mit der Ausgabe von 900 Thalern begnüge; aber ſie wird eine Capitalſteuer ſein, wenn ich fortfahre, 1000 Thaler auszugeben.

„Das Capital, von welchem mein Einkommen herrührt, kann einen Werth von 10,000 Thalern haben; eine Steuer von 1 Procent von einem ſolchen Capital würde 100 Thaler betragen; — aber mein Capital würde unangegriffen bleiben, wenn ich mich, nach Zahlung dieſer Steuer, gleichfalls mit einer Ausgabe von 900 Thalern begnügte.

„Das Streben, welches Jedermann hat, im Leben seinen Rang zu behaupten und seinen Wohlstand auf der Höhe zu erhalten, die er einmal erreicht hat, verursacht, daß die meisten Steuern, mögen sie auf Capital oder Einkommen umgelegt sein, vom Einkommen bezahlt werden, und deßhalb muß mit der Zunahme der Besteuerung oder mit der Vermehrung der Staats-Ausgaben das jährliche Volks-Einkommen abnehmen, — das Volk müßte denn in Stand gesetzt sein, seine Capitalien und sein Einkommen verhältnißmäßig zu erhöhen. Es sollte die Sorge der Regierungen sein, die Neigung des Volkes hierfür zu ermuthigen und niemals solche Steuern aufzulegen, welche unausweichlich auf das Capital fallen; denn so lange sie dieses letztere thun, schmälern sie die Mittel zur Erhaltung der Arbeit und vermindern hierdurch die künftige Production des Landes.

„In England hat man diese Sorge vernachlässigt in der Abgabe von den gerichtlichen Bestätigungen der Testamente, in der Vermächtnißsteuer und in allen Taxen von der Uebertragung des Eigenthums von Todten auf Lebende. Wird ein Vermächtniß von 1000 Thalern einer Steuer von 100 Thalern unterworfen, so betrachtet der Vermächtnißnehmer seine Erbschaft nur wie 900 Thaler und fühlt keinen besonderen Beweggrund, an seinen Ausgaben 100 Thaler Steuer zu ersparen; hätte er aber wirklich 1000 Thaler erhalten und 100 Thaler als eine Steuer vom Einkommen, vom Weine, von Pferden oder von Bedienten zahlen müssen, so würde er wahrscheinlich seine Ausgaben vermindert oder doch nicht um diese Summe vermehrt haben, — und das Capital des Landes würde ungeschmälert geblieben sein."

„Steuern vom Eigenthums-Uebertrage von Todten auf Lebende", sagt Adam Smith, „fallen am Ende unmittelbar auf die Personen, auf welche das Eigenthum übertragen wird. Steuern vom Verkaufe auf Grund und Boden fallen insgesammt auf den Verkäufer. Der Verkäufer befindet sich fast immer in der Nothwendigkeit, zu verkaufen, und muß daher einen Preis nehmen, wie er ihn bekommen kann. Der Käufer ist kaum irgend einmal genöthigt, zu kaufen, und er wird daher nur einen Preis bezahlen, wie er ihm beliebt. (In rasch aufblühenden Ländern, wo Grund und Boden sehr gesucht ist, möchte die Steuer ausnahmsweise auf den Käufer fallen.) Er erwägt, was der Grund und Boden ihm, den Preis und die Steuer zusammengenommen, kostet. Je mehr er auf dem Wege der Steuer bezahlen muß, um so weniger wird er auf dem Wege des Preises zu zahlen geneigt sein. Solche Steuern fallen daher fast immer der durch die Nothwendigkeit gezwungenen Person zur Last und müssen folglich sehr hart und drückend sein. Stempel-Abgaben und Einschreibe-Gebühren von Schuldscheinen und Vertrags-Urkunden über Geld-Darlehen fallen insgesammt auf den Entleh-

ner und werden in der That immer durch ihn bezahlt. Abgaben derſelben Art fallen auf die gerichtlichen Parteien. Sie verbürgen beiden den Capitalwerth des ſtreitigen Gegenſtandes. Je mehr es koſtet, ein Eigenthum zu erwerben, um ſo geringer muß der reine Tauſchwerth ſein, wenn es erworben iſt. Alle Steuern von Eigenthums-Uebertragen jeder Gattung ſtreben, ſoweit ſie den Capitalwerth dieſes Eigenthums vermindern, die Mittel zu verringern, welche zur Erhaltung der Arbeit beſtimmt ſind. Sie ſind ſämmtlich mehr oder weniger verſchwenderiſche Abgaben, die das Einkommen des Fürſten, welcher ſelten andere als nicht producirende Arbeiter unterhält, auf Koſten des Volks-Capitals erhöhen, welches keine anderen als hervorbringende Arbeiter unterhält."

„Allein", fügt Ricardo hinzu, „dies iſt nicht der einzige Vorwurf gegen Steuern von Uebertragungen des Eigenthums; ſie verhindern, daß das Volks-Capital auf dem für das Gemeinweſen vortheilhafteſten Wege vertheilt wird. Was die allgemeine Wohlfahrt anbelangt, ſo kann dem Umſatze und Umtauſche aller Gattungen von Eigenthum nicht zu viel Leichtigkeit gegeben werden; denn durch dieſe Mittel vermag Capital jeder Art ſeinen Weg in die Hände derjenigen zu finden, welche es am beſten zur Vermehrung der Landes-Erzeugniſſe verwenden."

„Warum", fragt Say, „wünſcht der Einzelne ſeinen Grund und Boden zu verkaufen? Weil er eine andere Anlage in Ausſicht hat, in welcher ſein Capital mehr hervorbringen wird. Warum wünſcht ein Anderer dieſen nämlichen Grund und Boden zu kaufen? Um ein Capital anzuwenden, das ihm zu wenig einträgt, das nicht angelegt war oder deſſen Benutzung er einer Verbeſſerung fähig erachtet. Dieſer Umtauſch wird das allgemeine Einkommen vergrößern, indem er das Einkommen dieſer Parteien erhöht. Wenn aber die Laſten ſo unmäßig ſind, daß ſie den Tauſch hemmen, ſo ſind ſie ein Hinderniß der Erhöhung des allgemeinen Einkommens."

Auch ſolche Steuern ſind vorzugsweiſe verwerflich, welche den Sitten und der Moralität des Volkes ſchaden. Darunter ſind zu rechnen: die Lotterie; übermäßige Zölle, welche den Schmuggel hervorrufen, weil die Gefahr des Verluſtes geringer iſt, als der zu hoffende Gewinn. Durch den Schmuggel, welcher factiſch die Wirkung übertrieben hoher Zölle aufhebt, kann eine ganze Gegend ſo demoraliſirt werden, daß, wie die Criminal-Statiſtik nachweiſ't, auch die übrigen Verbrechen überhand nehmen.

Es gibt nichts Unwirthſchaftlicheres, als die Lotterie; denn je mehr man Einſätze macht, deſto mehr hat man Chancen, zu verlieren. Dazu ermuntert ſie eine Eigenſchaft der Menſchen, welche ohnehin der Production und dem Fortſchritte nicht förderlich iſt: — den Hang, vom Glücke zu er-

warten, was man nur von der Arbeit erlangen kann. Besonders aus dem Grunde aber wirkt das Lotto nachtheilig, weil gerade die ärmeren Classen, die nichts als ihre Arbeit haben, sich ihm vorzugsweise hingeben.

Wir haben einen Blick auf die Steuern geworfen, wie sie das Capital und das Einkommen treffen; nun wollen wir sie im Allgemeinen übersehen, wie sie die Ausgaben, die Consumtion berühren.

„Der Regel nach", sagt Say, „sind die Producte der ersten Nothdurft diejenigen, welche reproductiv consumirt werden, und jede Steuer, wodurch man sie bedrückt, schadet mithin der Wiedererzeugung. Noch durchgängiger gilt dies von den Rohstoffen der Gewerbe, die gar nicht anders als reproductiv consumirt werden können. Legt man eine übertriebene Auflage auf die rohe Baumwolle, so schadet man dadurch der Production von allen Geweben, deren Basis dieser Stoff ist. (Denn durch Vertheuerung der Waare nimmt der Verbrauch ab.) Wenn nun der Totalwerth, um welchen die Baumwolle durch die verschiedenen Manufacturen des Landes erhöht wird, sich jährlich auf fünfzig Millionen Gulden beläuft, die Auflage aber diese Betriebsamkeit um die Hälfte vermindert, so raubt die Steuer diesem Lande alljährlich, außer dem, was sie dem Staatsschatze zuwendet, noch fünfundzwanzig Millionen.

„In England und auch in Frankreich werden zur Aufmunterung der Manufacturen Prämien für die Einfuhr gewisser Rohstoffe ausgegeben. Dies heißt, in das entgegengesetzte Extrem versinken. Demselben Grundsatze gemäß müßte man statt einer Grundsteuer-Forderung allen denen, welche so gütig sind, das Feld zu bauen, eine Belohnung ertheilen; denn auch die Landbau-Industrie liefert den meisten Manufacturen Rohstoffe, und zwar namentlich das Getreide, welches zufolge des Verdauungs-Processes der Handarbeiter in Waaren umgestaltet wird, die mehr gelten als die consumirten Werthe."

Wenn die Steuern auf die nothwendigen Verbrauchs-Gegenstände schädlich sind, weil sie die Reproduction hindern, so sind solche, welche die Consumtion von Ueberflüssigem treffen, von keinem Nachtheil und, sofern sie die Capital-Ansammlung fördern, sogar nützlich.

Vom wirthschaftlichen Standpunkte aus ist daher die Luxussteuer vollkommen gerechtfertigt.

Nach dem, was wir in einem früheren Abschnitte über den Luxus vorausgeschickt haben, können wir über diesen Gegenstand kurz sein. Wir haben erwähnt, daß das Publicum mit einer Art von Vorliebe den Verschwender dem Geizigen vorziehe, — daß einer, der viel verzehrt, glänzende Feste gibt, mehr geehrt wird, als derjenige, welcher mit seinem Einkommen kargt, es zum Capital schlägt und auf Zinsen legt. Dieses Phänomen

erklärt sich leicht aus dem persönlichen Eigennutz. Vom Geizigen hat nur die Gesellschaft im Ganzen durch das ersparte Capital Vortheil, das Volk als Gesammtheit; vom Verschwender mag der Einzelne mehr Vortheil haben. Allein unsere Wissenschaft beschäftigt sich eben mit der Wirthschaft des Volkes, — der Gesammtheit, nicht des Sonder-Interesses.

Wir haben gesehen, daß der Luxus, wie die Bedürfnisse, sehr relativ ist, — daß für ein Volk Luxus sein kann, was für ein anderes Entbehrung ist. Die Volkswirthschaft ist auch durchaus kein Feind eines gewissen Aufwandes; im Gegentheil, ein solcher steigert die Production, weil die Menschen an immer mehr Bedürfnisse gewöhnt und dadurch gezwungen werden, mehr zu lernen, zu arbeiten, mehr und besser zu produciren. Allein diese gesteigerte Consumtion, diese größeren Bedürfnisse müssen sich durchaus nach den Vermögens-Umständen der Familie, der Stadt, des Landes richten, dürfen durchaus die Summe der Production nicht übersteigen, sondern von letzterer muß immer noch etwas zu weiterer Capital-Ansammlung gespart werden.

Wenn daher der große Haufe den Luxus unbedingt preis't, als bringe er Verdienst — er möge auch noch so sehr im Mißverhältnisse mit der Production stehen —, dann muß einer solchen Ansicht, als einer höchst verderblichen, entschieden entgegengetreten werden. Ein Luxus, der die Kräfte des Landes übersteigt, der die weitere Capital-Ansammlung hindert, muß beschränkt werden. So wie es daher unzweckmäßig ist, Steuern auf die nothwendigen Consumtions-Gegenstände zu legen, so zweckmäßig ist es, die überflüssigen Artikel mit einer Auflage zu belegen, die mit der Entbehrlichkeit des Gegenstandes steigt.

Eine Steuer auf Tabak ist völlig gerechtfertigt; da der Genuß des Tabaks aber schon zu einem, wenn auch nicht nothwendigen, so doch dringend gefühlten Bedürfnisse geworden ist, so wäre es nicht gerechtfertigt, ihn so hoch zu besteuern, daß die ärmere Classe den Genuß desselben sich versagen müßte. Das Interesse der Staatscasse mag da allein entscheiden; und dieses findet seine Rechnung bei möglichst starkem Absatze, der ohne billige Preise nicht möglich ist. Eine Steuer auf Luxus-Weine, wie Champagner, kann viel höher sein, weil dieser Wein so theuer ist, daß der Liebhaber davon ohnedies schon viel Ueberfluß haben muß, um sich zum Kaufe zu entschließen, und auch durch eine ziemlich hohe Abgabe sich vom Genusse desselben wohl nicht abschrecken läßt. Die Steuer auf Luxus-Pferde, Equipagen, Livree-Bediente kann eine sehr hohe sein, weil der Production nur genützt würde, wenn die Auflage deren Abschaffung zur Folge hätte. Dagegen müßte man eine gewisse Gränze festsetzen, weil z. B. Gelehrte oft ein Reitpferd ihrer Gesundheit wegen halten müssen und es unbillig wäre,

ſie deßhalb zu beſteuern. Die Steuer könnte bei zwei Pferden anfangen. Die höchſte Stufe der Steuern können die Auflagen auf ſolche Conſumtions- oder Vergnügungs-Gegenſtände einnehmen, deren Gebrauch abzuſchaffen wünſchenswerth iſt, z. B. das Einſperren von Singvögeln.

Höchſt verwerflich ſind dagegen Steuern, welche der Geſundheit nachtheilig werden können, wenn der Betroffene ſich ihnen zu entziehen ſucht, wie z. B. die Fenſter-Steuer in England, die ſogar das Tageslicht zum Gegenſtande der Ausbeutung macht.

Ganz zweckmäßig iſt aber wieder die Hunde-Steuer. Sie dürfte ſo hoch getrieben werden, daß die Betroffenen es vorzögen, die Hunde abzuſchaffen. Denn außer den Hof- und Schäferhunden, welche von der Abgabe in der Regel ausgenommen werden, iſt der Hund eines der nutzloſeſten und wegen der Hundswuth oft gefährlichſten Thiere; auch conſumirt die Summe aller Hunde eines Landes immerhin eine Anzahl von Lebensmitteln, die man — wenn man z. B. Schweine damit fütterte — reproductiv verwerthen könnte. Wer ſodann Hunde zum Vergnügen hält, wie Jagd-Liebhaber, der mag für ſein Vergnügen auch bezahlen; wer aber eine hohe Steuer für ein Thier zahlt, der wird es auch mit ſolcher Sorgfalt pflegen, daß die Tollſucht weniger zu fürchten iſt. Wir ſind aus dieſen Gründen der Anſicht, daß die Hunde-Steuer in den meiſten Ländern noch viel zu niedrig iſt.

Aus dieſen vorausgeſchickten Betrachtungen ergibt ſich, wie wichtig es iſt, die zweckmäßigſte Art der Steuer-Erhebung zu wählen. Denn ſie kann, wie z. B. unter Ludwig XIV. von Frankreich und ſeinen Generalpächtern, ſo unzweckmäßig ſein, daß unerſchwingliche Summen dem Volke erpreßt werden, wovon doch nur der zehnte Theil in die Staatscaſſe fließt. Die Steuern können ſo unmäßig ſein, daß das Capital angegriffen wird, während ſie, ſoll das Land gedeihen, niemals ſo viel wegnehmen dürfen, daß nicht noch etwas zur Vermehrung des Capitalſtocks übrig bleibt. Denn eine Nation muß, wie jede einzelne Familie, einen Nothpfennig für außerordentliche Zeiten und Fälle. ſich aufſparen, wenn ſie nicht von überraſchenden Unglücksfällen dem Untergange geweiht werden will. Ein Volk muß in gewöhnlichen Zeiten einen ziemlichen Ueberſchuß von Producten aufſparen, welcher als Capital zur größeren Reproduction dient, damit es einen Hülfsfond in Zeiten der Theuerung und des Krieges hat, denen man nicht entgehen kann. Wie wir ſchon an anderer Stelle geſehen haben, muß z. B. in wohlfeilen Jahren mit den überflüſſigen Bodenfrüchten mehr Vieh aufgezogen werden, als in gewöhnlichen Jahren nöthig iſt, damit man in theuren Jahren einen Rückhalt hat.

Wir haben geſehen, daß alle Steuern vom Einkommen genommen werden müſſen. Die Art und Weiſe der Erhebung nun kann eine zwie-

sache sein. „Entweder fordert man", sagt Say, „den Steuerpflichtigen geradezu einen Theil des Einkommens ab, welches man bei ihnen voraussetzt, — dies ist der Charakter der directen Besteuerung; oder man nimmt ihnen erst bei Gelegenheit von gewissen Consumtionen, die sie mittels ihres Einkommens vornehmen, irgend eine bestimmte Summe ab, — dies ist der Charakter der indirecten Besteuerung. Allein weder in dem einen, noch in dem anderen Falle bildet die besteuerte Sache, welche der geforderten Auflage zur Grundlage dient, eigentlich den steuerbaren Gegenstand, und es ist nicht nothwendig ihr Werth, wovon ein Theil erhoben wird, — sondern sie ist bloß ein mehr oder minder unvollkommenes Mittel, ein Einkommen kennen zu lernen, dem man beikommen möchte und das allein den eigentlichen steuerbaren Gegenstand ausmacht."

Sagen wir es kurz: Was der Staat verlangt, das sind Dienstleistungen der Unterthanen als Bezahlung für die Dienste, welche er selbst dagegen leistet, — Dienste, welche der Unterthan gern vom Staate gemacht sieht und dafür lieber einen Gegenwerth bietet, weil es ihm mehr gekostet hätte, diese Dienste sich allein selbst zu verrichten.

Nun kommt es darauf an, daß der Werth der gegenseitigen Dienste der Unterthanen und des Staates richtig abgeschätzt werde. Denn sonst kann es kommen, daß der Staat für seine Dienste mehr verlangt, als sie werth sind, und, wenn er die Bezahlung erpreßt, die Unterthanen so bedrückt, daß sie vorziehen, das Land zu verlassen. In einem solchen Falle nimmt die Auswanderung überhand, die Production des Landes nimmt ab, und der Staat hat nach einer Reihe von Jahren weniger Einkommen, als wenn er seine Dienste nicht so unbillig hoch angerechnet, die Steuern nicht so übertrieben angesetzt hätte. Es liegt also im beiderseitigen Interesse, Billigkeit obwalten zu lassen.

Die Frage, ob directe oder indirecte Besteuerung vorzuziehen sei, kann, wie vom wirthschaftlichen (ökonomischen), so auch vom staatlichen (politischen) Standpunkte beurtheilt werden.

Vom politischen Standpunkte aus bieten sich folgende zwei Betrachtungen dar:

Entweder will man eine stark controlirte Staatsgewalt, deren Functionen vom Volke oder dessen Vertretern so überwacht werden, daß kein Pfennig erhoben oder ausgegeben werden kann, ohne daß es den Unterthanen sehr fühlbar bemerklich ist, — eine Staatsgewalt, welche möglichst wenig Gewalt über die Steuerkräfte der Einzelnen haben soll, weil diese, indem sie jede Steuererhöhung sehr stark fühlen, auch starken Widerstand dagegen leisten; — dann muß man die directe Besteuerung wählen.

Wer indeſſen glaubt, daß durch einen ſolchen Zuſtand die Staatsgewalt mehr gebunden würde, als es mit dem Nationalwohle verträglich iſt, wer eine ſtarke, möglichſt unabhängige Regierung will, — der muß die indirecte Beſteuerung vorziehen, weil dieſelbe nicht leicht zu controliren und den einzelnen Steuerpflichtigen wenig fühlbar iſt.

Vom wirthſchaftlichen Standpunkte aus haben die directen Steuern den Vortheil, daß ihre Erhebung bedeutend billiger iſt, als die der indirecten, — den Nachtheil, daß es ſchwer iſt, die Höhe des Einkommens bei jedem Einzelnen genau zu beſtimmen.

Die indirecten Steuern, die ſämmtlich auf der Verzehrung liegen, haben zwar den Nachtheil, daß ihre Erhebung wieder einen großen Theil der Steuer verſchlingt; ſie treffen aber das entbehrliche Einkommen mit ziemlicher Sicherheit, weil der Mittelloſe ſich der Steuer entziehen kann, indem er ſich den Genuß des beſteuerten Productes verſagt.

Freilich könnte auch von der directen Steuer geſagt werden, daß ihr Betrag durch Einſchränkung in Conſumtions-Gegenſtänden erſpart werden könnte; allein es wird ſtets mit mehr Widerwillen geſchehen, wenn man muß, als wenn man nur will.

Welche nun auch die Vorzüge und Nachtheile der beiden Erhebungsarten der Steuern ſeien, in der Praxis wird ein gemiſchtes Syſtem nicht zu vermeiden ſein, wo die Staatsverhältniſſe nicht — wie in einzelnen Cantonen der Schweiz — ganz beſonderer Umſtände wegen ſo einfach ſind, daß die Niedrigkeit der Steuer überhaupt die ausſchließliche directe Steuererhebung ermöglicht.

Die Schweiz hat als neutrales, durch das Gleichgewicht der Mächte geſchütztes Land ein ſtehendes Heer nicht nöthig, welches Deutſchland nicht entbehren kann, weil es ſonſt Gefahr liefe, vom Oſten und Weſten erobert und getheilt zu werden.

Ein Hauptvorzug der indirecten Steuern iſt es jedenfalls, daß ſie zu einer Zeit und in einer Weiſe erhoben werden, die wahrſcheinlich dem Steuerpflichtigen am gelegenſten ſind, weil er ſich ſonſt der Conſumtion, auf welcher ſie liegt, entſchlagen würde.

Dagegen haben die Verbrauchs-Steuern wieder den Nachtheil, daß der Producent dieſelben in der Regel dem Staate vorſchießen muß, — ſei es, daß ſie an der Gränze, als Zoll, oder ſonſt erhoben werden. Die Steuer wird dann auf die Waare geſchlagen; allein der Verzehrer hat nicht allein die Steuer bloß zu bezahlen, ſondern auch die Zinſen für das vom Producenten auf die Steuer vorgeſchoſſene Capital. Dadurch werden die indirecten Steuern bedeutend über die Summe erhöht, die der Staat wirklich bezieht und die dann noch von den Erhebungskoſten decimirt wird.

Ein Kattun-, ein Tabaks-Fabricant z. B., wenn er für sein Rohproduct oder sein Halbfabricat jährlich 100,000 Thaler an Zöllen bezahlt, muß dieselben vorschießen und diesen Vorschuß dann ratenweise auf die einzelnen Waaren legen. Wenn er nun ein Jahr braucht, bis er seine eigenen Producte verkauft, und mit 100,000 Thalern zehn Procent Gewinn machen würde, so müssen die Consumenten ihm diese 10,000 Thaler ersetzen. Der Staat hat also 100,000 Thaler — und nach Abzug der Erhebungskosten vielleicht nur 80,000 Thaler — erhalten, während die Steuerpflichtigen 110,000 Thaler bezahlt haben.

Die directen Steuern machen dagegen außerordentlich geringe Erhebungskosten, weil sie von den Magistraten umgelegt und eingezogen werden können.

Wir haben gesagt, daß die Steuern nur vom Einkommen genommen werden sollen. Die Quellen des Einkommens sind *Capital-Gewinn* und *Arbeitslohn*. Betrachten wir nun in Beziehung auf beide die *directen Steuern*.

Die directen Steuern werden erhoben vom Capital-Gewinne je nach der Weise, wie das Vermögen angelegt ist. Besteht das Capital in liegenden Gründen, dann heißt die Auflage — die *Grundsteuer*; besteht es in Häusern — die *Häusersteuer*; steckt es in einem industriellen Geschäfte — die *Gewerbesteuer*. Manche Regierungen glauben das Einkommen vom Capital abzuschätzen nach dem Aufwande, welchen Jemand an Möbeln macht, und erheben eine *Mobiliarsteuer*. Diese ist schon verwandt mit den Luxussteuern, welche allerdings auch den directen Steuern zugerechnet werden müssen.

Wenn wir zuerst von der Grundsteuer sprechen, so sind wir bei der Haupt-Controverse angelangt, in welche wir in diesem Werke mit der bisherigen Theorie getreten sind. Die Grundsteuer soll nämlich nach allen Oekonomisten die Bodenrente treffen. Da es aber das, was sie unter Bodenrente verstehen, nicht gibt, so würde auch die specielle Grundsteuer wegfallen, soweit sie nicht eine Steuer auf den gewöhnlichen Capital-Gewinn ist.

Von der Ungerechtigkeit und der drückenden Wirkung der Grundsteuer sind aber auch einige Bekenner der Bodenrente überzeugt. J. St. *Mill* hält eine Grundsteuer nur dann für gerecht, wenn sie nicht rückwirkende Kraft hätte, sondern von dem in Zukunft durch die bloße Wirkung natürlicher Ursachen herbeigeführten Zuwachs der „Bodenrente" genommen würde. Sonst ist ihm „jede besondere Besteuerung des Einkommens einer Classe, die nicht durch Steuern, welche die anderen Classen treffen, aufgewogen wird, eine Verletzung der Gerechtigkeit, die einer theilweisen Confiscation gleichkommt." — „Wo eine Steuer von der Bodenrente nicht allein steht,

ſondern durch Steuern von anderem Einkommen aufgewogen wird, fällt der Einwand, daß ſie den Gewinn für geſchehene Verbeſſerungen treffe, hinweg; denn ſobald Capital-Gewinn eben ſo gut beſteuert wird, als die Bodenrente, bezahlt der Capital-Gewinn, welcher die Form der Bodenrente einnimmt, nur ſeinen gebührenden Steuer-Antheil."

Wenn dies ein Bekenner der „Bodenrente" ſagt, dann können wir um ſo mehr dieſe Anſicht unterſchreiben.

Da das Grundeigenthum nur eine andere Form des Capitals iſt, das ſonſt auch in Häuſern, in Bodenfrüchten, Induſtrie-Erzeugniſſen, in Waaren und baarem Gelde beſteht, ſo darf es ſelbſtverſtändlich nicht zu einer Steuer herangezogen werden, die nicht die anderen Capitalien, wenn auch unter einem anderen Namen, gleichmäßig trifft. Zum Nachtheil der Landwirthſchaft hat die Theorie von der Bodenrente bewirkt, daß die Grundeigenthümer „als Monopoliſten, für welche die Natur unentgeltlich Werthe ſchafft," mit einer Steuer belegt wurden, welche die anderen Capitaliſten gar nicht traf, und daß, wenn man dann wirklich eine Steuer auf das Capital-Einkommen legte, die Grundeigenthümer noch einmal herangezogen wurden. Dieſe Ungerechtigkeit iſt eine doppelte, weil es dem Grundeigenthümer auch unmöglich iſt, ſich der Steuer zu entziehen; denn er kann ſein Capital nicht aus dem Boden zurückziehen, wie jeder andere Capitaliſt, und wenn er es thut, ſo kann dies nur mit einem Verluſte geſchehen, welcher der capitaliſirten Grundſteuer gleichkommt. Dieſe ungerechte Behandlung des Grundeigenthums, welche die Wiſſenſchaft durch ihre falſche Auslegung des Werthes wenigſtens theoretiſch auf dem Gewiſſen hat, iſt die vorzüglichſte Urſache, daß in vielen Ländern der Ackerbau in Verfall gerieth und in deſſen Folge auch die Induſtrie keinen Aufſchwung nehmen konnte; denn die Fabrication lebt von den Ueberſchüſſen und Erſparungen des Ackerbaues. In früheren Zeiten war die Grundſteuer allerdings faſt die einzige Art der Auflagen neben den Zöllen; allein damals war das bewegliche Eigenthum ſehr gering. Der Grund und Boden war der weſentlichſte Theil des Capitals.

Wie der Grundbeſitzer ſein Capital nicht zurückziehen kann, um dadurch der Grundſteuer zu entgehen, ſo kann er dieſe Auflage auch nicht auf die Conſumenten überwälzen; denn es ſind nicht nur die Schwankungen in den Aernten und Getreidepreiſen zu groß, ſondern auch die Concurrenz des Weltmarktes würde eine willkürliche Erhöhung des Preiſes der Bodenproducte vereiteln. England hat, neben der Eigenthümlichkeit der Inſel-Lage, die vor Invaſionen ſchützt, und der Eigenthums-Verhältniſſe, welche niedrige Pachtpreiſe erlauben, da zwei Drittel des Bodens in feſten Händen der Fideicommiß-Beſitzer ſind, die Blüthe ſeines Ackerbaues vor-

nehmlich seiner niedrigen Grundsteuer zu verdanken. Erst nachdem der Ackerbau sehr viel Capital aufgespart, begann dieses die Industrie und den Handel zu speisen. Die Blüthe der englischen Industrie in Handel und Manufacturen begann daher erst, nachdem der Ackerbau von den Opfern, welche die Revolution ihm auferlegt, sich erholt hatte.

Es ist eine allgemeine Klage, daß unsere Bauern so schwer zu Verbesserungen im Ackerbau, zu zweckmäßigeren Anlagen u. s. w. zu bringen sind. Mag man einen Theil dieser Fahrlässigkeit auf Rechnung der Liebe zur alten Gewohnheit, zur väterlichen Sitte schreiben, — auf Rechnung der geringeren Theilung der Arbeit auf dem Lande, welche die Betriebsamkeit vermindert; der andere Theil kommt gewiß daher, daß der Bauer mit Steuern zu sehr überbürdet ist, während der Capitalist, der nur von seinen Zinsen lebt, fast überall niedrig besteuert ist. Der Bauer ist oft gar nicht im Stande, das Capital aufzutreiben, welches er zu Verbesserungen nöthig hätte. Meistentheils sind die Güter auch noch verschuldet und geben einen so schlechten Ertrag, daß mit Mühe die Zinsen von dem Hypotheken-Capital abfallen, welches doch nur die Hälfte des Werthes repräsentirt. Der Ertrag eines Gütchens ist dann oft nicht höher, als der Arbeitslohn, den eine Familie erwerben würde, und wenn das Gütchen klein ist, so fällt die Steuer auf den Arbeitslohn und hat vom „Grunde" nur den Namen. Die Extreme sind stets dem Fortschritte abgeneigt. Wie übermäßiger Gewinn für den Capitalisten oder Unternehmer schwerlich ein Sporn sein wird, seine Anlagen, seine Productionsweise zu verbessern, so raubt zu niederer Gewinn alle Triebkraft und Erfindungslust. Die Landleute leben ein einförmiges, gedrücktes Dasein hin, welches sie gegen jeden feineren Genuß abstumpft. Die Beispiele liegen offen zu Tage. Nur wo außerordentlich günstige Umstände die Production oder Verwerthung der Producte erleichtern, so daß die Grundsteuer nicht mehr so schwer fällt, da kommt der Landbau empor. Jedesmal sehen wir dann aber auch bald die Industrie und den Handel in seinem Gefolge einen reicheren Aufschwung nehmen.

Die Oekonomisten haben durch ihre Theorie von der Bodenrente die Regierungen in Beibehaltung und Erhöhung der Grundsteuer noch bestärkt und dadurch großes Unheil hervorgebracht. Möchte mit der Einsicht, daß es keine „Bodenrente" gibt, auch die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Vertheilung der Auflagen auf das Einkommen von allem Capital Platz greifen. Durch diese Gerechtigkeit, welche von der Theorie wie von der Praxis gefordert ist (ein Widerspruch der Theorie mit der Praxis liegt stets in einem Fehler der ersteren), wird der Staat sich ein conservatives Element im Bauernstande gründen, das über alle Stürme hinweg hilft.

In Frankreich hat man zweimal den kolossalen Fehler begangen, den Ackerbau mit einem theoretischen Mißgriffe zu bedrücken. Die National-Versammlung besteuerte 1792 nur den Ackerbau aus physiokratischen Gründen und — ruinirte das Land. Die provisorische Regierung der Februar-Revolution (Ledru-Rollin) erhöhte die Steuer um 45 Centimes und — stürzte dadurch glücklicher Weise nur sich selbst.

Wie aus Gründen der Gerechtigkeit die ausschließliche Grundsteuer verwerflich ist, so ist sie es auch aus Gründen der wirthschaftlichen Klugheit. Der Staat muß darauf sehen, daß seine Einnahme-Quellen erstarken, daß die Unterthanen in Wohlstand und Bildung zunehmen; denn die Bildung befördert die Mehrproduction von Werthen wesentlich. Dem Staate muß also vorzüglich daran gelegen sein, daß der Landwirth seine Aecker verbessere, damit deren Ertrag sich fortwährend vermehre und wieder überflüssiges Capital an die Industrie und den Handel abgebe; der Staat muß wünschen, daß die Bauern selbst allmählich ihre Schulden amortisiren und daß so der Bauernstand zu einem tüchtigen, gebildeten Mittelstande emporwachse, der das sicherste Fundament der Ordnung, des Friedens und der Freiheit ist. Deßhalb darf der Staat dem Landmanne nicht den Capital-Gewinn so besteuern, daß er im Mißverhältnisse zu den übrigen Capitalisten bedrückt ist. Da alles Einkommen doch nur vom Capital und vom Arbeitslohne herkommt, so mag man ihn gleichmäßig mit allen Uebrigen treffen. Wollte man eine Classe von Producenten vor der anderen begünstigen, so müßte es gerade die ackerbautreibende sein, eben weil sie sich einer ungerechten Steuer nicht entziehen, weil sie dieselbe nicht auf die Consumenten wälzen, weil sie ihr Capital nicht zurückziehen und anders verwenden kann.

Die Steuer, welche auf dem Grunde und Boden haftet, drückt den Werth des letzteren. Weil es aber stets ein sicheres Zeichen des Gedeihens eines Landes, wenn der Preis des Grundeigenthums ein hoher ist, so müßte schon deßhalb die Grundsteuer eine möglichst niedrige sein. Man verlangt indessen keine Bevorzugung. Theorie und Praxis vereinigen sich jetzt vielmehr, um die Gleichstellung des Capitals in allen seinen Anwendungen gegenüber der Steuer zu verlangen. Die Steuer muß genommen werden vom Capital-Gewinne, — mag das Vermögen nun bestehen in Grundstücken, Wäldern, in Häusern, Bergwerken, in Manufactur-Anlagen, Maschinen, in Bodenproducten oder Fabrikwaaren, in Metall oder gemünztem Gelde, in Schuldscheinen oder Obligationen. Selbstverständlich kann auch nur das reelle Capital besteuert werden, nach Abzug der Schulden oder angeliehenen Capitalien, welche auf einem Geschäfte ruhen. Der Landwirth, dessen Gut 20,000 Gulden werth ist und der ein Hypotheken-

Capital von 10,000 Gulden darauf ſtehen hat, kann nur in Betreff der 10,000 Gulden, die ihm gehören, beſteuert werden, wogegen dann die Hypotheken-Gläubiger für die übrige Hälfte zu ſteuern haben. Dieſer Umſtand gibt bei der Umlegung der Steuer zu vielen Unterſchleifen Anlaß, indem Manche Capitalien ausleihen und für ihr eigenes Geſchäft deren borgen. Das ſcheint die Veranlaſſung zu ſein, daß z. B. im Canton Thurgau in der Schweiz auch für verſchuldetes Vermögen die Steuer vom Capital-Gewinne theilweiſe gezahlt wird in der Art, daß z. B. für unverſchuldeten Beſitz Ein Procent, für verſchuldeten ein halb Procent bezahlt werden muß. Mißſtände gibt es allerdings bei der directen Einkommenſteuer; allein dieſelben laſſen ſich auch vermindern durch eine geregelte Hypotheken-Ordnung und durch ſachverſtändige, geſchworene Prüfungs-Männer. Die Verſuche, welche in neueſter Zeit mit dem Auflegen der Einkommenſteuer auch in mehreren deutſchen Staaten gemacht worden ſind, haben die gefürchteten Mißſtände als zum großen Theile übertrieben herausgeſtellt. Geſchworene haben meiſtentheils mit überraſchender Sicherheit die Höhe des Einkommens geſchätzt. Die meiſten Erfahrungen hat man in dieſer Hinſicht wohl in Preußen gemacht, wo die Einkommen-(Claſſen-)Steuer ſchon ſeit längerer Zeit erhoben wird.

Wenn eine Steuer auf dem Capital-Gewinne gleichmäßig alle Vermögen-Beſitzenden treffen ſoll, damit ſie nicht (durch Erhöhung der Waarenpreiſe) auf diejenigen gewälzt werde, welche ſich derſelben nicht entziehen können (die Grundeigenthümer), ſo darf ſie auch nicht zu hoch ſein, weil ſonſt nicht allein die Capital-Anſammlung gehindert wird, ſondern auch alles disponible Capital die Neigung erhält, außerhalb Landes zu wandern, was der Induſtrie des letzteren einen empfindlichen Schlag verſetzen würde. Wenn die Steuer mäßig und gleich aufgelegt iſt, dann können die Betroffenen ſich auch nicht derſelben entziehen, indem ſie dieſelbe auf Andere überwälzen, was den Zweck des gewählten Steuer-Modus verfehlen würde. Denn wenn alle Capital-Beſitzer die Steuer dadurch abwälzen wollten, daß ſie die Preiſe ihrer Producte erhöhten, ſo würden ſie durch die Gegenſeitigkeit auf demſelben Punkte wie früher ſtehen; denn nach einer Weile müßte auch der Arbeitslohn ſteigen, weil die Arbeiter bei höheren Waarenpreiſen decimirt würden, wenn nicht auch der Arbeitslohn ſtiege, — und weil dann durch das verminderte Angebot von Arbeit die Steigerung des Arbeitslohnes doch unfehlbar eintreten müßte.

Wenn nun eine Steuer direct das Einkommen als ſolches trifft, ſobald ſie gleichmäßig vertheilt iſt, ſo verhält es ſich doch anders mit Steuern, welche die Producte ſelbſt oder die allmählich conſumirten Werkzeuge trifft.

Wir wollen nur zwei Steuern hervorheben: die Häuſerſteuer und die Auflage auf die Rübenzucker-Fabrication.

In einem aufblühenden Lande, deſſen Bevölkerung, durch die zunehmende Production gehoben, ſich raſch vermehrt, wird die Nachfrage nach Häuſern ſo ſtark ſein, daß die Häuſerſteuer vom Eigenthümer auf die Miether übergewälzt wird. In einem Lande hingegen, welches ſtill ſteht oder zurückgeht, wo das Angebot der Wohnungen die Nachfrage überſteigt, da werden die Häuſerbeſitzer die Steuer nicht abwälzen können, weil die Miether, ehe ſie eine ſolche bezahlen, ſich mit einer geringeren Wohnung behelfen, — oder weil überhaupt das Angebot ſo ſtark iſt, daß ſie leicht eine Wohnung zu billigerem Preiſe finden.

Die Runkelrübenzucker-Fabrication iſt durch den Schutzzoll bedingt, welcher auf Colonialzucker gelegt iſt. So lange dieſer Schutzzoll derſelbe bleibt, können die Fabricanten die Rübenſteuer, mit welcher ihre Induſtrie belegt iſt, nicht auf die Conſumenten abwälzen, weil dieſe, ſobald der Preis des Rübenzuckers ſtiege, ſich mit ausländiſchem Zucker verſorgen würden. Da nun durch den Verbrauch des Rübenzuckers die Zahl der Zucker-Plantagen ſich nicht in dem Maße vermehrt hat, um den ganzen Bedarf zu ſichern, ſo würde auch der Preis des Colonialzuckers ſteigen und eine Zeit lang eine gewiſſe Höhe behalten, ſo daß die Rübenzucker-Fabricanten, wenn auch nicht den ganzen Betrag der Steuer, ſo doch einen großen Theil auf die Verzehrer wälzen könnten. Der hohe Preis des Zuckers würde freilich ſpäter zur Anlegung neuer Zucker-Plantagen aufmuntern, und nach einem gegebenen Zeitraume würde der Preis wieder herabſinken, bis die Rübenzucker-Fabricanten genöthigt wären, die Steuer allein zu tragen oder ihre Fabrication einzuſtellen. Das Geſchäft iſt indeſſen durch den Schutzzoll noch ſo lucrativ, daß die Fabricanten den Verſuch gar nicht zu machen brauchen, die Steuer abzuwälzen.

Den Uebergang zur Steuer auf den Arbeitslohn bildet die Gewerbeſteuer; denn obgleich es Gewerbe gibt, wo der größere Antheil der productiven Leiſtung dem Capital zufällt, ſo gibt es doch wieder eine große Anzahl von ſolchen, wo der Capital-Gewinn nur einen kleinen Theil, der Arbeitslohn aber den größeren Theil des Einkommens ausmacht. Bei Großhändlern, Bierbrauern ꝛc. hat das Capital einen weit größeren Antheil als die Arbeit, während bei Schuhmachern, Schloſſern u. ſ. w. der erzielte Arbeitslohn den Capital-Gewinn bei Weitem überſteigt. Ob die Gewerbeſteuer von dem Pflichtigen auf die Conſumenten abgewälzt werden kann, wollen wir ſofort erörtern, nachdem wir einer Meinung Ricardo's Raum gegeben. Derſelbe ſagt in ſeiner Abhandlung über die „Auflagen auf die Gewinnſte“:

„Abgaben von denjenigen Gütern, welche allgemeinhin Gegenstände des Luxus genannt werden, fallen bloß auf diejenigen, welche von diesen Gebrauch machen. Eine Auflage auf Wein wird von dem Verzehrer des Weines bezahlt. Eine Auflage auf Luſtpferde oder Kutſchen wird von denjenigen bezahlt, welche ſich ſolche Vergnügungen verſchaffen, und genau im Verhältniſſe, als ſie ſich ſolche verſchaffen. Allein Auflagen auf Bedürfniſſe treffen die Verbraucher von Bedürfniſſen nicht im Verhältniſſe zur Menge, welche ſie davon brauchen, ſondern oft in einem weit höheren. Eine Getreideſteuer trifft den Gewerbsmann nicht bloß in dem Verhältniſſe, als er und ſeine Familie Getreide verzehrt, ſondern ſie verändert auch den Capital-Gewinnſatz und trifft deßhalb auch ſein Einkommen. Was immer den Arbeitslohn ſteigert, das erniedrigt den Capital-Gewinn; deßhalb hat auch jede Auflage auf die vom Arbeiter verbrauchten Güter ein Streben, den Gewinnſatz zu erniedrigen."

Die erſtere Annahme, daß die Abgaben auf Luxuswaaren lediglich von den Conſumenten getragen würden, halten wir für nicht ganz richtig. Es kommt darauf an, ob die Steuer im Augenblicke der Conſumtion erhoben wird oder wenn die Waare noch in den Händen der Producenten iſt. Im erſteren Falle wird allerdings der Verbraucher lediglich betroffen; im letzteren aber wird die Auflage eine Reihefolge von Wirkungen haben, die ſich nach zwei Richtungen hin theilen können. In dem Augenblicke, wo der Producent die Steuer auf die Waare ſchlägt und damit den Preis derſelben erhöht, wird eine Stufe der großen Pyramide der Conſumenten den Verbrauch einſtellen. Da der Producent in Folge deſſen ſeine Erzeugung zu vermindern genöthigt iſt, ſo wird er Alles aufbieten, um dieſer Schmälerung ſeines Gewinnſtes zu begegnen. Er wird durch Erſparung an den Productionskoſten verſuchen, den Preis ermäßigen zu können, — ſei es, daß er eine neue Maſchine anſchaffe oder erfinde, oder eine zweckmäßigere Methode der Erzeugung einführe, wodurch ein reeller Abſchlag des Preiſes möglich wäre, ſo daß die Steuer weder den Verzehrer, noch den Erzeuger träfe; oder er würde die Qualität der Waare verſchlechtern, — dann hätte im Grunde der Conſument die Steuer zu tragen. Wenn dieſem die Waare in ihrer neuen Qualität dieſelben Dienſte leiſten kann, wie es mit vielem Flitterſtaat der Fall iſt, dann wird er ſich vielleicht daran gewöhnen; viel wahrſcheinlicher aber wird er, wenn er die ſchlechtere Qualität merkt, den Verbrauch einſchränken und dadurch den Producenten zwingen, lieber mit etwas geringerem Gewinne fürlieb zu nehmen. Es läßt ſich daher nicht unbedingt ſagen, ob ſolche Steuern den Erzeuger oder den Verzehrer treffen, weil es auch darauf ankommt, ob das Capital, welches in einem Geſchäfte ſteckt, leicht herausgezogen werden kann oder nicht. Die Conſumenten können

oft leicht eine Waare entbehren, die Producenten aber oft sehr schwer ihr Capital aus einem Geschäfte herausziehen und ein anderes beginnen. Der Uebergang ist schon mit so vielen Verlusten verknüpft, daß der Producent sich lieber mit geringerem Gewinne begnügt. In vielen solchen Fällen wird daher die Steuer auf den Erzeuger fallen.

Auch kommt es darauf an, ob der Producent sich im Besitze eines Monopols befindet. In diesem Falle, entstehe ein solches durch einen Schutzzoll oder ein geheimes patentirtes Verfahren oder die seltene Lage der Oertlichkeit (z. B. ein Weinberg), könnte der Producent die Steuer auf die Consumenten abwälzen, weil keine Concurrenz vorhanden ist. Allein da er wahrscheinlich schon den höchsten Preis vorher erhoben haben wird, und die Consumtion bei noch weiterer Erhöhung desselben sich vermindern würde, so ist anzunehmen, daß der Monopolist die Steuer selbst trägt, weil er nicht Gefahr laufen will, durch den Verlust eines Theiles seiner Consumenten einen noch größeren Gewinnausfall zu erleiden. Auch macht sich die Erfahrung jeden Tag mehr geltend, daß es besser ist, weniger Gewinn zu nehmen, weil in der ungeheuren Pyramide der Consumenten mit jeder Abnahme des Preises der Verbrauch in geometrischer Progression zunimmt. Deßhalb sind alle Geschäftszweige die besseren, welche sich mit den weniger gewinnbringenden Productionen des allgemeinen Bedarfs beschäftigen, wo die Masse ersetzt, was am Einzelnen abgeht; deßhalb wird in Luxuswaaren-Geschäften, wo der Gewinn am höchsten ist, im Ganzen weniger verdient.

Die am besten angelegte Steuer ist diejenige, welcher der Betroffene sich nicht entziehen kann, weil man so sicher sein kann, daß die Vertheilung der Staatslasten gleichmäßig geschieht. Die Steuer auf den Capitalgewinn, gleichmäßig unter Alle vertheilt, kann nicht abgewälzt werden, weil, wenn Alle sie abwälzen wollten, durch Erhöhung der Preise ihrer Producte das Verhältniß dasselbe bliebe, und die Abwälzung keine andere Wirkung hervorbringen würde, als wenn z. B. der Geldwerth durch Ueberfluß an Metall sänke. Die Steuer auf überflüssige Consumtions-Artikel trifft nur des Consumenten überflüssiges Einkommen; sie ist deßhalb eben so zweckmäßig, als die auf nothwendige Bedürfnisse unzweckmäßig ist. Wird eine Steuer auf den Capitalgewinn dagegen ungleichmäßig vertheilt, dann wird von den Betroffenen die Abwälzung versucht, und sie gelingt größtentheils. Wird z. B. eine Steuer auf die Gewerke ausschließlich gelegt, ohne durch eine entsprechende Auflage auch den Ackerbau zu treffen, so steigt der Preis der Gewerkwaaren. Die Boden-Producenten müssen durch den höheren Preis, welchen sie für diese Waaren zahlen, den entsprechenden Antheil an der Steuer tragen. Wollten sie sich dieser Leistung entziehen, indem sie ihrerseits den Preis ihrer Erzeugnisse erhöhten, so würde der Verbrauch derselben sich vermin-

dern, der unabgeſetzte Vorrath würde wachſen, das Angebot bei verminderter Nachfrage nach Bodenerzeugniſſen ſich vermehren, und dadurch müßte der Preis von ſelbſt wieder ſinken. Es iſt ein vielfach geglaubter Irrthum, daß das Maß des Conſums an Lebensmitteln ein ſtets gleichmäßiges ſei, daß Lebensmittel einem anderen Geſetze unterworfen ſeien, als alle übrigen Waaren. Man kann ſich derſelben allerdings nicht gänzlich enthalten, das wird auch bei wenig anderen Waaren der Fall ſein, ſonſt würden ſie nicht verfertigt; allein man kann ſeinen Conſum bedeutend einſchränken. Theure Jahre, Folge von Miß-Aernten, beweiſen das, indem die Bevölkerung in ſolchen oft mit zwei Dritteln der gewöhnlichen Nahrungsmenge ausreichen muß. Auch weiß jeder einzelne Menſch, der ſich im Geringſten beobachtet hat, daß er viel mehr eſſen kann und oft das Doppelte von dem genießt, was nothwendig iſt; namentlich was geiſtige Getränke betrifft, die doch alle aus Bodenfrüchten gewonnen werden. Wenn alſo durch Erhöhung des Preiſes der Boden-Producte der Conſum ſich vermindern würde, dann müßte bald eine ſolche Maſſe von Erzeugniſſen ſich aufhäufen, daß die Landwirthe ſie gern um den früheren Preis losſchlügen, weil ſie dieſelben nicht verderben laſſen wollen. Wir ſetzen bei dieſer Betrachtung natürlich die Wirkungen der Verſchiedenheit der Aernten bei Seite, indem dieſelben als eine beſondere Erſcheinung auch beſonders zu betrachten wären. — Ganz dasſelbe, was wir nach der einen Seite hin beobachtet haben, iſt indeſſen auch in Beziehung auf die Gewerkerzeugniſſe der Fall. Die Gewerksleute könnten ihrerſeits auch *nicht* den *ganzen Betrag der Steuer* auf die Landwirthe überwälzen, weil ſonſt der Conſum ſich vermindern und die Induſtriellen am Ende gern mit etwas weniger Gewinn ſich begnügen würden, wenn ſie nur ihren alten Abſatz hätten.

Wir ſehen alſo, wie auf ſolche Weiſe auch eine einſeitig auferlegte Steuer mit der Zeit ſich gleichmäßig über Alle vertheilt. Aus dieſer Wirkung folgt aber keineswegs, daß es deßhalb gleichgültig wäre, wie die Abgabe aufgelegt iſt, ſondern vielmehr, daß man durch die Geſetzgebung gleich thun ſoll, was die Natur allmählich dennoch bewirkt, weil immer eine Menge von Uebelſtänden vermieden wird, welche jene Preisſchwankungen mit ſich führen: Geſchäftsſtockungen, Bankerotte und Verluſte.

Auflagen auf den *Arbeitslohn* ſind gleich einer Erhöhung der Lebensmittelpreiſe; beide ſteigern den Arbeitslohn. Wir müſſen an dieſer Stelle die Bemerkung, die wir ſchon gemacht, wiederholen, daß wir bei Beurtheilung dieſer allgemeinen wirthſchaftlichen Geſetze von der Entwicklung im Großen, nicht von Uebergangs-Perioden ſprechen, die wieder ihren beſonderen Geſetzen und Urſachen gehorchen. Wenn wir ſagen: eine Auflage auf den Arbeitslohn ſteigert denſelben, dann meinen wir eine dauernde Periode,

nicht den Uebergangs-Zeitpunkt kurz nach dem eingetretenen Ereigniß der aufgelegten Steuer. In dem letzteren Augenblicke wird für einige Zeit sich sogar die entgegengesetzte Wirkung geltend machen. Wie bei Miß-Aernten und nachfolgender Theuerung die Arbeiter, um den höheren Preis zu erschwingen, ein paar Stunden des Tages mehr zu arbeiten suchen, wie viele Arbeiter, die sonst vielleicht mit ihrem eigenen Heimwesen sich genügend beschäftigt glaubten, noch dazu ihre Dienste anbieten, wie also schon durch dieses vermehrte Angebot an Arbeit bei gleicher Capital-Verwendung der Lohn fallen muß, wenn man gar nicht in Betracht zieht, daß durch die höheren Getreidepreise viele Consumenten ihr Capital angreifen müssen, oder solches Einkommen verzehren, das sie sonst zum Capital geschlagen hätten: so kann und wird es auch bei Auflegung einer Steuer auf den Arbeitslohn in dem kurz darauf folgenden Zeit-Abschnitte vorkommen, daß der Arbeitslohn durch das vermehrte Angebot noch dazu fällt. Das Sinken des Lohnes kann aber nicht lange Zeit anhalten; denn die Noth decimirt nicht allein die arbeitende Bevölkerung, indem mangelnde Pflege und schlechte Nahrung die Krankheiten häufiger und tödlicher machen, sondern sie verhindert auch die Erziehung von Kindern. In solchen Epochen werden ungleich mehr Kinder sterben, und nach einer gewissen Zeit sind die Arbeitskräfte in so geringer Zahl vorhanden, daß das mangelnde Angebot bei vermehrter Nachfrage nothwendig den Lohn wieder in die Höhe treiben muß.

Wir haben, um die Sache klar zu veranschaulichen, ein schroffes Beispiel in scharfen Umrissen gewählt. Je civilisirter ein Land, je weniger geschraubt die Industrie eines solchen ist, um so seltener und gelinder werden solche Wechsel sein. Ein Volk, das schon eine gewisse wirthschaftliche Erfahrung gemacht hat, Producenten, welche Verstand genug haben, die Erfahrungen früherer Zeiten sich zu Nutze zu machen, werden nicht warten, bis sie durch mangelndes Angebot zu dem höheren Arbeitslohne gezwungen werden; denn sie wissen, daß solche Schwankungen in der Bevölkerung der Production höchst nachtheilig sind. Alle gebildeteren Industriellen sind auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie mit gut bezahlten und gut genährten Arbeitern mehr und besser produciren, verhältnißmäßig mehr Gewinn machen, als mit ausgehungerten armen Teufeln. Sie werden also in dem oben erwähnten Falle freiwillig und sofort zur Erhöhung des Lohnes schreiten.

Jakob Moleschott hat in seiner Nahrungsmittel-Lehre nachgewiesen, wie die Thätigkeit der Muskelkraft, die Arbeitsamkeit, durchaus von raschem Stoffwechsel abhängig ist; wie letztere aber nur durch reichliche und gute Nahrung möglich ist.

„Ein lebendiger Stoffwechsel", sagt derselbe in Betreff der „„Diät der Handwerker"", „vermehrt die Muskelkraft. Aber umgekehrt erhöhen

auch Anſtrengungen der Muskeln die Thätigkeit der Ausſcheidungen. Wer mit dem Spaten in den Acker gräbt, oder den Hammer ſchwingt, wer Pferde bändigt, oder ſelbſt den Körper im Freien herumtummelt, der ſchwitzt nicht etwa bloß mehr, er athmet auch mehr Kohlenſäure und gibt mehr Harnſtoff aus, als wer in ſüßer, träger Ruhe das Fett des Körpers und die Eiweißſtoffe ſpart. — Wahre Kraftentwicklung iſt durchaus an ſchnellen Stoffwechſel gebunden. Der Stoffwechſel aber beſteht aus Ausſcheidungen und Erſatz; denn wer wechſelt, nimmt ja auch ein, wenn er ausgibt. Nicht die Beharrlichkeit des Stoffes iſt es, was die Thätigkeit erhöht. Schon öfters habe ich hervorgehoben, daß, ſo ſehr auch das Vorhandenſein des Stoffes die Bedingung aller Thätigkeit iſt, dennoch nur die Schnelligkeit der Bewegung des Stoffes die Kraftäußerung belebt. Darum erſchlaffen die Glieder, die man ruhen läßt. Und umgekehrt beſteht der ganze Vortheil der Uebung darin, daß die Anſtrengung der Muskeln die Ausſcheidung vermehrt, die vermehrte Ausſcheidung die Ernährung der Gewebe ſteigert, und die beſchleunigte Ausſcheidung und Ernährung mit dem Bedürfniſſe nach neuer Blutbildung die Eßluſt erwecken. Der ſchnell wechſelnde Stoff erhöht die Kraft der Werkzeuge, ſo wie rückwärts die Anſtrengung der Glieder den Stoffwechſel fördert. — Um aber zu dieſem Ziele zu gelangen, iſt reichlicher Erſatz die unerläßliche Bedingung. Es iſt daher eben ſo wenig ſparſam als menſchlich, wenn diejenigen, die von Handwerkern oder Tagelöhnern ſchwere Arbeit verrichten laſſen, das häufiger und ſtärker wiederkehrende Nahrungsbedürfniß ihrer Arbeiter nicht gehörig befriedigen; denn nur, wenn der Arbeiter gedeiht, kann die Arbeit gedeihen. Unzulängliche Nahrung macht kraftlos und faul. Und der Meiſter, der ſeine Arbeiter kärglich nährt, verliert mehr an der Kraft ihrer Arme, als ihm die Nahrungsſtoffe koſten, mit denen er zugleich den Werth ihrer Leiſtungen und die Würde ihres Weſens erhöhen könnte. Hier ſehe man wieder auf das Beiſpiel Englands. Allerdings finden ſich dort Tauſende von Fabrikarbeitern, die in Hunger und Schmutz verkommen (die ärmſten haben immer noch das Doppelte von unſeren Löhnen) und eine lebendige, immer wachſende Anklage in die Paläſte der beſitzenden Claſſen ſenden; aber England beſitzt auch eine große Anzahl von Arbeitern, die kräftigem Ochſenfleiſch die Rüſtigkeit ihrer Glieder und die Vortrefflichkeit der Gebilde ihrer fleißigen Hand verdanken."

Werfen wir einen Blick um uns, ſo finden wir, daß in den Ländern, wo die Production am ſtärkſten iſt, wo der Reichthum am größten, auch die Nahrung der Arbeiter am beſten; daß da trotz der ſtarken Conſumtion die Production jene im Vergleich zu ärmeren Ländern doch verhältnißmäßig bedeutend übertrifft. Allein nicht bloß, weil jene Länder viel produciren,

ſind die Arbeiter derſelben gut genährt, ſondern auch, weil dieſe gut genährt ſind, deßhalb wird verhältnißmäßig mehr producirt. Wir ſehen hier zwiſchen Nahrung und Production ganz dieſelbe Wechſelwirkung, die der große Phyſiologe im menſchlichen Organismus beobachtet hat.

Die armen Länder nähren nicht allein ihre Arbeiter ſchlecht, weil ſie wenig produciren, ſondern ſie produciren auch wenig, weil ſie ihre Arbeiter ſchlecht nähren. Aus dieſem Cirkel kann man nicht herauskommen, wenn nicht durch Mehr-Production bei geringerem Arbeitsaufwand eine größere Summe von Production zur allgemeinen Vertheilung kommt. Dieſes Geſchäft verrichten die Maſchinen; ſie werden die Wohlthäter der Arbeiter, ſtatt, wie letztere glauben, ihre Feinde.

Ein Vergleich Englands, America's, der Schweiz, Hollands, Belgiens mit Italien, Oeſterreich, Rußland gibt Stoff genug zur Beleuchtung dieſer Wahrheit. Ziehen wir nur eine Parallele zwiſchen den reicheren und den ärmeren Gegenden Deutſchlands, ſo finden wir dasſelbe Schauſpiel.

Wenn nun, wie wir geſehen haben, Auflagen auf den Arbeitslohn dieſen letzteren in die Höhe treiben, ſo muß die Steuer nothwendig vom Capitalgewinne getragen werden; denn eine dritte Quelle des Einkommens gibt es nicht. Da nun aber alle Steuern ſchließlich auf den Capitalgewinn fallen würden, dieſer doch auch wieder bloß von der Arbeit herrührt, weil das Capital nur aufgehäufte Dienſtleiſtung iſt, ſo müſſen wir uns näher erklären, um nicht inconſequent zu erſcheinen. Unter dem Arbeitslohne haben wir hier den Preis für Arbeit verſtanden, welche durch diejenige Körperbewegung gemacht wird, wozu eine vorherige Einübung, eine Ausbildung nicht nöthig iſt, welche letztere nur durch Aufwendung von Capital erlangt werden kann. Wir haben dazu alſo die bloße Handlanger-Arbeit als Maßſtab genommen. Wie wir in dem Abſchnitte über den „Arbeitslohn" geſehen haben, ſo zergliedert derſelbe ſich ſeinerſeits in verſchiedene Theile: den Lohn für die menſchliche Bewegung, Mühe, welche der Körper ohne beſondere Vorbildung machen kann, und den Gewinn für das Capital, welches aufgewandt werden mußte, um eine gewiſſe Fertigkeit in irgend einer Verrichtung zu erwerben, mag dieſelbe zu den gewerblichen, wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Hervorbringungs-Geſchäften gehören, und dem Gewinne für dasjenige Capital, welches dem Betreffenden entgangen, weil er wegen der längeren Zeit, die ſeine Ausbildung erfordert, nicht ſo früh Arbeitslohn beziehen kann, wie der reine Handlanger. Wenn wir nun den Lohn für einen Handlanger zu 200 Fl. jährlich annehmen, ſo gehört jeder Lohnüberſchuß, den ein Arbeiter mehr bekommt, zum Gewinn für das aufgewandte Capital; oder er iſt auch in manchen Fällen, wenn wir wollen,

ein Monopol-Preis, den ein durch besondere Gaben von der Natur Begünstigter erhält.

Wenn wir nun gesagt haben, die Arbeit wälze die auf sie gelegte Steuer durch Erhöhung des Lohnes ab, so haben wir jenes Minimum des reinen Arbeitslohnes darunter verstanden, welches dem Menschen das zu seiner gesunden Erhaltung gerade Nothwendige darbietet.

Die Steuer, welche den Lohn trifft, der dieses Minimum (von 200 Fl.) übersteigt, muß dagegen im Allgemeinen allerdings vom Arbeitslohn getragen werden; denn die Möglichkeit, die Auflage abzuwälzen, hängt nicht mehr von dem Arbeiter ab, weil derselbe die nothwendigen Subsistenzmittel dennoch besitzt. Diese Möglichkeit hängt dann ab von dem Verhältnisse der Nachfrage und des Angebots; von dem Zustande der Production des Landes; von der Lebensweise des Standes, welchem der betreffende Arbeiter angehört.

Wie das Maß der Bedürfnisse ein relatives ist, so ist aber auch jenes Minimum des Arbeitslohnes ein relatives. Unter dasselbe kann der Lohn nicht sinken (wir halten die Zahl 200 Fl. nur beispielsweise fest), allein er kann sich recht wohl höher belaufen.

Der Lohn für Arbeiter feinerer Art wird keine Steuer tragen können, die ihn bis zu jenem Minimum herabdrückt, weil auch hier die Zahl der Arbeiter sich vermindern würde (wenn auch nur durch mangelnde Zunahme), weil sie nicht mehr befriedigen können, was ihnen zum Bedürfniß geworden ist.

Da es unbillig wäre, wollte man das Einkommen vom Arbeitslohn unbesteuert lassen und nur den Capitalgewinn treffen, weil eben in jenem auch Capitalgewinn steckt, nur mit dem Unterschiede, daß der Eine sein Capital, statt es zu seiner Ausbildung zu verwenden, materiel angelegt hat; da es aber nicht minder unbillig wäre, wollte man den Lohn bis zum Minimum der nothwendigsten Bedürfnisse besteuern: so müßte der Maßstab, von wo die Besteuerung angehen soll, etwas höher gegriffen werden; wie auch ein gewisses Minimum vom Capitalgewinn unbesteuert bleiben muß, weil es Menschen gibt, die, unfähig zum Arbeiten, lediglich auf ihr Capital angewiesen sind.

Die Steuern sind eine Schmälerung des Vorraths der jährlich erzeugten Güter, auf welchen das Volk zu seiner Ernährung angewiesen ist. Das Volk kann diese Last nur dadurch tragen, daß es entweder so viel weniger verzehrt oder so viel mehr hervorbringt. In beiden Fällen kann es trotz der Steuer an Wohlhabenheit zunehmen, wenn immer noch ein kleiner Ueberschuß zur Vermehrung des Capitalstockes da ist. Geschieht Keines von

Beiden, oder ist die Steuer so hoch, daß die Anstrengungen des Sparens und des Mehrerzeugens nicht mehr ausreichen, dann wird der Capitalstock angegriffen, und das Volk verfällt in tiefe Armuth, bis zuletzt alle Steuerkraft ausgeht. Denn wenn z. B. der Bauer die Steuer nicht mehr erschwingen kann, und er muß Vieh verkaufen, so entgeht ihm ein Theil seiner Düngungsmittel, und der Ertrag des Bodens nimmt ab, dieser wird endlich unfruchtbar u. s. w.

Aus den vorhergehenden Betrachtungen über das Verhältniß der Auflagen auf den Capitalgewinn und den Arbeitslohn glauben wir zu folgendem Schlusse berechtigt zu sein:

Werth und Einkommen entstehen aus unmittelbarer oder aufgehäufter Dienstleistung, aus Arbeit oder Capital.

Die aufgehäufte Dienstleistung besteht entweder in materiellen Gütern oder in geistigem Capital; d. h. Capital konnte aufgehäuft worden sein dadurch, daß der Producent Waaren sammelte, sie durch fortwährende reproductive Consumtion vermehrte, und so ein Capital — im wahren Sinne des Wortes — seinem Sohne hinterließ, das von einer Summe baaren Geldes repräsentirt werden kann. Oder er hat das gesparte Capital dazu verwandt, um seinen Sohn ein einträgliches Gewerbe, eine Kunst, eine Wissenschaft lernen zu lassen. In diesem Falle hinterläßt er seinem Sohne nur dieses geistige Capital, welches dieser sich erworben hat.

Wollen wir also der Kürze wegen ein für alle Mal diejenigen Dienstleistungen, welche gemacht worden sind, um einen Menschen auszubilden, der mehr Werth schaffen kann, als ein gewöhnlicher Handlanger, welcher zu seiner Verrichtung nichts zu erlernen braucht, — *geistiges Capital* nennen.

Dies vorausgeschickt, sagen wir, die Steuer soll genommen werden von dem Gewinne, welchen das *greifbare Capital* und das *geistige Capital* abwerfen. Damit haben wir die *Einkommensteuer*. Da wir nun oben bereits gesehen haben, daß die Erhebung der Steuer von Waaren, also auf indirectem Wege, mit Mißständen verbunden ist, weil die Betroffenen sie abzuwälzen suchen und dadurch Schwankungen in der Verkehrswelt eintreten, welche vielfachen Nachtheil bringen, so bleibt uns die *directe Einkommensteuer*, von welcher der bloße Arbeitslohn und ein gewisses Minimum des greifbaren und geistigen Capitals befreit ist, als die gerechteste und mit den wenigsten Kosten verknüpfte Auflage. Denn dieselbe führt nicht allein keine Nachtheile für den Geschäfts- und Waarenverkehr mit sich, sondern sie ist auch deßhalb die billigste, weil sie am wenigsten Erhebungskosten verursacht.

Auch J. St. Mill verlangt, daß von einer Einkommensteuer das Einkommen unter einem gewissen Betrage unbesteuert bleibe; dieses Minimum dürfe aber nicht mehr betragen, als zum nothwendigen Lebensbedarf einer Arbeiterfamilie von mäßiger Größe erforderlich sei. (In England ist das Einkommen unter 150 Pfd. St. unbesteuert gelassen, wohl etwas zu hoch. Am zweckmäßigsten wird die Einkommensteuer sicher in Preußen erhoben, weil da auch berücksichtigt wird, ob der Betroffene verheirathet ist oder nicht; weil derjenige, welcher ein luxuriöses Leben führt, höher belegt wird, als ein anderer; kurz, weil auch die Ausgaben berücksichtigt werden.)

„Eine nach diesen Principien angelegte Einkommensteuer", sagt J. St. Mill, „würde in Rücksicht auf die Gerechtigkeit die untadelhafteste aller Steuern sein. Derselben steht indessen ein Einwand entgegen, den ich, fügt er hinzu, zu meinem Bedauern für unüberwindlich halten muß, nämlich die Unmöglichkeit, das wahre Einkommen der Steuerpflichtigen zu ermitteln. Wenig Gewicht lege ich dabei auf die Härte, die man darin hat finden wollen, daß die Menschen genöthigt werden, den Betrag ihres Einkommens aufzudecken. Eines der socialen Uebel Englands und auch anderer Länder liegt in der fast zur Gewohnheit gewordenen Sucht, vor den Augen der Welt den Anschein eines größeren Einkommens behaupten zu wollen, als man in Wirklichkeit besitzt. Es würde denen, die dieser Schwäche unterliegen, nur nützen, wenn der wahre Betrag ihrer Mittel allgemeiner bekannt und ihnen dadurch die Versuchung genommen würde, mehr auszugeben, als sie bestreiten können, oder sich wirkliche Bedürfnisse zu versagen, um nach außen hin einen falschen Schein anzunehmen. Indessen läßt sich dieser Fall doch auch von einer anderen Seite auffassen. So lange nämlich das gemeine Volk eines Landes auf einer so niedrigen Bildungsstufe steht, wie ein solcher Nationalhang sie voraussetzt — so lange die Achtung (wenn man solches Wort hier anwenden darf) sich nach den pecuniären Mitteln, die man bei Jemand vermuthet, richtet —, ist es noch fraglich, ob nicht vielleicht die Hebung jedes Zweifels über diesen Punkt die Anmaßung und den Dünkel der gemeinen Reichen und ihren Uebermuth gegen die an Bildung und Gesinnung ihnen überlegenen, aber an Vermögen nachstehenden Mitbürger noch vermehren würde. Dazu kommt, daß selbst die größte Ausdehnung der inquisitorischen Macht, welche nur irgend das geduldigste Volk gestatten möchte, die Steuer-Beamten dennoch nicht in den Stand setzen würde, die Steuer nach thatsächlicher Kenntniß der Umstände der Steuerpflichtigen anzulegen. Bodenrente (!), Besoldungen, Leibrenten und alle Arten festen Einkommens lassen sich genau ermitteln; aber der wechselnde Gewinn bei gelehrten Professionen, und noch mehr der Gewerbsgewinn, den selbst die betheiligte Person nicht immer genau

anzugeben vermag, kann noch weniger mit irgend welcher Aussicht auf Genauigkeit von einem Steuer-Einnehmer geschätzt werden. — Man muß sich daher, was auch stets geschehen ist, hauptsächlich auf die eigenen Angaben der Betreffenden selbst verlassen. Die Vorzeigung der Geschäftsbücher ist von keinem großen Nutzen, ausgenommen gegen Fälle von ganz entschiedener Unwahrheit; aber auch da könnte Defraudation getrieben werden."

Wir können diese Einwendungen nicht für so unüberwindliche halten, als Mill; und die Praxis hat sie bereits in vielen Ländern überwunden.

Die eigene Angabe, verbunden mit einem Schiedsgericht von geschwornen Sachverständigen und Kundigen des Ortes, hat die meisten der Hindernisse beseitigt, die man für unübersteiglich hielt.

Wenn die directe Einkommensteuer vom Magistrate jedes Ortes erhoben würde, dann würden nicht allein die Erhebungskosten fast auf Null reducirt, sondern auch das Einkommen mit einer oft überraschenden Sicherheit ermittelt werden. Man weiß in einer kleinen Stadt, oder in dem jeweiligen Quartier einer großen, in der Regel ziemlich genau, den jährlichen Aufwand einer Familie. Der Engländer John Stevens hat aus diesem Grunde den Vorschlag gemacht, die directe Einkommensteuer nach einer Quote der Ausgabe zu berechnen. Am besten wird es sein, wenn man neben der Ermittlung des Einkommens auch die Ausgaben controlirt; die Last wird gewiß so am billigsten vertheilt.

Die unrichtigen Angaben des Einkommens werden wahrscheinlich bei der reichsten und bei der ärmsten Classe am meisten vorkommen; d. h. so, daß die erste zu wenig und die zweite zu viel angibt. In dem letzteren Falle könnte man sagen, daß, wer das Vergnügen habe, viel reicher zu scheinen, auch dafür zahlen solle. Bei der ersteren wird ein Prüfungs-Ausschuß von Geschwornen das Einkommen in der Regel ziemlich genau ermitteln; die Erfahrung wenigstens spricht dafür. Und wo dem Betheiligten Unrecht geschehen sollte, da ist die Mehrschätzung nur eine Strafe für die Verheimlichung seines Einkommens.

Die Ermittlungs-Methode des directen Einkommens, weit entfernt, nachtheilig zu wirken, wird auf die allgemeine Sittlichkeit nur einen wohlthätigen Einfluß äußern, weil die Menschen, wenn sie sehen, daß sie auf die Dauer ihr Einkommen nicht verheimlichen können, an redliche Offenheit sich gewöhnen, weil dann manche Reiche ihren sonstigen Pflichten sich weniger entziehen können, weil manche Unbemittelte den ihren Umständen nicht angemessenen Aufwand einzuschränken veranlaßt werden. Wird dann auch wirklich einmal etwas verheimlicht, so sind die Uebelstände doch nicht so groß, wie sie mit den indirecten Steuern verknüpft sind. Der Einwand,

daß es nachtheilig für viele Geschäftsleute sein würde, wenn sie den Stand ihres Einkommens offenbaren müßten, ist nicht stichhaltig; denn es ist kein Unglück, wenn Viele dadurch zu reellerer Geschäftsführung gezwungen werden. Derselbe Einwand wäre auch gegen die Führung von Hypothekenbüchern zu machen, die doch als eine höchst wohlthätige Einrichtung allgemein anerkannt sind. Außerdem ist es nicht einmal nöthig, daß die Einkommens-Ermittlungen zur allgemeinen Kenntniß kommen. Den Steuer-Beamten und Prüfungs-Geschwornen kann eidlich Verschwiegenheit eingeschärft werden.

Die Fälle, wo der Belauf des Einkommens verborgen bleibt, gehören zu den Ausnahmen. Die Mitglieder einer kleineren Gemeinde, die Nachbarn und Geschäftsfreunde eines Bewohners einer größeren Stadt sind in der Regel genau über den Vermögensstand desselben unterrichtet. Die Ausnahmen begründen nur die Regel.

Wird nun die Steuer von der Gemeinde, die Gelegenheit hat, ihre Angehörigen in vielen Jahren zu beobachten, ermittelt und erhoben, dann wird sie nicht allein mit ziemlicher Genauigkeit, sondern auch, wie schon bemerkt, mit den möglichst wenigen Kosten erhoben werden.

Die Praxis hat bereits in England, in Preußen, Baiern und manchen anderen Ländern für diese Ansicht entschieden.

Wir kommen nun zu der Frage, ob es zweckmäßig und gerecht ist, die directe Steuer auf das Einkommen, je nach seinem Betrage, *ohne Ansehen der Person* gleichmäßig zu legen; oder ob man dabei den Stand und das Familienverhältniß des Steuerpflichtigen zu berücksichtigen hat. Es stehen da viele Gründe für und wider.

Wenn wir zunächst den Umstand ins Auge fassen, ob ein lediger Mann höher besteuert werden müsse, als ein verheiratheter, wie dies in Preußen der Fall ist, so können da zwei gleich berechtigte Ansichten einander gegenüberstehen. Auf den ersten Anblick werden es die Meisten für sehr unbillig halten, wenn ein Mann, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hat, so viel bezahlen soll, wie ein Junggeselle, der in der Regel mit seinem Einkommen nicht so haushälterisch umgeht und für das Aufsparen von Capital wenig Sinn zu haben pflegt. Familienväter sind, weil sie ihrem eigenen Fleisch und Blut ihr Vermögen hinterlassen, in der Regel sparsamer, sie häufen mehr Capital an, sie sind daher für die Gesellschaft im Allgemeinen nützlicher. Dieser Ansicht kann aber wieder entgegnet werden, daß es hieße, eine Prämie auf die unverhältnißmäßige Vermehrung der Bevölkerung setzen, wollte man den Junggesellen höher besteuern. Solche würden sich vielleicht gerade, um der Steuer zu entgehen, eher verleiten lassen, leichtsinnige Ehen einzugehen. Vielleicht beabsichtigt

ein Junggeſelle, zu heirathen, will ſich aber vorher noch ein kleines Capital ſparen, um ſeine künftige Familie gegen Unglücksfälle ſicher zu ſtellen; das würde ihm durch die höhere Steuer erſchwert.

Solche und noch viele andere Gründe wären für und wider anzuführen; allein wir müſſen geſtehen, daß eine Entſcheidung ſchwer zu treffen iſt. Principiel müßten wir uns im Sinne des Malthus'ſchen Bevölkerungs-Geſetzes gegen eine ungleiche Vertheilung zu Gunſten der Familienväter erklären; allein dem widerſtreben ſo viele Rückſichten; namentlich die Frage der Capital-Anſammlung, welche der ledige Stand offenbar wenig befördert, ſteht jener Theorie wieder ſo entgegen, daß man die Entſcheidung von den übrigen Verhältniſſen des Landes wird abhängig machen müſſen.

Weniger zweifelhaft iſt die Frage, ob die verhältnißmäßige Höhe der Einkommenſteuer von den Ausgaben mit abhängig gemacht werden ſolle. Principiel iſt allerdings der Satz kaum zu beſtreiten, daß Jeder mit ſeinem Einkommen ſoll ſchalten und walten können, wie er will, ſo lange er kein Geſetz übertritt. Allein auf der anderen Seite ſcheint es doch wieder ſehr zweckmäßig, daß die Capital-Anſammlung begünſtigt werde. Die Ausgaben reicher und wohlhabender Leute ermuntern zwar auch die Induſtrie; allein da es für die Wohlfahrt der Geſammtheit am zuträglichſten iſt, wenn viel Capital geſpart wird, — da die mittlere Conſumtion durch den Verbrauch der Gegenſtände des allgemeinen Bedarfs am meiſten Capital und ſolches am productivſten beſchäftigt, dabei aber zugleich wieder am meiſten Capital geſpart wird, — ſo iſt es nicht unnützlich, wenn übertriebene Ausgaben, die ſich doch immer auf Gegenſtände des höheren Luxus werfen, der eben weniger Capital-Gewinn im Ganzen abwirft, durch eine etwas höhere Steuerquote betroffen und dadurch gehemmt werden.

Es mag daher, zwar mit allem Vorbehalt, als zweckmäßig zugegeben werden, daß man in Preußen bei gleichem Einkommen und gleichen Familien-Verhältniſſen denjenigen höher beſteuert, welcher ſich größere Ausgaben erlaubt.

Die *indirecten Steuern* ruhen auf der Conſumtion; deßhalb werden ſie auch Conſum- oder Verbrauchsſteuern genannt. Die Verbrauchsſteuern werden vom Producenten oder von dem Mittelsmanne zwiſchen dieſem und dem Conſumenten vorſchußweiſe erhoben, in der Erwartung, daß Jene die Auslage vom Verbraucher ſich wieder erſtatten laſſen werden. Die indirecten Steuern treffen die Production entweder im Inlande, — dann ſind ſie *Acciſen*; oder, wenn das Product die Gränze überſchreitet, — *Zölle*; oder, wenn ſie durch das Land paſſiren, — *Tranſit-Abgaben*.

Zu der ersteren Gattung (Accise) gehören: die Malzsteuer, die Mahl- und Schlachtsteuer und sonstige „Octroi"-Abgaben der Städte; die Stempelgebühr, die Zeitungs- und Kalendersteuer; das Lotto; das Tabak- und Salz-Monopol; die Silber- und Goldprobe; die Wechselsteuer (Frankfurt am Main) u. a. m.

Die zweite Gattung begreift die Eingangszölle in sich.

Die dritte Gattung umfaßt die Uebergangszölle (z. B. die Weinsteuer von den südwestlichen Staaten des Zollvereins nach dem Norden); Fluß- und Schifffahrts-, Brücken- und Straßenzölle.

Die in Preußen erhobene Eisenbahnsteuer ist unter die directen Capitalsteuern zu rechnen. Sie hat die eigenthümliche Wirkung, daß nach einem Zeitraume von — wenn ich nicht irre — sechszig Jahren die Eisenbahnen mit dem Gelde der Eigenthümer derselben vom Staate angekauft sein werden. Wenn diese Steuer nur ein anderer Modus wäre, um das Einkommen zu treffen, dann ließe sie sich rechtfertigen; allein da das Einkommen bereits durch die Classensteuer getroffen wird, so ist sie unbillig, indem sie die Eisenbahn-Actionäre doppelt heranzieht. Sie ist der Production schädlich, indem sie vom Eisenbahn-Baue abschreckt. Bloß da würde sie einen gewissen Sinn haben, wo der Staat eine bestimmte Zinsen-Garantie übernommen hätte. Denn wo die Gefahr des Verlustes geringer ist, braucht auch der Gewinn nicht so hoch zu sein; oder besser: wo die Gefahr vom Staate getragen wird, da kann dieser auch einen Antheil am Gewinne in Anspruch nehmen. Wo dieser Umstand aber nicht vorliegt, ist eine solche Steuer unbillig und unzweckmäßig, weil sie den Zufluß ausländischen Capitals hindert, die Capital-Ansammlung also überhaupt erschwert und somit die Mittel zur Production verringert.

Die Rübenzuckersteuer wäre eine indirecte, wenn die Producenten sie auf die Verbraucher abzuwälzen vermöchten. Allein da, unter Voraussetzung unveränderter Verhältnisse (Nicht-Erhöhung der Eingangssteuer auf Colonialzucker), die Concurrenz des Auslandes in die Schranken treten würde, sobald die Rübenzucker-Fabricanten die Steuer durch Erhöhung des Zuckerpreises auf die Consumenten abzuwälzen suchen würden, so trifft diese Steuer die Producenten und ist einem Modus von Auflage auf den Capital-Gewinn gleich zu betrachten.

Wie alle indirecten Steuern, so fallen auch die im Inlande erhobenen Abgaben auf die Consumenten. Da sie in der Regel auf Gegenstände des allgemeinen, täglichen, nothwendigen Bedarfs gelegt sind, so können die Verbraucher der Ueberwälzung der Abgabe sich nicht entziehen. Fleisch und Brod muß gegessen werden, wenn der Preis noch so hoch ist, — und der Hunger ist ein Käufer, der sich nicht lange besinnt.

Nicht minder werden die Steuern der zweiten Classe, die Eingangszölle, von den Consumenten ausschließlich getragen; denn der Einführer würde sich zum Import einer Waare nicht verstehen, wenn ihm nicht seine Auslagen vergütet würden, so daß ihm der übliche Gewinn bleibt.

Wie alle indirecten Steuern, haben die Zölle die üble Wirkung, daß ein großes Heer von Beamten nothwendig ist, um sie zu erheben, — daß Gelegenheit zur Defraudation und somit Anlaß zur Corruption der Bevölkerung gegeben wird — und daß durch die Erhebung im Voraus stets ein beträchtliches Capital der Production entzogen wird, indem es in die Staatscasse fließt, welches bis zur Wiedererstattung von Seiten der Consumenten bedeutenden Gewinn hätte abwerfen können. In dieser Hinsicht ist von Seiten der preußischen Regierung die sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß Handlungshäuser Credit auf bestimmte Zeit erhalten. Dank diesem Umstande werden sehr günstige Handels-Operationen bewirkt. Indem auch die Großhändler den Krämern längeren Credit geben können, haben z. B. Kaffee und andere Waaren im Zollvereine die Mitbewerbung angränzender Länder überflügelt, wo eine solche Einrichtung nicht besteht.

Ein vierter Uebelstand der Eingangszölle besteht darin, daß leicht Gewerbe, die nach Lage der Dinge weniger Aussicht auf Gewinn hatten, in ihrer Production auf Kosten naturwüchsiger Industrieen bevorzugt werden. Wir sind damit bei dem Capitel der *Schutzzölle* angelangt, welche eine der Streitfragen der Gegenwart bildet.

Zuvörderst sei uns die Vorausschickung der Thatsache vergönnt, daß mäßige Zölle der Staatscasse größere Summen zuführen, als zu hohe Eingangssteuern. Da es nun Zweck der Auflagen ist, die Staatscasse zu füllen, so ist vom finanziel-politischen Gesichtspunkte aus an dem Grundsatze festzuhalten, daß der Steuersatz gerade so niedrig gehalten sein müsse, wie er am meisten einträgt.

Dieser Ansicht tritt nun ein Theil der Oekonomisten, die Protectionisten oder Schutzzöllner, mit folgender Betrachtung entgegen:

Zugegeben, daß die Zölle dazu bestimmt sind, die Staatscasse möglichst zu füllen, — zugegeben, daß die Steuern auf solche Weise erhoben werden müssen, wie sie am meisten eintragen, — käme es doch vor Allem darauf an, die abgabepflichtigen Individuen *steuerkräftig* zu machen; denn eine Auflage, die der Productionskraft schädlich wäre, würde, sie möchte gegenwärtig noch so viel eintragen, zukünftig doch die Steuerkraft lähmen; kurz, eine solche Politik wäre vergleichbar der falschen Rechnung jener Frau in der Fabel, die ihr Huhn, das jeden Tag ein goldenes Ei legte, schlachtete, um den ganzen Eierstock auf einmal zu bekommen, und endlich nichts mehr besaß.

Die geiſtreicheren Bekenner des Schutzzoll-Syſtems, wie Liſt und ſeine Anhänger, haben deßhalb den Grundſatz aufgeſtellt, daß die Staatswirthſchaft vor Allem darauf bedacht ſein müſſe, die „productiven Kräfte" des Volkes zu erziehen, weil dieſe nach einer beſtimmten Friſt mehr und beſſer erzeugen, ſomit ſteuerkräftiger ſein würden, als vorher, — ſelbſt wenn während jener Friſt von Seiten des Landes ein Opfer gebracht werden müßte. Friedrich Liſt wollte alſo, daß diejenigen Induſtriezweige, von welchen man ſich eine große Kraft-Entwicklung in der Zukunft verſprechen kann, durch einen Zoll auf die ausländiſchen Producte derſelben Gattung geſchützt werden, welcher gerade ſo hoch ſei, um die Mitbewerbung dem Auslande zu erſchweren und es zu verhindern, durch ſeine Concurrenz die inländiſchen Induſtrieen zu überflügeln. Gleichwie der Gärtner die Setzlinge gewiſſer Pflanzen im Miſtbeete zieht, bis er ſie der freien Luft ausſetzen darf, ſo will Liſt erſt die inländiſche Induſtrie erziehen, die Arbeiter derſelben ſo viel Geſchicklichkeit, die Fabricanten ſo viel Umſicht und Kenntniß der Waaren und des Marktes erwerben laſſen, bis ſie im Stande ſind, dem Auslande in Preis und Güte Stich zu halten. Dann könnte der Zoll ermäßigt werden. Ein Fehler Liſt's iſt es, daß er nur die Fabrik-Induſtrie im Auge hatte und die kleineren Gewerbe, den Handel und den Ackerbau faſt darüber vergaß.

Weniger einleuchtend iſt der Grund, den Stein, wie wir ſchon an anderer Stelle geſehen haben, zur Rechtfertigung der Schutzzölle anführte. Nach ſeiner Meinung ſoll dieſer Zoll als Ausgleichung des billigeren Capitals, welches das Ausland hat, dienen. Da Schutzzölle aber an der ganzen Gränze gleichmäßig erhoben werden, da die verſchiedenen angränzenden Länder ſehr verſchiedene Capital-Verhältniſſe haben können und faſt immer haben werden, ſo müßte man zu Differential- oder Unterſcheidungszöllen gelangen; denn es liegt auf der Hand, daß z. B. in England, welches durch das Meer an den Zollverein gränzt, und in Rußland die Capital-Zinſen unendlich verſchieden ſind. Doch wir legen auf dieſen Grund keinen Werth, weil die Zölle ſtets gewiſſe Waaren träfen, die eben nur von den capital-reichen Ländern producirt werden und mit Concurrenz drohen. Abgeſehen davon, würde ein aus ſolchem Grunde erhobener Zoll die Urſache, wegen deren er erhoben wird, nur noch vermehren; denn erſtens muß ja das Inland die höhere Differenz bezahlen, — es wird ſonach eine Summe von Producten den Steuerpflichtigen genommen, die ſonſt zur Vermehrung des Capitals gedient haben würde; und zweitens vertheuert man das billigere Capital, das uns in Geſtalt wohlfeilerer Waaren aus dem Auslande eingeſtrömt wäre. Man benutzt die Gunſt der Verhältniſſe, welche dem Nachbarlande eine wohlfeilere Production möglich machen, nicht, um ſelbſt bil-

liger zu produciren. Dadurch wird aber der Abstand zwischen dem beiderseitigen Capital nur noch vermehrt.

Wir würden also den Haupt-Motiven List's über die Stein's den Vorzug geben müssen.

Es ist unzweifelhaft richtig, daß es, um die Steuerkraft der Bevölkerung zu heben, angemessen ist, deren Productionskraft durch Gewandtheit zu vermehren. Es fragt sich nur, ob zur Erziehung einer geschickten, wohlfeil und schön erzeugenden Industrie der Staat nicht auch noch andere Mittel in der Hand hätte, als hohe Eingangszölle. Wir kommen hier auf die Prämien und andere Staatsmittel, welche wir weiter unten besprechen wollen.

Die beiden von List und Stein aufgeführten Beweggründe, welche Schutzzölle rechtfertigen sollen, sind die einzigen, welche Anspruch auf die Berücksichtigung der Wissenschaft machen. Mit den Gründen, die in der Zeitungs-Polemik häufig zu Tage getreten sind, kann die Wissenschaft, wegen der Trivialität derselben, sich nicht beschäftigen. Dahin rechnen wir z. B. folgenden Gemeinplatz, der im Munde vieler Protectionisten ist:

„Da die über unsere Gränzen eingehenden fremden Waaren fremden Arbeitern Beschäftigung und Brod gegeben haben, und da an deren Stelle unsere eigenen Arbeiter Beschäftigung und Brod gefunden haben würden, hätte man das Hereinbringen jener Waaren verhindert, — so erfordert es die Gerechtigkeit, daß der Staat die nationale Arbeit schütze."

Mit diesem Satze würde die früher angeführte Behauptung Saint Chamans' gerechtfertigt, daß der große Brand von London nützlich gewesen sei, weil er viel Arbeit nöthig gemacht habe.

Dieser Gemeinplatz vom Schutze der „nationalen Arbeit" beruht auf einem Denkfehler, dessen Irrthum leicht eingesehen wird, wenn man sich erinnert, daß das Ausland keine seiner Waaren herschenkt, und daß das Inland, wenn es solche will, sie mit eigenen Dienstleistungen bezahlen, also Producte dafür geben muß oder Geld, welches wieder nur durch Erzeugung von Waaren zu erlangen ist. Je mehr ausländische Waaren also importirt werden, desto größer muß die inländische Production sein oder werden, um diese Producte zu bezahlen; und so wie die Production im Inlande abnähme, so würde auch in demselben Verhältnisse die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse sich vermindern.

Es wäre daher unbegreiflich, wie eine ganze Partei ehrenwerther Männer ihr Streben mit einem Schlagworte schmücken, es als Motto auf ihre Standarte pflanzen konnte, das weiter nichts ist, als eine großartige Verneinung der Logik, — wenn der Egoismus es nicht erklärlich machte, daß Einzelne ihr Sonder-Interesse so gut als möglich zu wahren suchen. Da

nun einzelne Fabricanten, die von einem Schutzzolle Gewinn ziehen, mit Gründen der Wissenschaft schwerlich unter der großen Masse des Volkes, welche einen großen Theil der „öffentlichen Meinung" ausmacht, mit der sie der Gesetzgebung zu ihren Gunsten imponiren wollen, Anklang finden würden, so bedient man sich solcher Schlagwörter, wie: „Schutz der nationalen Arbeit", weil sie dem Gedankenlosen einen sehr täuschenden Schein von Wahrheit haben und noch dazu durch ihren patriotischen Klang bestechen. Aber die Wissenschaft — wir haben es schon bemerkt — hat sich mit solchen Schlagwörtern nicht zu beschäftigen; sie muß das Wohl des Ganzen im Auge haben, — nicht das Sonder-Interesse.

Es ist von den Oekonomisten aller Richtungen — mögen sie der Partei der Freihändler oder jener der Schutzzöllner angehören, in welche zwei Lager sie sich namentlich in neuerer Zeit gespalten haben —, von allen ist es gleichmäßig anerkannt, daß der freie Verkehr der vollkommene Zustand ist, welcher angestrebt werden muß. Uneinig sind die Parteien nur über die Zeit, wann dieser möglichst vollkommene Zustand eintreten soll. Die absoluten Freihändler wollen ihn sofort eingeführt, die Protectionisten aus leicht erklärlichen Gründen so lange als möglich hinausgeschoben wissen. Zur Rechtfertigung der Ansichten der letzteren ist seit Friedrich List nichts Wesentliches geschehen; seine Gründe sind es immer noch, welche wissenschaftlich die einzig plausiblen sind: die inländische Industrie soll erzogen werden, — geschützt vor der rauhen Luft auswärtiger Concurrenz, bis sie die Mitbewerbung aushalten kann. List verlangte für eine solche Erziehung der Industrie nur zehn Jahre, wenn seine Methode befolgt würde, d. h. so, daß zuerst sehr hohe Schutzzölle auferlegt würden, welche sodann allmählich reducirt würden.

Ihm entgegnen die Freihändler — oder vielmehr, praktisch gesprochen, die Anhänger von Finanzzöllen, d. h. von Eingangssteuern, bei denen nur das Interesse der Staatscasse, der größtmögliche Ertrag, maßgebend ist —, kurz gefaßt, Folgendes:

Wenn die Schutzzölle das Mittel wären, um in kurzer Zeit eine naturwüchsige Industrie heranzuziehen, — wenn nach einer gewissen Frist die Fabricanten ohne Widerstand auf ihre Privilegien Verzicht leisten wollten, — dann würde aller Streit aufhören; wir wären mit Euch einverstanden. Allein Keines von Beiden ist der Fall. Statt in eine Verminderung der Zölle zu Gunsten der Staatscasse einzuwilligen, fordern die Industriellen im Gegentheil von Zeit zu Zeit eine Erhöhung derselben.

Die Freihändler läugnen, daß durch den Schutzzoll eine Industrie zu größerer Geschicklichkeit und wohlfeilerer Production, also zur Concurrenz-Fähigkeit mit dem Auslande herangezogen werde. Die englische Industrie,

ſagen ſie, ſei nicht durch die Schutzzölle, ſondern trotz derſelben groß geworden. Der Menſch bedürfe, wie der Knabe in der Schule, eines Sporns, um all die Anſtrengungen zu machen, welche zu ſeiner Ausbildung nöthig ſind; dieſer Sporn aber ſei die Concurrenz. Wo eine Induſtrie die Concurrenz nicht zu fürchten brauche, wo ihr der Abſatz im Inlande ſicher ſei durch den Schutzzoll, welcher den ausländiſchen Waaren den Eintritt erſchwere, da falle auch die Triebfeder weg, es einem anderen Producenten in den Augen des Käufers in Güte und Billigkeit des Preiſes zuvorzuthun. Die Producenten würden ſich mit den ſchlechteſten Rohſtoffen und den älteſten Maſchinen, d. h. den am theuerſten hervorbringenden Werkzeugen, begnügen. Statt billiger und beſſer, würden die Waaren immer ſchlechter und theurer werden. Dem Einwurfe, daß ja im Inlande doch immer noch Mitbewerbung genug ſei, um ſolchen Schlendrian zu verhüten, begegnen die Freihändler mit der Folgerung, daß das, was im Kleinen gut iſt, im Großen beſſer ſein würde. Ganz beſonders aber heben ſie hervor, daß durch die Schutzzölle das Capital auf ſolche geſchützte Productions-Gegenſtände künſtlich gelenkt würde aus naturwüchſigen Induſtriezweigen, d. h. aus ſolchen, die, um zu gedeihen, einer Unterſtützung von Seiten der Conſumenten — die allein den Schutzzoll zu tragen haben — nicht bedürfen. Dadurch, daß Capital aus Geſchäften, die keine Unterſtützung brauchen, in ſolche überſiedelte, welche eine ſolche Unterſtützung des Staates erhalten, würde die Production des Landes vermindert, die Capital-Anſammlung verringert und ſo das Haupt-Werkzeug der Production gelähmt. Jedes Land ſolle von den Vortheilen Gebrauch machen, die es habe, und die dann erzeugten Waaren mit fremden austauſchen. England beſitze billiges Capital, Deutſchland billige Arbeitskraft; möge erſteres alſo beſonders ſolche Erzeugniſſe liefern, bei welchen die Dienſtleiſtungen des Capitals, die Maſchinen und Rohſtoffe, den größeren Antheil haben, — möge man in Deutſchland mehr ſolche hervorbringen, bei welchen mehr unmittelbare Arbeit erforderlich iſt. Möge man alſo z. B. den Engländern das Baumwollſpinnen überlaſſen und ihre Twiſte weben und färben; möge man bei uns das engliſche Roheiſen in künſtliche Werkzeuge durch unſere Arbeit umſchaffen.

Vor Allem aber benutze man diejenigen Vortheile, welche die Natur anderen Ländern freiwillig, ſei es durch die Sonne oder im Schooße der Erde, bietet. Pflanze man nicht Kaffee in Treibhäuſern, ſondern beziehe man ſolchen aus Java, wo die Sonne umſonſt die Arbeit verrichtet, welche bei uns eine koſtſpielige Heizung mit geringerem Erfolge bewerkſtelligen würde.

Die Rübenzucker-Fabrication ſei, wenn ſie auch keinen ſolchen Contraſt biete, einem ſolchen Verfahren vergleichbar. Denn da der Rübenzucker nicht

producirt werden kann, wenn der Eingang des Colonial-Rohzuckers nicht durch einen Schutzzoll erschwert ist, da also im Zollvereine z. B. die Consumenten einen Theil des Preises als Unterstützung beisteuern müssen, der in den Colonial-Ländern durch die Sonne umsonst geliefert wird, so bringe man das Land nicht allein um diese Summe, sondern, weil der Rübenzucker zu sehr geschützt sei — also viel Gewinn abwerfe —, ziehe diese Industrie auch noch das Capital aus Geschäften, die ohne Unterstützung der Consumenten gedeihen.

Abgesehen von der Nothwendigkeit der Steuerquelle, die der Staat in den Eingangszöllen sich erhalten muß, sind solche nur noch dann gerechtfertigt, wenn eine inländische Industrie mit hohen Auflagen belastet ist, mit höheren, als dieselbe Industrie im Auslande. Wenn in einem solchen Falle kein Zoll bestände, dann würde die inländische Industrie zu sehr im Nachtheile sein, wenn nicht die ausländische Waare mit derselben Auflage bedacht würde. Wo dies aber im Inlande bei der Consumtion nicht geschehen kann, da müssen die Waaren beim Eintritt ins Land damit belegt werden. Will man diese Abgabe einen Schutzzoll nennen, dann haben wir nichts dagegen. In der Regel wird indessen der Finanzzoll diese Aufgabe vollständig erfüllen; denn gerade die industrie-reichen Länder pflegen mit Steuern noch mehr bedacht zu sein, als die industrie-armen.

Ein Schutzzoll wäre auch da zu entschuldigen, wo es gilt, Erzeugnisse zu schaffen, die zur Vertheidigung des Landes nothwendig sind — also Waffen-Fabriken und Kanonen-Gießereien —, wofern der Staat nicht die Fabrication solcher Rüstzeuge selbst übernähme. Ob es zweckmäßig wäre, einen Schutzzoll auf Schießpulver zu legen, ist schon wieder zweifelhaft, weil das Material dazu, Schwefel und Salpeter, nicht in jedem Lande zu haben, das Inland also doch auf den Import angewiesen und die Regierung eben genöthigt ist, in Friedenszeiten auf Vorrath zu sehen. Auch die erstere Annahme wird von den principiellen Freihändlern verworfen; denn dem Einwande, daß bei ausbrechendem Kriege die Waffen-Ausfuhr aus den Nachbarländern verboten wird, begegnen sie mit der Bemerkung, daß die Regierung ja in Friedenszeiten genug Waffen-Vorräthe aufsammeln könne, gerade wie sie es mit dem Schwefel machen müsse, wenn das Land keinen erzeuge. Außerdem könne die Regierung auch, da es einmal einen so wichtigen Zweck, wie die Vertheidigung des Landes, gilt, eigene Waffen-Fabriken errichten, wenn deren Erzeugnisse auch etwas theurer zu stehen kommen würden, als die vom Auslande importirten. Es wäre dabei noch der Vortheil, daß die Verbesserungen an ausländischen Waffen ein Sporn sein würden, die inländischen ebenfalls zu vervollkommnen, wenn der Trieb der Selbsterhaltung nicht schon genügenden Wetteifer erregte. Der Zweck der

Landes-Vertheidigung rechtfertigt auch die Mehr-Ausgabe für im Inlande erzeugte Waffen, selbst wenn die ausländischen billiger sind.

Derselbe Zweck ist auch das einzige Motiv, welches den Betrieb von Manufacturen von Seiten des Staates rechtfertigen kann.

In einem Lande, wo noch keine Schutzzölle bestanden, solche einzuführen, ist nach den Regeln der Wissenschaft, d. h. nach den aus den Erfahrungen aller Zeiten beobachteten waltenden Naturgesetzen, nicht rathsam. Denn entweder ist in einem solchen Lande genug überflüssiges Capital vorhanden, um eine naturwüchsige Manufactur-Industrie groß zu ziehen, — oder nicht. Im letzteren Falle wird das Vornehmen gewiß weniger gelingen, wenn man eben durch die Schutzzölle das vorhandene und sich sammelnde Vermögen mittels Beisteuern aus der Tasche der Consumenten mindert. Oder es ist solches Capital zur industriellen Verwendung vorräthig; dann läßt man dieses am besten selbst die Mittel und Wege, die Geschäftszweige aufsuchen, welche am gewinnbringendsten sind, ohne sie durch Staats-Maßregeln in eine künstliche Bahn zu lenken, weil diejenigen, von denen die Staats-Maßregeln ausgehen, in der Regel die wirthschaftlichen Bedürfnisse und Verhältnisse im Einzelnen nicht so genau kennen, als die Privatleute, von denen Jeder vermöge der Theilung der Arbeit seinen Wirkungskreis genau zu übersehen vermag.

In einem Lande hingegen, wo die Schutzzölle oder gar Prohibitivzölle bestehen, da sind diese einer chronischen Krankheit vergleichbar, welche nicht auf einmal geheilt werden kann, weil man durch eine Radicalcur das Leben des Patienten selbst in Gefahr bringen würde. Da wird es zweckmäßig sein, nur allmählich vorwärts zu gehen; allein vorwärts gehen, den Finanzzöllen allmählich sich nähern muß man, wenn man das Befinden des Landes verbessern will.

Will man einmal absolut darauf beharren, daß der Staat für die Industrie etwas thun müsse, und hält man die allgemeinen Vorkehrungen, welche denselben obliegen — eine gute Verwaltung und Rechtspflege, die Verbesserung der Verkehrsmittel, die Erleichterung des Creditwesens —, welche gewiß eben so viel oder noch mehr die Industrie begünstigen, jedenfalls der Gesammtheit kein Opfer auferlegen, das nicht Allen zu Gute kommt, — nicht für ausreichend, dann ließen sich eher Rückzölle und Ausfuhr-Prämien rechtfertigen.

„Kaufleute und Gewerks-Unternehmer", sagt A. Smith, „sind nicht mit dem Monopol des einheimischen Marktes zufrieden, sondern verlangen auch den ausgedehntesten Verkauf ihrer Güter im Auslande. Ihr Land hat über fremde Nationen keine Gerichtsbarkeit und kann ihnen daher selten dort ein Monopol verschaffen. Folglich müssen sie sich im Allgemeinen

damit begnügen, um gewiſſe Aufmunterungen zur Ausfuhr nachzuſuchen. Unter dieſen Aufmunterungen ſcheinen die ſogenannten Rückzölle die vernünftigſten zu ſein. Dergleichen Aufmunterungen wenden nicht einem einzelnen Gewerbe einen größeren Theil des Landes-Capitals zu, als dieſem Gewerbe von ſelbſt zufließen würde, ſondern verhindern nur, daß die Abgabe einen Theil desſelben auf andere Gewerbe ableite. Sie haben nicht den Zweck, das Gleichgewicht, welches ſich unter den verſchiedenen Gewerben der Geſellſchaft von ſelbſt bildet, aufzuheben, ſondern ſollen nur bewirken, daß es nicht durch die Abgabe aufgehoben werde; ſie vernichten nicht, ſondern ſie erhalten die natürliche Theilung der Arbeit in der Geſellſchaft, die in den meiſten Fällen durchaus erhalten werden muß.

„Indeſſen rechtfertigen dieſe Gründe die Rückzölle nur bei der Ausfuhr in ſolche Länder, welche völlig fremd und unabhängig ſind, nicht aber in ſolche, wo unſere Kaufleute und Gewerks-Unternehmer ein Monopol genießen. So würde z. B. ein Rückzoll bei der Ausfuhr europäiſcher Güter nach den Colonieen Englands nicht immer eine ſtärkere Ausfuhr bewirken, als ohnehin Statt gefunden hätte [weil zu A. Smith's Zeit das Mutterland noch ein Monopol genoß und fremde Waaren mehr oder weniger von den Colonieen ausgeſchloſſen waren]. Vermöge des Monopols, welches unſere Kaufleute und Manufacturiſten daſelbſt genießen, würde wahrſcheinlich oft die nämliche Quantität hingeſchickt werden, wenn man die Abgaben auch ganz zurückbehielte. Es kann alſo der Rückzoll oft ein reiner Verluſt für das Acciſe- und Zoll-Einkommen ſein, ohne daß er den Stand des Handels ändert oder ihn irgendwie erweitert.

„Man muß immer feſthalten, daß Rückzölle nur in den Fällen nützlich ſind, wenn die Güter, für deren Ausfuhr ſie bewilligt werden, wirklich in ein fremdes Land ausgeführt und *nicht heimlich in unſer eigenes zurückgebracht* werden. Daß einige Rückzölle häufig auf dieſe Weiſe mißbraucht worden ſind und zu manchen für das Staats-Einkommen und für den ehrlichen Kaufmann gleich ſchädlichen Betrügereien Gelegenheit gegeben haben, iſt hinlänglich bekannt."

Wo ein inländiſcher Induſtriezweig mit hohen Abgaben belegt iſt, oder wo die Rohproducte und Halbfabricate einen höheren Zoll zahlen müſſen, als ausländiſche Gewerbs-Anſtalten, — da iſt es gerechtfertigt, dieſen Zoll, dieſe Steuer, oder einen Theil derſelben, bei der Ausfuhr der betreffenden Waaren an der Gränze rückzuvergüten. Die inländiſche Induſtrie wird dadurch in den Stand geſetzt, ihren Markt zu erweitern, billiger zu produciren und mit der Zeit auch den Conſumenten des eigenen Landes ihre Erzeugniſſe billiger zu ſchaffen, wodurch dem Lande indirect der Betrag der Rückzölle wieder erſetzt werden kann. Nur iſt bei der Bewilligung

der Rückzölle in hohem Grade die Vorsicht zu gebrauchen, daß nur naturwüchsige Industriezweige mit dieser Gunst bedacht werden, und daß die Maßregel überhaupt nicht als eine principiel permanente, sondern als eine je nach den Umständen vorübergehende zu betrachten ist.

Weit vorsichtiger müßte man mit der Bewilligung von Ausfuhr-Prämien verfahren. Sie können nur als vorübergehende Noth-Maßregeln entschuldigt werden. A. Smith sagt sehr richtig:

„In Großbritannien werden häufig Ausfuhr-Prämien für die Erzeugnisse besonderer Zweige der einheimischen Industrie nachgesucht und mitunter auch bewilligt. Mittels derselben würden, behauptet man, unsere Kaufleute und Gewerbs-Unternehmer in Stand gesetzt, ihre Waaren eben so wohlfeil oder noch wohlfeiler zu verkaufen, als ihre Concurrenten auf dem auswärtigen Markte. Es würde so eine größere Quantität ausgeführt, und die Handels-Bilanz folglich mehr zu Gunsten unseres Landes stehen. Wir können unseren Arbeitern kein Monopol im Auslande geben, wie wir es ihnen auf dem inneren Markte gegeben haben [damals in England]; wir können die Ausländer nicht zwingen, wie wir unsere Landsleute gezwungen haben, jenen die Waaren abzukaufen. So hielt man es für das nächste, beste Mittel, sie für das Abkaufen zu bezahlen. Auf diese Weise denkt das Mercantil-System das ganze Land zu bereichern und mittels der Handels-Bilanz alle unsere Taschen mit Geld zu füllen!

„Man räumt ein, daß Ausfuhr-Prämien nur bei solchen Handelszweigen gegeben werden sollen, die ohne sie gar nicht betrieben werden könnten; allein es kann jeder Handelszweig, bei dem der Kaufmann seine Güter zu einem Preise verkaufen kann, der ihm das ganze auf die Herstellung und Versendung verwandte Capital sammt gewöhnlichen Gewinnsten wieder erstattet, ohne alle Prämien getrieben werden. Jeder solche Handelszweig steht offenbar mit allen anderen, die ohne Prämie betrieben werden, im Gleichgewichte und kann also nicht mehr verlangen, als diese. Nur diejenigen Handelszweige erfordern Prämien, bei denen der Kaufmann seine Güter zu einem Preise verkaufen muß, der ihm nicht sein Capital sammt gewöhnlichem Gewinnste zurückerstattet, oder bei welchem er sie für weniger verkaufen muß, als sie ihm auf dem Markte selber kosten. Die Prämie wird zu dem Zwecke gegeben, diesen Verlust zu ersetzen und den Kaufmann zu ermuntern, daß er einen Handel fortsetze oder vielleicht anfange, bei welchem sich annehmen läßt, daß der Aufwand größer sein werde, als der Gewinn, daß jede Operation einen Theil des hineingesteckten Capitals aufzehren werde und daß der Handel überhaupt so beschaffen sei, daß, wenn ihm aller übrige Handel gliche, bald gar kein Capital mehr im Lande bliebe. Handelsgeschäfte, die mittels Prämien getrieben werden, sind die

einzigen, die unter zwei Nationen geraume Zeit hindurch so betrieben werden können, daß die eine regelmäßig immer verliert oder ihre Waaren wohlfeiler verkauft, als sie ihr selbst, bis sie auf den Markt gelangen, zu stehen kommen. Wenn dahe die Prämie dem Kaufmanne nicht ersetzte, was er sonst an dem Preise seiner Güter verlieren müßte, so würde ihn sein eigenes Interesse bald bewegen, sein Capital auf andere Weise anzulegen, oder einen Handel ausfindig zu machen, bei welchem der Preis der Güter ihm das zur Herstellung und Versendung verbrauchte Capital sammt gewöhnlichem Gewinnste erstattete. Die Wirkung der Prämien kann, wie die aller übrigen Hülfsmittel des Mercantil-Systems, nur die sein, den Handel eines Landes in einen weit weniger vortheilhaften Canal hineinzuleiten, als der ist, in welchen er, sich selbst überlassen, fließen würde."

Maßregeln der Volkswirthschaft müssen stets das Wohl des Ganzen ins Auge fassen, nicht die Sonder-Interessen Einzelner. So gut wie *eine*, hätte *jede* Industrie eines Landes ein Anrecht auf eine Ausfuhr-Prämie. Wenn eine jede Industrie eine Prämie erhielte, so müßte eine jede sie bezahlen; alle Waaren und Dienstleistungen müßten im Preise steigen, und die Prämie wäre dem Auslande gegenüber so gut wie *keine*.

Ausfuhr-Prämien lassen sich also nur als vorübergehende handelspolitische Verwaltungs-Maßregeln entschuldigen. Wenn z. B. in einem Lande durch vorhergehende Vernachlässigung, durch eine unzweckmäßige Gesetzgebung oder andere Umstände ein Industriezweig ins Sinken gerathen ist, der nach der Beschaffenheit des Landes, seiner Producte und Bewohner, seiner Arbeits- und Capitals-Verhältnisse floriren könnte, und von dem man voraussehen kann, daß er wieder zur Blüthe gelangen wird, sobald nur eine gewisse Krisis überstanden oder der erste Anlauf überwunden ist, — dann ließe sich auf vorübergehende Zeit eine solche Ausfuhr-Prämie versuchen. In Nassau z. B., wo man industriellen Unternehmungen in früherer Zeit von oben principiel abhold war, wo aber der Boden unermeßliche Schätze birgt, welche nur gehoben zu werden brauchen und gehoben werden, sobald nur gewisse hindernde Gesetze entfernt sind und der erste Anstoß gegeben ist, — da kann eine Prämie für eine Zeit lang von Nutzen sein, bis die jetzt darbende Arbeiter-Bevölkerung die Verrichtungen eines gewissen Industriezweiges erlernt haben wird. Es ist in diesem Falle indessen höchst wahrscheinlich, daß man auch ohne Prämien fertig wird, wenn die Regierung jene hindernden Gesetze beseitigt, der Arbeit freie Bahn schafft; wenn sie alle die Verkehrsmittel herstellt, welche zum Betriebe einer solchen Industrie nothwendig sind.

So würde auch in Betreff Nassau's die Anlegung von Straßen und Eisenbahnen, von Holzbahnen in den Bergwerks-Gegenden und eine liberalere

Verwendung der Landesbank vielleicht weit mehr leiſten, als eine Ausfuhr-Prämie, bei welcher immer die Gefahr vorhanden iſt, daß ſie einem nicht naturwüchſigen Induſtriezweige bewilligt wird. Denn die Staatsmänner und Geſetzgeber haben nicht immer die genaue Sachkenntniß von jedem einzelnen Geſchäftszweige; ſie laſſen ſich leicht durch Vorſtellungen hinreißen; und bekanntlich ſind immer die Vorſtellungen derjenigen am ſtürmiſchſten, deren Induſtrie am wenigſten Ausſicht auf ein ſelbſtſtändiges Gedeihen hat. Das haben wir an unſeren Roheiſen-Producenten erlebt, denen einmal nicht die günſtigen Verhältniſſe der engliſchen Producenten zur Seite ſtehen.

Wir haben bei den Einfuhrzöllen und überhaupt allen Conſumtions-Steuern bis jetzt vorausgeſetzt, daß ſie gleichmäßig, ohne „Unterſcheidung" aufgelegt werden, d. h. ohne Rückſicht darauf, wie die betreffenden Güter hervorgebracht oder feilgeboten werden.

Nun gibt es aber noch eine Art von Schutzzöllen, welche dieſe Regel der Unparteilichkeit nicht befolgen, ſondern eine Unterſcheidung machen. Sie heißen daher Unterſcheidungs- oder Differential-Zölle.

„Nehmen wir an," ſagt J. St. Mill, „es laſſe ſich ein Artikel auf zweifachem Wege herſtellen. Ein Fabricant läßt ſich z. B. entweder durch Handarbeit oder durch Dampfkraft eine Waare anfertigen; Zucker kann entweder aus Zuckerrohr oder aus Runkelrüben gewonnen, Vieh kann entweder mit Heu- und Gras-Futter, oder mit Oelkuchen und dem Abfalle von Brennereien gemäſtet werden. Im Intereſſe des Gemeinweſens liegt es, daß von den verſchiedenen Methoden die Producenten diejenige annehmen, welche den Artikel am beſten und auf dem wohlfeilſten Wege herſtellt. Da das Intereſſe der Producenten ebenfalls dahin führt, ſofern ſie nicht gegen Concurrenz geſchützt und vor den Nachtheilen eigener Sorgloſigkeit geſichert ſind, ſo wird das dem Gemeinweſen erſprießlichſte Verfahren in den meiſten Fällen eben dasjenige ſein, welches die Producenten, falls ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ſchon ihres eigenen Vortheils halber wählen werden. Man nehme jetzt aber an, daß eine der Productionsarten mit einer Abgabe belegt wird, während die anderen entweder unbeſteuert bleiben oder geringer beſteuert werden. Iſt nun das beſteuerte Verfahren dasjenige, welches die Producenten nicht gewählt haben würden, ſo iſt die Maßregel ganz überflüſſig; trifft aber die Steuer, wie es natürlich beabſichtigt wird, dasjenige Verfahren, das ſonſt gewählt worden wäre, ſo bewirkt ſie ein künſtliches Motiv, um dem unbeſteuerten Verfahren, obſchon es an ſich ſchlechter iſt, den Vorzug zu geben. Wenn die Steuer daher überhaupt Wirkung hat, ſo iſt die Folge, daß der Artikel in ſchlechterer Qualität oder mit größeren Koſten producirt wird; ſie verurſacht, daß ein gewiſſer Theil der Arbeit des

Gemeinweſens völlig vergeudet wird, und daß das zum Unterhalte und zur Vergütung ſolcher Arbeit angewandte Capital eben ſo unnütz verausgabt wird, als hätte man damit Menſchen gemiethet, um Löcher zu graben und ſie dann wieder zuzuwerfen [wie die „Rehberger" 1848 in Berlin].

„Dieſe Vergeudung von Capital und Arbeit vermehrt die Productionskoſten des Artikels und ſteigert in entſprechendem Verhältniſſe deſſen Werth und Preis, weil die Eigner des Capitals entſchädigt werden müſſen. Der Verluſt fällt auf die Conſumenten; zugleich aber wird auch das Capital des Landes dadurch verringert werden, indem die Mittel zur Erſparung, und in gewiſſem Grade auch der Antrieb dazu, abnehmen. Solche Steuern, die unter die allgemeine Bezeichnung von Unterſcheidungs-Zöllen (discriminating duties) fallen, widerſtreiten daher dem Grundſatze, daß dem Steuerpflichtigen ſo wenig wie möglich mehr abgenommen werden ſoll, als dem Staatsſchatze zu Gute kommt. Der Conſument muß bei ihnen zwei verſchiedene Abgaben zahlen, von denen nur die Eine, und häufig gerade die minder läſtige, der Regierung entrichtet wird. Wenn eine Abgabe auf Colonial-Zucker gelegt wird und Runkelrüben-Zucker unbeſteuert iſt, dann wird, ſoweit erſterer im Gebrauche bleibt, die Abgabe vom Zucker an die Staats-Caſſe entrichtet, und an ſich dürfte dieſe Steuer ſich ſo gut rechtfertigen laſſen, wie nur irgend eine andere. Sofern aber dadurch der Colonial-Zucker, der vorher wohlfeiler als Rübenzucker war, jetzt theurer und von dieſem in bedeutendem Maße verdrängt wird, indem man nun viele Felder mit Runkelrüben beſtellt und viele Rübenzucker-Fabriken errichtet, ſo wird der Staat vom Zucker theilweiſe keine Einnahme beziehen, während doch die Conſumenten dafür eine wirkliche Abgabe bezahlen müſſen. Sie werden für Runkelrüben-Zucker mehr bezahlen, als ſie früher für Colonial-Zucker gaben, und die Differenz wird allein dazu dienen, die Fabricanten für einen geradezu vergeudeten Theil der Arbeit des Landes zu entſchädigen; es iſt vielleicht durch die Arbeit von dreihundert Menſchen ſo viel producirt worden, als ſonſt durch die Arbeit von zweihundert hätte erlangt werden können. Einer der häufigſten Fälle dieſer Unterſcheidungs-Zölle iſt der, wo auf die Einfuhr eines Artikels, der im Inlande producirt werden kann, eine Abgabe gelegt wird ohne entſprechende Beſteuerung ſeiner einheimiſchen Erzeugung. Ein Artikel wird nie dauernd aus dem Auslande eingeführt, wenn er nicht im Ganzen mit geringerem Aufwande von Arbeit und Capital bezogen werden kann, als ſeine inländiſche Production koſten würde. Wenn es daher durch einen Einfuhr-Zoll vortheilhafter wird, einen Artikel im Lande ſelbſt zu produciren, als ihn einzuführen, ſo wird ein Extra-Betrag von Arbeit und Capital verausgabt ohne Extra-Ertrag. Die Arbeit bleibt nutzlos, und das Capital iſt verausgabt worden, um Menſchen zu bezahlen, die bei aller

Arbeit nichts hervorbringen. Alle Zölle, die zugleich zur Ermunterung der einheimiſchen Erzeugung des beſteuerten Artikels dienen ſollen, ſind demnach die allerverſchwenderiſchſte Weiſe, den Staatsbedarf zu erheben. Dies gilt insbeſondere von Zöllen auf Boden-Producte, ſofern ſie nicht durch Acciſe-Abgaben von der einheimiſchen Production aufgewogen werden. Dieſe Steuern bringen im Vergleich zu dem, was ſie den Conſumenten nehmen, der Staats-Caſſe weniger ein, als irgend eine andere Auflage, der je ein civiliſirtes Volk ſich unterworfen hat. Wenn ein Land 100 Millionen Scheffel Weizen producirt und 110 Millionen conſumirt, ſo daß 10 Millionen vom Auslande eingeführt werden müſſen, und von dieſen 10 Millionen ein Einfuhrzoll erhoben wird, der den Preis um einen Thaler per Scheffel erhöht, ſo wird der Preis nicht allein für die 10 Millionen, ſondern für 110 Millionen Scheffel vermehrt. Nehmen wir den günſtigſten, aber höchſt unwahrſcheinlichen Fall an, daß die Einfuhr nicht vermindert, noch die einheimiſche Production erweitert wird, ſo erhält der Staat eine Einnahme von nur 10 Millionen Thaler, während die Conſumenten zum Belauf von 110 Millionen Thaler beſteuert werden; denn 100 Millionen ſind eine Abgabe an die einheimiſchen Producenten. Der Verbraucher bezahlt auf dieſe Weiſe dem Grundeigenthümer eine neue Steuer, die das Zehnfache deſſen beträgt, was er dem Staate entrichtet."

Ganz ſo verhält es ſich mit allen übrigen geſchützten Waaren. Es iſt ſchlechterdings anzunehmen, daß ein Induſtriezweig, der geſchützt werden ſoll, durch directes Almoſen dem Staate weniger koſten würde, als der Zoll den Conſumenten, von welchen der Staat ſeine Mittel ſchöpft. „Nehmen wir nun aber an, daß die Steuer wirklich die Einfuhr beſchränkte; — daß in gewöhnlichen Jahren dieſe gänzlich verhindert wird, indem ſich ausweiſ't, daß die 10 Millionen Scheffel durch mühſameren Landbau oder Urbarmachung ſchlechteren Bodens etwas wohlfeiler producirt werden könnten, als wie der Aufſchlag von einem Thaler auf den urſprünglichen Preis ausmacht; nehmen wir an, es laſſe ſich dieſe Production herſtellen mit einem Aufſchlage von einem halben Thaler pr. Scheffel. Die Staats-Caſſe würde in dieſem Falle nichts erhalten, ausgenommen von der außergewöhnlichen Einfuhr bei Miß-Aernten." Die Conſumenten bezahlen indeſſen jährlich eine Abgabe von einem halben Thaler pr. Scheffel auf alle 110 Mill. Scheffel, alſo 55 Mill. Thaler. Dies iſt die Wirkung der ſogenannten Getreidegeſetze (die jetzt in England aufgehoben ſind). Mit den übrigen Waaren verhält es ſich mehr oder weniger eben ſo, je nachdem ſie mehr oder minder Bedürfniß der Conſumenten ſind. „Was wir in Bezug auf Einfuhrzölle im Allgemeinen ſagten, findet ebenfalls auf diejenigen Differential-Zölle Anwendung, welche die Einfuhr von beſtimmten Plätzen oder in beſtimmter

Weiſe im Gegenſatze zu anderen begünſtigen, wie z. B. die Bevorzugung der Producte einer Colonie oder eines Landes, mit dem Handelsverträge geſchloſſen ſind, oder die höheren Zölle, welche in Folge von Schiffahrts-Geſetzen Waaren, die nicht in nationalen Fahrzeugen eingeführt wurden, auferlegt werden. Welche andere Gründe man auch für ſolche Unterſcheidungen anführen mag, vom wirthſchaftlichen Standpunkte aus ſind ſie, ſofern ſie nicht ganz illuſoriſch ſind, nichts weiter als Vergeudung. Sie nöthigen zu einer koſtſpieligeren Weiſe, eine Waare zu beziehen, wo eine wohlfeilere offen geſtanden hätte, und veranlaſſen dadurch, einen Theil der Arbeit, welche zur Verſorgung des Landes mit ausländiſchen Erzeugniſſen angewandt wird, ohne entſprechende Vergütung zu opfern."

Durch den Handelsvertrag zwiſchen dem deutſchen Zollvereine und Belgien beſtand ein Differential-Zoll in Betreff des Eiſens an der diesſeitigen Gränze. Dieſe ganze Maßregel kam nur den belgiſchen Producenten zu Gute, ohne den Conſumenten etwas zu nützen. Die Belgier ließen ſich die hohen Preiſe des deutſchen Eiſens recht wohl gefallen. Da der Verbrauch in Folge des ſtarken Eiſenbahn-Baues zunahm, ſo konnte der Preis auch nicht durch vermehrtes Angebot gedrückt werden, und nur die einheimiſchen Producenten hatten etwa eine lebhaftere Concurrenz. Ihnen ward geſchadet, ohne den Conſumenten damit zu nützen. Die Verbraucher können nur genügend zufrieden geſtellt werden, wenn der Weltmarkt möglichſt zugänglich iſt.

Zu den Schutzzöllen gehören auch noch die Ausfuhrzölle. Sie werden in der Regel erhoben von Rohproducenten zu Gunſten reproductiver Verbraucher; ſelten nur im Intereſſe der Staats-Caſſe. Ausfuhrzoll liegt am häufigſten auf Rohproducten oder Halbfabricaten, um zu Gunſten der Conſumenten die Ausfuhr derſelben zu erſchweren und den Preis herabzudrücken, ſei es, daß die mit dem Ausfuhrzoll belegten Producte den Conſumenten einfach zur Verzehrung dienen, alſo nur mittelbar reproducirt werden, oder daß ihnen durch hinzugefügte Arbeit eine neue Form beigebracht wird. Zu der erſteren Gattung gehört der Ausfuhrzoll auf Getreide und ſonſtige Lebensmittel; zu der letzteren die Ausfuhrſteuer auf Schafwolle, Lumpen u. ſ. w.

Sobald die Ausfuhrſteuer auf Bodenproducte ſo hoch iſt, daß ſie wirklich die Ausfuhr hemmt und ein Sinken der Preiſe im Inlande hervorbringt, dann iſt ſie eine Plünderung der Boden-Producenten, der zahlreichſten Claſſe von Erzeugern, durch welche die übrige Induſtrie des Landes geſpeiſ't wird. Sie wäre nur zu billigen, wo ſie ſo niedrig iſt, daß der Preis im Auslande, wohin exportirt werden ſoll, einſchließlich der Fracht,

den Preis im Inlande noch überſteigt, oder wenn die Waare in dem betreffenden Auslande in ſo geringerer Quantität vorhanden, daß letzteres einen beſtimmten Vorrath von derſelben um jeden Preis kaufen muß. In dieſem Falle kann die Regierung, ohne den einheimiſchen Producenten zu ſchaden, eine Ausgangsſteuer auflegen, die nur der Staats-Caſſe zu Gute kommt. Das letztgenannte Verhältniß fand zum Theil 1846 zwiſchen der Schweiz und den ſüdlichen Zollvereins-Staaten Statt; als das Ausfuhrverbot beſchränkt worden war, mußten die Schweizer 50 pCt., ſpäter 25 pCt. Ausgangszoll bezahlen. Da ſie an den Markt in Schwaben gewohnt und nicht im Stande waren, ihren Bedarf raſch genug aus America zu beziehen; da in der Lombardei das Getreide ebenfalls einen hohen Preis erreicht hatte: ſo mußten ſie beinahe ihren früheren Bedarf aus Schwaben um 25 pCt. theurer beziehen, ohne daß der Preis am Productionsorte merklich gedrückt worden wäre. Legte man indeſſen eine ſolche Steuer auf die Dauer auf, dann würde ſich wahrſcheinlich ein neuer Handelsweg eröffnen; die Schweizer würden über Frankreich, Piemont, die Lombardei Getreide aus America oder Rußland beziehen, und die Producenten müßten ſich, bei ſteigendem Vorrathe und größeren Transport-Auslagen nach entfernteren Märkten, mit einem niedrigeren Preiſe begnügen. Die Staats-Caſſe würde gar nichts mehr beziehen, die Conſumenten ihr Getreide billiger erhalten. Dadurch würde aber der armen Bevölkerung wenig geholfen ſein; denn dieſe würde ſich nicht allein raſcher vermehren, ſondern die ſtädtiſchen Gewerbe würden von der Ackerbau-Production ſpärlicher geſpeiſ't werden, weil dieſe durch den niedrigeren Preis weniger Capital ſparen könnte. Am Ende würde die arme arbeitende Bevölkerung der Städte, um derentwillen in der Regel ſolche Maßregeln, wie Ausfuhrzölle von Getreide, ergriffen werden, am meiſten darunter zu leiden haben — wie bei allen übrigen Beſchränkungen des Getreidehandels.

Durch den Ausfuhrzoll auf Roh-Producte, welche zur unmittelbaren Reproduction dienen, werden die Fabricanten auf Koſten der Boden-Producenten begünſtigt. Letzteren wird Geld aus der Taſche genommen, um es erſteren in die Hand zu drücken. Die Ausfuhrſteuer auf Lumpen iſt gar eine Beraubung der ärmſten Producenten, der Lumpenſammler, zu Gunſten von Leuten, die im Zollvereine z. B. noch durch einen Schutzzoll gegen fremdes Papier begünſtigt ſind und im Durchſchnitt einen ſo ſchönen Gewinn machen, ſofern ſie die neueſten Verbeſſerungen anwenden, daß ſie im Wohlſtande ſich befinden.

Solche Auflagen ſind daher im höchſten Grade ungerecht, weil ſie ungleich vertheilt ſind. Neben ſeinen übrigen Abgaben muß der Schafzüchter oder der Lumpenſammler noch eine Schmälerung des Preiſes ſeines Pro-

ductes sich gefallen lassen, deren Betrag einem Anderen ohne allen Grund in die Tasche geschoben wird. Nur wenn der inländische Productionszweig ein natürliches Monopol hätte, so daß das Ausland dieselbe Waare gar nicht produciren kann und sie um jeden Preis kaufen, also auch die Ausgangssteuer tragen muß, dann ließe sich diese Steuer entschuldigen. Sonst nicht. Denn hält man es einmal wirklich für unerläßlich, daß ein Industriezweig durch den Staat eine Begünstigung erhält, so verlange man nicht, daß gerade bloß ein gewisser Productionszweig dieses Opfer bringe, sondern man unterstütze den Industriellen im Interesse der Gleichförmigkeit der Besteuerung lieber direct durch eine Geldsumme, die aus den gleichmäßig auf Alle gelegten Steuern entnommen wird; man sei so billig, nicht eine Classe von Producenten zu Gunsten einer anderen zu plündern, die es weniger verdient, weil sie, was eben die Unterstützung beweis't, weniger auf eigenen Füßen zu stehen vermag, als diejenige, welche dem Ausfuhrzoll unterzogen wird.

Wenn wir von der dritten Gattung der oben angeführten Consumtions-Steuern sprechen sollen, so müssen wir zur richtigen Beurtheilung Unterscheidungen machen. Uebergangszölle, wie der im Zollvereine auf Wein, sind nichts als ein Schutzzoll zu Gunsten eines kleinen Landstriches (preuß. Rheinprovinz), ein Privilegium, das kaum als vorübergehende Staatsmaßregel entschuldigt, vom Standpunkte der Volkswirthschaft aus aber nicht gerechtfertigt werden kann, weil es gegen das Princip des Zollvereins selbst verstößt.

In Betreff der Transitzölle kann im Interesse des Verkehrs nur eine sehr mäßige Auflage gebilligt werden, welche etwa als Aequivalent für den Schutz des betreffenden Staates angesehen werden mag. Fluß- und Schifffahrts-Abgaben, Brücken- und Straßen-Zölle dürften nur so hoch sein, um die Auslagen für die Anlegung, Verbesserung und Unterhaltung dieser Verkehrsmittel zu ersetzen. Alles, was mehr, ist vom Uebel, und zwar aus folgenden Gründen:

Der permanente Zweck der wirthschaftlichen Bewegung ist es, die Production zu erleichtern, weil dadurch eine stets wachsende Summe von Gütern auf eine gleiche Anzahl von Menschen kommt. Der Handel, indem er den gegenseitigen Austausch von Producten vermittelt aus den Ländern, wo sie am leichtesten producirt werden, indem das eine Land diesen, das andere jenen klimatischen Vorzug und Vortheil hat, erleichtert und verwohlfeilt er mittelbar die Production. Alles, was nun den Handel erleichtert, verbessert das Wohl der Menschen, weil sie mit weniger Arbeit mehr erzeugen. Deßhalb müssen Anstalten, die den internationalen Verkehr erleichtern, so

billig als möglich dem Publicum zur Disposition gestellt werden. Aus solchen Rücksichten haben sich Staaten bewegen lassen, die Straßen ganz unentgeltlich dem öffentlichen Verkehre zu stellen (Frankreich, Baden), weil der Vortheil mittelbar doch schließlich Allen zu Gute komme. Doch ist dabei eine kleine Parteilichkeit nicht zu vermeiden, weil es sehr entlegene Gegenden gibt, die wenig Vortheil von einer Straße haben, während eine andere Gegend dieselbe ganz ausnützt und jene daher, da sie gleichmäßig besteuert sind, so viel beitragen müssen, als die letztere, ohne so viel Nutzen davon zu haben. Aus diesem Grunde wird das Verfahren, Straßen, Eisenbahnen und andere Verkehrsanstalten Privatunternehmern zu überlassen, den Vorzug verdienen. Weil in der Regel keine Concurrenz bei solchen Unternehmungen vorhanden ist, welche die Güte der Leistung und die Preise regelte, so müßte dem Staate ein gewisses Beaufsichtigungsrecht vorbehalten bleiben, damit das Publicum nicht einseitig ausgebeutet würde, was bei obwaltender Concurrenz nicht der Fall sein könnte. Wo ein Unternehmen noch zu wenig gewinnversprechend wäre, da dürfte eine kleine Beihülfe des Staates zu billigen sein, wie in Preußen, wo neuerdings der Chaussee-Bau den Kreisen überlassen wird und der Staat nur eine Prämie pro Meile zahlt. Aber unter allen Umständen müßte festgehalten werden, daß solche Verkehrsanstalten nicht directe Steuerquellen werden, die einen Ertrag über die Auslagen abwerfen. Dies ist bei unseren Flußzöllen in Deutschland der Fall, indem dieselben den betreffenden Regierungen mehr eintragen, als die Regulirungs-Arbeiten und Wasserbautenkosten, die aber den Verkehr deßhalb nicht unwesentlich beeinträchtigen.

Fassen wir eine kurze Schlußfolgerung zusammen, so finden wir, wie jede Steuer erst im Laufe der Zeit sich gleichmäßig nach der Steuerkraft der Unterthanen vertheilt. Mit der Eintheilung der Steuern in *directe* oder *indirecte* ist noch keineswegs das Wesen jeder einzelnen Steuer ergründet. Weil es unmöglich ist, irgend eine Steuer von vorn herein gleichmäßig nach der Steuerkraft der einzelnen Einwohner eines Staates zu vertheilen, so ist im Grunde eine jede Steuer eine *indirecte*, d. h. bei jeder findet erst allmählich die Ausgleichung Statt. Aber bei der einen geht dieser Proceß schneller von Statten, als bei der anderen, d. h. die eine Steuer nähert sich der directen Steuer mehr, als die andere. Wenn man daher die Steuern in solche eintheilte, deren Last sich rasch gleichmäßig vertheilt, und in solche, wo dieser Ausgleichungs-Proceß längere Zeit erfordert, wenn man die ersteren directe, die letzteren indirecte Steuern nennen will, so muß man der *reinen Einkommensteuer* am ersten den Namen einer directen Auflage zugestehen. Ihr Vorzug besteht eben darin, daß bei ihr der Ausgleichungs-Proceß am schnellsten vor sich geht, und daß, was damit genau zusammen-

hängt, bei ihr jeder Steuerpflichige genauer als bei irgend einer anderen Steuer weiß, wie viel er wirklich bezahlt.

„Denken wir uns," ſagte vor einigen Jahren einer meiner Freunde in einem norddeutſchen Blatte, das den wirthſchaftlichen Fortſchritt beſonders anſtrebt, „in Preußen wollte man alle Staatsbedürfniſſe durch ſogenannte indirecte Steuern, und zwar lediglich durch Steuern auf die unumgänglich nothwendigen Lebensbedürfniſſe: auf Salz, Kartoffeln, Brod, Fleiſch und Getränke, decken; rechnen wir die Staats-Ausgaben in runder Summe zu 100 Millionen und die Einwohner des preußiſchen Staates aus 3⅓ Mill. Familien beſtehend, ſo käme alſo auf jede Familie eine Steuerlaſt von 30 Thlrn., und weil ſo ziemlich jede Familie an jenen Conſumtibilien ungefähr gleich viel verzehrt, indem die ärmeren an Kartoffeln und Brod beinahe das mehr verzehren, was ſie an Fleiſch und Getränken weniger verbrauchen, als die reicheren, ſo müßte man annehmen, daß auch die ärmeren eine Steuer von mindeſtens 25 Thlrn. träfe, falls ſie ihre Conſumtion nicht einſchränkten. Da nun aber manche Familien nicht ſo viel verdienen, um jene Summe übrig zu haben, ſo müßten ſie nothwendig weit weniger verzehren, als bisher. Eine nothwendige Folge davon wäre eine bedeutende Zunahme der Sterblichkeit in den ärmeren Claſſen; dieſe müßte ſo lange dauern, bis die Zahl der ihnen angehörigen Einwohner des Staates verhältnißmäßig ſo gering geworden wäre, daß ſie durch das relativ verminderte Angebot an Arbeitskräften einen erhöhten Arbeitslohn erhielten. Rechnen wir das jährliche Einkommen aller Einwohner des preußiſchen Staates zu 1000 Mill. Thlr., ſo betrügen die Staatsſteuern gerade ein Zehntel; das natürliche Verhältniß wäre demnach, daß jede Familie ungefähr ein Zehntel ihres Einkommens an den Staat abgäbe; alſo eine Familie, welche 80 Thlr. verdient, 8 Thlr. Sie könnte aber dann die oben berechneten 25 Thlr. nur dann aufbringen, wenn ſich ihr Verdienſt um 17 Thlr. vermehrte: folglich müßte der Arbeitslohn faſt um ein Viertel ſteigen, was jedenfalls erſt das Reſultat eines langen, entſetzlichen Proceſſes voller Elend und Noth ſein könnte. Geſetzt nun, man hätte dieſen Proceß durchgemacht, ſo wäre das Reſultat eine ungeheure relative Verarmung des ganzen Volkes — denn das verminderte Angebot von Arbeitskräften müßte auch eine verminderte Zunahme von Capitalien zur Folge haben — und die vollſtändige Unwiſſenheit der meiſten Einwohner des Staates über ihren wirklichen Beitrag zu den Staatsſteuern."

Nach allem dem kommen wir alſo zu dem Schluſſe, daß die Geſetzgebung darauf hinarbeiten müſſe, alle Steuern in die reine Einkommenſteuer aufgehen zu laſſen. Wir ſind weit entfernt, zu verkennen, daß dieſes Unternehmen in den beſtehenden Verhältniſſen viele

Hinderniſſe hat; auch verlangen wir nicht, daß die Reform plötzlich und gänzlich gemacht werde. Die Verbrauchsſteuern mögen noch längere oder kürzere Zeit neben der reinen Einkommenſteuer fortbeſtehen. Allein die Legislatur ſollte, obigen Grundſatz wenigſtens zur Richtſchnur nehmend, die indirecten Steuern allmählich vermindern und die Einkommenſteuer erhöhen, ſoweit es eben nach den gegebenen Verhältniſſen möglich iſt.

Wir müſſen ſchließlich noch eine Steuer erwähnen, die mehr hiſtoriſches als praktiſches Intereſſe hat, weil ſie faſt überall abgeſchafft iſt — die Naturalſteuer — den Zehnten. Dieſe Steuer nimmt dem Boden-Producenten einen Theil, in der Regel — wie das Wort es andeutet — den zehnten Theil, der Aernte auf dem Felde weg.

Zu einer Zeit, wo es nur wenige und ſchlechte Wege gab, wo der größere Theil der Waaren zu Lande mit Saumthieren transportirt werden mußte, wo es alſo einen Kornhandel noch nicht geben konnte, wo es für den Bauer unmöglich war, ſeine Erzeugniſſe regelmäßig zu verſilbern, da war der Zehnte die einzig mögliche Art, Steuern zu erheben. Er mochte im Mittelalter weniger drückend geweſen ſein, als es eine in Geld ausgedrückte Steuer geweſen wäre.

Zugleich mußten die Getreideböden des Guts- oder Landesherrn die Functionen des mangelnden Getreidehandels übernehmen und durch Magazinirung die Ungleichheit verſchiedener Aernten auszugleichen ſuchen. Der Zehnte erfüllte dadurch einen doppelten Zweck.

In unſerer Zeit aber, wo der Getreidehandel alle die Dienſte in großartigem Maßſtabe übernommen hat, welche die Koruböden der Renten-Kammern einſt leiſteten, wo Dampfſchifffahrt und Eiſenbahnen Regulatoren der Kornpreiſe auf der halben Erde geworden ſind, iſt der Zehnte, wo er noch exiſtirt *), von Nachtheil.

Die Natural-Beſteuerung hat den Nachtheil, daß ſie nicht einen Theil des reinen Einkommens, ſondern des Brutto-Einkommens wegnimmt und dadurch ungleich laſtet; ſie hat den ferneren Nachtheil, daß ſie gleich einer Strafe wider Meliorationen wirkt. Denn wenn der Zehntherr auch dann den zehnten Theil des Ertrags bekommt, nachdem der Bauer ein Capital zur Verbeſſerung ſeines Bodens aufgewandt — wenn dieſer z. B. durch Drainirung ſeinen Ertrag um ein Drittheil erhöht hat —, wenn der Zehntherr ſomit einen Vortheil von der Melioration hat, zu welcher er gar nichts beizutragen braucht, ſo wird ſich in neun Fällen unter zehn der Bauer hüten, Capital und Arbeit zu Verbeſſerungen aufzubieten.

*) Einzelne Güter im Canton Thurgau (Schweiz) ſind noch mit gutsherrlichen Zehnten belaſtet.

Die Natural-Beſteuerung iſt aber auch ungleich, folglich ungerecht.

Nehmen wir den Fall, ein Bauer beſäße Weinberge, ein anderer vorzugsweiſe Wieſen. Der durchſchnittliche Brutto-Ertrag beider Grundflächen beliefe ſich auf die gleiche Summe von 6000 Thlrn. Nun hat der Weinberg-Beſitzer bedeutende Auslagen für Dünger, für Holz zu Pfählen, für Arbeitslohn zu machen. Der Andere braucht für ſeine Wieſen keinen Dünger, weil er ſie wäſſert; das Einbringen der Heuärnte und die Beſtellung ſeiner Aecker koſtet ihm höchſtens 1000 Thlr., während der Weinberg-Beſitzer im Verhältniß zu ihm die vierfachen Beſtellungskoſten hat. Wird nun von beiden Gütern der zehnte oder der zwölfte Theil des Ertrags genommen, ſo beträgt der einem Jeden abgenommene Werth im letzteren Falle allerdings gleichmäßig 500 Thlr.; da der Weinbauer aber 4000 Thlr. Koſten und nur 2000 Thlr. Rein-Ertrag, der Wieſenbauer jedoch 5000 Thlr. Rein-Ertrag erhält, ſo hat man erſterem ein Viertheil, letzterem nur ein Zehntheil ſeines reinen Einkommens abgenommen.

In unſerer Zeit, wo es ſich darum handelt, die Bauern für die Einführung der großartigen Bodenverbeſſerungen zu gewinnen, welche die rationelle Landwirthſchaft aufgeſchloſſen hat, wo Drainirung, chemiſche Düngung und zweckmäßiger Fruchtwechſel den Ertrag des Bodens um ein Drittheil, oft um die Hälfte vermehren können, da würde man ſich verſündigen an der Zukunft der Nation, wenn man nicht alle Hinderniſſe wegräumen wollte, welche ſolcher Bodenverbeſſerung entgegenſtehen. Eines der größten Hinderniſſe war aber der Zehnte.

24. Der Getreidehandel.

Je niedriger die Stufe iſt, auf welcher die Geſammt-Induſtrie eines Landes ſteht, deſto größer ſind die Preisſchwankungen des Getreides in guten und in ſchlechten Jahren; je entwickelter hingegen der Handel eines Volkes, deſto geringer iſt der Unterſchied zwiſchen dem höchſten und dem niedrigſten Preiſe. Dieſe Preisſchwankungen gingen im Mittelalter oft bis ins Ungeheure; ſie haben ſich in der neueren Zeit außerordentlich dem Niveau genähert.

Nach heutigem Gelde galt der Quarter Weizen in England, nach Stowe:

1238	=	14	Shillig	11	Pence.
1246	=	158	„	9	„
1257	=	198	„	5	„
1302	=	39	„	8	„
1315	=	198	„	5	„
1316	=	317	„	5	„
1317	=	436	„	6	„

Das ſind nicht einmal die äußerſten Extreme. Nicht ſelten, ſagt Roſcher, koſtete der Weizen damals im Juni oder Juli vier- bis fünfmal ſo viel, als im September und October. In Rußland ſchwanken noch jetzt, wie Haxthauſen berichtet, z. B. im Gouvernement Tambow, die Kornpreiſe von 4½ bis 64 Silbergroſchen für den preußiſchen Scheffel. Dergleichen wäre im heutigen England ſchlechterdings unmöglich. Von 1700 bis 1750 (Roſcher) ſind die Eton-Preiſe des Buſhels Weizen höchſtens 11 Shilling 6 Pence, mindeſtens 2 Sh. 11 P. geweſen; von 1750 bis 1800 höchſtens 16 Sh., mindeſtens 3 Sh. 9 P.; von 1800 bis 1835 höchſtens 15 Sh. 4 P., mindeſtens 4 Sh. 11 P.

Zu unſerer Zeit ſind die Preisſchwankungen da am höchſten, wo der Handel am wenigſten ausgebildet iſt; die Getreidepreiſe nähern ſich alſo ſtets mehr dem Niveau in den Seeſtädten und in Ländern, welche für ihren Bedarf immer auf den Handel angewieſen waren (Schweiz). In ſolchen

Orten und Gegenden ist auch das letzte Ueberbleibsel der Gespensterfurcht — die Furcht vor dem sogenannten Kornwucher — wenig oder gar nicht vorhanden.

Da hingegen, wo der Handel nur wenig ausgebildet ist, hören wir in fruchtbaren Jahren die Producenten über Mangel an Absatz, über Schleuderpreise, — und in Fehljahren die Consumenten über „Kornwucher" klagen, der hohe Preise verursache. Im Mittelalter, und heut zu Tage noch in Ländern, wo die Communicationsmittel und der Handel wenig entwickelt sind, kam und kommt es nicht selten vor, daß in fruchtbaren Jahren Getreide verfault und Wein weggeschüttet wird, weil man sie nicht unterzubringen weiß, — während in Fehljahren Hungersnoth eintritt und Tausende von Hunger und Seuchen dahin gerafft werden. In Ländern hingegen, wo der Verkehr leicht und der Handel sehr entwickelt ist, kommt weder die eine, noch die andere Alternative vor. Der Handel, durch große Capitalien erstarkt, hilft in beiden Fällen. Er übernimmt die Operationen, welche bei manchen Völkern des Alterthums Kornmagazine (im Mittelalter die Zehnten-Getreidevorräthe) vollbracht hatten. Er kauft in fruchtbaren Jahren mit den großen Capitalien, die ihm bei reichen Völkern zu Gebote stehen, den Ueberfluß auf, um ihn in Fehljahren wieder zu verkaufen. In Jahren des Ueberflusses steigert also die Nachfrage des Handels die niedrigen Preise, — und in Fehljahren wirkt die Concurrenz des Großhandels, der mit seinen aufgespeicherten Vorräthen auf dem Markte erscheint, zur Milderung der Preise, die sonst jene enorme Höhe erreichen würden, wie wir sie oben gesehen haben, und bei welchen im Mittelalter die Hungersnoth in jedem Jahrhundert mehrmals einen Theil der Bevölkerung wegraffte.

Am meisten werden im Allgemeinen die Preise ausgeglichen, wenn der Handel seinen ungestörten Fortgang nehmen darf. Nun ist aber der Handel mit Getreide der schwierigste von allen; denn dieses unterscheidet sich von jeder anderen Waare in Beziehung auf die Nachfrage durch seine Unentbehrlichkeit. Deßhalb können die Kornpreise (Roscher) viel höher steigen, als es bei entbehrlichen Gegenständen irgend möglich wäre. Weil aber auch der Consumtion eine viel engere Gränze gezogen ist, als bei jeder anderen Waare, so können sie viel tiefer sinken. Zugleich wirkt aus solchem Grunde bei keiner anderen Waare die bloße Furcht vor einem zukünftigen Mangel so sehr auf Erhöhung, und die Aussicht auf eine gute Aernte so sehr auf Erniedrigung der Preise.

Diese Besorgniß ist ein so wesentliches Moment, daß der Engländer Gregor King sogar folgendes Gesetz beobachtet haben will, nach welchem

in deren Folge die Getreidepreiſe in geometriſcher Progreſſion ſteigen, was wir doch für etwas übertrieben halten: Bei einem Ausfall der Aernte

von	10	Procent	um	30	Procent,
„	20	„	„	80	„
„	30	„	„	160	„
„	40	„	„	280	„
„	50	„	„	450	„

Es iſt daher kein Wunder, daß der Getreidehandel der ſchwierigſte iſt und als reelles Geſchäft nur mit großen Capitalien getrieben werden kann. Da nun große Capitalien nicht in jedem Lande vorräthig ſind, ſondern nur in den reicheren, ſo iſt es am beſten, wenn dem Getreidehandel kein Hinderniß von Seiten des Staates in den Weg gelegt wird, damit in fruchtbaren Jahren die Magazine des Großhandels ſich füllen und den Producenten durch die Concurrenz zu Preiſen verhelfen, bei denen ſie beſtehen können, — welche Magazine ſodann in Fehljahren wieder geöffnet werden. Es iſt ſtets beſſer, wenn dem Handel dieſes Geſchäft überlaſſen iſt, weil er es billiger beſorgen kann, als der Staat, wo dieſer Getreide-Magazine anlegt, und weil der Staat überhaupt gar nicht die Mittel hat, ſeine Wirkſamkeit ſo weit auszudehnen, als der Handel der Privatleute.

Stehen dem Handel dagegen Hinderniſſe im Wege, ſeien es Ausfuhrverbote oder ſchlechte Communicationsmittel, ſo treten wieder jene enormen Preisſchwankungen, wie im Mittelalter und in uncultivirten Ländern, ein, wo in fruchtbaren Jahren die Producenten an den Schleuderpreiſen und in Fehljahren die Conſumenten an der Theuerung zu Grunde gehen. Die beſte Politik in Betreff des Getreidehandels iſt alſo die Erleichterung des Verkehrs durch Beſeitigung der Ausfuhrverbote und Zollſchranken, durch die Herſtellung guter Straßen und Verbindungsmittel. Dieſe Regel iſt durch die Erfahrung der Weltgeſchichte unumſtößlich bewieſen; ſie kann nur durch ſeltene Ausnahmen, wie z. B. Kriegsfälle, alterirt werden.

Hohe Getreidepreiſe mögen allerdings unangenehm, traurig ſein; die Klage müßte ſich aber höchſtens gegen den Mangel von Getreide, gegen das Fehljahr richten, — nicht gegen erſtere; denn die hohen Preiſe ſind nur das Symptom, nicht die Urſache des vorhandenen Uebels. Nehmen wir einmal an, daß ein gefährlicher Ausfall der Aernte eines Landes nicht durch einen Ueberſchuß aus anderen Ländern gedeckt werden könne — was bei unſern jetzigen Communicationsmitteln indeſſen zum Theil ſtets der Fall iſt, da eine Mißärnte wegen des verſchiedenen Klima's nie auf allen Theilen der Erde zugleich eintritt —, ſo könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Abbruch an der täglichen Nahrung der Getreidevorrath bis zur nächſten Aernte ausreichend gemacht werden. Wenn keine Minderverzehrung

einträte, so würden die Vorräthe vor der nächsten Aernte verzehrt sein, und die Bevölkerung müßte, in Ermangelung eines Surrogates, Hungers sterben. Die hohen Preise sind aber nun das Mittel, um diese Ersparniß zu erzwingen; je höher der Ausfall, desto höher die Preise, desto höhere Entbehrungen müssen die Consumenten während des Jahres sich auferlegen, um im Frühjahre vor der neuen Aernte den Hungertod zu vermeiden. Die hohen Preise sind also nicht allein Symptome der Krankheit, — sie sind sogar auch das Heilmittel. A. Smith vergleicht die Bevölkerung eines solchen Landes, welches einen größeren oder kleineren Ausfall in der Aernte gehabt hat, ohne ihn durch Zufuhr von außen vollständig ersetzen zu können, mit der Mannschaft eines Schiffes, welches verschlagen worden ist und dessen Proviant nicht bis zum nächsten Hafen ausreicht. In einem solchen Falle sieht der Capitän des Schiffes sich genöthigt, die Rationen zu verkürzen. Ganz in demselben Falle befindet sich die Bevölkerung eines Landes oder der ganzen Erde in einem Fehljahre. Der Capitän aber, welcher die Rationen beschränkt, welcher sorgsam mit ihnen haushält, damit sie bis in den Hafen, d. h. bis zur nächsten Aernte ausreichen, dieser Capitän ist — der Handel. Der Handel ist der große Menschenfreund, welcher die Zukunft der Menschen ins Auge nimmt, wo der Einzelne vielleicht kurzsichtig seine Vorräthe vor der Zeit verzehren würde.

In Ländern, die in der Regel ihren Verbrauch an Getreide im Inlande decken, kann der Großhandel in Getreide niemals bedeutend sein. Wenn diese aber in Fehljahren ihren Ausfall durch Zufuhren decken wollen, so dürfen sie dem Handel kein Hinderniß in den Weg legen. Auf künstliche Weise die Preise zu drücken, würde den Ausfall durch Nichtbeschränkung der Consumtion nur noch vermehren. Eine gewisse Höhe der Preise ist ja gerade nothwendig, um ausländische Waare anzulocken, weil bei der Schwierigkeit des Transportes und der leichten Verderblichkeit gerade das Getreide am meisten auf gewisse Entfernungen hin sich vertheuert. Das Mittel also, Zufuhren aus fremden Ländern herbeizulocken und, wenn der Vorrath nicht für die nächste Aernte ausreichen sollte, Hungersnoth zu vermeiden, sind eben die hohen Preise, über welche die nicht überlegende Menge sich beschwert. Die Klage, daß durch „Getreidewucherer" eine künstliche Theuerung geschaffen werde, ist thöricht, weil der Kornhandel so viele Millionen erfordert und in so vielen Händen ist, daß eine Verabredung der Kornhändler der Welt in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Wenn irgend etwas, so wäre aber gerade das Geschrei über „Kornwucher" im Stande, das Getreide zu vertheuern. Denn wenn der überaus schwierige und riskirte Getreidehandel von der unüberlegten Masse noch mit einer levis notae macula, mit Anrüchigkeit, bekleidet wird,

dann werden ſich die redlichen, großen Capitaliſten eher aus dem Geſchäfte zurückziehen und dasſelbe ſolchen Leuten überlaſſen, die dabei weniger bedenklich ſind, die aber (nach der Theorie vom Arbeitslohne) für die Gefahr oder die Anrüchigkeit, die ihnen vom Publicum geboten wird, eine „Prämie" ſich werden bezahlen laſſen, ſo daß eben die Vertheuerung durch dieſelbe Klage vermehrt wird, welche ſie zu beſeitigen wünſcht.

Wie das Vorurtheil gegen den Getreidehandel („Kornwucher") ſchädlich iſt, ſo ſind es auch Staats-Maßregeln, welche eine künſtliche Ermäßigung der Getreidepreiſe bezwecken, z. B. Ausfuhrverbote. Letztere ſind unter jeder Bedingung — ſtrategiſche Rückſichten ausgenommen — unzweckmäßig, mag nun der nächſte Zweck erreicht werden oder nicht. Wird er erreicht, wird der Preis der Lebensmittel durch das Ausfuhrverbot herabgedrückt, ſo wird die Majorität des Volkes (denn das ſind bei uns in Deutſchland noch immer die Grundbeſitzer) zu Gunſten der Minorität beſteuert. Da wäre es noch immer die Frage, ob ein ſolches Almoſen nicht auf andere Weiſe zweckmäßiger geſammelt und vertheilt werden könnte, weil unter der Minorität gewiß die große Mehrheit wieder eines ſolchen Almoſens nicht bedürftig ſein wird; denn ein ſolcher erzwungener Preis-Abſchlag des Getreides käme auch der reichen Bevölkerung der Städte zu Gute*).

---

*) Der eine Theil des Landes verliert, was der andere gewinnt. Es gibt ſelten ein Land, welches in allen ſeinen Provinzen ſich ſelbſt mit Getreide verſieht. Die eine producirt Wein, die andere Vieh, in einer dritten herrſcht die Induſtrie vor ꝛc., und die Gebirgsländer können es ohnehin nicht. Sperren ſich nun die Länder gegenſeitig ab, ſo wird in die Gränzprovinzen, welche in dieſem Falle ſind, nichts mehr eingeführt, und die Provinzen, welche Ueberfluß haben, werden nun, anſtatt in das ihnen nahe liegende Land, dorthin Getreide führen. Dadurch wird nun einmal der Handel, den ſie mit ihrem Nachbarlande hatten, zerſtört und durch die Fracht in jene Provinzen der Preis des Getreides dort erhöht. Die Getreide-Bezirke können alſo nichts gewinnen, und die anderen werden nur verlieren. Baiern z. B. führt in ſeinen ſüdlichen Theilen Getreide nach der Schweiz aus, in ſeinen nördlichen aus Sachſen und Preußen ein, — außerdem aber auch Gerſte für das ganze Land. In Folge des Ausfuhrverbotes muß man nun in Franken Getreide aus Oberbaiern und Schwaben kommen laſſen, und durch die große Entfernung durch den ungewöhnlichen Verkehr, der hierdurch entſteht, für welchen Transportmittel in genügender Zahl noch nicht beſtehen, wird das Getreide ſehr vertheuert. Der Gewinn für das Land iſt alſo null oder jedenfalls ſehr gering. Ja, ſelbſt wenn Sachſen, Preußen und Böhmen kein Verbot erlaſſen, ſo wird doch durch die Concurrenz, welche zwiſchen Franken und

Häufig wird aber der Zweck gar nicht erreicht, ſondern im Gegentheil die Furcht vor zukünftigem Mangel noch vergrößert und dadurch der Preis noch höher geſteigert. Man wird leicht geneigt, die Gefahr für größer zu halten, als ſie iſt. Dies veranlaßt ſowohl viele Conſumenten, als Kleinhändler, Bäcker und Müller zu größerer Nachfrage, weil ſie glauben, der Vorrath an Getreide, den die Regierung, wie ſie meinen, beſſer überſehen kann, als der Privatmann, ſei noch geringer, als ſie gedacht, — der Preis werde ſpäter noch höher ſteigen. Dieſe durch eine ſolche Maßregel der Regierung genährte Meinung theilt ſich natürlich auch den Producenten mit; auch ſie werden in den Glauben verſetzt, daß der Vorrath noch geringer ſei, als man Anfangs angenommen habe, weil die Regierung ſonſt nicht zu einer ſo außerordentlichen Maßregel geſchritten wäre. Auch die Producenten werden dadurch in den Glauben verſetzt, daß das Getreide noch mehr im Preiſe ſteigen müſſe; das bewegt ſie denn natürlicher Weiſe, ihre Vorräthe zurückzuhalten. Die Nachfrage ſteigt alſo, und das Angebot vermindert ſich. Aus dieſem Grunde ſteigt oft ſogar nach einem Ausfuhrverbot der Preis des Getreides, ſtatt zu fallen. Nun hat dem Getreide-Ausfuhrverbote entweder wirklicher Mangel zu Grunde gelegen oder nicht. Im letzteren Falle muß ſich früher oder ſpäter der wahre Stand der Vorräthe offenbaren, und der Preis wird eben ſo raſch ſinken, als er geſtiegen iſt. Diejenigen Producenten und Kaufleute aber, welche durch das Getreide-Ausfuhrverbot verleitet worden ſind, zu glauben, die Vorräthe ſeien noch geringer, und deßhalb zurückgehalten haben, werden bedeutend verlieren. Im erſteren Falle jedoch, wo wirklich die Getreidevorräthe des Landes nicht bis zur nächſten Aernte ausreichen, da kann das Ausfuhrverbot wahre Hungersnoth hervorrufen, weil es den Handel verſcheucht, der allein die Deckung des Ausfalles bewerkſtelligen kann. Und der Handel kann in dieſem Gebiete ſehr leicht verſcheucht werden, weil er ohnedies ſchon ſo vielen Gefahren Preis gegeben iſt. „Denn nichts", ſagt Roſcher, „iſt ungewiſſer, als die Witterung, von welcher die Korn-Speculationen doch ſo weſentlich abhangen. Ich erinnere nur an das Jahr 1844. Erſt wegen des kalten Frühlings, wo nichts recht aufgehen wollte, große Beſorgniß; nachher ein überaus ſchöner Mai, warm und feucht im höchſten Grade; dann im Juni ſehr rauhes Wetter, das erſt im Juli durch milden Regen beſeitigt wurde.

---

der Schweiz dann entſteht, das Getreide ebenfalls vertheuert. Den Nachtheil aber, welchen die Abbrechung des gewöhnlichen Handelsverkehrs mit dem Auslande, wie z. B. zwiſchen Oberbaiern, Schwaben und der Schweiz, verurſacht, weiß jeder Kaufmann zu würdigen.

Gegen die Aernte hin fing die Näſſe an, drohend zu werden; indeſſen kam das Getreide, wenngleich etwas ſpät, doch gut ein. Wer mit einem ſolchen Geſchäfte nicht Lotterie ſpielen, ſondern einen ſoliden Handel treiben will, der muß ihm nothwendig eine ſo große Ausdehnung geben, daß die Menge der Operationen jede einzelne aſſecurirt. Die Gefahr wird noch vermehrt durch den blinden Argwohn und Haß, mit welchem der große Haufe überall den Kornhandel betrachtet, wenn er ſich noch nicht vollkommen an den Anblick desſelben gewöhnt hat. Bringt man ohne Weiteres Kornvorräthe in eine Stadt, welche noch keinen regelmäßigen Verkehr damit kennt, ſo werden ſie oft, wenigſtens für den Augenblick, unverkäuflich ſein. Doch muß ſie der Eigenthümer nothwendig ſchnell in Speicher bringen, wenn ſie nicht verderben ſollen, u. ſ. w."

Durch ein Ausfuhrverbot wird alſo der ſonſt ſchon ſo ſchwierige Handel leicht ganz abgeſchreckt, — und ein ſolches iſt alſo nach allen Seiten hin verwerflich.

Die Geſchichte hat dies auf das klarſte bewieſen. Hungersnoth iſt da am häufigſten, wo der Mangel an Verkehrsmitteln ein *natürliches Ausfuhrverbot* bildet. Im Mittelalter, wo der Land-Transport im nördlichen Europa wegen der ſchlechten Wege ſo außerordentlich ſchwierig war, kam nach dem Zeugniſſe der Chroniſten in jedem Jahrhundert ein- bis zweimal eine Hungersnoth zum Ausbruche, welche den vierten, ja, den dritten Theil der Bevölkerung wegraffte.

Je mehr die Communicationsmittel ſich verbeſſern, deſto gleichmäßiger wird der Getreidepreis in demſelben Jahre; und je mehr die Landwirthſchaft ſich vervollkommnet, um ſo mehr gleicht ſich die Aernte von einem Jahre auf das andere aus, — denn durch Drainirung, gute Düngung und Bewäſſerung werden die Grundſtücke unabhängiger von dem Einfluſſe der Witterung, und der Aernte-Ausfall iſt in ſchlechten Jahren nicht ſo groß, als bei vernachläſſigten Aeckern.

Dies ſind die Haupt-Geſichtspunkte, welche beim Getreidehandel und der Theuerungs-Politik zu berückſichtigen ſind. Wer noch Näheres darüber nachleſen will, dem empfehlen wir das unter dieſem Titel erſchienene treffliche Buch von *Roſcher*.

25. Das Geſetz der Bevölkerung.

Theilte auch Malthus das Schickſal vieler ökonomiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Theoretiker, denen die Quelle aller Uebel, welche die Menſchen heimſuchen, nur in Einem Geſetze, in Einer Einrichtung erſchien, und die dieſelbe daher auch mit Einem Mittel, mit Einer Panacee verſtopfen zu können glaubten, — ſo hat er doch eines der Haupt-Naturgeſetze, denen der Menſch unterworfen iſt, beobachtet und formulirt.

Dieſes Geſetz iſt folgendes: Wenn die Bevölkerung durch kein Hinderniß aufgehalten wird, ſo verdoppelt ſie ſich längſtens alle fünfundzwanzig Jahre, und wächſ't ſo fort von Periode zu Periode nach geometriſcher Progreſſion.

Die Lebensmittel dagegen können unter den günſtigſten Umſtänden nicht ſchneller als in arithmetiſcher Steigerung ſich vermehren.

Malthus vergleicht nun dieſe beiden Geſetze des Wachsthums und findet deren unvermeidliche Folgen ziemlich überraſchend. „Nehme man", ſagt er, „die Bevölkerung von England zu 11 Millionen an, und ſetze man den Fall, daß die gegenwärtigen Bodenproducte zur Erhaltung einer ſolchen Bevölkerung hinreichen. Nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren iſt die Bevölkerung auf 22 Millionen angewachſen, und da die Nahrungsmittel ſich auch verdoppelt haben, ſo würden ſie noch zur Erhaltung dieſer Bevölkerung hinreichen. Nach einer zweiten Periode von fünfundzwanzig Jahren aber würde die Bevölkerung auf 44 Millionen geſtiegen ſein, — die Subſiſtenzmittel könnten aber nur 33 Millionen erhalten. In der folgenden Periode würde die Bevölkerung, auf 88 Millionen angelangt, nur noch für die Hälfte dieſer Zahl Lebensmittel finden. Am Ende des erſten Jahrhunderts würde die Population 176 Millionen betragen, und die Lebensmittel würden nur für 55 Millionen hinreichen, — ſo daß eine Volkszahl von 121 Millionen Hungers ſterben müßte."

Setzt man an die Stelle Englands, welches als Beiſpiel gedient hat, die geſammte Oberfläche der Erde, ſo wird man zuvörderſt bemerken, daß es nicht mehr möglich iſt, durch Auswanderung der Hungersnoth zu

entgehen. Nimmt man die gegenwärtige Anzahl der Bewohner der Erde auf eine Milliarde an, ſo würde das Menſchengeſchlecht wachſen, wie die Zahlen: 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, — während die Lebensmittel wie folgende zunehmen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Nach Verlauf von zwei Jahrhunderten verhielte ſich die Bevölkerung zu den Lebensmitteln wie 256 zu 9, — nach Verlauf von drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13, u. ſ. w.

Wir haben in unſerer Vorausſetzung den Producten der Erde keine Gränze angewieſen. Wir haben angenommen, ſie ſeien einer unbegränzten Vermehrung fähig. Das Geſetz der Bevölkerung überwiegt aber dabei ſo ſehr das der Production von Lebensmitteln, daß harte Präventiv- und Repreſſiv-Hinderniſſe das Gleichgewicht herſtellen müſſen.

Die Pflanzen und die Thiere gehorchen ihrem Inſtinct, ohne durch die Vorherberechnung der Bedürfniſſe gehindert zu werden, welche ihre Erzeugung hervorruft. Der Mangel an Platz und Nahrung zerſtört daher in dieſen beiden Reichen, was über die dieſen Gattungen angewieſenen Gränzen hinaus erſchaffen iſt. Die Wirkungen dieſes Hinderniſſes ſind für den Menſchen viel verwickelter. Von demſelben Inſtinct getrieben, fühlt er ſich wieder durch die Stimme der Vernunft in Schranken gehalten, die ihm die Furcht einflößt, Kinder zu erhalten, deren Bedürfniſſe er nicht beſtreiten kann. Wenn er dieſer gerechten Furcht nachgibt, ſo geſchieht es oft auf Koſten der Tugend. Wenn hingegen der Inſtinct den Sieg davon trägt, dann wächſ't die Bevölkerung mehr, als die Subſiſtenzmittel. Die Schwierigkeit, ſich zu ernähren, iſt alſo ein fortwährendes Hinderniß, welches der Vermehrung der menſchlichen Bevölkerung entgegenſteht. Dieſes Hinderniß muß ſich überall fühlbar machen, wo Menſchen verſammelt ſind, und muß ſich überall einſtellen unter den verſchiedenen Geſtalten des Elendes und des gerechten Abſcheues, welchen dieſes erweckt. Wenn man die verſchiedenen Abſtufungen der ſocialen Exiſtenz durchgeht, ſo wird man überall auf dieſes Hinderniß der Bevölkerungs-Vermehrung ſtoßen.

Malthus hat die Beobachtung des Bevölkerungs-Geſetzes vornehmlich aus Nordamerica gezogen, wo die Bevölkerung ſeit hundert Jahren alle fünfundzwanzig und in einzelnen Gegenden ſogar alle ſechszehn Jahre ſich verdoppelte. Die Einwanderung kommt dabei nicht in Betracht, weil ſie kaum die größere Sterblichkeit aufwiegt, welche das Klima der neuen Länder mit ſich führt. Der zweite Theil des Malthus'ſchen Geſetzes, daß die Lebensmittel ſich nur in arithmetiſcher Progreſſion vermehren, ſcheint hier, außerordentlicher Umſtände wegen, auf eine Ausnahme geſtoßen zu ſein; denn die vierundzwanzig Millionen, welche ſeit hundert Jahren in America aus drei Millionen erſtanden ſind, haben hinreichendere Subſiſtenzmittel,

als dieſe drei Millionen beſaßen. Doch die größere Ausdehnung der jetzt bewohnten Landſtrecken erklärt dies ſehr einfach. Mag das Geſetz auch erſt zu ſeiner vollen Anwendung kommen, wenn die ganze Erde bevölkert iſt, — mögen die Hinderniſſe, welche der Bevölkerung entgegenſtehen, in dem einen Lande geringer als in dem anderen ſein: — die Richtigkeit des Geſetzes ſelbſt wird deßhalb doch nicht bezweifelt werden können.

Wir haben das Geſetz in ſeiner abſoluten Wirkung betrachtet, wo nach einer beſtimmten Periode die producirten Lebensmittel nicht mehr ausreichen würden, um die Bevölkerung zu ernähren. So weit wird es aber gar nicht kommen, ſondern die Hinderniſſe treten ſchon früher ein und ſind fortwährend bemüht, das Gleichgewicht zwiſchen beiden Principien herzuſtellen.

Malthus theilt die Hinderniſſe, welche der geometriſchen Progreſſion der Bevölkerung entgegenſtehen, in zwei Claſſen ein: in präventive und repreſſive, oder in vorbeugende und zerſtörende.

Die vorbeugenden Hinderniſſe, ſoweit ſie aus dem freien Willen entſpringen, ſind dem Menſchengeſchlechte vorzugsweiſe eigenthümlich und entſtehen aus jener Kraft, welche es vor den rohen Thieren auszeichnet, — der Vernunft, d. h. der Fähigkeit, Naturgeſetze zu erkennen und ihre entfernten Wirkungen zu begreifen und abzuſchätzen. Die Hinderniſſe, welche ſich der unbegränzten Vermehrung der vernunftloſen Pflanzen und Thiere entgegenſtellen, ſind alle zerſtörender Art, oder wenn ſie vorbeugender Natur ſind, dann haben ſie nichts Freiwilliges. Der Menſch hingegen, wenn er um ſich blickt, muß betroffen werden von dem Schauſpiel, welches ſo zahlreiche Familien ihm darbieten. Wenn er ſeine eigenen Subſiſtenzmittel, die oft kaum das Maß ſeiner Bedürfniſſe überſchreiten, vergleicht mit der Zahl der Individuen, in welche ſie getheilt werden müßten, wenn er Familie hätte (die oft die Zahl von 8 und 9 erreichen kann, ohne daß die Unterhaltsmittel ſich vermehrt haben), ſo empfindet er die gerechte Furcht, daß er die Kinder, die er ins Daſein ruft, nicht möchte ernähren können. Und wenn ſein Einkommen hinreicht, um eine zahlreiche Familie zu ernähren, — iſt der Mann nicht der Gefahr ausgeſetzt, Gewohnheiten und Genüſſen entſagen zu müſſen, die ihm theuer geworden ſind? Muß er ſich nicht vielleicht einer mühſameren Arbeit unterziehen, oder in ſchwierigere Unternehmungen ſich einlaſſen, als ſeine gegenwärtige Lage nöthig macht? Wird er nicht vielleicht in die Unmöglichkeit verſetzt, ſeinen Kindern die Erziehung angedeihen zu laſſen, deren er ſelbſt genoſſen hat? Iſt er verſichert, daß, wenn ihre Zahl wächſ't, alle ſeine Anſtrengungen genügen werden, um ſie vor Mangel zu ſchützen, der oft in ſeinem Gefolge das Elend und die Verachtung hat?

Solche und ähnliche Betrachtungen ſind ganz geeignet, um in einer civiliſirten Geſellſchaft die Gründung manches eigenen Hausſtandes vorbeugend zu verhindern. Sie beugen einer großen Zahl vorzeitiger Heirathen vor und legen ſomit der Natur einen Zügel an. Und dieſe Vorſicht iſt die vornehmſte Grundlage des Glückes der Menſchen.

Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung wiederholen, daß Naturgeſetze ſelten oder nie in ihrer Reinheit einzig und für ſich allein zur Anwendung kommen. Ihre Wirkung wird ſtets durch andere nebenherlaufende oder entgegenſtehende Geſetze der Natur modificirt.

Wenn aus dieſer Entſagung keine Laſter auf der anderen Seite entſtehen, ſo iſt die Entſagung ſelbſt das geringſte der Uebel, welche aus dem Bevölkerungs-Princip hervorgehen. Ein unſern Neigungen — und inſonderheit ſolchen Neigungen, welche am meiſten Herrſchaft über uns ausüben, — auferlegter Zwang bringt unzweifelhaft ein ſehr peinliches Gefühl hervor. Aber dieſes Uebel iſt offenbar ſehr gering, wenn man es mit denjenigen vergleicht, welche die repreſſiven Hinderniſſe hervorbringen, die der Vermehrung der Bevölkerung entgegenſtehen.

Welche mächtige Triebfeder zum Fortſchritt liegt aber auf der anderen Seite wiederum in dieſem moraliſchen Zwange! Wird nicht Jeder ſeine Kräfte auf das äußerſte anſpannen, um ſein Einkommen ſo zu vermehren, daß er eine Familie ernähren kann? Wird das Hinderniß, welches jenem Naturtriebe entgegenſteht, nicht eben die Urſache zur Vervollkommnung der Kräfte und Talente des Menſchen, zur Veredlung und Vermehrung der Production, zur Anſammlung des Capitals, — kurz, die Triebfeder der Civiliſation?

Allerdings kann ausnahmsweiſe die Willenskraft eines Menſchen zu ſchwach und die Hinderniſſe können zu ſtark ſein, um ſie zu überwinden. Verzweifelnd an der Möglichkeit, das ſüßeſte Glück des Menſchen, eine Familie, zu gründen, — aber doch wieder zu gewiſſenhaft und vorſichtig, um es leichtſinnig zu thun, — ſtürzt er ſich in Ausſchweifungen und Laſter. Es iſt möglich, daß eine ſolche krankhafte Entartung vorkomme; aber ſie iſt, wie jede Krankheit, nur Ausnahme. Wird hingegen die Verderbtheit allgemein, und dehnt ſie ſich über alle Claſſen der Geſellſchaft aus, dann wirkt ſie unvermeidlich dahin, die Quelle des häuslichen Glückes zu vergiften; dann iſt aber jedenfalls irgend eine äußere Urſache vorhanden, welche die veredelnde Thätigkeit der Civiliſation, deren Wirkungen wir ſo eben angeführt, verhindert, z. B. Krieg oder krankhafte Staatszuſtände, Despotismus oder Revolution.

Sonſt läßt ſich annehmen, daß ein Land um ſo höher in der Civiliſation ſteht, je mehr die der Vermehrung der Bevölkerung vorbeugenden

Hinderniſſe, je mehr die vernünftige Selbſtbeherrſchung die repreſſiven Hinderniſſe überflügeln.

Die „vorbeugenden" Hinderniſſe, ſagen wir, beſtehen vorzugsweiſe in der „Selbſtbeherrſchung", die eine Frucht der Civiliſation iſt. Laſter und Leiden können unter Umſtänden auch dazu gerechnet werden; doch haben ſie lange keine ſo vorbeugende Wirkung, wie die vernünftige Selbſtbeherrſchung.

Die „repreſſiven", unterdrückenden, zerſtörenden Hinderniſſe, welche ſich der Vermehrung der Bevölkerung entgegenſtellen, ſind ſehr mannigfacher und verſchiedener Natur. Sie ſchließen alle Urſachen in ſich, welche auf irgend eine Weiſe dahin ſtreben, die Dauer des menſchlichen Lebens durch Laſter, Mühſal oder Unglück abzukürzen. Man kann unter dieſe Kategorie zählen: alle ungeſunden Beſchäftigungen, grobe oder übertriebene Arbeiten oder ſolche, die der Ungunſt der Witterung oder des Klima's ausgeſetzt ſind; die äußerſte Armuth, die ſchlechte Nahrung und Pflege der Kinder, die Ungeſundheit der Wohnungen; Schmutz, Ausſchweifung jeder Art; endlich Krankheit, Krieg, Peſt, Hungersnoth.

Die Art und Weiſe, wie dieſe Hinderniſſe in dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Geſellſchaft wirken, verdient noch unſere beſondere Aufmerkſamkeit. Nehmen wir ein Land, wo die Subſiſtenzmittel gerade für die Bevölkerung hinreichen. Der beſtändige Trieb, letztere zu vermehren, welcher ſelbſt in den laſterhafteſten Geſellſchaften ſeine Wirkſamkeit äußert, ermangelt nicht, die Zahl der Menſchen raſcher zu vermehren, als deren Unterhaltsmittel wachſen können. Die Nahrung, welche z. B. für 11 Millionen hinreichte, muß ſich nun unter 11½ Million vertheilen. Sofort wird der Arme ſchwerer leben, und Mehrere werden auf die äußerſte Noth reducirt ſein. Da zugleich die Zahl der Arbeiter in ſtärkerem Verhältniſſe ſich vermehrt, als das Quantum der zu ſchaffenden Arbeit, ſo muß der Preis der Arbeit ſinken; und da der Preis der Lebensmittel zu gleicher Zeit ſteigt, ſo muß der Arbeiter, will er leben wie zuvor, nothwendig mehr arbeiten. Während einer ſolchen Zeit der Noth werden Heirathen ſo ſehr erſchwert, und die Sorge, welche eine Familie bereitet, ſind ſo gewachſen, daß die Bevölkerung ſtill zu ſtehen beginnt. Der niedrige Arbeitslohn hingegen, die Fülle von Arbeitern und die Nothwendigkeit, in welche letztere verſetzt ſind, ihre Thätigkeit zu vermehren, ermuthigen hierauf die Producenten, auf die Bodencultur eine größere Quantität von Arbeit, als zuvor, zu verwenden: unbebaute Ländereien zu roden, die angebauten zu drainiren, mit mehr Sorgfalt zu düngen und zu verbeſſern, bis die Lebensmittel mit der Bevölkerung wieder in richtigem Verhältniſſe ſtehen. Da dann die Lage der Arbeiter weniger mühſam wird, ſo hört

das Hinderniß, welches der Vermehrung der Bevölkerung entgegengeſtanden hatte, wieder auf, und ſo fort. Einen ſehr hervorragenden Beleg dazu gab England nach Aufhebung der Korngeſetze. Die Heirathen und die Geburten nahmen nach dem Jahre 1846 außerordentlich zu.

Dieſe vor- und rückwärtsſchreitende Wellenbewegung wechſelt fortwährend mit einander ab, nur wird ſie mit zunehmender Wohlhabenheit und Civiliſation ſtets weniger fühlbar; ſie wird ſich vielleicht dem Auge eines gewöhnlichen Beobachters entziehen; ſelbſt dem aufmerkſamſten wird es ſchwer ſein, ihre vor- und rückſchreitenden Perioden zu berechnen; dennoch vergewiſſert man ſich bei einiger Aufmerkſamkeit, daß in allen alten Staaten ſolche Wechſel-Perioden vorkommen, wenn auch nicht ſo hervorſtechend, wie wir ſie gezeichnet haben. „Eine der Haupt-Urſachen," ſagt Malthus, „weßhalb man dieſe Schwankungen wenig bemerkt hat, iſt, daß die Geſchichtſchreiber ſich faſt nur mit den höheren Claſſen der Geſellſchaft beſchäftigen. Wir haben nicht viele Werke, in welchen die Gebräuche und die Lebensweiſe der arbeitenden Claſſen treu geſchildert ſind. Bei dieſen Claſſen machen ſich aber die gedachten Strömungen am meiſten fühlbar."

Malthus formulirt das von ihm beobachtete Princip in folgende Geſetze:

1. Die Bevölkerung iſt nothwendig begränzt durch die Subſiſtenzmittel.

2. Die Bevölkerung wächſ't beſtändig überall, wo die Mittel des Unterhaltes ſich vermehren, wenn nicht mächtig einwirkende Hinderniſſe ſie hemmen.

3. Dieſe beſonderen Hinderniſſe und alle diejenigen, welche — indem ſie die erzeugende Kraft hemmen — die Bevölkerung zwingen, ſich dem Verhältniſſe der vorhandenen Lebensmittel anzubequemen, können alle auf drei Haupt-Urſachen zurückgeführt werden: die moraliſche Selbſtbeherrſchung, das Laſter und das Unglück.

Auf eine Claſſe von Hinderniſſen, die unter den weiten Begriff des „Unglücks" gebracht werden müßte, hat Malthus wenig oder gar kein Gewicht gelegt. Es ſind die Hinderniſſe, welche der Production entgegengeſtellt werden, und zwar hauptſächlich durch verkehrte Staatseinrichtungen. Drückende Steuern und Geſetze, welche die freie Bewegung der Arbeit hemmen, verhindern außerordentlich die Zunahme der Production, der Lebensmittel-Erzeugung, und hemmen ſomit das Wachsthum der Bevölkerung. Naturgeſetze waren es nicht, die Spaniens Bevölkerung von vierundzwanzig Millionen binnen drei Jahrhunderten auf acht Millionen herabgedrückt haben, ſondern eine beſchränkte Zoll-Geſetzgebung und die Inquiſition. Die Kopfzahl, welche durch die Auswanderung nach America entzogen wurde, wäre raſch wieder erſetzt worden, wenn nicht die intelligenteſten Arbeiter-

der Inquiſition entfliehend, aus dem Lande gegangen, — wenn nicht die früher blühende Induſtrie durch das Gold-Ausfuhrverbot lahm gelegt worden wäre, wie wir an einer anderen Stelle nachgewieſen haben.

Es iſt eine der troſtreichſten Wahrheiten, daß die Uebel, welche das Bevölkerungs-Geſetz mit ſich bringt, durch die Cultur fortwährend gemildert werden. Viele Urſachen wirken da zuſammen, um die Hinderniſſe, welche der Bevölkerungs-Vermehrung entgegenſtehen, zu vermindern. Durch die vermehrte Anwendung der Maſchinen kommt eine größere Summe von Producten zur Vertheilung unter Alle. Es kann verhältnißmäßig mehr Arbeit auf die Bodencultur verwandt und dadurch der Früchte-Ertrag geſteigert werden. Durch die fortwährend verbeſſerten Verkehrsmittel wird der Transport von Getreide nach entfernteren Ländern möglich, die Vorräthe gleichen ſich gegenſeitig aus, und die Schwankungen der Getreidepreiſe, die im Mittelalter oft in fünf Jahren um das Fünfundzwanzigfache wechſelten, vermindern ſich fortwährend. Bei jenen Preisſchwankungen im Mittelalter ſtarb, wie wir im vorigen Abſchnitte angeführt haben, oft ein Viertheil der Bevölkerung Hungers, weil er den Preis nicht erſchwingen konnte (ein Umſtand, der auch das lange Beſtehen der Leibeigenſchaft erklärt, weil die Gutsherren ihren Hörigen unter allen Umſtänden den Lebens-Unterhalt ſichern mußten). Jetzt, wo die Eiſenbahnen und die ausgedehnte Schifffahrt das Getreide aus allen Weltgegenden nach allen Punkten des Continents bringen, erreicht der Getreidepreis bei der größten Theuerung kaum das Dreifache eines billigen Jahres. Wer alſo nur eine kleine Erſparung gemacht hat, kann den Preis recht gut erſchwingen. Jedenfalls gehört ein Todesfall durch Hunger heute nur zu den Ausnahmen.

Auch macht es der leichte Verkehr möglich, mehr den Vorrath aus üppigen Jahren aufzuſparen. Während in armen Ländern, wo ſchlechte Verkehrswege ſind, wie früher in Ungarn, in fruchtbaren Jahren wirklich viel Getreide und Wein verwüſtet wurde und in Mißjahren wieder wirkliche Hungersnoth da herrſchen konnte, wird in verkehrsreichen Ländern jedes Product ſorgfältig aufbewahrt, bis es zweckmäßig und preiswürdig verwerthet werden kann. Auch dadurch wird das Capital vermehrt und die Production im Ganzen erhöht.

Wenn durch einen gleichmäßigeren Getreidepreis die Sterblichkeit bedeutend vermindert wird, dann wird ja auch Capital-Vernichtung verhindert; denn jeder Menſch, der vor der Zeit ſtirbt, wo ſeine Productionskräfte wieder abnehmen, nimmt ein Capital mit ins Grab, welches verloren geht. Vor Allem geht mit Kindern, wenn ſie ſterben, ehe ſie durch Arbeit etwas verdienen konnten, ſtets das Capital verloren, welches ihre Erziehung

gekoſtet hat. Die Noth decimirt erfahrungsmäßig am meiſten die Kinder. Wenn nun in uncultivirten Ländern, wo die Verkehrsmittel ſchlecht ſind, in theuren Jahren die Sterblichkeit größer iſt, ſo wird in ſolchen Ländern auch ſtets mehr Capital verwüſtet. Ein Land mit geſundem Klima iſt ſchon hinſichtlich der Capital-Vermehrung aus dieſem Grunde im Vortheil vor einer ungeſunden Gegend. Da nun bei gleichen Klima-Verhältniſſen die Sterblichkeit je mit dem höheren Stande der Cultur abnimmt, ſo ſind die cultivirten Völker, abgeſehen von allen übrigen Verhältniſſen, in Betreff der Capital-Anſammlung im Vortheil vor minder civiliſirten. Preußen iſt gewiß zu den civiliſirten Ländern zu rechnen; aber ſchon zwiſchen ihm und Belgien iſt ein merklicher Unterſchied in der Sterblichkeit zu Gunſten Belgiens, und der Canton Bern, wo namentlich unter dem zahlreichen Bauernſtande mehr Einſicht und Cultur in induſtrieller Beziehung herrſcht, als in jenen beiden Ländern, iſt noch beſſer ſituirt.

Folgende Tafel gibt ein Bild dieſes Verhältniſſes:

Von zehntauſend Geborenen ſind noch am Leben:

Alter an Jahren.	In Preußen (1826—31).	In Belgien.	Im Canton Bern.
1	7506	7753	7782
10	5310	5826	6982
20	4852	5345	6559
30	4303	4676	6033
40	3748	4089	5446
50	3078	3479	4686
60	2264	2724	3680
70	1242	1702	2096
80	399	587	591
90	51	68	23

Von Kindern in den erſten Lebensjahren ſterben in civiliſirten Ländern ein Drittheil, in Rußland die Hälfte.

In Frankreich kamen auf jede Million Einwohner während der der Geſundheit günſtigen Periode 1774—78 jährlich 33,773 Todesfälle; in dem ſchlimmſten Jahre des 19. Jahrhunderts, 1832, nur 27,977 Todesfälle (Dupin); ein Zeichen, daß das Volk wohlhabender geworden war.

Profeſſor und Gerichts-Arzt D. Eſchrich (Baiern) hat über die Lebensdauer unter verſchiedenen Ständen die Beobachtung gemacht, daß unter Allen die proteſtantiſchen Geiſtlichen am älteſten werden. Greiſe von 80 Jahren und darüber kommen auf 1085 über 30 Jahre alte

1) proteſtantiſche Geiſtliche 2,82 pCt.,
2) Forſtbeamte 1,41 pCt.,
3) Schullehrer 1,13 pCt.,
4) Juſtizbeamte 0,77 pCt.,
5) die katholiſchen Geiſtlichen haben eine die oben genannten Stände bei Weitem überwiegende Sterblichkeit; am wenigſten Hoffnung auf langes Leben aber haben die Aerzte.

„Es iſt eine trübſelige, aber leider nur allzu wahre Bemerkung," ſagt Say, „daß ſelbſt unter den blühendſten Nationen alljährlich ein Theil der Population aus Mangel umkommt. Nicht als ob dieſe Schlachtopfer des Mangels alle im ſtrengſten Sinne des Wortes Hungers ſtürben, ſondern ſie haben nur eben nicht alles das zu ihrer Dispoſition, was zum Leben nothwendig iſt, und ſterben mithin an der Entbehrung irgend eines ſchlechthin unumgänglichen Bedürfniſſes. Bald iſt es ein kranker oder abgeſchwächter Mann, den etwas Ruhe wieder herſtellen würde, oder dem nichts als der Rath eines Arztes und ein ſehr einfaches Heilmittel gebricht, der ſich aber weder Ruhe gönnen, noch einen Arzt befragen, noch das Heilmittel anſchaffen kann. Bald iſt es ein Säugling, welcher der mütterlichen Hut und Pflege bedarf; aber ſeine Mutter iſt aus Armuth zur Feldarbeit gezwungen, und das Kind kommt um — durch einen Unglücksfall, oder durch Unreinlichkeit, oder durch Krankheit. Alle Forſcher der politiſchen Arithmetik haben den Satz bewährt gefunden, daß von einer gleich großen Anzahl Kinder der dürftigen und der wohlhabenden Claſſe in der erſteren wenigſtens zweimal ſo viele ſterben, als in der letzteren. Endlich wird durch eine allzu kärgliche oder ungeſunde Nahrung, durch die Unmöglichkeit eines öfteren Wechſelns der Wäſche, einer warmen Bekleidung, einer trockenen Bedeckung und einer gehörigen Erwärmung die Geſundheit geſchwächt und die Conſtitution zerrüttet: kurz, man kann von allen denen, welche als Opfer eines für ihre Armuth unerſchwinglichen Bedürfniſſes umkommen, behaupten: daß ſie an Mangel ſterben." Die Bevölkerung der Staaten ſetzt ſich alſo immer mit der Summe von deren Producten in Proportion.

„Mir dünkt," fährt Say weiter fort, „als hätte man hieraus noch immer nicht die ſo natürliche Folgerung gezogen: daß nichts die Bevölkerung vergrößern kann, als was die Production befördert; und daß nichts ſie wenigſtens auf dauernde Weiſe verringern kann, als was die Quellen der Production verkümmert. Die Juden ehrten die Fruchtbarkeit. Die Römer ſchmiedeten Verordnungen ohne Zahl und Ende, um die Menſchenverluſte wieder zu erſetzen, die aus ihren unaufhörlichen und entfernten Kriegen erwuchſen. Ihre Cenſoren empfahlen die Ehe, und man war um ſo geehrter, je mehr Kinder man aufzuweiſen hatte. Alles dies fruchtete gar

nichts. Nicht mit der Kindererzeugung hatte es Noth, sondern mit der Kindererziehung. Producte hätte man erschaffen sollen und nicht Verheerungen anrichten. Trotz aller jener Verordnungen hat sich Italien und Griechenland noch vor dem Einbruche der Barbaren entvölkert. Nicht minder vergebens gab Ludwig XIV. kraft seines Edicts von 1666 zur Begünstigung des Ehestandes den Eltern von zehn Kindern Jahrgehalte und den Eltern von zwölf Kindern noch größere. Die Prämien, welche er unter tausend verschiedenen Gestalten dem Müßiggang und der Verdienstlosigkeit auswarf, thaten der Bevölkerung weit weher, als jene schwachen Aufmunterungen ihr wohl thun konnten. Was die Population wahrhaft aufmuntert, das ist eine thätige Industrie, welche viele Producte abwirft. Jene schießt wimmelnd auf in allen industriösen Gauen.

„Man hat oft und vielfältig über den Schaden geklagt, den die Klöster der Population zufügen, und zwar mit vollem Recht; allein man irrte sich in der Ursache dieses Schadens. Diese liegt nicht in der Eheloſigkeit der Mönche, sondern in ihrem Müßiggang.

„Eine Nation sieht sich bloß darum, daß ihre Zahl wächst, mit den Bedürfnissen des Lebens nicht kärglicher, und bloß darum, weil ihre Zahl abnimmt, nicht reichlicher damit versorgt. Ihr Loos hängt vom Quantum der Producte ab, worüber sie disponiren kann, und diese Producte können eben so wohl im Verhältniß zu einer zahlreichen Bevölkerung im Ueberflusse, wie im Verhältniß zu einer dünn gesäeten Population unzulänglich vorhanden sein."

Die Existenzmittel des Menschen müssen nicht gerade Nahrungsmittel, sondern sie können ein Wertherzeugniß irgend einer Art sein, weil man immer ein bestimmtes Quantum Nahrungsmittel gegen jedes sonstige Erzeugniß eintauschen kann. Holland verschafft sich Getreide vermittels seiner Leinwand und Spezereien. Nordamerica erhält Zucker und Kaffee gegen hölzerne Häuser, die es in ganz fertigem Zustande nach den Antillen sendet. Ja, sogar mit ihren immateriellen Producten, welche doch nicht einmal transportabel sind, kann eine Nation sich Nahrungsmittel eintauschen. Das Geld, welches ein Ausländer für den Anblick einer Gemälde-Gallerie, für das Anhören einer eminenten Sängerin, oder für den Rath eines berühmten Arztes bezahlt, kann sogleich als Kaufschilling für Korn oder Gold ins Ausland zurückgesandt werden. Durch Umtausch und Handel werden, wie man sieht, die Producte nach der jedesmaligen Natur der allgemeinen Bedürfnisse beigeschafft und zugerüstet. Immer ist diejenige Waare, wonach man das dringendste Bedürfniß fühlt, auch die gesuchteste: ob sie nun zu Nahrung, Kleidung oder Wohnung diene. Jede Familie befriedigt um so mehr Bedürfnisse, je mehr solcher Waaren sie einkaufen kann. Einkaufen

kann ſie aber deſto mehr, je größer ihre eigene Production oder, nach dem Ausdruck des gemeinen Lebens, je beträchtlicher ihr Einkommen iſt. Folglich lebt — in letzter Inſtanz betrachtet — jede einzelne Familie und die Nation (d. h. der Inbegriff aller einzelnen Familien), lediglich von ihren Producten; und durch den Umfang der Production wird nothwendig die Zahl derer, welche ſubſiſtiren können, beſchränkt. Unter den Thieren, deren Begattungstrieb durch keine Zügel vorſichtiger Ueberlegung gehemmt wird, ſterben die erzeugten Individuen, wenn ſie nicht dem Menſchen oder anderen Thieren zur Beute werden, in dem Moment ab, wo ſie ein unausweichliches Bedürfniß fühlen, welches ſie nicht befriedigen können. Beim Menſchen hingegen ſetzt die ihm vorausſetzbare Schwierigkeit der Beſtreitung aller künftigen Bedürfniſſe der Kinder jenem Naturtrieb einige moraliſche Schranken; und allein dieſe vernünftige Selbſtbezähmung bewahrt die Menſchheit vor einem Theile der Leiden, die mit einem gewaltſamen Herabſchmelzen ihrer Kopfzahl nothwendig verkettet ſind. Allein trotz dieſer dem Menſchen eigenen Vorſicht und trotz dem Zwange, den Vernunft, Sitten und Geſetze ihm auferlegen, erhebt ſich die Vervielfältigung der Menſchen dennoch ſtets, nicht allein ſo weit, als ihre Exiſtenzmittel es verſtatten, ſondern noch ein wenig darüber hinaus. Dies iſt die Quelle des Elends. Dieſes wird indeſſen durch die Cultur fortwährend verringert.

Wie mit der häufigen Anwendung von Maſchinen die Production vermehrt wird, ſo geſchieht dies nicht minder durch die beſſere Ausbildung der Arbeiter. Mit ſteigender Civiliſation werden die Bildungsanſtalten vermehrt, die Nation ſelbſt erwirbt eine große Summe geiſtigen Capitals, welches die junge Generation ſich im perſönlichen Umgang, ohne beſondere Anſtrengung, ſpielend aneignet; die Arbeiter geben ihren Kindern eine beſſere Erziehung, ſammeln auch wohl ein kleines Capital, womit letztere einem einträglicheren Productionszweige ſich zuwenden können, als ihre Eltern, indem dann auch die roheren Arbeiten immer mehr der Maſchine anheimfallen.

Mit der auf ſolche Weiſe ſteigenden Bildung erſtarkt die Willenskraft der Individuen, die Menſchen gewöhnen ſich mehr daran, Herr der wilden Triebe zu werden, welche die Natur in ſie gelegt hat. Mag das Vorurtheil ſagen, was es will — die Bildung iſt die Mutter der Sittlichkeit. Gebildete Stände und gebildete Völker ſind ſittlicher, einſichtsvoller und willenskräftiger, als uncivilisirte. Die alten Germanen des Tacitus mögen in Vergleich zu dem corrumpirten Römergeſchlechte ſittlich geweſen ſein, — Meiners hat aber in ſeinen hiſtoriſchen Vergleichungen des Mittelalters von den fränkiſchen Königen an nachgewieſen, daß ihre Sittlichkeit nicht weit her

war, ſondern daß ſie mit fortſchreitender Civiliſation ſich gehoben hat. — Je enthaltſamer nun die Menſchen ſind, um ſo geſunder werden die Kinder; je mehr Capital geſpart iſt, um ſo beſſer werden ſie genährt, um ſo weniger ſterben ſie, ehe ſie das reife Alter erreicht haben, um ſo weniger geht wieder Capital verloren. Bei ſolchen Ständen und Völkern, die eine gewiſſe Bildung, Einſicht, Willenskraft erlangt haben, werden vorzeitige Heirathen ſelten ſein, weil die Männer erſt ein geſichertes Auskommen haben wollen, ehe ſie ſich einen Hausſtand gründen. Dies wirkt nun wieder günſtig auf die Bevölkerung. Es werden zwar weniger Kinder geboren, dafür ſterben aber auch viel weniger. In Paris z. B. kommen in wohlhabenden und reichen Quartieren auf 100 Todte 32 Kinder, in armen Stadtvierteln auf 100 Todte aber 59 Kinder.

Die Leute aus dem ärmſten Stande in Paris, die Lumpenſammler, ſterben zehn Jahre früher, als die Reichen. Vom 25.—80. Jahre iſt ihr Tribut an den Kirchhof weit größer; nur in demjenigen Lebensalter und Verhältniß, wo der Reichthum die Vergeudung aller Jugendkräfte geſtattet, iſt auch die Sterblichkeit der höheren Stände derjenigen der armen gleich. Unter allen ſtudirten Ständen leben die Aerzte am kürzeſten, die Geiſtlichen und Diplomaten am längſten.

Wenn es wahr iſt, was Vogt in ſeinen phyſiologiſchen Briefen behauptet, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, wenn der Mann älter iſt, als die Frau *), ſo trägt die moraliſche Selbſtbeherrſchung, welche frühe Ehen vermeidet, ebenfalls dazu bei, die Production zu vermehren, die Sterblichkeit folglich zu vermindern und dadurch eine Schranke der Bevölkerungs-Vermehrung wegzuräumen. Wir brauchen nämlich nicht näher zu erörtern, daß der männliche Theil der Bevölkerung mehr producirt, als der weibliche.

Durch ſolche und viele andere Umſtände, die ſich dem denkenden Leſer von ſelbſt aufdrängen, begünſtigt die Cultur die Bevölkerung, oder räumt ſie vielmehr die Hinderniſſe hinweg, welche der natürlichen Vermehrung repreſſiv entgegenſtehen.

Wir können bei dieſer Gelegenheit auf einen Irrthum aufmerkſam machen, der ziemlich verbreitet iſt. Der Umſtand nämlich, daß in den civiliſirten, induſtriereichen Staaten ſo häufig Klagen über das Elend der Arbeiter laut werden, hat zu der Meinung Anlaß gegeben, als ob eben

*) Vogt will dies dadurch bekräftigen, daß in legitimen Ehen, in denen doch in der Regel der Mann älter iſt, die Zahl der Knaben, welche geboren werden, die der Mädchen überſteigt.

die Vergrößerung der Induſtrie den ſogenannten Pauperismus hervorrufe. Mit Ausnahme mancher außerordentlichen Stockungen, die durch Handels-Kriſen oder durch Erfindung einer neuen Maſchine hervorgerufen werden, iſt dies jedoch durchaus nicht der Fall. Das Vorhandenſein von Klagen beweiſ't noch keineswegs, daß es in dieſem Lande ſchlimmer um die Arbeiter ſtehe, als in jenen Ländern, woher man keine Klagen hört. Am meiſten geklagt wird in England, ſo daß A. Smith ſogar bemerkt: „unter hundertjährigen Klagen der Handwerker und Krämer ſei England zum reichſten Lande emporgewachſen." Gar keine Klagen vernimmt man dagegen aus Rußland, und dennoch wird kein Menſch behaupten, daß die unteren Claſſen in letzterem Lande beſſer ſituirt ſeien, als im erſteren. So wie man anzunehmen pflegt, daß ein Muſenſohn erſt dann anfange, etwas zu lernen, wenn er zu der Ueberzeugung gelangt ſei, daß er in ſeiner Wiſſenſchaft noch gar nichts wiſſe, ſo iſt der Anfang zur Beſſerung der Lage der arbeitenden Claſſen ſchon gemacht, wenn dieſe zur Erkenntniß derſelben kommen und dieſe Erkenntniß laut werden laſſen. Wir hören daher ſtets mehr Klagen aus freien, induſtriereichen Ländern, als aus unfreien und armen. Der polniſche Bauer, der noch nicht einmal zum Bewußtſein ſeiner Verthiertheit gekommen iſt, hat ſeit Jahrhunderten ſeine Lage nicht verbeſſert. Die geringſten engliſchen Arbeiter, über deren Loos am meiſten geklagt wird, erhalten mehr Tagelohn, als unſere Maurer und Handlanger, die noch dazu einen großen Theil des Jahres feiern müſſen.

Die oben berührten Wirkungen der Cultur in Beziehung auf ganze Völker werden am beſten veranſchaulicht durch unſeren gebildeten Mittelſtand. Da ſind die Forderungen einer vernünftigen Selbſtbeherrſchung praktiſch ausgeführt. Fern von den Extremen und Ausſchweifungen der höchſten und der unteren Stände, iſt er der glücklichſte, und Heirathen werden da erſt abgeſchloſſen, wann der Mann die volle Reife erlangt hat, wo er gewiß iſt, eine Familie ernähren zu können. Es werden zwar weniger Kinder geboren, die geborenen aber mit einer außerordentlichen Sorgfalt und Liebe erzogen, ſo daß nicht allein weniger ſterben, alſo weniger Capital mit ſich ins Grab nehmen, ſondern auch, wenn ſie erwachſen ſind, durch ihre vortreffliche Ausbildung mehr produciren. Dieſe ihre Erziehung lenkt ſie auch zu einfacheren, mäßigen, edlen Genüſſen, zur Sparſamkeit und Enthaltung; ſo daß wir die meiſte Zufriedenheit, das meiſte Familienglück in dieſem Stande verbreitet ſehen. Unter den unteren Ständen, die weniger Vorſicht, Enthaltſamkeit und gebildete Selbſtbeherrſchung beſitzen, finden wir nicht allein in der Regel ſehr frühe, ja, verfrühte Heirathen, ſondern auch, weil ſie gegen die Regeln der Schicklichkeit mehr abgehärtet ſind, eine Menge unehelicher Kinder. Die Folge davon iſt natürlich, daß mehr Kinder ſter-

ben, und daß die überlebenden ſchlechter erzogen werden, Beides ein Grund zur Verminderung des Wohlſtandes, eine Urſache des unter der genannten Claſſe herrſchenden Elends.

Ueberall dagegen, wo ein Mann oder eine Familie ſich von dem Leichtſinne der unteren Stände emancipirt, enthaltſam, vorſichtig, ſparſam iſt, ſehen wir Gedeihen und Wohlſtand im Gefolge. So geht es auch mit Nationen.

Wir können zugeben, daß das Gebot der Selbſtbeherrſchung, welches uns die Vernunft zu unſerem Beſten auferlegt, ein hartes Gebot iſt; allein es iſt nothwendig, wenn wir glücklich werden wollen. Auch die Arbeit iſt mühſam, und man könnte fragen, warum die Natur ſo grauſam war, uns nur mit Hülfe der Arbeit den Genuß zu geſtatten. Indeſſen nutzloſe Klagen über unabänderliche Geſetze ſind Thorheit. Außerdem führt uns ein kleines Nachdenken dahin, daß die Arbeit eben erſt den Genuß recht veredelt und vermehrt, und daß der Menſch auch das Familienglück um ſo höher zu ſchätzen weiß, je ſchwerer es ihm wird, ſich dasſelbe zu erringen. Eben die Hinderniſſe, welche der Vermehrung der Bevölkerung, der Gründung einer Familie entgegenſtehen, werden die Triebfeder zu allem Nützlichen, Schönen und Großen, was der Menſch erſchafft — kurz, die Triebfeder der Civiliſation. Wie emſig, wie ſparſam, wie enthaltſam wird nicht der Mann, ſobald er den Zweck, eine Familie zu gründen, vor Augen hat! Welche Hinderniſſe überwindet er nicht, welche Anſtrengungen ſind ihm zu groß! So wird das Geſetz, welches man für eine große Plage betrachtet, zu einem Segen für die Menſchen.

Wo die Natur mit verſchwenderiſcher Hand eine Kraft ausgeſäet, da hat ſie in der Regel auch für deren Gegenſatz geſorgt, der ſie in Schranken halte. Der Vermehrungstrieb, welchen ſie mit ſo überwuchernder Potenz den Geſchöpfen eingepflanzt hat, damit ihre Gattung erhalten bleibe, und der bei Thieren und Pflanzen ungezügelt zur Vernichtung zahlreicher Sprößlinge führt, hat beim vernünftigen Menſchen ſeinen Gegenſatz in der Scham, jener holden Eigenſchaft, die wie die Vernunft und die Sprache den Menſchen zum edelſten Geſchöpfe auf Erden ſtempelt. Sie iſt ein eben ſo ſtarkes Hinderniß der ungezügelten Vermehrung der Bevölkerung, wie die Pflicht, die Kinder zu ernähren.

Jene beiden vorbeugenden Hinderniſſe ſind die Stützen der Ehe. Das Schauſpiel, welches uns hinwiederum die letztere Gemeinſchaft gewährt, läßt uns einen ſehr natürlichen Grund für den Unterſchied erkennen, welcher zwiſchen den beiden Geſchlechtern in Betreff der Keuſchheit gemacht wird. „Im Allgemeinen", ſagt Malthus, „kann man nicht annehmen,

daß eine Frau für ſich ſelbſt im Stande ſei, zur Unterhaltung ihrer Familie zu genügen. Wenn alſo ein Weib ſich dazu verſteht, mit einem Manne zu leben, ohne ein vorgängiges Uebereinkommen in Betreff des Unterhalts der Kinder; und wenn dieſer Mann das Weib verläßt, ſo fallen die Kinder der Geſellſchaft zur Laſt, oder kommen um. Um alſo der häufigen Wiederholung eines Fehlers vorzubeugen, den durch Strafen zu unterdrücken hart erſchiene, ſo ſtraft man ihn durch Verachtung. Man muß außerdem bemerken, daß bei einer Frau dieſe Art des Fehltrittes offenbarer und unverkennbarer iſt. Man kennt nicht immer den Vater eines Kindes; aber ſehr ſelten iſt man im Zweifel über die Mutter. Man häuft alſo ſtärker den Tadel auf diejenige Perſon, deren Fehltritt zugleich offener erwieſen und ſchädlicher für die Geſellſchaft iſt. — Wenn heut zu Tage eine Frau beinahe aus der Geſellſchaft verbannt wird wegen eines Fehltrittes, der bei den Männern ungeahndet bleibt, ſo iſt das gewiß eine Art von Ungerechtigkeit. Aber wenn der Urſprung dieſer ungleichen Behandlung ſie nicht gänzlich rechtfertigen kann, ſo liefert er wenigſtens eine natürliche Erklärung; denn dieſe Behandlung war das einfachſte und wirkſamſte Mittel, um der häufigen Wiederholung eines Fehltrittes vorzubeugen, welcher für die Geſellſchaft die ernſteſten Folgen hat. Die Erinnerung an den Urſprung dieſer Sitte verliert ſich jetzt in einer neuen Gedankenfolge, welche die Gewohnheit mit ſich gebracht hat. Ein aus Nothwendigkeit entſtandener Brauch iſt jetzt durch das Zartgefühl aufrecht erhalten; und beſonders geheiligt iſt er in demjenigen Theile der Geſellſchaft, welcher der Noth am wenigſten ausgeſetzt iſt. — So entſtanden in der Welt die zwei Grundgeſetze der Geſellſchaft: die Aufrechthaltung des Eigenthums und die Einrichtung der Ehe.“ Von da an wurden die Lebensverhältniſſe der Menſchen verſchieden, je nach den Anlagen, welche die Natur in ſie gepflanzt.

Wenn wir nun unſere moderne, weder auf die Eroberung, noch die Sklaverei gegründete Geſellſchaft betrachten, ſo finden wir, daß die Civiliſation überall nach mittleren Zuſtänden hinſtrebt; daß Bildung, Freiheit, Zufriedenheit vorzugsweiſe Eigenthum der mittleren Stände ſind. Schon Ariſtoteles hat die Vorzüglichkeit des Mittelſtandes geprieſen; und auch wir wiſſen, daß Tugend und Sittlichkeit, Geiſtesbildung und Körperſchönheit, kurz, alle beſſeren Eigenſchaften des Menſchen in dieſer Sphäre beſonders ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben. Wir ſehen daher auch, daß in dieſem Mittelſtande die Geſetze der Natur am ſorgfältigſten beobachtet werden. Wenn nun der in einem Lande waltende Fortſchritt dahin wirkt, die geiſtigen und phyſiſchen Vorzüge des Mittelſtandes über die weiteſten Schichten des Volkes zu verbreiten, ſo werden die Wirkungen der der Bevölkerungs-Vermehrung entgegenſtehenden Hinderniſſe fortwährend gemildert.

Indem durch Fleiß, Geſchick und Sparſamkeit auf der einen Seite die Production wächſ't, vermehrt auf der anderen die Bildung die Willenskraft und die vernünftige Selbſtbeherrſchung. Dieſes vorbeugende Hinderniß erſpart aber dem Geſchlechte die repreſſiven Hinderniſſe, welche die Bevölkerung decimiren, wie Hunger, Krankheit und ſonſtiges Elend.

Bloß die Vorſicht alſo, daß niemand dem Triebe der Vermehrung folgt, der nicht auch die Folgen tragen kann, bewahrt die Menſchen vor dem größeren Theile des Elendes, von welchem ſie in Folge der genannten repreſſiven Hinderniſſe der Vermehrung heimgeſucht zu werden pflegen. Da hilft aber auch nur Bildung, die ſtets im Gefolge der Freiheit und des Wohlſtandes iſt, — keine Geſetze, welche die Ehe erſchweren, weil die unehelichen Kinder überhand nehmen; keine Auswanderung, weil die Emigranten ſtets ein Capital mitnehmen, mit deſſen und ihrer Arme Hülfe ſie bei gleichem Aufwande von Arbeit im Mutterlande eben ſo gut fortgekommen wären, wie in einer Anſiedlung; da helfen auch keine Armengeſetze, weil ſie nur eine Prämie auf den Müßiggang und die Vermehrung der armen Bevölkerung ſind.

Obgleich wir nicht verkennen, daß Malthus die üble Einwirkung, welche ſchlechte Staatszuſtände auf die Production haben, zu gering angeſchlagen hat, ſo müſſen wir doch ſeinen Ausſpruch unterſchreiben: „daß die vorzügliche und dauernde Urſache der Armuth wenig oder keinen Zuſammenhang mit der Regierungsform oder mit der ungleichen Vertheilung der Güter hat; es ſteht nicht in der Macht der Reichen, den Armen Beſchäftigung und Brod zu verſchaffen, — und folglich haben die Armen, nach der Natur der Dinge, kein Recht, es von ihnen zu verlangen.“ Sie hatten alſo auch in der Februar-Revolution kein Recht, das „Recht auf Arbeit“ zu verlangen, wenn man unter demſelben nicht die Befreiung von allen die Arbeit hindernden Feſſeln verſteht. Dieſe, wie Zunftweſen und mangelnde Freizügigkeit, ſind allerdings ein Raub, den der Staat oder ein privilegirter Theil der Geſellſchaft an dem Eigenthum des Armen, ſeiner Arbeitskraft, begeht. Ganz dasſelbe iſt aber auch das abſolute Recht auf Arbeit, wenn man darunter die Verpflichtung des Staates verſteht, jedem, der ohne Beſchäftigung iſt, Arbeit zu geben.

Armengeſetze, d. h. die Unterſtützung der Armen durch den Staat oder die Gemeinde, ſind aber nicht allein eine Prämie für die Vermehrung der armen Bevölkerung, ſondern ſie arten meiſtens auch zu einer Ungerechtigkeit aus, indem bei der Handhabung ſolcher Geſetze in der Regel die tugendhaften, arbeitſamen Unglücklichen zurückgeſetzt werden hinter diejenigen, welche am meiſten heucheln. Dieſer Umſtand hat beſonders in England die Wirkung des ausgedehnten Armengeſetzes zu einer ſo unheilvollen gemacht,

daß Miſs Martineau eine wahrhaft entſetzliche Schilderung davon gibt. „Die Behörden", ſagt ſie u. A., „ſpendeten ihre Gaben nach einen höchſt parteiiſchen und despotiſchen Syſtem. Der Squire, der Geiſtliche und der Pachter bildeten ſich zu einem Tribunal für die Unterdrückung des Laſters und Ermunterung der Tugend, und brachten es dahin, entweder Verzweiflung oder Scheinheiligkeit bei der ganzen arbeitenden Bevölkerung hervorzurufen. Wenn die Junta durch Hinzutritt eines bezahlten Armenpflege-Gehülfen vervollſtändigt wurde, ſo war die Unterſcheidung vollkommen. Garſtiger Schmutz war die Probe von Armuth, — und winſelnde Dankbarkeit, wie man es nannte, für das vertheilte Almoſen war die Probe von Charakter. Wenn ein Arbeiter mit männlicher Miene zum Armenpfleger oder zur Kirchſpiels-Verſammlung kam, um ein plötzliches Unglück abzuwenden, — wenn er etwas erbat, um nicht genöthigt zu ſein, ſein Bett zu verkaufen: — wurde er ſchimpflich behandelt. Die Schmerzens-Thräne verletzten Stolzes mochte aus dem Auge ſpringen, und das Aechzen unterdrückten Zornes mochte vielleicht den Lippen entſchlüpfen. Wenn das Aechzen gehört wurde, ſo war dieſes Mannes „„Charakter"" auf immer verloren. Das Vorgeben, zwiſchen den Guten und den Schlechten zu unterſcheiden, brachte dem gemeinen Weſen viel mehr Nachtheil, als gelegentliche Ungerechtigkeit u. ſ. w."

So ſtand es im Jahre 1816 in England. Ganz anders war die anfängliche Wirkung des im Jahre 1838 in Irland eingeführten Armengeſetzes, welches Armenverbände und Arbeitshäuſer gründete, — und dennoch beſtätigt dieſes ebenfalls unſer Princip. Dieſe verſchiedene Wirkung Einer und derſelben Einrichtung rührt von der Eigenthümlichkeit des irländiſchen Charakters her, welche es möglich machte, daß durch das eingeführte Armengeſetz die unzweckmäßige und übertriebene Privat-Wohlthätigkeit vermindert wurde.

„Die unbegränzte freiwillige Mildthätigkeit der Irländer nämlich," ſagt Miſs Martineau, „welche macht, daß die Familie, die für den Tag Kartoffeln hat, jene Familie, welche keine hat, aufnimmt und ernährt, iſt ein unglücklicher Beförderer der Sorgloſigkeit, da die Geber auf Mangel gefaßt ſind und, wenn er ſie ſelbſt trifft, dann eben ſo ernährt zu werden erwarten."

Eine geſetzmäßige Mildthätigkeit mußte hier als eine Hemmung wirken und das Drücken der Arbeitsfähigen auf die Fonds der freiwilligen Mildthätigkeit aufheben. Letztere Annahme wurde durch die Aufnahme, welche das Geſetz in Irland fand, gerechtfertigt. Dieſe Aufnahme war namentlich von Seiten der Bettler ſeltſam, wie es diejenigen erwarteten, welche die irländiſche Bettelei in ihren glücklichen Tagen kannten, wo ſie nicht, wie jetzt, das äußere Zeichen unerträglichen Elendes

war, ſondern eher einen luſtigen und geſelligen Charakter hatte. Ein Bettler ſagte ſtolz zu einem Commiſſar, daß er wenig Sorge haben würde, wenn es nicht für ſeines Gleichen wäre; — ein Anderer, welcher einen armen Blödſinnigen der geſetzlichen Mildthätigkeit nicht übergeben wollte und „ohne ihn einſam" zu ſein fürchtete, obgleich er es empfand, mit ihm „ſehr geplagt" zu ſein, hielt es für ganz hübſch, ein Blödſinniger zu ſein und frei, wie dieſe Leute, herumſchweifen zu dürfen; — eine Andere, welche den „neuen Kerker", wie ſie das Arbeitshaus fortwährend nannte, haßte, fand ihr Geſchäft des Bettelns durch die neue Einrichtung geſtört, würde in das Armen-Arbeitshaus gegangen ſein, wenn ſie ihren Thee, Branntwein und Tabak dort hätte haben können, — aber da dies nicht der Fall war, ſo nahm ſie ſich vor, das Haus zu verachten, und erklärte, daß ſie lieber arbeiten, als hineingehen wollte*). Der große Troſt dieſer Claſſe war, zu ſehen, daß der „harte Mann" genöthigt wurde, zur Unterſtützung der Armen beizutragen, während ſie Schmerz und Scham bei dem fühlte, was ſie als Demoraliſation der Mildthätigen anſah, welche jetzt um die Verhältniſſe der Bettler ſich zu bekümmern und zu fragen anfingen, weßhalb ſie nicht in das „(Armen-Arbeits-)Haus" gingen. Es ergab ſich eine merkliche Verminderung der Haufen von Bettlern auf den Landſtraßen und in den Dörfern: und in den Städten wurde es zugeſtanden, daß die Arbeitshäuſer ſie von ſehr hülfloſen Armen befreit hätten. Als die Hungerzeiten kamen (die Zwiſchenzeit von der vollſtändigen Verzehrung einer Kartoffel-Aernte bis zur Einſammlung der friſchen), war es ſichtbar, daß mehr Arbeit gethan und mehr Fürſorge getroffen war. Die anfängliche Wirkſamkeit des irländiſchen Armengeſetzes wurde als entſchieden erfolgreich anerkannt." Die Erlöſung Irlands konnte es allein freilich nicht bewirken, weil deſſen Elend noch von einer großen Anzahl anderer Urſachen herrührt.

In manchen Fällen kann die Noth ſo groß ſein, daß die arme Bevölkerung den Muth verliert und nicht einmal mehr die Spannkraft behält, die Arbeit, die ſich ihr darbietet, zu ergreifen und auszunutzen, wie z. B. ein Pferd, das viele vergebliche Verſuche gemacht hat, einen Wagen aus dem Kothe zu ziehen, zuletzt keinen Strang mehr anzieht; während, ſobald es eine kleine Hülfe ſpürt, alle Fibern anſtrengt. So könnte in einem ſolchen Falle auch die Hülfe der Regierung geboten ſein. Sie darf nur ein gewiſſes Maß nicht überſchreiten.

*) O'Connell, der im erſten Jahre für, im nächſtfolgenden gegen das Armengeſetz, überhaupt über den Gegenſtand unklar war, fragte im letzten Zeitpunkte vor Annahme des Geſetzes im Unterhauſe: „ob die engliſchen Gentlemen dem Lande eine Maßregel aufzwingen wollten, welche es zurückweiſe."

Die Agitation von Malthus war hauptſächlich gegen die engliſche Armenſteuer gerichtet, die in der That den Müßiggang nur begünſtigte und das Elend wirklich vermehrte. Durch ſie wurde eine Menge von Menſchen von den übrigen Producenten ernährt, die ſonſt ſelbſt productiv gearbeitet hätte. Die Einſchränkung des Armengeſetzes in England erlöſ'te die wohlhabenden Claſſen von einer unerträglichen Laſt, während trotzdem die Lage der Armen ſeitdem unausgeſetzt ſich verbeſſert hat. Denn natürlicher Weiſe werden die Menſchen ihre Erfindungsgabe und Spannkraft weniger anſtrengen, wenn ſie eine ſichere Verſorgung im Armenhauſe vor ſich haben, als wenn ſie mehr auf ſich ſelbſt angewieſen ſind.

Am wenigſten Noth im Allgemeinen herrſcht in Nordamerica, wo gar keine Armen-Unterſtützung von Staats oder Gemeinde wegen beſteht; und wenn man alle Gründe für und wider erwogen hat, dann findet man, daß dieſe Einrichtung das Geſammtwohl und ſelbſt das Wohl der armen arbeitenden Claſſen am meiſten befördert. Denn wer keine geſetzliche Hülfe zu erwarten hat, wird *vorſichtig*; er ſpart für Zeiten der Noth und vermeidet, Kinder ins Daſein zu rufen, die er nicht ernähren kann. Man mag ein noch ſo weichherziger Menſchenfreund ſein, dennoch muß man die Richtigkeit dieſer Thatſachen anerkennen. Bei dieſer Einrichtung entſteht auch ſofort ein Erſatzmittel für die freiwillige Unterſtützung. Sobald nämlich die Vorſicht, der Fleiß, die Sparſamkeit der armen Bevölkerung wächſ't, dann vermehrt ſich auch das Vertrauen, das man auf deren Redlichkeit ſetzt, der Credit erweitert ſich unbegränzt, und dies erſetzt reichlich, was an Unterſtützung abgeht. Ein redlicher Arbeiter bekommt in einem Krankheitsfalle faſt immer *mehr geborgt als geſchenkt*. Das Borgen aber, weil es Wiedererſatz erheiſcht, treibt den Menſchen in ſeinem eigenen Intereſſe zur Redlichkeit und Pünktlichkeit an, denn er will ja ſeinen Credit erhalten, während das Almoſen nur demoraliſirt.

Wenn man aus Obigem ſchließen wollte, daß auch wir der allgemeinen Klage des Volkes über „Uebervölkerung" beiträten, ſo würde man ſich ſehr irren. Eine abſolute Uebervölkerung gibt es nicht, ſondern nur eine relative. Eine Uebervölkerung iſt nur da, wo die erzeugten Producte für die Unterhaltung der Bevölkerung nicht ausreichen, wo alſo aus Mangel an Capital nicht genug producirt wird.

Wir ſehen ſogar nicht in den dicht bevölkerten, ſondern in den dünn bevölkerten Ländern die größte Noth und die größte Sterblichkeit, weil die dichtbevölkerten Länder zugleich die productivſten ſind. In Rußland kommen auf die Quadratmeile 600 Menſchen, in England in vielen Diſtricten über 7000; in Rußland ſtirbt jährlich *Einer* unter 25 Menſchen, in England *Einer* unter 46. Die Staaten, welche an Volkszahl zwiſchen

beiden ſich befinden, ſind in der Sterblichkeit in demſelben Verhältniß. Unter der Vorausſetzung gleichen Klima's iſt die Sterblichkeit durchgängig geringer in den dichter als den dünner bevölkerten Ländern.

Die Bevölkerung vermehrt ſich nicht maßlos, ſondern, wie wir geſehen haben, genau im Verhältniſſe zur Production. Weil nun in einem ſtark bevölkerten Lande durch die Theilung der Arbeit, abgeſehen von dem darin aufgehäuften Capital, durch die vermehrte Einſicht und Geſchicklichkeit die Production, auf jeden einzelnen Kopf berechnet, größer ſein muß, als in einem ſchwach bevölkerten Lande, wo die Theilung der Arbeit ſchwieriger und die Production ſchon durch die ſchlechteren Communicationsmittel gehinderter iſt, ſo iſt in einem ſolchen die Vermehrung der Bevölkerung verhältnißmäßig ſtärker, als in dem letzteren.

Die Sterblichkeit iſt in den armen, an Capital, an Production rückſchreitenden, in den dünn bevölkerten Ländern größer als in den volkreichen Gegenden. Dies beruht, wie geſagt, auf dem Naturgeſetze, das wir bereits erörtert haben — dem Geſetze: daß bei fortſchreitender Civiliſation durch die Theilung der Arbeit, durch das Anſammeln von Capital, durch die *vermehrte Benutzung unentgeltlicher Naturkräfte*, bei Aufwendung gleicher Arbeit, mehr Producte zur allgemeinen Vertheilung kommen. Wir ſehen daher Länder, die in der Cultur fortſchreiten, immerwährend ihre Bevölkerung vermehren; wir ſehen in ihnen eine größere Menge von Leuten, die nicht zu arbeiten brauchen, ſondern von ihrem Capital leben, als in den armen Ländern. Unter den Indianern werden oft ganze Dörfer durch den Hungertod weggerafft, während ein ſolcher Fall in Holland unerhört iſt.

Ueberſehen wir mit einem Blicke die Wirkungen der Cultur: Das Capital wächſ't, der Gewinn ſinkt, der Arbeitslohn ſteigt, der Preis der Lebensmittel behält eine verhältnißmäßige Gleichförmigkeit, er ſteigt nur in dem Verhältniſſe, in welchem der Geldwerth ſinkt; er ſtellt ſich aber gegen frühere Perioden und gegen Länder, die ſchlechte Verbindungswege beſitzen, günſtiger, weil die Preisſchwankungen zwiſchen guten und ſchlechten Jahren geringer werden, weil eine größere Gleichförmigkeit im Preiſe der Bodenfrüchte hergeſtellt wird, die einer Preisermäßigung gleich kommt. Denn wenn im Mittelalter der Getreidepreis in einem Zeitraume von zehn Jahren das Zwanzigfache überſteigen konnte, ſo mußte ein ſolcher Wechſel auf die ärmere Bevölkerung offenbar weit decimirender einwirken, als wenn der Preis, wie heute in den cultivirten Ländern, nur das Doppelte erſteigt. Einerſeits wird alſo bei ſteigender Cultur mehr producirt, andererſeits geht die Vertheilung der Producte durch die beſſeren Verkehrswege gleichmäßiger vor ſich; alles dies erleichtert die Vermehrung der Bevölkerung. Wohlſtand und dichte Bevölkerung gehen ſo Hand in Hand.

Adam Smith hat im Jahre 1776 auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß die Nahrung des gemeinen Volkes in Schottland theurer war, als in England, weil das Korn aus dem letzteren nach Schottland exportirt wurde; daß aber trotzdem der Arbeitslohn in England höher war. Die arbeitenden Classen mußten sich daher in England weit besser befinden, als in Schottland.

Die Vermehrung der Classe der gewöhnlichen Arbeiter, welche den größeren Theil der Bevölkerung ausmachen, hängt außerordentlich von dem Stande des Arbeitslohnes und der Getreidepreise ab. Diese Arbeiter vermehren sich desto mehr, je größer das Wachsthum der Production ist. Da nun die Production nur eine Summe von Dienstleistungen ist, die Dienstleistungen aber wieder von der Arbeitskraft selbst abhangen, so steht die Summe der zu vertheilenden Producte stets in genauem Verhältnisse mit der Bevölkerung.

So sehen wir, wie in England nach Aufhebung der Korngesetze eine außergewöhnliche Zunahme von Geburten Statt fand. Trotz des gefallenen Getreidepreises und der Billigkeit der Industrie-Waaren steigt der Arbeitslohn, an welchem Steigen mehr noch die Zunahme des Capitals als die Auswanderung schuld zu sein scheint.

Nimmt die Production im Verhältnisse zur steigenden Population ab, dann verschlimmert sich die Lage der arbeitenden Classen; dann ist die Ursache einer solchen Erscheinung aber nicht in den Naturgesetzen, sondern in der Störung dieser Naturgesetze durch menschliche Einrichtungen zu suchen. Wenn durch beschränkende Gesetze die Production nach einem bestimmten privilegirten Zweige gelenkt wird, wo das wirthschaftliche Capital weniger einbringt und der Ausfall aus der Tasche der Steuerzahlenden in Gestalt höherer Zölle gedeckt werden muß, — wenn durch solche Gesetze eine künstliche Güter-Erzeugung hervorgebracht und eine starke Arbeiter-Bevölkerung herangezogen ist und wenn dann ein solches, nicht auf eigenen Füßen stehendes und nicht naturwüchsiges Gebäude bei jeder Handels-Krisis, jedem politischen Ereignisse so erschüttert wird, daß Tausende von Arbeitern entlassen werden müssen, — dann klage man wohl den Unverstand der Menschen an, nicht aber die weisen Gesetze der Natur.

Wie unsere ganze Wissenschaft erst aus der Erfahrung geschöpft worden, so ist es auch einer jener bewundernswerthen Aufschlüsse, welche uns mehr durch die Erfahrung als durch die Theorie geworden sind, daß bei höherem Arbeitslohne sowohl Arbeitnehmer als Arbeitgeber sich besser befinden, weil die Arbeiter ungleich mehr und besser arbeiten. Das ist auch eine der Ursachen, warum der Arbeitslohn, wo er einmal auf eine

gewisse Höhe gestiegen ist, selten wieder ganz herabsinkt, wenn nicht außerordentliche Unglücksfälle störend einwirken. Auch diese Thatsache ist ein Umstand, der günstig auf die Lage der Bevölkerung wirkt.

Wenn wir annehmen müssen, daß eine relative Uebervölkerung im Verhältnisse zur Production existiren kann, so ist doch die gewöhnliche Volksmeinung sehr im Unklaren über das, was unter solcher vermeintlicher Uebervölkerung zu verstehen sei. Noch jetzt gibt es eine Menge unaufgeklärter Leute, welche den Krieg für kein Unglück halten, weil „doch zu viel Menschen auf der Welt wären". Früher hielten ihn aber sogar verständige Gelehrte für ein wohlthätiges Ereigniß; so z. B. Fischer in seiner vortrefflichen Geschichte des deutschen Handels. Und doch war das Buch A. Smith's damals schon erschienen!

Der Krieg kann ein wohlthätiges Ereigniß sein, in so fern er von einem größeren Uebel befreit, wie in Deutschland die Befreiungs-Kriege von 1813, wie der jetzige Krieg gegen Rußland; oder wenn er neue Handelsstraßen eröffnet und somit größere Vortheile in Aussicht stellt, z. B. der Krieg der Engländer mit China. Im Allgemeinen aber ist der Krieg das größte Unglück, weil er Capital und Arbeitskraft, d. h. gerade die productiven Factoren der Gesellschaft, consumirt und zerstört.

Der Krieg räumt nicht unter der überflüssigen Bevölkerung auf, sondern unter der unentbehrlichen, productiven. Nicht die Weiber, die Greise, die Kinder, die Krüppel, die Kranken werden Soldaten, sondern die jungen Männer in den Jahren ihrer besten Arbeitskraft. Diese Kräfte werden durch den Krieg theils in Unthätigkeit versetzt, theils vernichtet. Die erstere aber, die mehr consumirende als producirende Bevölkerung bleibt völlig ungeschmälert.

Uebervölkerung ist da vorhanden, wo das Capital nicht ausreicht, um die arbeitende Bevölkerung zu beschäftigen, — wo es mehr Consumenten als Producenten, wo es mehr Mägen als arbeitende Hände gibt, — kurz, wo die Consumtion größer ist, als die Production. Im Kriege wird aber gerade unter den Factoren der Production, unter dem Capital und den producirenden Händen, „aufgeräumt". Unter den consumirenden Weibern, Kindern, Greisen und Kranken wird nicht „aufgeräumt"; sie alle ziehen nicht in die Schlacht, sie alle bleiben am Leben.

Im Kriege wird eine große Masse von Capital verwüstet in Gestalt von Lebensmitteln, Kleidern, Munition, Pferden, niedergetretenen Getreidefeldern, verbrannten Häusern, gehemmtem Verkehr, gelähmter Industrie u. s. w., — also ein großer Theil der Productionsmittel wird zerstört. Wenn somit nach einem Kriege die Zahl der Consumenten sich verhältniß-

mäßig gleich geblieben, die der Producenten und der Productions-Werkzeuge hingegen ſich vermindert hat, ſo muß die Uebervölkerung — und eine ſolche kann nie abſolut, ſondern nur relativ, verhältnißmäßig, vorhanden ſein — größer ſein, als vor dem Kriege. Der Zuſtand nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutſchland beweiſ't dies zur Genüge. Vor demſelben war Deutſchland das reichſte, nach demſelben das ärmſte Land Europa's; die Noth, und folglich die ſogenannte Uebervölkerung, war 1648 zehnmal ärger als 1618, obgleich wenigſtens ein Drittheil der Bevölkerung durch Schwert, Hunger und Seuchen hingerafft war.

Wenn es wahr iſt, daß die allmähliche Löſung der ſocialen Frage in der Vermehrung der Production liegt, dann entfernt nichts von dieſer Löſung mehr, als der Krieg.

Auch Malthus hat bemerkt, daß oft gerade die am wenigſten bevölkerten Länder es ſind, denen ihre Bevölkerung am meiſten zur Laſt iſt oder die am meiſten unter dem Bevölkerungs-Geſetze leiden. Dagegen hat er auch zugeſtanden, daß die Uebel, welche aus dieſem Princip entſpringen, mehr ab- als zugenommen haben.

Wie die Verminderung des Capitals mit der Abnahme der producirenden Bevölkerung Hand in Hand geht, ſo hängt deſſen Vermehrung auch wieder mit der Verſtärkung der productiven Arbeitskräfte zuſammen. Ihre Wirkung iſt wechſelſeitig, — Eines befördert das Andere. Eine Vermehrung der productiven Arbeitskräfte muß nothwendig zur Vergrößerung des Capitals, eben durch die vermehrte Production, beitragen, und das vergrößerte Capital wird wieder mehr productive Arbeitskräfte heranziehen oder die vorhandenen noch productiver machen. Der Entwicklungsgang iſt alſo umgekehrt wie im Kriege.

Iſt einmal ein Land in naturgemäßer Entwicklung ſo volkreich geworden, daß es trotz der raffinirteſten Cultur ſeine Bewohner nicht mehr von eigenen Bodenproducten ernähren kann, dann werden Lebensmittel aus dem Auslande eingeführt gegen Waaren, deren Rohſtoffe ebenfalls aus dem Auslande bezogen ſind, denen aber durch die inländiſche Arbeit höherer Werth beigebracht worden iſt. So geſchieht es in England, Holland, Belgien, der Schweiz. Uebrigens bezieht namentlich das erſtere Land noch keineswegs ſo viel Getreide, als man gewöhnlich glaubt. Es producirt in guten Jahren bei dem herrlichen Stande der Landwirthſchaft — trotzdem, daß viele Felder, der hohen Fleiſchpreiſe wegen, in Viehweiden verwandelt ſind — faſt ſeinen ganzen Bedarf, und importirt in ſchlechten Jahren höchſtens den zehnten bis zwanzigſten Theil des ihm nöthigen Getreides.

Da bei Zunahme der producirenden Bevölkerung das Capital fortwährend ſteigt, und mit dem ſteigenden Capital die Nachfrage nach Arbeitern und der Arbeitslohn, ſo könnte die Vermehrung der Bevölkerung in ſolchen Ländern noch lange fortdauern, bis der ganze Boden von rauchenden Schornſteinen bedeckt iſt; denn es kommt nur darauf an, daß Werthe producirt, d. h. Dienſtleiſtungen angehäuft werden, welche gegen die in Geſtalt von Lebensmitteln angehäuften Dienſtleiſtungen anderer Länder ausgetauſcht werden. Allein das fortwährend ſich vermehrende Capital wird vermöge des wachſenden Arbeitslohnes bald einen ſtets größeren Theil der Arbeiter-Bevölkerung in den Stand ſetzen, kleine Capitalien zu ſparen, die es dieſer möglich machen, in den Colonieen eine ſelbſtſtändige Exiſtenz zu gründen. Sie wird auswandern. Wir ſehen daher die Erſcheinung der Auswanderung in der Regel nur von wohlhabenden Ländern und Gegenden ausgehen. Wenn Irland eine Ausnahme zu machen ſcheint, ſo darf man nicht vergeſſen, daß der Irländer gerade in früherer Zeit (wo er ärmer als jetzt war) am ſchwerſten zur Auswanderung aus ſeiner „grünen Inſel" zu bewegen war, — daß erſt in neuerer Zeit außerordentliche Umſtände dieſe befördert haben: die überaus billigen Ueberfahrtskoſten und der Umſtand, daß ausgewanderte Irländer ihren Angehörigen das Reiſegeld ſchicken. Im Allgemeinen erſtreckt ſich auch hier die Auswanderung nicht auf die ärmſte, von der Hand in den Mund lebende Arbeiter-Bevölkerung.

Solchergeſtalt wird die Auswanderung und das Aufblühen neuer Colonieen fortgehen, bis in einem freilich unendlich ſpäten Zeitraume die ganze Erde wie ein Garten bebaut und bevölkert iſt. Dann wird endlich der Moment eintreten, wo die Fruchtbarkeit ihren Zenith erreicht, wo mehr Menſchen nicht ernährt werden können, die Bevölkerung alſo nicht mehr wachſen kann. Allein dieſe wird ſchon vorher in Stillſtand gerathen ſein. Wir kommen hier auf das Naturgeſetz zurück, welches wir oben berührt haben.

Es iſt eine der Erfahrung entnommene Thatſache, daß durch die mit dem wachſenden Wohlſtande verfeinerten Genüſſe die Vermehrungskraft der Menſchen vermindert wird. Der Wohlſtand vergrößert die geiſtige Bildung, die Thätigkeit des Geiſtes abſorbirt aber nach dem Zeugniſſe ärztlicher Forſcher die edleren Säfte ungemein ſtark. Dazu kommt, daß bei zunehmender Wohlhabenheit mehr Selbſtbeherrſchung der Einzelnen und mehr Ueberwiegen des Verſtandes eintritt, d. h. daß frühe Heirathen mit noch mehr Ueberlegung vermieden und Ehen erſt eingegangen werden, wenn man der Familie eine ſorgenfreie Exiſtenz ſichern kann, — kurz, daß all die Erſcheinungen, welche wir jetzt bei den wohlhabenden, gebildeten Ständen

jeden Tag haben, in den Jahrtauſenden, während deren allmählich die ganze Erde angebaut wird und die Civiliſation ſich über weitere und weitere Kreiſe der Menſchheit ausbreitet, bis in die unterſten Schichten ſich erſtrecken und ſo die Unglück ſchaffenden Repreſſiv-Hinderniſſe des Bevölkerungs-Geſetzes bis auf ein Minimum reducirt werden.

Die Production iſt einer nach unſern Verhältniſſen faſt unbegränzten Vermehrung fähig. Die Erde iſt höchſtens zu einem Drittheile bebaut, und gerade diejenigen Länder ſind es am wenigſten, welche den größten Ertrag liefern könnten. In Tropenländern reicht der zehnte Theil der Bodenfläche hin, um dieſelbe Zahl von Menſchen zu ernähren, wie in den gemäßigten Zonen. Außerdem wird der Boden ſelbſt durch die fortwährenden landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen (Kleebau, Drainirung, chemiſche Düngung u. ſ. w.) immer productiver. Deßhalb iſt kaum die Gränze abzuſehen, wo die Erzeugung der Bodenproducte einmal nicht mehr geſteigert werden könnte. Tritt dieſer Zeitpunkt, wie nicht zu zweifeln iſt, einmal ein, dann iſt die Bildung ſo geſtiegen, daß, wie oben bemerkt, die vernünftige Selbſtbeherrſchung auf die weiteſten Kreiſe ſich erſtreckt, die Bevölkerung ſtill ſteht und daß bei dem höchſten Bevölkerungsſtande weniger Elend herrſcht, als wo Länder ganz volksarm waren.

Hingegen darf man nicht glauben, das Elend der armen Bevölkerung dadurch zu vermindern, daß man dieſer eine äußerſt billige Nahrung verſchafft. Denn durch die erleichterte Lebſucht wird die Bevölkerung ſo vermehrt, daß ſie in Normal-Jahren ſchon den Durchſchnitts-Vorrath von Lebensmitteln aufzehrt und dann in Miß-Jahren ins tiefſte Elend geräth.

Aus dieſem Grunde ſchreibt Malthus das Elend Irlands dem Kartoffelbau zu; und unter vielen anderen Urſachen ſcheint dieſe in der That die erheblichſte zu ſein.

„In Irland," ſagt Malthus, „wie in jedem Lande, wo die Kartoffel die Haupt-Nahrung des Volkes bildet und wo jeder Mann eilt, ſich zu verheirathen, wenn er nur ein kleines Stück Feld hat, um ſo viel Kartoffeln zu bauen, als man zur Erhaltung einer Familie von ſo geringen Bedürfniſſen braucht, — da könnte man einen Preis darauf ſetzen bis zur Erſchöpfung des öffentlichen Schatzes, um das beſte Mittel zu finden, die Armen zu beſchäftigen. Wo die Zahl der Bevölkerung ſich nach dem höchſten Ertrage des Bodens (dort der Kartoffel) richtet, da muß nothwendig das größte Elend hereinbrechen, wenn nur eine kleine Mißärnte ſich einſtellt, wie bei der Kartoffel-Krankheit. Da der Arbeitslohn ſich im Verhältniſſe vom Angebot zur Nachfrage regelt, ſo werden ſich im Kartoffelbau-

Syſtem ſofort mehr Arbeiter anbieten, als nöthig ſind, um die Nachfrage zu befriedigen. Die Arbeit wird alſo um ſehr geringen Preis angeboten, und wird zuletzt auch ſchlecht wegen der ſchlechten Nahrung. Bald iſt der Preis der Arbeit durch den Preis der Kartoffeln, ſtatt durch den des Getreides, geregelt, — und weil die Kartoffel mehr Mißärnten ausgeſetzt iſt, oder weil bei Mißärnten nicht eine billigere Nahrung zu Hülfe genommen werden kann, da es keine billigere mehr gibt, ſo ſind die Armen fortwährend Schwankungen und Kriſen unterworfen. Die Bevölkerung Irlands lebt daher in Lumpen und Hütten."

Man muß alſo eine in der Regel theure Nahrungsart wünſchen, um den Arbeitslohn danach zu regeln. Kartoffeln können gepflanzt werden; ſie ſollten aber in gewöhnlichen Jahren zum größten Theile zum Deſtilliren, zur Stärkemehl-Bereitung und zum Viehfutter dienen. Das Vieh ſtellt ein lebendiges Getreide-Magazin dar, welches in theuren Jahren angegriffen werden kann; und die Kartoffel iſt dann den Rumfort'ſchen Suppen vergleichbar, die für die Regel nicht zu empfehlen ſind, weil man ſonſt in theuren Jahren kein Auskunftsmittel haben würde.

Es iſt alſo durchaus falſch, wenn man den Reichthum eines Landes dadurch zu vermehren glaubt, wenn man die Vermehrung der Bevölkerung durch Geſetze zu befördern ſucht. Die Meinung über die Bevölkerungsfrage vergleicht Malthus mit den alten Vorurtheilen über das Geld. Früher hätte man auch geglaubt (Spanien, Portugal), den Reichthum eines Landes lediglich dadurch zu vermehren, daß man den Vorrath an Gold und Silber vermehrte. Die Bemühungen der Geſetzgebung, die Bevölkerung zu vermehren, müßten natürlich fruchtlos bleiben, wo nicht eine Vermehrung der Production vorhergegangen wäre. In den uncivilisirten oder unterdrückten Ländern iſt die, obgleich ſchwache, Bevölkerung doch zu groß im Verhältniſſe zu den Subſiſtenzmitteln, ſo daß ein ſchlechtes Jahr hinreicht, um den Mangel fühlen zu laſſen und die arme Bevölkerung ins Elend zu ſchleudern. Der unvorſichtige Wilde, der nur an die Bedürfniſſe des Augenblickes denkt, — der unglückliche Bauer, der durch ſeine politiſche Situation ſich für wenig geſichert hält, die Felder, welche er beſäet, zu ärnten (Walachei, Moldau 1854), — ſind, der Eine wie der Andere, ſehr ſelten fähig, dem Inſtincte der gegenwärtigen Leidenſchaft zu widerſtehen aus Furcht vor Uebeln, die erſt in einigen Jahren eintreten können. Wenn Despotismus und Barbarei auf der einen Seite die Unvorſichtigkeit und ſomit die Erzeugung von Kindern begünſtigen, ſo führen ſie auf der anderen Seite verderbliche Schläge wider die induſtrielle Thätigkeit, welche doch allein dieſe neue Bevölkerung ernähren könnte. Die induſtrielle Thätigkeit kann nicht

ohne Vorſicht und ohne Sicherheit beſtehen. Man kennt die Indolenz der Wilden; und welche Arbeit kann man von dem Bauer in Aegypten oder Abyſſinien erwarten! Jedes Capitals beraubt, gezwungen, eine Rente zu bezahlen für ein Land, das jedes Jahr an den Meiſtbietenden verpachtet wird, den ungerechten Forderungen eines harten und geizigen Herrn ausgeſetzt, der Plünderung des Feindes Preis gegeben, nicht einmal auf die Erfüllung eines Vertrages zu zählen wagend, der ihm dictirt worden iſt, — kann er nicht mit vollem Herzen bei der Arbeit ſein; und wenn er den Wunſch hätte, ſo kann er doch ſeine Induſtrie nicht mit Erfolg treiben. Die Armuth ſelbſt, welche ein großer Sporn iſt, der den Menſchen zur Arbeit und Sparſamkeit treibt, hört auf, Effect zu haben, wenn ſie gewiſſe Gränzen überſchreitet. Das Elend ohne Hoffnung ſchlägt den Muth nieder und zwingt den Menſchen, von einem Tage auf den anderen zu leben, ohne mehr zu arbeiten, als was gerade unerläßlich iſt. Denn wie auch die Hoffnung oft oder immer mächtiger und die Furcht größer iſt, als der Zuſtand ſelbſt, den man hofft oder fürchtet, ſo ſind auch die Hoffnung, unſer Loos zu verbeſſern, die Furcht vor Noth mehr, als die Noth ſelbſt, der mächtigſte Sporn der Arbeit und Induſtrie. Die anhaltendſten, am beſten gelenkten und wirkſamſten Anſtrengungen werden ſtets in einer Volksclaſſe beobachtet, welche über dem Stande des Elendes iſt.

Es iſt immer eine Folge der Unwiſſenheit und Unterdrückung, daß die Hülfsquellen der Induſtrie (Capital und Arbeitskraft) zerrüttet und dadurch das Jahres-Product der Ländereien und die Arbeiten, welche ihrem Einfluſſe unterworfen ſind, vermindert werden. Dieſe Verminderung führt nothwendig eine in der Bevölkerung nach ſich, welche auch die Zahl der jährlichen Geburten ſei. Unter ſolchen Umſtänden wird vielleicht der Reiz des Vergnügens und der Mangel an Klugheit die voreiligen Heirathen wie die wilden Ehen vermehren; aber wenn ſolche Gewohnheiten das Volk in das Elend geſchleudert haben, dann iſt es unmöglich, daß ſie zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen. Sie haben keine andere Wirkung, als die Sterblichkeit zu vermehren. „Wenn man", ſagt Malthus, „von den ſüdlichen Ländern genaue Aufzeichnungen hätte, wo faſt alle Frauen ſich verheirathen, und zwar jung, ſo zweifle ich nicht, daß man die Zahl der jährlichen Todesfälle im Verhältniſſe von 1 zu 17, 18 oder 20 finden würde, ſtatt von 1 zu 34, 36 oder 40, wie es in den Ländern Europa's der Fall iſt, wo die vorbeugenden Hinderniſſe ſtark ſind."

In Alt-England iſt die Sterblichkeit faſt die geringſte; die Zahl der unverheiratheten Frauen und Männer, der alten Jungfern und Hageſtolzen

hingegen die größte. England iſt aber auch das wohlhabendſte Land, das — trotz einer dichten Bevölkerung — am wenigſten an Uebervölkerung leidet *).

Auf der anderen Seite iſt ein Bevölkerungs-Zuwachs, wenn er natürliche Folge des natürlichen Zuſtandes der Dinge, ohne Zweifel eine Wohlthat; und er iſt ſelbſt eine nothwendige Bedingung einer weiteren Vermehrung der jährlichen Production.

*) Auch iſt in England ſchon ſo viel ökonomiſche Bildung und Achtung vor der individuellen Freiheit ins Volk gedrungen, daß Männer und Frauen, die unverehelicht bleiben, nicht mehr den Spott der anderen auf ſich ziehen; und wir loben das. — denn wir halten dafür, daß der Hohn, der gegen ſolche Perſonen geſchleudert wird, wenn er auch individuellen Eigenthümlichkeiten ſeinen Urſprung verdankt, wirthſchaftlich ſehr wenig zu rühmen iſt. Eine Dame, welche die Selbſtbeherrſchung hat, lieber unverheirathet zu bleiben, als eine Verbindung einzugehen, der ihr Herz nicht entgegenſchlägt, verdiente mit einem reſpectvolleren Titel, als dem einer „alten Jungfer", bedacht zu werden.

26. Die Auswanderung.

So lange das Mercantil-Syſtem die Politik der Staaten lenkte, mußte eine einzelne Regierung in Betreff der Anlegung von Colonieen ganz anderen Geſichtspunkten folgen, als heut zu Tage, wo der freie internationale Verkehr das Ziel der civiliſirten Handels- und Induſtrie-Völker iſt. So lange das eine Volk dem anderen ſeine Colonieen verſperrte und deren Waaren an den Märkten der alten Welt auf einem Monopol-Preiſe erhielt, konnte es Sache einer wohlberechneten Politik ſein, durch Aufwendung eines großen Capitals eine Anſiedlung zu gründen, in der Hoffnung, daß ſie ſich bald ſo vermehren werde, daß der Tauſch des Mutterlandes mit dem Tochterſtaate beide bereichern und das aufgewandte Capital nach einigen Generationen mit Gewinn zurückbringen werde. Zugleich konnte der Mutterſtaat mit einigen Opfern eines Theiles ſeiner unzufriedenen, gährenden oder armen Bevölkerung ſich entledigen, der, wenn auch hier vielleicht wenig productiv, jenſeit des Oceans durch die Macht der Noth und Umſtände gezwungen würde, rüſtig zu arbeiten, oder deſſen Arbeitskraft durch die nächſt der Furcht mächtigſte Bewegkraft der Menſchen, die Hoffnung, erſtarken würde.

In Spanien trieb der Durſt nach Gold die Abenteurer nach America; die Puritaner verließen England, um eine Gewiſſensfreiheit jenſeit des Oceans zu ſuchen, die ihnen in der Heimat nicht gewährt wurde. Sie ſchufen Urwälder zu blühenden Siedlungen um, deren Nachkommen einſt die Bürger einer Weltmacht werden ſollten. In jenen erſten Zeiten der Siedlungen hatten ſie aber mit furchtbaren Drangſalen zu kämpfen; erſt die Enkel ärnteten die Früchte, welche die Ahnen mit Blut und Schweiß geſäet. Die Regierung des Mutterlandes hatte auch ſpäter noch lange Opfer zu bringen, bis Ausfuhr und Einfuhr der Colonie auf den heimiſchen Markt einen belebenden Einfluß äußerten.

Jetzt, nachdem die Deutſchen bei der Theilung der Welt zu kurz gekommen, nachdem Colonial-Länder nirgendwo mehr zu acquiriren ſind, hat die Frage der Anlegung von Colonieen für uns nur noch einen hiſtoriſchen Werth.

Auch wird die Anſicht immer mehr zur allgemeinen Ueberzeugung, daß Colonieen die längſte Zeit exiſtirt haben, daß die Dependentien Englands über kurz oder lang das Beiſpiel Nordamerica's nachahmen werden. Dieſe engliſchen Colonieen werden dann aber ſchon ſo blühend und mächtig ſein, daß ſie Unterjochung unter eine fremde Macht nicht mehr zu fürchten haben, und daß dann England bei dem fort und fort Statt findenden freien Austauſche der Erzeugniſſe einen ſteigenden Abſatz ohne die großen Auslagen für die Verwaltung der Siedlungen haben werde. Canada wird ſich Nordamerica früher oder ſpäter anſchließen; Auſtralien wird einſt ein unabhängiges Reich bilden. Der große Verkehr wird ſich immer mehr der Handelsfreiheit nähern; und da Werthe nur durch den Austauſch von Dienſtleiſtungen erzeugt werden und dem Mutterlande dann eine Menge von Dienſten, die zum Schutze der Colonieen umſonſt geleiſtet wurden, erſpart wird, die (in Geſtalt von Capital und Arbeit) zur heimiſchen Production verwandt werden kann, ſo wird das Mutterland ſich bei dieſem freien Austauſche noch mehr bereichern, als ſo lange der Tochterſtaat noch abhängige Colonie war. Dem Einzelnen ſteht es, wenn es ihm in der Heimat zu enge wird, zu jeder Zeit frei, in die neuen Länder zu wandern, wo raſchere Gewinnſte, aber auch raſchere Verluſte gemacht werden können. Bei ſo bewandten Umſtänden kann die Colonieen-Frage für Deutſchland keine praktiſche Bedeutung mehr haben. Uns beſchäftigt nur noch die Auswanderungs-Frage; dieſe aber in um ſo höherem Grade, je mehr die Zahl der Auswandernden eine jährlich wachſende iſt.

Dieſe Frage kann und darf von zwei Seiten aus aufgefaßt werden: von der des Staates und von der des Individuums.

Es ſind nicht immer ökonomiſche Gründe, welche das letztere bewegen, das Vaterland zu verlaſſen. Das Vaterland — ein Name, der mit Recht alle Fibern des menſchlichen Herzens erbeben macht, bei deſſen Klange die ſüßeſten Gefühle rege werden, die Erinnerungen an die liebevollen Bemühungen der Mutter, an die Freuden der Kindheit und all die holden Gegenſtände, an welchen das Auge mit Wohlgefallen zu hangen gewohnt war, — das Vaterland wird ſelten um leichtſinniger Motive willen verlaſſen. Nur arger Gewiſſenszwang, nur die Verzweiflung trieb die Hugenotten aus den Fluren des ſchönen Frankreichs fort, um die rauchigen Städte Englands und die Sandfluren der Mark mit ihrem Capital und ihrer Kunſtfertigkeit zu bereichern und Frankreich durch die Entziehung ihrer Kräfte eine Wunde zu ſchlagen, die lange Zeit zu ihrer Heilung erforderte.

Auswanderungen ſolcher Art ſind unbedingt ſchädlich, weil ſie gewiſſenstreue Bewohner dem Lande entziehen; und ſolche ſind ſtets die fleißi-

geren, intelligenteren, ſelten die ärmeren. Eine Regierung, die es durch Verfolgung der Gewiſſen oder durch Unterdrückung der politiſchen Freiheit ſo weit bringt, ladet eine ſchwere Verantwortlichkeit auf ſich, weil ihre Nachfolger Rechenſchaft von ihr fordern müſſen für die Verkümmerung des Landes, welche durch ſolche Auswanderungen erfolgen muß. Nicht ohne Grund ſagte daher die Königin Chriſtine von Schweden beim Widerruf des Edictes von Nantes: Ludwig XIV. habe mit ſeinem rechten Arme ſeinen linken abgehauen.

Selbſt Zwangsgeſetze werden in einem ſolchen Falle die Auswanderung nicht ſehr hindern. „Kein Bürger", bemerkt Say, „läßt ſich durch Zwang zurückhalten, — es wäre denn, daß man ihn einkerkerte; und eben ſo wenig ſein Vermögen, — es wäre denn, daß man es confiscirte. Des Unterſchleifs nicht einmal zu gedenken, welcher oft unverhütbar iſt, — kann er ja ſeine Beſitzthümer in Waaren umſetzen, deren Ausfuhr erlaubt, ja, ermuntert iſt, und dieſe ins Ausland verſenden oder verſenden laſſen! Iſt dieſe Ausfuhr nicht ein reeller Verluſt von Werth? Wie vermöchte die Regierung zu errathen, daß ſie keine Rückfracht zur Folge haben werde? Die beſte Methode, Menſchen zu feſſeln und anzuziehen, iſt: gerecht und gut gegen ſie zu ſein und ſie ausnahmslos des Genuſſes derjenigen Rechte zu verſichern, welche in ihren Augen die köſtlichſten ſind: nämlich der freien Verfügung über ihre Perſon und ihr Vermögen und der Fähigkeit, mit völliger Sicherheit zu gehen, zu kommen, zu bleiben, zu reden, zu leſen und zu ſchreiben."

Allein politiſche Motive ſind bei den Wenigſten ein Grund zur Auswanderung, und bei dieſen Wenigen muß die Verzweiflung an den nationalen oder ſocialen Zuſtänden ſchon einen hohen Grad erreicht haben, bis ſie zu dem Entſchluſſe kommen, ihr Vaterland zu verlaſſen.

Der einer Menſchenrace inwohnende, culturtragende Wandertrieb iſt vielleicht der mächtigſte Sporn zur Auswanderung. Und dieſer Trieb iſt am ſtärkſten bei dem germaniſchen Stamme. Mit dieſer National-Eigenſchaft traten die Germanen in die Geſchichte; mit ihr bevölkern ſie heute alle Erdtheile. Kein anderes Geſchlecht hat dieſen Coloniſationstrieb. Schon vor dem zehnten Jahrhundert dehnten die Normannen ihre Seefahrten bis nach Island und Nordamerica (Winland) aus.

In der Völkerwanderung wurden die meiſten Völker Europa's mit germaniſchem Blute veredelt; je nachdem aber das letztere vorwiegt oder überwogen wird, iſt die Wanderluſt größer oder geringer. Sie iſt vorwiegend bei den Engländern und den Deutſchen, weil bei ihnen das germaniſche Element bei Weitem das celtiſche in ſich aufgeſogen hat; ſie iſt geringer

bei den Franzoſen und Italienern, wo das celtiſche und romaniſche Element überwiegt. Die Spanier und Portugieſen ſcheinen eine Ausnahme zu machen; allein ſie hatte nicht der Coloniſationstrieb, ſondern der Durſt nach Gold übers Meer getrieben. Bloß Durſt nach Gold treibt ſie noch heute fort. Die ſpaniſchen Siedlungen gedeihen nicht; ſie geben vielmehr ein trauriges Bild der Desorganiſation. Die organiſirenden Germanen werden jene einſt als Erbſchaft antreten, wie ſie ſchon die der Franzoſen in der neuen Welt (Canada, Luiſiana) angetreten haben.

Dieſe Stammes-Eigenthümlichkeit darf alſo nicht überſehen werden, wenn man die Frage der Auswanderung richtig beurtheilen will. Weder politiſcher Druck, noch nationale Zerſplitterung ſind es allein, welche die Deutſchen zur Auswanderung treiben; auch Steuerlaſt und Verarmung ſind es nicht allein. Italien iſt gewiß politiſch unterdrückter und national zerſplitterter, als Deutſchland, — es iſt gewiß weit ärmer; dennoch iſt von Auswanderung dort nicht die Rede, ſo wenig wie in Polen und Rußland. England iſt gewiß politiſch frei und national geeinigt, — es erhebt ſein Banner ſo frei und mächtig, daß jeder Engländer mit Stolz ſeinen Namen nennt, — es iſt ſo reich, wie kein anderes Land der Erde; und dennoch iſt die Auswanderung aus England am größten, während nur wenige Franzoſen die politiſche Unfreiheit ihres Landes ſo ſtark fühlen, um ſich dadurch bewegen zu laſſen, von ihrem Vaterlande Abſchied zu nehmen.

Weder Gewiſſenszwang, noch politiſche Unfreiheit, noch nationale Entwürdigung, noch Verarmung ſind es allein, welche zur Auswanderung bewegen, ſondern auch jener culturtragende Wandertrieb, der ſtets in dem Maße wächſ't, in welchem die Hinderniſſe hinweggeräumt werden, die ihm entgegenſtehen. Da ſolche Hinderniſſe aber jährlich mehr hinweggeräumt werden, da ſowohl der Transport jährlich leichter und billiger, die Gefahren geringer werden, da die Anſiedlung weniger mühevoll wird, weil der Auswanderer überall ſchon anſäſſige Landsleute trifft, — ſo iſt nicht daran zu denken, daß die ſeit dreißig Jahren fortwährend wachſende Auswanderung aus Deutſchland aufhören werde. Keine Maßregel der Regierung wird ſie hindern können.

Da aber mit jeder Auswanderer-Schaar auch eine große Summe von *Arbeitskraft und Capital aus dem Lande geht, durch deren Verluſt der Staat eine Anzahl von Dienſtleiſtungen entbehren muß*, ſo leidet er ſowohl an Steuern als in der Geſammt-Production eine Einbuße. Der Verluſt an der Production iſt unbedingt, denn die Auswanderer nehmen ſtets mehr Capital mit, als ſie zu ihrer eigenen reproductiven Conſumtion im Lande gebraucht hätten; es geht

wenigſtens das Ueberfahrtsgeld verloren. Und zugleich ſind es niemals die ärmſten, unterſten Claſſen, die dem Staate zur Laſt fallenden, welche auswandern, ſondern tüchtige Arbeitskräfte.

Wenn der Staat alſo auch nichts thun kann, um die Auswanderung zu verhindern, ſo ſoll er doch auch nichts dazu beitragen, um dieſen Trieb zu vermehren. Ueber Geſetze und Geſetzvorſchläge, welche die Auswanderung ermuntern und begünſtigen ſollten, werden wir kaum mehr ein Urtheil abzugeben haben; dazu iſt dieſelbe ſchon zu maſſenhaft geworden. Es gibt aber auch andere Mittel, welche ſie begünſtigen, von welchen wir ſchon einen Theil aufgezählt haben. Um es mit Einem Worte zu ſagen: Die Regierung muß Alles aufbieten, um, ſoweit es in ihrer Macht liegt, jeden Grund zur Unzufriedenheit hinwegzuräumen.

Wo die Auswanderung einmal nicht mehr zu verhindern iſt, da ſollten die Regierungen darauf Bedacht nehmen, daß den Anſiedlern eine gewiſſe Anhänglichkeit an die alte Heimat, an deren Sitten und Gewohnheiten bleibt, — nicht allein weil dadurch das nationale Anſehen verbreitet wird, ſondern weil dann ein regerer Wechſelverkehr zwiſchen den Coloniſten und dem Mutterlande erhalten wird, welcher die Production des letzteren fördern und mit der Zeit ſehr ausdehnen muß. Das Mutterland ſollte z. B. für einen ſorgfältigen Conſulardienſt in den neuen Ländern ſorgen, damit nicht allein die Einwanderer nöthigenfalls Schutz und Auskunft erhalten könnten, ſondern damit auch die Conſumtions-Bedürfniſſe ermittelt und die Anknüpfung von Handels-Verbindungen erleichtert würden.

Während vom Standpunkte der nationalen Politik die Regierungen dafür beſorgt ſein müſſen, daß dem Lande nicht zu viele productive Kräfte entzogen werden, kann von Seiten der Individuen die Auswanderung in einem ganz anderen Lichte angeſehen werden. Man wird jedoch auch hier zuvörderſt unterſcheiden müſſen zwiſchen den geiſtigen und den materiellen Producenten. Die Beſchäftigung und der Gedankengang der größeren Anzahl der erſteren ſind ſo innig verwachſen mit dem „nationalen" Leben, daß es ihnen bei einer Ueberſiedlung geht, wie einer Pflanze, die in ein ihr fremdes Erdreich verſetzt wird: ſie verkümmert oder verändert ihre Natur. Die Rechtsgelehrten, die Dichter, die Staatsmänner, alle diejenigen, welche an die Gemüths- und Geiſtes-Erfriſchungen unſerer gebildeten Geſellſchaft gewohnt ſind, ſolche, die ſich mit Politik beſchäftigt haben und, ſo zu ſagen, ein Werkzeug in dem politiſchen Organismus der Nation geworden ſind, — alle dieſe und viele andere geiſtige Arbeiter, alle diejenigen, denen die Erfüllung nationaler Bürgerpflichten zum Bedürfniſſe geworden iſt, werden ſich in einem neuen Lande höchſt unglücklich fühlen, wo ſie alle jene Reize der heimatlichen Geſelligkeit entbehren müſſen, wo ſie

viele Jahre lang am politiſchen Leben der neuen Heimat weder Theil nehmen dürfen noch können.

Die materiellen Producenten, welche an alle jene Genüſſe nicht gewohnt ſind, denen die beſtmögliche Verwerthung ihrer Dienſtleiſtungen, die Erwerbung von Habe und Gut und die materielle Zukunft ihrer Kinder mehr am Herzen liegt, mögen ſich in dem neuen Lande recht wohl befinden.

Bei der regen Erwerbsfähigkeit neuer Länder iſt ſowohl das Capital wie die Arbeit höher im Preiſe. Ein Capitaliſt, der die Verhältniſſe und die Sprache des Landes kennt, der zugleich klug und gewandt iſt, kann raſche und hohe Gewinnſte machen. Da indeſſen jene Erforderniſſe nur in ſeltenen Fällen in Einer Perſon zuſammentreffen, ſo möchte Verluſt der häufigere Fall und zu einer Ueberſiedlung von Capitaliſten nicht zu rathen ſein, wenn ſie nicht auch ſchon zur gebildeten Geſellſchaft gehören und ihnen dann aus obigen Gründen die Auswanderung zu widerrathen iſt.

Ganz wohl ſtehen ſich dagegen bei der Auswanderung Leute, die wenig mehr, als ihre Arbeitskraft, oder neben ihr nur ein kleines Capital, beſitzen. Der hohe Lohn der Arbeit in den neuen Ländern und zugleich die billigen Lebensmittel-Preiſe machen ſolche Arbeiter, ſobald ſie ſich nur einiger Maßen in die Sitten und die Sprache des Landes hineingefunden haben, bald proſperiren. Landleute, die nur ein kleines Capital, aber eine große Familie beſitzen, können ihren Kindern in der Siedlung in der That eine ſorgenfreie Zukunft bereiten, indem es ihnen leicht wird, Beſitzthum zu gewinnen, welches ſie in der alten Heimat bei dem geringen Umfange des väterlichen Gutes nicht oder nur in unzureichendem Maße hätten erhalten können. Die Auswanderung ſolcher kleinen ländlichen Beſitzer wird auch dem Mutterlande weniger ſchaden, weil da die Güter mehr arrondirt und wirthſchaftlicher bearbeitet werden können. Denn wie die zu großen Güter, ſo geben auch die zu kleinen Grundſtücke geringeren oder keinen Ertrag. Ueberdies können die abgehenden Arbeitskräfte durch Einführung von Maſchinen ergänzt werden.

Je leichter die Auswanderung ſolchen ländlichen Arbeitern wird, die von den Reizen gebildeter Geſelligkeit im Mutterlande nicht zurückgehalten werden, denen ſchon ein höherer Steuerdruck genügt, um ihren Entſchluß zur Auswanderung zu reifen, — um ſo mehr muß die Regierung darauf bedacht ſein, den Steuerdruck weniger fühlbar zu machen und die Feſſeln der wirthſchaftlichen Bewegung, welche gerade den Ackerbau vielfach drücken, hinwegzuräumen.

Wir können ſchließlich eines Auswanderungs-Planes gedenken, welcher ziemlich praktiſch erſcheint und welchen auch die engliſche Regierung in neuerer Zeit in Auſtralien zu befolgen ſucht. Derſelbe würde mehrere der

vorzugsweiſen Schwierigkeiten beſeitigen, welche den Anſiedlern in Colonieen entgegentreten. Dieſe Schwierigkeiten liegen nämlich darin, daß die Neuſiedler mit den Verhältniſſen des Landes, worin ſie ſich anbauen wollen, in der Regel unbekannt ſind und daß ſie, wenn ſie ſofort zur Erwerbung eigenen Beſitzthums ſchreiten, manchen Irrthümern unterliegen und am Anfange ſchwere Verluſte erleiden. Auf der anderen Seite ſind Arbeiter — da Alle ſich ſo ſchnell als möglich ſelbſtſtändig anbauen wollen — ſehr ſelten und nur zu ſo hohem Preiſe zu haben, daß ſowohl der Anbau ſchon beſiedelter Diſtricte ſich nicht raſch vermehren und productiv werden kann, als daß auch der Bau von Straßen und anderen gemeinnützigen Verkehrs-Anſtalten, welche die Producte beſſer verwerthen machen, mehr verzögert wird, als es dem Gedeihen der Colonie erſprießlich iſt. Der Engländer Wakefield ſchlug daher vor, die vorzeitige Beſitzergreifung von Land in Colonieen und die Zertheilung der Anſiedler über dasſelbe durch Feſtſetzung eines ziemlich hohen Preiſes für alles unoccupirte Land zu hindern, deſſen Ertrag für die Beförderung von Arbeiter-Auswanderung aus dem Mutterlande verwandt werden ſoll.

„Dieſes Syſtem“, ſagt J. St. Mill, „gründet ſich auf das wichtige Princip, daß der Grad der Productivität des Landes und der Arbeit von einem richtigen Verhältniſſe derſelben zu einander abhängt, und daß daher Verluſt von Productivkraft und eine große Verzögerung des Fortſchrittes einer Colonie an Reichthum und Civiliſation Statt findet, wenn wenige Menſchen in einer neu angelegten Colonie es unternehmen, einen großen Diſtrict ſich anzueignen, oder jeder Arbeiter ſogleich Beſitzer und Bebauer eigenen Bodens wird; — daß aber der Inſtinct der Aneignung, wenn man ſo ſagen kann, und die in allen Ländern mit Grundbeſitz verbundenen Gefühle faſt jeden Einwanderer beſtimmen, gleich Eigenthümer zu werden und ſein Land mit keiner anderen Hülfe, als der ſeiner Familie, zu bebauen. Könnte dieſe Neigung zu alsbaldigem Grundbeſitze einiger Maßen in Schranken gehalten und jeder Arbeiter bewogen werden, eine gewiſſe Reihe von Jahren vor ſeiner Anſäſſigwerdung für Lohn zu arbeiten*), ſo würde beſtändig eine hinreichende Anzahl Lohnarbeiter zur Anlegung von Straßen, Canälen, Bewäſſerungs-Arbeiten u. ſ. w., ſo wie für die Gründung und Betreibung von ſtädtiſchen Gewerken gewonnen werden, wodurch der Arbeiter, wenn er ſchließlich Grundbeſitzer wird, das Land

*) Deutſche Anſiedler, die es in Nordamerica ſo gemacht, haben in der Regel proſperirt. Es werden darüber intereſſante Fälle erzählt.

durch das Vorhandenſein eines Marktes und von Lohnarbeitern viel werthvoller finden würde.

„Man hat indeſſen gegen dieſe heilſame Vorſichts-Maßregel Einwendungen erhoben im Namen und auf Grund des als das große Princip der politiſchen Oekonomie hingeſtellten Satzes: daß die Individuen die beſten Beurtheiler des eigenen Intereſſes ſeien. Man ſagt, daß, wenn man die Sache ſich ſelbſt überlaſſe, das Land durch die freie Wahl der Individuen in Beſitz genommen würde in ſolchem Umfange und zu ſolcher Zeit, wie es jedem Einzelnen und daher auch der Geſammtheit am förderlichſten ſei, und daß eine künſtliche Hinderung des Land-Erwerbes die Menſchen abhalte von der Befolgung des nach ihrem eigenen Urtheile heilſamſten Weges — auf Grund einer eingebildeten Vorſtellung des Geſetzgebers, daß er beſſer als ſie wiſſe, was in ihrem eigenen Intereſſe liege. Dies iſt nun aber eine völlige Verkennung entweder des Syſtemes ſelbſt oder der Grundſätze, mit denen man meint, daß es im Widerſpruche ſtehe. Wie heilſam es der Colonie im Ganzen und jedem Mitgliede derſelben auch ſein möge, daß Niemand ſich mehr Land aneigne, als er gehörig bebauen kann, — noch Eigenthümer werden könne, bis andere Arbeiter vorhanden ſind, die als Lohnarbeiter ſeine Stelle einnehmen können, — ſo wird es doch nie im Intereſſe des Einzelnen liegen, dieſe Enthaltſamkeit zu üben, ſofern er nicht die Sicherheit hat, daß Andere eben ſo handeln werden. Umgeben von Anſiedlern, von denen jeder ſeine tauſend Acker Landes beſitzt, — wie wird er Vortheil davon haben, ſich auf fünfzig zu beſchränken? Oder was gewinnt ein Arbeiter dabei, ſeinen Erwerb überhaupt einige Jahre aufzuſparen, wenn alle anderen Arbeiter ſich drängen, ihren erſten Erwerb in Beſitzungen mitten in der Wildniß etliche Meilen von einander anzulegen? Wenn ſie durch Beſitzergreifung von Land die Bildung einer Claſſe von Lohnarbeitern verhindern, ſo wird Keiner durch Aufſchiebung der Zeit ſeiner Anſiedlung in die Lage kommen, ſein Land, wenn er ſpäter ſolches erwirbt, vortheilhafter zu benutzen. Sollte er ſich deßwegen in eine ihm und Anderen niedriger ſcheinende Stellung dadurch verſetzen, daß er Tagelöhner bleibt, wenn Alle in ſeiner Nähe Eigenthümer ſind? Es iſt das Intereſſe eines Jeden, zu thun, was im Intereſſe Aller liegt, aber nur, wenn Andere eben ſo handeln.

„Das Princip, daß Jeder der beſte Beurtheiler ſeiner eigenen Intereſſen ſei, nach der Bedeutung, die ihm die Erheber jenes Einwandes unterlegen, würde beweiſen, daß die Regierungen überhaupt nicht ihre anerkannten Pflichten erfüllen und in der That gar nicht beſtehen ſollten. Es iſt in hohem Grade das Intereſſe des Gemeinweſens — der Geſammtheit, wie der Einzelnen —, ſich nicht unter einander zu berauben und zu betrügen;

nichts deſto weniger ſind Geſetze nöthig zur Beſtrafung von Betrug und Raub, weil — obwohl es in eines Jeden Intereſſe liegt, daß Niemand raube und betrüge — es dennoch nicht in irgend Jemandes Intereſſe liegt, ſich des Raubens und Betrügens gegen Andere zu enthalten, wenn alle Anderen ihn berauben und betrügen dürfen. Strafgeſetze beſtehen überhaupt hauptſächlich deßhalb, weil ſelbſt die allgemeine Uebereinſtimmung, daß eine gewiſſe Verhaltungsweiſe im allgemeinen Intereſſe liegt, noch nicht macht, daß es in Jedermanns individuellem Intereſſe (oder, beſſer, in deſſen Einſicht) liegt, ſich derſelben anzuſchließen."

Suchen wir uns die Vortheile des Wakefield'ſchen Planes anſchaulich zu machen, ſo ſpringt zunächſt ins Auge, daß die Unerfahrenheit mit den Sitten, Gebräuchen und eigenthümlichen Verhältniſſen der Colonie den Anſiedler Anfangs viele Irrthümer begehen läßt, welche ihn nur zu häufig ins Elend bringen, von dem er ſich oft nur nach Jahren, oft gar nicht wieder emporrafft. Man nimmt an, daß faſt alle Auswanderer Lehrgeld bezahlen müſſen, daß bei vielen aber dieſes Lehrgeld den ganzen Betrag ihrer Habe ausmacht. Dieſer große Verluſt an Capital, der im Ganzen zu einer nicht unerheblichen Summe anwächſ't, wird vermieden, wenn die Anſiedler zuerſt um Lohn arbeiten und ſich nach und nach ſo viel erübrigen, um nach Verlauf einiger Jahre ſich ſelbſtſtändig anzuſiedeln. Auf ſolche Weiſe werden ſie zuerſt mit der Beſchaffenheit und den Verhältniſſen und mit der Sprache des neuen Landes bekannt, ohne ein Capital als Lehrgeld aufzuopfern. Das Capital, das ſie nachher durch ihre Arbeit erwerben, bleibt ihnen gewiß. Wenn nun der Erlös für das Siedelland von der Regierung für die Auswanderung verwandt wird, dann iſt man, ohne die Steuerkraft des Mutter- oder Tochterlandes in Anſpruch zu nehmen, im Stande, die Auswanderung ſo zu lenken, wie ſie allein erſprießlich werden kann, d. h. es ſind dann nicht mehr bloß die wohlhabenden Arbeiter, welche auswandern und durch die Zurücklaſſung der Armen das Uebel, das man durch Auswanderung zu beſeitigen hofft, nur noch vermehren, ſondern es werden eben den von aller Habe entblößten Arbeitern die Mittel gegeben, nach der Colonie überzuſiedeln.

Da England, wie oben bemerkt, dieſes Syſtem in neuerer Zeit in Auſtralien befolgt, und da das dortige Klima ſehr günſtig für den Weinbau iſt, ſo ſucht ſie deutſche Winzer für die Colonie zu gewinnen. Die Auswanderung aus dem Rheingau nach Neu-Süd-Wales iſt ſehr ſtark; und weil ſie gerade unbemittelten Leuten möglich gemacht wird, ſo können wir der engliſchen Regierung nicht grollen. Da wir eigene Colonieen einmal nicht haben, ſo kann es nur erwünſcht ſein, daß unſere Landsleute mit den Abkömmlingen eines ſtammverwandten Volkes ſich vermiſchen, das

unter allen Völkern der erste Culturträger ist und mit welchem die Allianz für kein Land gebotener wäre, als für Deutschland, weil beide die Kräfte, die dem einzelnen mangeln, gegenseitig ergänzen.

J. St. Mill hebt bei den Vorzügen des Wakefield'schen Auswanderungs-Systemes besonders den Vorzug hervor, daß es sich durch den höheren Preis der Ländereien in sich selbst deckt und keine Steuerlast erfordert. „Der Verkauf der Ländereien ist daher bei Weitem die leichteste Erhebungsweise der nöthigen Fonds. Aber es sprechen noch andere, erheblichere Gründe dafür. Es wird dadurch dem Hange einer Colonisten-Bevölkerung vorgebeugt, die Sitten und Neigungen eines wilden Lebens anzunehmen und sich so weit zu zerstreuen, daß sie alle Vortheile des Handels, des Marktes, der Arbeitstheilung und Arbeitsverbindung verlieren. Indem die auf Kosten des Staates Eingewanderten eine beträchtliche Summe verdienen müssen, ehe sie Grundbesitzer werden können, wird für eine beständige Nachfolge von Lohnarbeitern gesorgt, die in jedem Lande selbst den kleinen Grundeigenthümern eine wichtige Hülfe sind; zugleich vermindert es die Sucht der Landspeculanten, ihren Grundbesitz zu vergrößern, und erhält dadurch die Ansiedler in einem für das Zusammenwirken erreichbaren Zustande, bringt eine beträchtliche Anzahl derselben in mäßige Entfernung von jedem Mittelpunkte des auswärtigen Handels und der nicht ländlichen Gewerbthätigkeit und sichert die Bildung und das rasche Wachsthum von Städten und städtischer Production. Die Concentration, verglichen mit der jedesmal erfolgenden Zerstreuung, wo Land umsonst zu haben ist, beschleunigt sehr die Erlangung von Wohlstand und vergrößert den für weitere Einwanderung disponiblen Fond. Vor der Annahme des Systemes von Wakefield waren die ersten Jahre junger Niederlassungen voll Beschwerden und Noth, wovon die letzte nach dem alten Systeme gegründete Colonie, die Niederlassung am Schwanenflusse, ein besonders charakteristischer Beleg ist. Bei allen späteren Colonisationen wurde das System von Wakefield befolgt, obwohl unvollständig, da der Preis der Ländereien meistens zu niedrig angesetzt und nur ein Theil des Ertrages zur Einwanderung verwerthet worden ist. Aber überall, wo es überhaupt eingeführt ist, wie in Süd-Australien, Port-Philipp und Neu-Seeland, hat die Beschränkung der Zerstreuung der Ansiedler und der Zufluß von Capitalien, den die Gewißheit, Lohnarbeit bekommen zu können, veranlaßt, trotz vieler Schwierigkeiten und schlechter Verwaltung, eine so glückliche und schnelle Entwicklung des Wohlstandes verursacht, daß diese eher mährchenhaft, als in der Wirklichkeit möglich klingt. Die älteste der Colonieen nach Wakefield'schen Grundsätzen, Süd-Australien, ist wenig älter als zwölf [jetzt siebenzehn] Jahre, Port-Philipp noch jünger, und sie sind gegenwärtig die beiden Orte der Welt, wo Arbeit von der einen und

Capital von der anderen Seite ihre höchſte Vergütung finden. — Dieſes ſich ſelbſt unterhaltende Coloniſations-Syſtem muß, wo es einmal eingeführt iſt, mit jedem Jahre an Wirkſamkeit zunehmen. Seine Wirkung wird ſich in geometriſcher Progreſſion vermehren können. Indem jeder arbeitsfähige Einwanderer, bis zur völligen Bevölkerung des Landes, in ſehr kurzer Zeit zur Bereicherung desſelben — außer ſeiner eigenen Conſumtion — noch ſo viel beiträgt, als genügt, um das Herüberſchaffen eines anderen Einwanderers zu beſtreiten, ſo folgt: daß, je größer die Zahl der bereits Herangezogenen, eine um ſo größere Zahl noch beſtändig nachfolgen kann, weil jeder Einwanderer den Grund zu einer Reihenfolge anderer, in kurzen Zwiſchenräumen ohne neue Ausgaben zu erlangender, Einwanderer legt, bis zur Füllung der Colonie. Es wird ſich daher lohnen, daß das Mutterland, zur Beſchleunigung der erſten Stadien dieſer Progreſſion, der Colonie zum Zwecke der Einwanderung Vorſchüſſe macht, die aus dem durch Verkauf der Ländereien entſtehenden Fond zurückzubezahlen wären. Bei ſolcher Vorſtreckung der Mittel zur Beſchaffung einer großen ſofortigen Einwanderung würde das ſo angewandte Capital in der für die Colonie heilſamſten Weiſe angelegt werden, und würde die Arbeit und Erſparung dieſer Einwanderer die Periode beſchleunigen, wo eine große Summe aus dem Verkaufe der Ländereien disponibel ſein wird. Es wäre nöthig, im Einverſtändniſſe mit denjenigen zu handeln, die zur Uebertragung ihres Capitals in die Colonie geneigt ſind, um den Arbeitsmarkt nicht zu überfüllen. Die Gewißheit des Vorhandenſeins einer großen Anzahl Lohnarbeiter auf einem für deren Beſchäftigung ſo productiven Felde würde eine ſtarke Einwanderung von Capital aus einem Lande ſichern, das, wie England, niedrigen Capital-Gewinn und (durch die Maſſe des Capitals) raſche Anſammlung vereinigt; und es wäre nur nöthig, nicht mehr Arbeiter hinzuſchicken, als dieſes Capital zur Zeit bei hohem Lohne beſchäftigen kann."

27. Die Sklaverei.

Wir müſſen noch von einer Einrichtung ſprechen, welche der Colonial-Politik ihre Entſtehung verdankte, — zu einer Zeit, wo ſie in der alten Welt eben untergegangen war, — von der Sklaverei.

Wenn auch in ihrer Wirkung dieſelbe, ſo hatte die [Neger-]Sklaverei in der neueren Zeit doch einen andern Entſtehungsgrund, als in der alten. Roſcher, der den Abſchnitt über die „Unfreiheit" ſehr gut bearbeitet hat, zählt mit Recht als einen der Haupt-Entſtehungsgründe der Sklaverei in der Vorzeit die Beſiegung im Kriege auf. Da die Jägervölker, mit welchen die Geſellſchaft beginnt, die beſiegten Feinde, wenn ſie ſie zu Knechten gemacht, nicht hätten ernähren können, ſo haben ſie alle erſchlagen (die Indianer in America machen es heut zu Tage noch ſo). „Von einem ſolchen Zuſtande iſt zu jenem des ſklavenhaltenden Nomaden gewiß ein beträchtlicher Humanitäts-Fortſchritt." Die Haupturſache der Entſtehung der Sklaverei im Frieden iſt die wirthſchaftliche Abhängigkeit.

Im Alterthum wie in der germaniſchen Urzeit gab es wegen der geringen Arbeitstheilung (alſo geringerer Civiliſation), ſehr wenig bewegliches Capital. Das letztere ſtak vorzugsweiſe im Boden, im Vieh und in den jährlichen Aernten. Da nun die Länder im Großen damals ſtets nur durch Eroberung erworben, und die Grundflächen unter die Sieger dann als Eigenthum vertheilt wurden, ſo war es für den Sklaven und den ſpäteren Leibeigenen außerordentlich ſchwer, eine ſelbſtſtändige Exiſtenz ſich zu verſchaffen; und viele, die ſich frei gekauft hatten, kehrten freiwillig in die Knechtſchaft zurück; viele, die urſprünglich frei waren, geriethen durch Armuth und Verſchuldung in die Nothwendigkeit, ihre Freiheit gegen den Lebensunterhalt zu verkaufen.

Die lange Dauer der Leibeigenſchaft in Deutſchland läßt ſich aus einem ähnlichen Grunde erklären. Die durch den Mangel an Verkehrswegen bedingte Abweſenheit des Getreidehandels, welche eben wieder die Maga-

zinirung des Kornes vom Zehnten von Seiten der Gutsherren möglich und nöthig machte, dieſes ſtarke Schwanken zwiſchen den höchſten und den niedrigſten Getreidepreiſen erſchwerte den kleineren Leuten eine ſelbſtſtändige Exiſtenz außerordentlich. Selbſt von wohlfeilen auf theure Jahre aufſpeichern konnten ſie nicht, weil dazu, wenn mehrere Jahre verfloſſen, ſollte das Getreide nicht zu Grunde gehen, lebendige Magazine in Geſtalt von Viehheerden nothwendig waren, die aber nur der mächtige Gutsherr zu halten im Stande war. Die kleinen Leute waren daher genöthigt, in der Abhängigkeit der Gutsherren zu bleiben, auch wenn ſie es in der Macht hatten, ihre Lage zu ändern, weil die Gutsherren für die Ernährung der Leibeigenen in theuren Jahren Sorge tragen mußten.

Die wirthſchaftliche Urſache der Sklaverei und Leibeigenſchaft fiel erſt weg, nachdem durch die Herſtellung guter Verkehrswege der Getreidehandel, und durch größere Arbeitstheilung eine rüſtige Induſtrie entſtanden war, die dem intelligenten und fleißigen Arbeiter eine Exiſtenz möglich machten. Wie ſehr gerade die Werthſchaffung vermittelſt beweglichen Capitals in Handel- und Gewerbs-Induſtrie der Gegenſatz iſt, welcher die Unfreiheit aufhebt, davon gibt die deutſche Geſchichte die lehrreichſten Beiſpiele.

In der Urzeit wurden alle Erzeugniſſe, die man zur Befriedigung der geringen Summe von Bedürfniſſen brauchte, auf den Gütern der Freien ſelbſt verfertigt. Fleiſch brachten Jagd und Viehzucht; das Getreide ſchuf der Ackerbau. Das Bier wurde ſelbſt gebraut, Mehl und Brod ſelbſt bereitet. Die Frauen der Freien ſpannen und woben mit ihren Mägden und verfertigten die Kleider (Nibelungenlied). Alle Geräthſchaften des Friedens und Krieges wurden ſelbſt verfertigt; daher die häufigen Benennungen in den altdeutſchen Rechtsbüchern: servus sutor (Schuſter-Knecht), servus faber (Schmiede-Knecht) u. ſ. w. Das einzige freie Gewerbe waren damals vielleicht die Waffenſchmiede, weil ihre Waare, wenn ſie gelungen, außerordentlich geſucht war; denn kein Werkzeug iſt den damaligen Menſchen koſtbarer geweſen, als dasjenige, welches dazu diente, das Leben zu nehmen und es zu ſchirmen.

So lange Städte gar nicht oder nur in geringer Anzahl (die von den Römern gegründeten) vorhanden waren, zeigten die erſten Keime einer ſelbſtſtändigen Induſtrie ſich in den Klöſtern. Von dieſen ſind bis zum 11. Jahrhundert die meiſten Verbeſſerungen in der Gewerbe-Production ausgegangen *). In die Klöſter flüchteten die Leibeigenen daher in ſolcher

*) Z. B. die Anwendung des Hopfens zum Brauen des Bieres.

Anzahl, daß Gesetze wider das Verbergen von Leibeigenen erlassen wurden. Wie groß aber auch die Zahl der Klöster war, sie blieb doch zu beschränkt, um auf eine Aenderung der Leibeigenschafts-Verhältnisse im Großen einen durchgreifenden Einfluß zu äußern. Diese Aufgabe übernahmen erst die Städte, deren Gründung im Großen dem ersten Heinrich zum unsterblichen Verdienste gereicht. Da das bewegliche Capital von da an immer wuchs und selbstständigen Verdienst ermöglichte, so entliefen die Leibeigenen in Massen ihren Herren, was die immer häufiger erscheinenden Gesetze beweisen, welche dieses Entlaufen zu hindern suchten. Wir machen also hier die Wahrnehmung, daß das bewegliche Capital es ist, welches die Leibeigenschaft allmählich aufgehoben hat. Das Capital ist also die Milchschwester der Freiheit, nicht ihr Feind.

Mit dem Capital wachsen die Mittel zur Ausbildung der unterdrückten Stände, und das Umsichgreifen der Civilisation verbreitet an sich schon einen gemeinsamen Fond geistigen Capitals über ein ganzes Land, über die ganze Erde, dessen die untersten Classen unentgeltlich theilhaftig werden und damit zu einer höheren Stufe geistiger und materieller Wohlfahrt sich aufschwingen können. „Das Bedürfniß der Freiheit", bemerkt Roscher sehr richtig, „wächst nur in demselben Verhältnisse wie die Geistesbildung." Deßhalb meint derselbe, daß die Unfreiheit in der ersten Periode für die Unfreien gar nicht so erdrückend sei. „Das Gefühl sittlicher Entwürdigung, welches die Sklaverei, selbst von allem Mißbrauche abgesehen, in uns hervorruft, ist einem ganz rohen Zeitalter unbekannt. Auch das Kind gehorcht willig fremden Befehlen, wird von seinen Eltern zum Dienste vermiethet u. s. w."

In Europa hat die Sklaverei nur noch ein historisches Interesse; in America aber ist sie eine Frage von solcher Bedeutung, daß die Einheit der nordamericanischen Union durch sie in großer Gefahr schwebt. Bei dem so raschen Gange der Cultur-Entwicklung America's müßte die Sklavenfrage sich bald von selbst lösen, wenn nicht die südlichen, sklavenhaltenden Staaten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Zwangsmitteln die geistige Ausbildung der Neger hinderten, so daß denselben nicht einmal die Kenntniß der Schrift verstattet wird. Allein selbst wenn die Sklavenstaaten in der Vertheidigung ihrer unwürdigen und habgierigen Interessen bis zur Lossagung von der Union schritten, würde dennoch das allmähliche Aufhören der Sklaverei nicht zu vermeiden sein, und zwar aus wirthschaftlichen Gründen, wenn wir von den genetischen, der anhaltenden Mischung der Racen, auch schweigen wollen.

„Je unselbstständiger der Sklave ist," sagt Roscher, „um so schlechter pflegt er zu arbeiten. Was er umkommen läßt, ist ja nur Schaden

ſeines Herrn; was er faulenzen oder verzehren kann, Gewinn für ihn ſelber! Anſtatt des Tagelohnes oder gar Stücklohnes *) bekommt der Sklave gleichſam Lebenslohn. Fleiß und Geſchicklichkeit ſind ihm ſchädlich, ſofern der Herr ihn dann zu mehrerer Arbeit anhalten, ſchwerer freilaſſen wird. Statt der unzähligen Triebfedern des freien Arbeiters: Sorge für die Zukunft, für ſeine Familie, Streben nach Ehre und Behaglichkeit, — kennt der Sklave gewöhnlich nur die Eine: Furcht vor Mißhandlungen; und dagegen ſtumpft man ſich allmählich ab." Sie wird, ſagt *Hume*, niemals von dem Sklaven ſo viele Arbeit erpreſſen, wie die Furcht, außer Dienſt zu kommen und keinen andern wieder zu erhalten, von dem freien Manne. „An feinere Arbeitstheilung, wie die Gewerbe ſie fordern und wie ſie meiſtens nur in ſelbſtgewählten Berufsarten vorkommt, an Erfindſamkeit u. ſ. w. iſt bei der ſtrengen Sklaverei ſchwerlich zu denken. Alle Kenner ſind deßhalb über die *Schlechtigkeit der Sklavenarbeit* einig. Und nicht bloß die Sklaven ſind faul, ſondern auch ihre Herren, zumal in Sklavenländern ganz beſonders jede Arbeit für ſchimpflich gilt. Welch eine Volkswirthſchaft, wo die eine Hälfte der Menſchen aus Bosheit, die andere aus Hochmuth nichts ordentlich thun mag! Sobald die vermehrte Bevölkerung und Conſumtion eine ſo ungeheure Kraftverſchwendung nicht mehr erträgt, werden freie Arbeiter nicht bloß für das Ganze, ſondern auch für jeden Einzelnen vortheilhafter. Auf den Bernſtorff'ſchen Gütern ärntete man vor und nach der Freilaſſung: vom Roggen das dritte, und dann das acht ein Drittel Korn, von der Gerſte das vierte und neun ein Drittel, vom Haſer das zweidrittel und achte Korn. Die Zanwiskiſchen Güter brachten ſiebenzehn Jahre nach der Emancipation drei Mal ſo viel ein, als während der Leibeigenſchaft. Selbſt in Braſilien werden als Zuckerſieder, Deſtillateurs, Fuhrleute u. ſ. w. gewöhnlich nur Freie benutzt. — Von dem Geſammt-Ergebniſſe der volkswirthſchaftlichen Production pflegt der freie Arbeiter eine viel größere Gütermenge in Anſpruch zu nehmen, als der Unfreie, der mit dem Minimum ſeines Lebensunterhaltes zufrieden ſein muß. Für den Herrn unmittelbar iſt die freie Arbeit nur dann vortheilhafter, wenn die allgemeine Production dadurch ſo ſehr geſteigert wird, daß auf ſeinen Antheil eine größere Gütermenge trifft. Dies wird indeſſen bei einer blühenden Volkswirthſchaft regelmäßig der Fall ſein. — Zugleich wird derſelbe Grad von Knechtſchaft beim Steigen der Cultur für den Knecht

*) Ein namhafter Oekonomiſt geht ſo weit, den Stücklohn als eine der Haupturſachen der großartigen gewerblichen Entwicklung Englands zu bezeichnen.

immer drückender. Je mehr derselbe geistig fortschreitet, um so mehr bedarf er der Freiheit, um so tiefer empfindet er seinen Zustand als Entwürdigung. — Daß ein gänzlich unvermittelter Sprung aus der vollen Leibeigenschaft in die volle Freiheit mancherlei Uebel mit sich führen kann, ist nicht zu bezweifeln. Kein Mensch wird „„frei geboren"", sondern nur mit einer Anlage zur Freiheit; diese Anlage will aber entwickelt sein. Jene Kenntniß und Achtung des Gesetzes, jene Selbstbeherrschung, welche die wahre Freiheit bedingen, sind nie ohne Mühe, selten ohne Fehlgriffe und stets nur durch Uebung zu erlangen. In der Regel möchten beide Theile, Knecht wie Herr, aller Unbequemlichkeiten des früheren Verhältnisses sofort ledig sein, aber dessen Bequemlichkeiten noch ferner genießen. Der Knecht z. B. will jetzt freilich keinen besonderen Gehorsam mehr leisten, verlangt aber noch immer die besondere Milde des Grundbesitzers, Capitalverleihers, der früher sein Herr war. Da kann es denn beiderseits an Klagen nicht fehlen!"

Nachdem England die Emancipation der Sklaven in seinen westindischen Colonieen vermittelst der Entschädigung der Sklavenbesitzer durch eine halbe Milliarde durchgesetzt und dadurch ein unvergängliches Denkmal in der Weltgeschichte sich errichtet hat, ist diese Frage nur noch in Nordamerica von praktischer Bedeutung. Die starke Vermehrung der dortigen Bevölkerung, welche sich regelmäßig in fünfundzwanzig Jahren verdoppelt, wird wahrscheinlich schon innerhalb eines Menschenalters die freie Arbeit so billig gemacht haben, daß sie in Verbindung mit dem dort so ausgebildeten Maschinenwesen mit der Sklavenarbeit concurriren kann. Damit ist die Sklaverei gebrochen. Politische Verhältnisse werden dazu beitragen, die Krisis zu beschleunigen und die Emancipation noch näher heranzurücken, als die reguläre wirthschaftliche Bewegung sie für sich allein herbeiführen würde. Wenn das Gesetz, welches die Auslieferung flüchtiger Sklaven aus den nicht sklavenhaltenden Staaten gebietet, auch nicht früher schon durch die Legislation aufgehoben wird, so wird diese Aufhebung doch ohne Zweifel Statt finden, wenn der nicht mehr zu vermeidende Anschluß Canada's an die Union erfolgt. Die Sklavenbesitzer sind sodann gezwungen, ihr System so viel als möglich zu mildern und dadurch von selbst wieder die allmähliche Emancipation anzubahnen. Denn wollten sie bei der jetzt immer noch grausamen Behandlung der Sklaven beharren (Mangel jeder geistigen Ausbildung, Trennung der Familienglieder, von Gatten, Eltern und Kindern bei dem Verkauf), so würde sie eine massenhafte Flucht der Sklaven in die benachbarten freien Staaten, die bei den zunehmenden Verkehrsmitteln immer leichter wird, bald eines Besseren belehren. Trennung von den nördlichen Staaten der Union würde ihnen nichts helfen,

weil das Ausreißen nur noch maſſenhafter überhand nähme. Sie werden gerade aus dem Grunde gern oder ungern bei der Union bleiben müſſen. Nachdem dann ein milderes Syſtem der Sklavenwirthſchaft eingeführt iſt, wird die wirthſchaftliche Bewegung, die Ausbreitung arbeitſparender Maſchinen, das Billigerwerden der freien Arbeit und die Zunahme des Capitals mit dem Abnehmen des Zinsfußes die Kriſis vollenden helfen. In dieſer kürzeren oder längeren Uebergangs-Periode wird die Bildung der Sklaven ſich vermehren und der Eintritt der Emancipation endlich ohne merkliche Störung erfolgen, wie das auch in Europa mit dem Aufhören der Leibeigenſchaft der Fall geweſen iſt.

28. Das Geſindeweſen.

Wir können hier mit einem Worte das Geſindeweſen berühren, da dieſes, wie aus der Sklaverei die Leibeigenſchaft, aus der letzteren ſich heraus entwickelt hat; worauf ſchon das den Herrſchaften ſo gewöhnlich eingeräumte Züchtigungsrecht hindeutet. Vor Allem wird es intereſſant ſein, die Frage zu beantworten, ob das alte patriarchaliſche Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener der Muſterzuſtand war, und ob das allmähliche Aufhören desſelben zu beklagen iſt. Wir müſſen Letzteres vom wirthſchaftlichen Standpunkte aus verneinen; denn die romantiſchen Seiten der geſellſchaftlichen Zuſtände ſind ſelten die wirthſchaftlichen geweſen. Die Cultur ſtrebt dahin, bei gleicher Arbeit die Production zu vermehren. Wie aber bei der Stückarbeit mehr producirt wird, als bei der Tagelohnarbeit, ſo bringt die letztere auch mehr zu Wege, als die Dienſtbotenarbeit. „Auf den höheren Culturſtufen", ſagt Roſcher, „geht das ganze Verhältniß mehr und mehr in die freie Concurrenz über, am früheſten und auffallendſten in den Städten. Wo ein ſtarker Zuſammenfluß von Menſchen iſt, da begegnen ſich natürlich Nachfrage und Angebot von Dienſten am leichteſten. Je näher dann in dieſer Entwicklung das Geſindeweſen dem Tage- oder Stücklohne rückt, um ſo kürzer wird die gewöhnliche (präſumirte) Contractsdauer, um ſo beliebiger der Zeitpunkt der Kündigung; um ſo mehr beſchränkt ſich das ganze Verhältniß auf einzelne verabredete (Dienſt-) Leiſtungen, und um ſo häufiger ſucht man von beiden Seiten das häusliche Geſinde durch außer dem Hauſe wohnende Lohnarbeiter zu erſetzen. Bei der engliſchen Landwirthſchaft hat ſich dieſer letztere Uebergang hauptſächlich im dritten Decennium unſeres Jahrhunderts vollzogen: unläugbar zum großen Vortheil der landwirthſchaftlichen Technik. In Deutſchland haben vorzüglich die Domainen-Verkäufe, die Conſcription, Landwehrpflicht*) u. ſ. w. eben dahin gewirkt. So

*) Durch die erſtere hat ſich die Zahl der ſelbſtſtändigen kleinen Haushaltungen auf dem Lande ſehr vermehrt. Die militärpflichtigen jungen Männer ſcheut

erklärt es ſich, daß z. B. in Preußen 1819: 9.4 pCt. der Bevölkerung als Dienſtboten lebten, 1822 nur 8.3, 1843 nur 7.9 pCt."

Die überhand nehmenden Klagen über den ſo häufigen Dienſtwechſel, die Prämien, welche man ausbietet, um lange Dienſtverhältniſſe zu begünſtigen und aufzumuntern, die Beſchwerden über fortwährend ſteigende Anſprüche des Geſindes hangen genau zuſammen mit dem Bedauern über den „Verfall der Zeit", das bei jeder Uebergangs-Periode laut wird, wo alte Zuſtände ſich auflöſen und neue Verhältniſſe ſich bilden. Der Grund dieſer Veränderung iſt aber ein wirthſchaftlicher und civiliſatoriſcher. Mit dem productiven Aufblühen eines Landes ſteigt einestheils die Bildung und die Liebe zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit, andererſeits ſteigt der Arbeitslohn und mit ihm natürlich die Anſprüche des Geſindes, das leichter freie Arbeit finden kann. Die Klagen ſind daher durchaus unbegründet, weil ſie wider einen Fortſchritt der Geſellſchaft gerichtet ſind. Hat man ſich einmal an die neue Nothwendigkeit gewöhnt, ſo findet man vielleicht, daß das decentere Höflichkeits-Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener auch ſeine ſchönen Seiten hat.

---

man ſich in Dienſt zu nehmen, weil ſie zu leicht zur Unzeit aufgeboten werden. Der zurückkehrende Soldat iſt für den Knechtſtand gewöhnlich zu vornehm.

29. Die Arbeitseinstellungen.

So ſtrebt die wirthſchaftliche Bewegung fortwährend jenem Zuſtande der freien Arbeit zu, wo die Dienſtleiſtungen der Menſchen, ungehemmt von den ſtaatlichen Feſſeln, frei gegen einander abgewogen werden. Je tiefer der Culturzuſtand eines Landes, deſto gefeſſelter iſt die Arbeit, deſto mehr ſind die unteren Stände in der Ausübung ihrer Arbeitskräfte zu Gunſten der höheren beſchränkt. Indem die wirthſchaftliche Bewegung dieſe Feſſeln ſprengt, bewirkt ſie die Emancipation des vierten Standes und die Löſung der ſocialen Frage durch Mehrproduction, mit demſelben Mittel. Die reichſten, freieſten Länder ſind diejenigen, wo zugleich die Arbeit am wenigſten gehindert iſt.

Nächſt der Frage der Gewerbefreiheit langen wir hier bei einem Gegenſtande an, der in der Geſetzgebung noch mancher Controverſe begegnet, der Frage, welches Verfahren der Staat gegenüber den Arbeits-Einſtellungen (Strikes) beobachten ſolle. Wir ſind der Meinung, daß man in dieſer Hinſicht in England den richtigen Weg eingeſchlagen hat, indem der Staat, ohne Einmiſchung, die ökonomiſchen Factoren des Capitals und der Arbeit ihren Streit unter ſich ausmachen läßt.

Es iſt allerdings nicht zu läugnen, daß die Arbeiter, wenn ſie Lohnerhöhung fordern, nicht immer im Rechte ſind, weil die Höhe des Lohnes ſich nach den Erwerbs-Verhältniſſen des Landes und dem Vorrath an Capital richtet; es iſt nicht zu läugnen, daß die Arbeiter meiſtentheils durch die Einſtellung der Arbeit nur ſich ſelbſt ſchaden, weil ſie den Conflict und die Arbeitsloſigkeit nicht ſo lange aushalten können, wie die Unternehmer; es iſt nicht zu läugnen, daß es häufig im Intereſſe der Arbeiter ſelbſt wäre, wenn der Staat ſie an der Selbſthülfe hinderte, weil ihnen dadurch der Verluſt durch Arbeitsloſigkeit, die ihr Ziel meiſtens doch nicht erreicht, erſpart würde; — allein es iſt im Intereſſe des Staates ſelbſt rathſam, daß er ſich nicht einmiſche, weil er durch ſeinen Zwang den permanenten Vorwurf der Arbeiter auf ſich ladet, daß er ſie an der Verbeſſerung ihrer Lage gehindert habe, die ihnen ſo lange möglich erſcheinen wird, als ſie

nicht durch eigene Erfahrung während eines Strike eines Beſſeren belehrt ſind. Eine maſſenhafte Arbeitseinſtellung wird viele Uebelſtände mit ſich führen, ſie wird die Induſtrie lähmen und die Arbeiter in noch üblere Lage verſetzen, als vorher; allein ein ſolcher Strike iſt eben ein, wenn auch koſtſpieliges, Mittel, die Arbeiter von dem Wahne zu heilen, daß man willkürlich, ohne Rückſicht auf die Capitalmenge und die Erwerbsfähigkeit des Landes, den Lohn erhöhen könne. Der Staat wird die Laſt unaufhörlicher Vorwürfe einer unzufriedenen Proletarier-Claſſe nicht auf ſich laden; und die Cur wird eine radicale ſein. Andererſeits iſt auch ſehr wohl zu erwägen, daß die Arbeitgeber wegen ihrer geringen Zahl ſich leichter verabreden und kraft ihrer größeren Mittel die Arbeiter unbillig drücken können; ein Strike gibt dann jedesmal die Veranlaſſung, das Verhältniß aufzuklären, und die Principale werden oft durch die Wucht der öffentlichen Meinung gezwungen, eine billige Lohnerhöhung zu bewilligen. Ueberhaupt fordert es die Achtung vor dem Eigenthumsrechte, zu welchem auch die freie Dispoſition über die eigene Arbeitskraft gehört, daß man dem Arbeiter keine größeren Schranken ſetze, als jedem Andern, zumal er nichts Anderes beſitzt, als ſeiner Hände Kraft und Geſchicklichkeit.

30. Die Gewerbe-Freiheit.

Aus demſelben Grunde, aus welchem wir die Freiheit der Arbeit im Allgemeinen fordern, müſſen wir uns für Gewerbe-Freiheit erklären.

Dieſelbe Geſinnung, welche die Aufhebung der Leibeigenſchaft, der Zehnten, Frohnden, der Klöſter und anderer in der Urzeit und im Mittelalter wirthſchaftlich berechtigter Einrichtungen beklagt, hält auch die Aufhebung des Zunftweſens und die Gewerbe-Freiheit für ein Unglück.

Als es ſich darum handelte, die erſten Grundlagen der freien Arbeit in den Städten feſtzuſiedeln, da war es wirthſchaftlich, daß ſich Verbände ſchloſſen, die ſich Schutz und Beiſtand gewährleiſteten wider das Fauſtrecht der Ritter auf dem Lande und wider die träge Willkür der edlen Geſchlechter in der Stadt. Die Handwerker-Zünfte, indem ſie ſich wehrhaft machten, wurden eine Macht, welche die Entwicklung der freien Arbeit unendlich förderte. Nachdem aber der Staat dieſen Schutz weit wirkſamer übernommen hat, — nachdem durch dieſe Theilung der Arbeit die Production um Vieles erleichtert worden iſt, weil der Gewerker ſich lediglich auf ſeinen Beruf werfen kann und mit Selbſtſchutz nichts mehr zu thun hat, — muß auch der Vortheil wegfallen, welcher den Meiſtern ein Privilegium vor den Geſellen gab, das den nicht zünftigen Arbeiter von dem freien Rechte auf Arbeit ausſchloß.

Derſelbe Fortſchritt, welcher ſich einſt von der Sklaverei zur Leibeigenſchaft und von dieſer zur zünftigen Arbeit vollzog, wird jetzt — getragen von der Maſchine und der Wiſſenſchaft — die gänzliche Emancipation der Arbeit vollenden. In den techniſch und gewerblich am meiſten fortgeſchrittenen Ländern, in Preußen, Frankreich, England, Nordamerica, in der Schweiz, beſteht die Gewerbe-Freiheit. Die gewerblichen Producte derjenigen Länder und Gegenden, wo die Zünfte noch herrſchen, ſind an Güte weit hinter jenen zurück.

Trotzdem wollen wir anerkennen, daß die Gründe, welche gegen die Gewerbe-Freiheit vorgebracht werden, nicht ohne Erheblichkeit ſind. Die hervorragendſten ſind dem Malthus'ſchen Gedankengange entnommen. (Siehe

oben „Malthus" und „Das Geſetz der Bevölkerung".) Die Gegner der Gewerbe-Freiheit heben beſonders die Mißſtände hervor, welche unmittelbar nach Einführung der Gewerbe-Freiheit einzutreten pflegten, die aber mit jeder Uebergangs-Periode verknüpft ſind. Durch ſie würde die Gründung eines ſelbſtſtändigen Geſchäftes ſo erleichtert, daß die jungen Männer übereilt einen eigenen Hausſtand gründeten und heiratheten, ohne noch überlegt zu haben, ob ſie die Concurrenz ihrer Gewerbsgenoſſen auch aushalten können, die den Vortheil der Geſchäfts-Routine, einer ſchon erworbenen Kundſchaft und in der Regel eines größeren Capitals oder Credits vor ihnen voraus haben. Wenn die Gründung der ſelbſtſtändigen Exiſtenz auch in günſtige, erwerbsreiche Jahre falle und dieſelbe fürs Erſte geſichert erſcheine, dann brauche bloß ein ſchlimmes Jahr zu kommen, — der junge Gewerbsmann, der ſich vorher kaum der Concurrenz erwehren konnte, komme ins Gedränge und werde in vielen Fällen genöthigt, ſein Geſchäft aufzugeben und — mit der Sorge für eine zahlreiche Familie beladen — wieder als Geſelle zu arbeiten. Die Eingehung leichtſinniger Ehen werde durch die Gewerbe-Freiheit ſehr erleichtert und dadurch die Bevölkerung im Mißverhältniſſe zur Production vermehrt, und ſo entſtehe die Uebervölkerung und der Pauperismus. Bei der zünftigen Gewerkſchaft hingegen, wo die Zahl der ſelbſtſtändigen Meiſter einer Stadt nach dem Bedürfniſſe derſelben beſchränkt ſei, da heirathe Niemand, bevor er Meiſter geworden; als Meiſter wiſſe er aber auch, daß ihn ſein Handwerk nähre, daß „das Handwerk goldenen Boden habe." So lange er noch Geſelle, befinde er ſich glücklich, weil ſein Auskommen ihm von ſeiner Hände Arbeit niemals fehle, weil er aber auch von der Sorge, eine Familie zu ernähren, verſchont ſei.

Solchen Einwendungen entgegnen die Anhänger der Gewerbe-Freiheit: daß dieſe gefühlvolle Beſorgniß für das Wohl der jungen Handwerker vielleicht von den Reihen derjenigen ausgehen möchte, welche fürchten, durch die Concurrenz gezwungen zu werden, mehr zu arbeiten. Die Meiſter aber, welche ja Praxis, Kundſchaft, Capital, Credit vor den Anfängern voraus haben, hätten gewiß am letzten Urſache, vor Concurrenz ſich zu fürchten. Wenn ein Handwerker ein Geſchäft unbeſonnen gründe und es wieder aufgeben müſſe, ſo habe er ſelbſt zunächſt darunter zu leiden; er würde alſo ſein Wohl gewiß etwas ſorgfältiger noch bedenken, als die Zunft. Uebrigens würde das nur vorkommen in der Uebergangs-Periode, die eben nicht zu vermeiden ſei; ſobald einmal der neue Zuſtand geordnet, würden Unglücksfälle nicht häufiger vorkommen, als ſonſt; die jungen Handwerker würden alle Umſtände genau erwägen, ehe ſie ein ſelbſtſtändiges Geſchäft gründeten und heiratheten. Durch die Concurrenz aber würden die Producte beſſer und billiger; die gewerbliche Induſtrie blühe auf und ſichere ſich einen

Abſatz auch in der Ferne. Wenn ein ſchlechter Arbeiter zu Grunde gehe, dann habe er den Schaden zu tragen; werde hingegen ein talentvoller Handwerker durch den Zunftneid an der Ausübung eines ſelbſtſtändigen Gewerbes gehindert, dann habe das Publicum den Nachtheil, und das Land verliere oft noch eine tüchtige induſtrielle Kraft durch Auswanderung. Die Meiſter ſähen nur gar zu häufig, von der Concurrenz nicht gedrängt, ihr Gewerbe für eine Sinecure an, bei welcher ſie ſich gütlich thäten und den Namen zu den Arbeiten hergäben, welche ihre Geſellen verrichteten. In der Regel ſehe man in Städten mit zünftigen Gewerben die Meiſter am Vormittage, ſtatt in der Werkſtätte, in der Weinſtube; von dem Ueberfluſſe, in dem ſie ſchwelgten, ohne viel dabei zu arbeiten, könnte recht gut ein Geſelle eine ſelbſtſtändige Exiſtenz ſich gründen, und — durch die Concurrenz getrieben — würden die Handwerker gezwungen, die neueſten techniſchen Verbeſſerungen ſich anzueignen, an Geſchmack der Form, in Güte und Wohlfeilheit der Waare zu wetteifern und ſo dem Publicum preiswürdigere Erzeugniſſe zu liefern. Die ſich vermehrende Güte der Waaren würde auf den Geſammt-Zuſtand des Landes rückwirken; die Induſtrie würde Ruf in überſeeiſchen Ländern erhalten, die ihre Erzeugniſſe gegen die unſrigen austauſchten und die Erwerbsfähigkeit auf einen höheren Standpunkt brächten, als ſie zu Zeiten der Zunft war.

Endlich ſei die freie Verfügung eines Jeden über ſeine Arbeitskraft ein Eigenthumsrecht, wie jedes andere. Raube man gerade demjenigen, der nichts Anderes habe, als die Kraft und Geſchicklichkeit ſeines Geiſtes und Körpers, die Befugniß, über dieſelbe nach Gefallen zu disponiren, ſo begehe man eine noch ſchlimmere Handlung, als einen Diebſtahl.

Solche und viele andere Gründe werden von den beiden Parteien einander gegenüber geſtellt. Uns ſcheint der Streit bald mehr hiſtoriſchen Werth zu haben. Es handelt ſich nicht mehr darum, was man wünſcht oder für beſſer hält, ſondern was noch möglich iſt. Die Zunft-Verbände aber ſind durch die ganze Umwälzung der Induſtrie vermittelſt der Maſchinen und durch die Großartigkeit der neuen Verkehrswege unmöglich geworden. Der Gedanke, der ſie geſchaffen, iſt noch nicht untergegangen; er muß nur in die neue Zeit ſich hineinpaſſen, und dann erſteht er verjüngt, wie ein Phönix, in den — Aſſociationen.

31. Das Urheber-Recht.

Wir haben den juriſtiſch weniger anſtößigen Ausdruck — „*Urheber-Recht*“ [Autor-Recht] — gewählt, um dasjenige Rechts-Verhältniß zu bezeichnen, welches Viele „geiſtiges, literariſches oder Schrift-Eigenthum“ nennen, weil das formelle Recht, wie es aus der älteren Geſetzgebung, namentlich dem römiſchen und dem gemeinen deutſchen Rechte, gefloſſen iſt, ein „geiſtiges Eigenthum“ nicht anerkennt.

„Alle Verſuche,“ ſagt *Gerber* in ſeinem deutſchen Privatrecht, „die juriſtiſche Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks aus allgemeinen Grundſätzen abzuleiten, insbeſondere aus einem ſogenannten Schrift-Eigenthume, d. h. einem Eigenthume an dem Inhalt des literariſchen Werkes oder aus dem Verlags-Vertrage, mußten jeder näheren Prüfung als gänzlich haltlos erſcheinen. Ein wirkliches Eigenthum beſteht nur an dem körperlichen Manuſcripte und den gedruckten Exemplaren.“

Gerber nennt das Eigenthum: *Die völlige Herrſchaft einer Perſon über eine Sache.* Jedoch haben Andere den Begriff desſelben weiter beſtimmt: das Recht der unbeſchränkten Verfügung einer Perſon über eine ſtoffliche Sache oder *ein dingliches oder perſönliches Recht.* Wir führen dies an, um darauf hinzuweiſen, daß die Gränze, welche von der Rechtswiſſenſchaft dem Eigenthume gezogen iſt, keineswegs über jeden Streit erhaben iſt.

Verſuchen wir eine ökonomiſche Begriffsbeſtimmung, ſo iſt Eigenthum: *das Recht der unbeſchränkten Verfügung einer Perſon über eine Summe von Werthen.*

Bevor wir näher auf unſern Gegenſtand eingehen, wäre die Frage zu erörtern, ob das Eigenthum überhaupt eine naturgeſetzliche, eine naturrechtliche Begründung hat, oder ob es bloß durch willkürliche Menſchenſatzung entſtanden iſt.

Wir glauben das Erſtere nachweiſen zu können. Wir wollen keinen beſonderen Werth darauf legen, daß der erſte Begriff, den das Kind erlangt,

der Begriff des „Mein" ist, wenn es zur Unterscheidung des „Dein" auch längere Zeit braucht. Allein es ist offenbar ein Naturgesetz, daß der Mensch bestimmt ist, zu leben. Um dieses Naturgesetz zu erfüllen, muß er sich die Mittel zur Existenz verschaffen, er muß produciren. Da er aber dazu weder die Lust, noch die Mittel haben würde, wenn er nicht unbeschränkter Herr dessen wäre, was er erzeugt, so halten wir es für in der Natur begründet, daß der Mensch ein Eigenthumsrecht an dem hat, was er producirt. Ist er ein Ackerbauer, so gehören ihm, unbeschadet anderer, aus anderen Verhältnissen entspringender Verbindlichkeiten, die Früchte, welche er dem Boden entlockt. Ist er ein Handarbeiter, so ist das Product der Werth seiner Arbeit, und für dessen Preis erhält er einen Lohn, über welchen er als unumschränkter Herr verfügen kann.

Nun producirt der Mensch, indem er Dienste leistet oder indem er durch seine Kräfte Stoff in Bewegung setzt und ihm eine gewisse Form beibringt. Die Natur gibt ihre Stoffe und Kräfte überall unentgeltlich; diese erhalten erst den Werth durch die ihnen vermittelst der Bewegung, Mühewaltung, Dienstleistung, Arbeit des Menschen beigebrachte Form oder Lage. Die gewöhnlichen Dienstleistungen und Productions-Arbeiten geschehen durch die Thätigkeit der außen sichtbaren Muskeln des menschlichen Körpers; aber auch zu der mechanischsten Bewegung und Handtierung ist die Thätigkeit des Gehirns erforderlich. Die geistigen Productions-Arbeiten oder Dienstleistungen geschehen allerdings durch die Thätigkeit des Gehirns, allein auch sie bedürfen der Vermittlung des Auges, des Ohres, der Hand, des Mundes, um zur Conception und wiederum zur Emanation zu gelangen. Bewegung der äußeren und inneren Organe des Menschen ist bei jeder Production nur in verschiedenem Maßstabe erforderlich. Das Maß und die Form der Production mag verschieden sein; im Wesen und Princip hat sie ganz dieselbe Eigenschaft.

Wir haben gesehen, wie die von der Natur dargebotenen Stoffe und Kräfte unentgeltlich sind, wie nur die Dienstleistung, die Bewegung, die Arbeit des Menschen den Werth macht.

Wenn nun Jemand seine Dienste an greifbaren, materiellen Gegenständen leistet, wenn er greifbare, materielle Producte schafft und sie sich so zu seinem Eigenthume macht, wenn er somit ein bestimmtes Vermögen erworben hat, welches er nach unserem positiven Rechte Kindern und Kindeskindern vererben kann, so sind es nicht die Stoffe der Natur an sich, aus welchen die Güter bestehen, die jenes Vermögen bilden, sondern nur die angehäuften Arbeiten und Dienstleistungen, welche jenen Stoffen eine gewisse Gestalt, welche ihnen Werth beigebracht haben.

Nun haben wir ſchon an einer anderen Stelle (ſ. „Arbeitslohn") nachgewieſen, wie die Producte, die Jemand mit der Thätigkeit des Gehirns hervorgebracht hat, wie die geiſtigen Erzeugniſſe und Dienſtleiſtungen eben ſo gut einen Werth haben, als die greifbaren, materiellen Erzeugniſſe. Dieſe Werthe haben den gleichen Urſprung, wie die in einer Sache verkörperten, folglich ſollten ſie auch die gleichen Rechte genießen.

Wenn der Erzeuger eines ſachlichen Productes das Recht hat, dasſelbe zu verbrauchen, zu verkaufen, zu zerſtören, wie er will, wenn er folglich ein Eigenthumsrecht an dieſem Gute hat, ſo ſollte ein ſolches Recht naturgeſetzlich, naturrechtlich auch dem geiſtigen Producenten zuſtehen *). Heiße

---

*) Die rein naturrechtliche Begründung des Urheber-Rechtes iſt alſo einfach genug; ſie läßt ſich auf den Satz zurückführen: daß mein iſt, was ich mache, was ich hervorbringe. Es gibt keine urſprünglichere Art, Eigenthum zu erwerben; ſelbſt die Occupation iſt nicht ſo urſprünglich.

Wir haben bemerkt, daß die Natur ihre Stoffe unentgeltlich hergab. Nun iſt aber im heutigen geſellſchaftlichen Zuſtande, im gewöhnlichen Leben, außer der Luft und dem Waſſer, die Mehrzahl der Stoffe durch irgend eine Arbeit ſchon Eigenthum geworden; die meiſte Arbeit und Production wird an Stoffe gewandt, denen bereits durch frühere Arbeit Werth beigefügt worden war. An das Eigenthum ſolcher Stoffe hat der Arbeiter, welcher dieſen eine andere Form beibringt, durch ſeine Arbeit allein keinen Anſpruch; wohl aber auf den Mehrwerth, welchen er durch ſeine Mühewaltung hinzugefügt hat. Mittels des Vertrags mit dem Herrn der Stoffe erhält er ein Aequivalent dieſes Werthes im Lohne.

Dieſer Lohn braucht nicht unmittelbar, auch nicht immer ganz entſprechend zu ſein; Eines aber ſteht feſt: die in dem Dienſt-Vertrag enthaltene Anerkennung des urſprünglichen Eigenthumsrechtes an den producirten Werthen. Dazu kann man als Regel den Satz aufſtellen: Je mehr der Werth einer Arbeit den bereits früher ins Eigenthum übergegangenen Stoff überwiegt, deſto mehr tritt letzterer in den Hintergrund. [Daher gewährt auch das römiſche Recht dem Eigenthümer eines Stückes Leinwand, worauf ein Maler ein Gemälde gemalt hat, nur das Recht auf Entſchädigung und keine Vindications-Klage; während hingegen eine ſolche dem Eigenthümer eines Buches zuſteht, das ein Anderer gebunden hat oder hat binden laſſen.]

In Betreff der Schriftſteller kommt der Stoff vollends nur als Unterlage des geiſtigen Inhalts und des dadurch hervorgebrachten Werthes in Anſchlag; er iſt im Verhältniß zu demſelben gleichgültig. Aber diejenigen, welche gegen das Eigenthumsrecht an dieſem Werthe polemiſiren, ziehen gewöhnlich das ſtoffliche Element herein, was freilich zu abſurden Conſequenzen führt.

man dieſes Recht nun Eigenthum, Privilegium oder nutzbares Recht; die formelle juriſtiſche Begriffsbeſtimmung ſei, welche ſie wolle, es kann doch die aus einem Naturgeſetze entſprungene Berechtigung nicht negirt werden.

Dieſer Meinung iſt denn auch einer der berühmteſten Rechtslehrer, Karl Salomo Zachariä. Derſelbe ſagt im dritten Bande ſeiner vierzig Bücher vom Staate: „Es gibt drei Arten der dinglichen Rechte: das Eigenthumsrecht, das Recht der Dienſtbarkeit, das Pfandrecht. — Die Gegenſtände der dinglichen Rechte ſind entweder körperliche oder unkörperliche Gegenſtände. Die der erſteren Art ſind entweder Sachen oder Perſonen; von der letzteren Art: Geiſteswerke.“ „Nur dadurch kann der Menſch ein Recht an äußeren Gegenſtänden erwerben, daß er ſich dieſelben zueignet, d. h. daß er über ſie gebieten will, gleich als ob ſie mit ſeinem Körper ein organiſches Ganzes bildeten.“

„Soll der Menſch,“ heißt es an einer andern Stelle, — „ſoll unſer Geſchlecht auf das vollkommenſte über die Außenwelt gebieten (was ſeine

---

Der Schriftſteller iſt, im Unterſchied von allen übrigen (ſelbſt den Roh-) Producenten, gewiſſer Maßen Ur-Erzeuger; der Werth, den ſein Product hat, iſt durch ſeine Arbeit allein entſtanden. Die Gedanken ſeiner Vorgänger, die er weiter ſpinnt, haben ihm gegenüber keinen Eigenthumswerth; ſie ſind, ſo zu ſagen, die geiſtige Luft, unentgeltlich wie Naturkräfte.

Dem Schriftſteller gehört alſo der ganze Werth. Dieſer Werth erſcheint aber, ſofern er ökonomiſcher Tauſchwerth ſein ſoll, nur in Folge der Vervielfältigung durch den Druck u. ſ. w. Sein Buch iſt wie eine Mine. Der urſprüngliche, erſte Eigenthümer, der Entdecker und Occupant — analog dem Schriftſteller — verkauft ſein Eigenthumsrecht daran an einen Unternehmer, unter dem Vorbehalt, daß er von der jährlichen Ausbeute der Mine eine Tantième erhalte. Der Unternehmer gräbt (er hat ein gewagtes Geſchäft unternommen, gerade wie ein Buchhändler; er kann ſtatt der gehofften Goldader nur blinde Neſter finden) und findet mehr oder weniger ſeinen Gewinn. Wäre es gerecht, nach der Ausbeute eines Jahres zu ſagen: laß nun Andere graben? Dieſe Analogie ließe ſich noch weiter führen; auch auf das Verhältniß zum Staate und die Beſchränkung der Dauer des Verlags-Rechtes.

Poſitiv rechtlich wird die Sache ſchwieriger wegen der Beſtimmung der Gränzen des Urheber-Rechtes; wegen der Frage ferner, ob z. B. Schriftſteller oder deren Erben ipso jure Anſprüche auf den Werth, reſp. Ertrag einer Schrift haben, wenn im Verlags-Vertrage nichts feſtgeſetzt iſt (z. B. wegen ſpäterer Auflagen). Dieſe Fragen ſind indeſſen ökonomiſch gleichgültig; ſie gehören in das Feld der Jurisprudenz.

Beſtimmung iſt), ſo muß es überhaupt ein Eigenthumsrecht geben. — Denn nur durch Arbeit kann der Menſch ſeine Herrſchaft über die Außenwelt auf das vollkommenſte begründen, da es der Arbeit möglich iſt und da es der Arbeit bedarf, die Güter dieſer Erde zu vermehren, ſie umzugeſtalten und ſie ſo für den Gebrauch tauglicher zu machen. Wer würde ſich aber entſchließen, ſeine Arbeit auf eine Sache zu verwenden, wenn er ſich die Sache nicht zueignen könnte, d. h. wenn er nicht hoffen dürfte, zu ärnten, wo er geſäet hat? — Dieſe Begründung des Eigenthums wird durch eine Menge Thatſachen unterſtützt. So weit die Geſchichte reicht, hatten die Güter dieſer Erde in ſo fern ihre Herren, als ſie durch Arbeit erzeugt oder für die Zwecke der Menſchen tauglicher gemacht worden waren."

In einer Abhandlung über den engliſchen International Copyright-Act [1838] (ſ. Kritiſche Zeitſchrift für Rechtswiſſenſchaft und Geſetzgebung des Auslandes, 11. Bd.) ſpricht ſich Zachariä offen für die Exiſtenz eines „Schrift-Eigenthums" aus.

„Der urſprüngliche Rechtsgrund alles Eigenthums iſt die Arbeit" — ſagt er in ſeiner Begründung —, „weil und in wie fern Arbeit gelohnt werden muß, wenn ſie verrichtet werden ſoll, weil und in wie fern das Eigenthumsrecht bald der einzig mögliche, bald wenigſtens der vollkommenſte Lohn der Arbeit iſt. — Nun bedarf es aber der Arbeit der Menſchen, um die leiblichen und geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchen theils überhaupt, theils auf das vollkommenſte zu befriedigen. Mithin fordert auch das geſammte Intereſſe der Menſchen, daß der Arbeit ihr Lohn und zwar jener Lohn (das Eigenthum) werde.

„Wendet man nun dieſe Sätze (die als Lehrſätze keiner weiteren Begründung bedürfen) auf ſchriftſtelleriſche Arbeiten an, ſo kann man keineswegs behaupten, daß der Rechtsgrund, welcher für das Eigenthum im Allgemeinen ſpricht, in ſeiner ganzen Strenge auch auf das Schrift-Eigenthum anwendbar ſei. Niemand würde z. B. den Grund und Boden bearbeiten, wenn er nicht die Gewißheit hätte, daß er die Früchte ſeiner Arbeit genießen werde. Aber an Schriftſtellern würde es auch dann nicht fehlen, wenn die Schriftſtellerei auch keine Geldvortheile gewährte. Denn die Schriftſtellerei iſt eine Arbeit, welche ſchon in ſich ſelbſt einen Lohn hat, in dem geiſtigen Genuſſe, den eine Geiſtesarbeit verſchafft. Gelingt ſie, ſo hat ſie einen weiteren Lohn in dem Beifall des Publicums. Schon zu Salomo's Zeiten war des Bücherſchreibens kein Ende; und doch findet ſich keine Spur, daß damals die Schriftſteller ein Honorar von Verlegern bezogen hätten. Auch ſind die Schriftſteller nicht gerade die beſten, welche bloß deßwegen ſchreiben, um Geld zu verdienen. — Gleichwohl würde man auf der

anderen Seite zu weit gehen, wenn man aus dieſen Sätzen die Folgerung zöge, daß das Schrift-Eigenthum, dasſelbe als ein nutzbares Recht betrachtet (und nur in dieſer Eigenſchaft kommt es hier in Betrachtung), den allgemeinen Rechtsgrund des Eigenthums überhaupt nicht für ſich hätte. Es beſitzt ihn, wenn auch nicht in ſeiner ganzen Strenge. Dieſe Beſchränkung des Schrift-Eigenthums läßt ſich u. A. in folgender Weiſe rechtfertigen: Die Arbeit des Schriftſtellers unterſcheidet ſich von einer jeden anderen Art productiver Arbeiten dadurch, daß ſie ſich, einmal verrichtet, ohne Zuthun des Schriftſtellers ſo vielmal wiederholt, als die Schrift abgedruckt wird, anſtatt daß eine jede andere productive Arbeit an einem beſtimmten Körper haftet, d. h., daß eine jede andere Arbeit ſo vielmal wiederholt werden muß, als ſie Producte derſelben Art erzeugen ſoll. — Schriftſtelleriſche Arbeiten ſtehen allen anderen productiven Arbeiten, was den Aufwand an Zeit und Mühe betrifft, gleich. Der höhere Werth ſchriftſtelleriſcher Arbeiten kann zwar ihren Preis erhöhen, aber von der allgemeinen Regel, daß der Lohn mit der Arbeit, das Eigenthumsrecht mit ſeinem Grunde im Verhältniß ſtehen müſſe, kann die Arbeit des Schriftſtellers durch ihren höheren Werth nicht ausgenommen werden. Das Schrift-Eigenthum, als nutzbares Recht betrachtet, iſt ohnehin eine Art Monopol."

Als Aequivalent für dieſes Monopol, meint nun Zachariä, könne geſtattet ſein, daß das Schrift-Eigenthum etwas beſchränkt werde, d. h., daß es für die Dienſte des Staates ein Gegenopfer bringe, indem ſeine Exiſtenz auf eine beſtimmte Reihe von Jahren begränzt werde.

Unter den Rechtslehrern ſelbſt iſt ſomit die Meinung über die Rechte der geiſtigen Producenten getheilt, und wie Zachariä ſich launig ausdrückt, — ſowohl die, welche die Frage verneinen, als die, welche ſie bejahen, zerfallen wieder in zwei Parteien. — Die Vertheidiger des Nachdrucks gehen zum Theil ſo weit, daß ſie den Nachdruck nicht nur für rechtlich erlaubt halten, ſondern auch ein Verbot des Nachdrucks, wo nicht für widerrechtlich, doch für unpolitiſch erklären. (Zu dieſer Partei gehörten alle Nachdrucker ohne Ausnahme.) Andere ſtimmen zwar mit den erſteren in dem Grundſatze überein, daß die Widerrechtlichkeit des Nachdrucks ſchlechterdings nicht aus allgemeinen Grundſätzen abgeleitet werden könne; ſie geben jedoch zu, daß nach Zeit und Umſtänden Gründe vorhanden ſein können, den Nachdruck durch die poſitiven Geſetze zu verbieten. Sollten übrigens Gründe dieſer Art in dem einen oder dem anderen Staate für ein Verbot des Nachdruckes ſprechen, ſo hat das Geſetz nach den Anſichten derſelben Partei die Freiheit des Nachdrucks — eine Aeußerung der natürlichen Freiheit — doch immer noch ſo wenig als möglich zu beſchränken. — Die Gegner, die Vertheidiger des Schrift-

Eigenthums, obwohl in dem Grundſatze einſtimmig, daß der Nachdruck ſchon an ſich widerrechtlich ſei, ſind doch wieder in ſo fern getheilter Meinung, als Einige das Schrift-Eigenthum dem Eigenthum an Sachen ſchlechthin, alſo auch was die Dauer jenes Eigenthums betrifft, gleichſtellen, Andere aber annehmen, daß das Schrift-Eigenthum, ſchon in Folge ſeiner rechtlichen Beſchaffenheit, nicht von derſelben Dauer, wie das Eigenthum an Sachen ſei, daß ſeine Wirkſamkeit daher, auch aus Gründen des öffentlichen Beſten, von den poſitiven Geſetzen auf eine gewiſſe — kürzere oder längere — Zeit beſchränkt werden dürfe und müſſe. Der erſteren Meinung ſind mehrere neuere Schriftſteller beigetreten. Sie fragen: „Wenn man zugeſteht, daß es ein Schrift-Eigenthum gebe, warum ſoll dieſes Eigenthum nicht eben ſo, wie jedes andere Eigenthum, auf die Erben und Rechtsnachfolger des Eigenthümers in perpetuum fortgehen?"

Macaulay, welcher ſich ganz der Zweckmäßigkeits-Theorie hinneigt, hat ſich 1841 im engliſchen Parlament für eine beſchränkte Dauer des Autor-Rechtes ausgeſprochen. Er geſteht dem Eigenthume überhaupt keine naturgeſetzliche Berechtigung zu, noch weniger der ewigen Fortdauer desſelben — dem Erb-Recht. Er ſagt von dem (gewöhnlichen) Eigenthume: „Ich ſtimme mit Paley überein, indem ich meine, daß das Eigenthum ein Geſchöpf des Geſetzes iſt, und daß das Geſetz, welches das Eigenthum erzeugt, nur aus dem Grunde vertheidigt werden kann, daß es ein den Menſchen wohlthätiges Geſetz iſt." — „Ich vermuthe, daß ſelbſt von denen, welche in den myſtiſchſten und ſentimentalſten Schulen der Moral-Philoſophie ihre Studien gemacht haben, nur Wenige geſtimmt ſein werden, zu behaupten, daß es ein natürliches Erbfolgerecht gebe, welches älter ſei und eine höhere Autorität habe, als irgend ein menſchliches Geſetzbuch. Beſtände ein ſolches Naturrecht, ſo hätten wir Mißbräuche zu entfernen, die weit ernſterer Natur ſind, als die, welche ſich auf die Frage des Verlags-Rechtes beziehen. Denn dieſes Naturrecht kann nur Eines ſein, und im britiſchen Reiche beſtehen zwanzig Arten der Erbfolge. In England, worauf ich mich beſchränken will, vererbt das Land gewöhnlich auf den älteſten Sohn. In Kent theilen die Söhne nach gleichen Antheilen; in manchen Bezirken nimmt der jüngſte Sohn das Ganze. Früher wurde ein Theil des perſönlichen Eigenthums eines Mannes ſeiner Familie geſichert, und er konnte bloß über den Reſt letztwillig verfügen. Jetzt kann er über das Ganze letztwillig verfügen. — Welches von allen dieſen Syſtemen iſt nun mit der ewigen Rechtsnorm übereinſtimmend? — das Erſtgeburts-Recht, oder die Theilung nach Köpfen, oder das Erbrecht der Jüngeren? Sind die Teſtamente jure divino? Sind die beiden Zeugen jure divino?" — „Ohne Zweifel werden ſelbſt diejenigen, welche behaupten, daß es ein Naturrecht des

Eigenthums gebe, einräumen müſſen, daß die Regeln, welche die Weiſe vorſchreiben, wie die Habe verſtorbener Perſonen vertheilt werden ſoll, rein willkürlich ſind und ausſchließlich auf dem Willen der geſetzgebenden Gewalt beruhen."

Wenn man dem letzten Satze auch beiſtimmen kann, ſo ſind die obigen Annahmen Macaulay's, worin er die naturrechtliche Begründung des Erbrechts läugnet, doch unrichtig.

Die Norm, welcher die Menſchen, ſo wie ſie den Schauplatz des Daſeins betreten, unter allen Zonen gleichmäßig ſich unterwerfen, ohne alle Verabredung und Ueberlieferung; die Norm, bei deren Beobachtung — unbeſchadet der verſchiedenen Nuancen dieſer Norm — ſie gedeihen, bei deren Verletzung und Außerachtſetzung ſie untergehen, oder doch wenigſtens diejenige Cultur-Entwicklung nicht zu machen im Stande ſind, zu der ſie berufen, — iſt doch ein Naturgeſetz zu nennen. Ein ſolches Naturgeſetz iſt aber der Begriff des Eigenthums. Ueberall, wo das Eigenthum und das Erbrecht ausnahmsweiſe aufgehoben waren, traten ſofort ſolche Krankheitszuſtände ein, daß ſie laut Zeugniß davon gaben, daß eben ein Naturgeſetz verletzt ſein mußte. Wir erinnern nur an die Verſuche der Gütergemeinſchaft in der Reformation. Sparta, wo das Eigenthum ein beſchränktes war, iſt in ſeiner Cultur-Entwicklung der verkrüppeltſte griechiſche Stamm geweſen.

Wir haben oben den ökonomiſchen Satz aufgeſtellt: Das Eigenthum iſt die Herrſchaft über eine Summe von Werthen.

Nun iſt ſchon in dem Abſchnitt über den Arbeitslohn nachgewieſen, daß die geiſtigen Producenten ſo gut Werth ſchaffen, wie die materiellen Arbeiter, daß den geiſtigen Erzeugniſſen ſo gut Werth beizumeſſen iſt, wie den rein materiellen?

Nachdem dieſer Vorderſatz begründet iſt, haben wir die ſecundäre Frage zu erörtern: Wie iſt das Maß des geiſtigen Werthes zu ermitteln, wie iſt der Preis für dieſen Werth feſtzuſtellen?

Bei einem materiellen, wie bei einem geiſtigen Producte iſt der Maßſtab des Werthes die Dienſtleiſtung, die aufgewandte Mühe, die dem Käufer erſparte Arbeit. Sobald der Käufer bereit iſt, den Preis eines Erzeugniſſes, wie er ſich durch Nachfrage und Angebot feſtgeſtellt hat, zu entrichten, dann geht der Werthgegenſtand in die Herrſchaft des Käufers über, und er kann nach Gutdünken über eben dieſen Gegenſtand verfügen. Derſelbe Fall tritt ein, wenn Jemand ein geiſtiges Product, z. B. ein juriſtiſches Gutachten, eine Denkſchrift, kauft. Das Eigenthum dieſes Erzeugniſſes geht mit der Entrichtung des Preiſes vom Producenten auf den Clienten über. Der Werth des Productes wird aber auch conſumirt, ſobald das

Gutachten bei Gericht eingereicht ist, d. h. sobald es den Zweck erfüllt hat, für den es verfertigt ist. Der Preis eines solchen richtet sich nach den Gesetzen, die wir oben in den Abschnitten über den Werth, den Preis und den Arbeitslohn dargethan haben.

Nun gibt es aber geistige Producte, die nicht sofort, sondern erst in langer Zeit consumirt werden und deren Preis auch nicht mit Einem Schlage erlöst werden kann, weil sie vermöge einer besonderen Eigenthümlichkeit erst vervielfältigt werden müssen. Es gibt geistige Erzeugnisse, welche so langes Vorstudium, so großen Kostenaufwand erfordern, daß ein einzelner Mensch nur ausnahmsweise im Stande wäre, dieselben zu kaufen, die aber zugleich so beschaffen sind, daß sie Kaufliebhaber unter einer ganzen Nation, unter allen civilisirten Völkern der Erde finden. Vermöge eines sinnreichen Verfahrens, der Buchdruckerei, können diese Erzeugnisse vervielfältigt werden, soweit es Kaufliebhaber gibt. Der pro rata sehr niedrige Preis dieser Arbeiten geht eben deßhalb nicht aus dem einmaligen, dem ersten Verkauf hervor, sondern wird erst durch eine Reihe auf einander folgender Verkäufe erzielt. Nun behaupten die Anhänger des streng formellen Rechts, wie es aus der alten Gesetzgebung hervorgegangen ist, daß durch den Verkauf eines einzelnen Exemplars eines Buches an den Käufer mit dem Eigenthum auch das Recht übergegangen sei, dieses Buch durch den Druck vervielfältigen zu lassen und die gewonnenen Exemplare zu verkaufen, d. h. das Recht des Nachdrucks. Nun wird zwar diese Behauptung auch juristisch bestritten, indem Viele der Meinung sind, daß das durch den Kauf acquirirte Eigenthum eben nur speciel auf das gekaufte Exemplar des Buches, nicht auch auf jenes Recht sich beziehe, und daß es pedantisch und unrichtig sei, ganz neue Verhältnisse, die aus einer durch Erfindungen veränderten Lage der Welt entstanden sind, auch nach dem römischen und dem gemeinen deutschen Rechte beurtheilen zu wollen, die eben solche Verhältnisse nicht kannten; — wir wollen die Sache zunächst aber ökonomisch untersuchen.

Nehmen wir ein Buch, zu dessen Erzeugung der Verfasser zwanzigjährige Vorstudien, Reisen und kostspielige Ausgaben machen mußte, die sich bis auf 20,000 Thaler belaufen; zu dessen Veröffentlichung der Verleger oder der selbst verlegende Verfasser wiederum an Kosten für Druck, Papier und Stahlstiche 20,000 Thlr. hat aufwenden müssen. Der Verleger, da er nicht weiß, welche Aufnahme das Werk bei dem Publicum finden wird, ist nicht im Stande, bei der ersten Auflage sogleich dem Verfasser ein so hohes Honorar zu zahlen, daß jene 20,000 Thlr. sofort wieder ersetzt würden; er kann ihm nur 5000 Thlr. zahlen; und der Schriftsteller muß folglich vier Auflagen abwarten, bis er nur seinen Vorschuß, sein aufgewandtes Capital wieder erhält. Ist dies geschehen, so hat er nur seine

baaren Auslagen rückerstattet erhalten; für die Zinsen, für die Versicherungs-Prämie des Capitals und vor Allem endlich für seine eigene Arbeit hat er noch gar nichts. Dafür muß er noch zwei weitere Auflagen abwarten. Darüber kann nun ein Zeitraum vergehen, welcher das Leben des Verfassers weit überdauert. Nun hat aber der Käufer eines der ersten Exemplare der ersten Auflage des Buches sofort einen Nachdruck veranstaltet. Da er nicht 25,000 Thaler dafür an Capital aufzuwenden, weil er kein Honorar zu zahlen hat und die Stahlstiche nur copiren zu lassen braucht, so kostet ihm die Herstellung einer gleichen Anzahl von Exemplaren, wie die der Original-Ausgabe, nur 15,000 Thaler. Der Nachdrucker kann somit das Buch fast um die Hälfte billiger verkaufen. Dem Publicum ist es natürlich nicht zu verargen, daß es da kauft, wo es seine Waare am billigsten bezieht; es wendet sich sofort bloß an den Nachdrucker, der Auflage um Auflage verkauft, während dem Verleger alle Exemplare liegen bleiben, die er nicht vor dem hergestellten Nachdruck verkauft hatte. Der Verleger hat somit einen Verlust von etwa 25,000 Thalern, der Verfasser hat für seine Arbeit und für sein aufgewandtes baares Capital nur 5000 Thaler. Er ist einer Summe von 15,000 Thalern und des ganzen Werthes seiner Arbeit schlechtweg beraubt. Sein Werth ist ihm gerade nicht durch Anwendung directen physischen Zwanges, aber doch durch eines jener Werkzeuge entwandt, mit welchen die Civilisation die Menschheit bereichert hat. Die formellen Juristen aber sagen: Es geschieht ihm Recht, denn es steht nicht im römischen Rechte, daß es ein Schrift-Eigenthum gebe.

Wir hätten also die Thatsache, daß der Staat zwischen dem Eigenthume von Werthen einen Unterschied macht; daß er das Eigenthum an greifbaren Werth-Gegenständen schützt, weil das römische Recht es geschützt hat, und daß die Producenten von geistigen Werthen vogelfrei sind, weil der Sachsenspiegel ihrer nicht gedacht hat. Noch weiter: alle untergeordneten geistigen Producte, wie z. B. Schriften von Sachwaltern u. s. w., wären geschützt, die höchsten Werth-Erzeugnisse des menschlichen Geistes hingegen, die Ergebnisse der Wissenschaft, durch welche die Menschheit sich die unentgeltlichen Kräfte der Natur in stets größerem Maßstabe dienstbar macht und dadurch auf immer höhere Stufen der Cultur und des Wohlbefindens emporschreitet, — diese geistigen Producte sollen, weil nicht geschützt, keinen Werth haben!

Wir sind der Meinung: die Gesetze der Volkswirthschaft haben eine tiefere Begründung, als die Gesetze der Legislation; diese müssen sich auf die Dauer nach jenen, nicht jene nach diesen richten, — vorausgesetzt immer, daß man die Gesundheit in dem Volks-Organismus befördern will, denn es könnte auch eine Krankheit zum Gesetze gestempelt werden.

Nun gut; nach den Geſetzen der Volkswirthſchaft haben die geiſtigen Erzeugniſſe nicht minder Werth, als die körperlichen. Das Eigenthum der letzteren wird durch den Staat geſchützt, — folglich muß das Eigenthum der erſteren auch durch den Staat geſchützt werden; auf das „Wie" kommt es dabei gar nicht an.

Wie es außerhalb der menſchlichen Gemeinſchaft keinen Werth, ſo gibt es auch außerhalb der durch Uebereinkommen und Geſetze geregelten menſchlichen Geſellſchaft, die man eben Staat heißt, kein Eigenthum.

Außerhalb des Staates iſt ſelbſt mein Kopf ſo lange nur mein eigen, als es nicht einem Stärkeren einfällt, ihn mir abzureißen. Hebt einmal alle Geſetze auf, ſchickt die Richter und die Advocaten ins Pfefferland, vernichtet jedes Gewohnheitsrecht und Schiedsgericht, — dann fragt, wo das Eigenthum bleibt! In der Anarchie gibt es kein geiſtiges Eigenthum, — wie viel wird es körperliches geben?

Wenn ſomit auch das Eigenthum an verkörperten Werthen ohne den Schutz des Staates nicht beſtehen kann, warum ſollte dieſer Schutz für die geiſtigen Werthe nicht zuläſſig ſein? Werth iſt Werth, und Schutz iſt Schutz, — auf das Mehr oder Weniger kommt es nicht an.

Der Einwand, daß das geiſtige Eigenthum — wir ſagen „geiſtiges", weil wir in dieſen weiten Begriff alle Werthe einſchließen können, welche durch geiſtige Producenten geſchaffen werden, alſo auch Stahlſtiche und Erfindungen — im alten Rechte nicht aufgeführt ſei, iſt ein nichtiger. Die Menſchheit iſt im Fortſchreiten begriffen. So gut die Errichtung des Eigenthums überhaupt mit der Gründung der menſchlichen Geſellſchaft ſeiner Zeit ein Fortſchritt war, ſo kann in der durch großartige Erfindungen auf einen höheren Standpunkt gebrachten Welt ein neuer Begriff entſtehen, der in den Schutz des Staates eingeſchloſſen werden muß. So gut die Römer zweierlei Eigenthum kannten, das Dominium und das Mancipium, — ſo gut das Mittelalter das Lehens-Eigenthum und das Allod unterſchied, — ſo gut können wir ein gewöhnliches und ein geiſtiges oder Schrift-Eigenthum unterſcheiden, gründen, ſchützen.

Wenn man aus dem Umſtande, daß das geiſtige Eigenthum erſt genießbar geworden ſei durch die Erfindung der Buchdruckerei und jener anderen Vervielfachungs-Künſte, auf deſſen Nicht-Exiſtenz ſchließen wollte, dann könnten wir erwähnen, daß das Alterthum auch vom Wechſel und Wechſelrechte, von Staatspapieren und Banknoten nichts wußte.

Wenn man aber nicht der Anſicht iſt, daß der Staat auf einem bloßen freiwilligen Vertrage beruhe (J. J. Rouſſeau), ſondern wenn man mit Ariſtoteles glaubt, daß der Menſch ein politiſches Thier ſei, welches ſich in Völkergruppen organiſch entwickle und zu verſchiedenen Culturſtufen

emporſteige, dann braucht man den Zweck der menſchlichen Vergeſellſchaftung mit dem Urzuſtande noch nicht für abgeſchloſſen zu halten; dann kann man glauben, daß Entwicklungsphaſen eintreten, wo die Stoffe und Kräfte der Natur mit ganz anderer Einſicht gehandhabt werden, wo Werkzeuge und Begriffe walten, von denen die Vorzeit keine Ahnung hatte, wo neben dem greifbaren auch ein geiſtiges Eigenthum beſteht, — ſelbſt wenn es auf eine andere Art und Weiſe durch die Geſellſchaft geſchützt werden müßte, als der Grund und Boden oder ein Sack Geld.

Nachdem wir nachgewieſen, daß die geiſtigen Producte Werth haben, daß Werthe als ſolche ſchon Eigenthum werden können und müſſen, daß es alſo naturrechtlich ein geiſtiges Eigenthum gibt, — kann uns alſo der Umſtand nicht ſtören, daß das römiſche und das gemeine deutſche Recht nichts davon wiſſen. Auch das römiſche Recht hat Verhältniſſe geſetzlich geordnet, die einem früheren Jahrhunderte unbekannt waren; und ſo gut in neuerer Zeit Criminal-Geſetze zum Schutze der Eiſenbahnen gemacht werden mußten, obwohl die Carolina von Eiſenbahnen nichts weiß, ſo gut kann die Legislation auch das Nutzrecht der Autoren durch Geſetze feſtſtellen und ſchützen.

Nachdem wir einmal principiel keinen Unterſchied zwiſchen dem Eigenthum von Werthen anerkennen, und das Erbrecht in Bezug auf greifbare Güter beſteht, ſo muß es conſequenter Weiſe auch auf das geiſtige Eigenthum ausgedehnt werden.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß Macaulay im Unrechte iſt, wenn er dem Erbrechte keine größere Berechtigung zugeſteht, als die willkürlicher Menſchen-Satzung. Es iſt im Gegentheil ſowohl in phyſiologiſcher wie in ökonomiſcher Hinſicht ein Naturgeſetz, dem die formelle Geſetzgebung nur in verſchiedenen Schattirungen Folge gegeben hat.

Das Erbrecht iſt in phyſiologiſcher Hinſicht ein Naturgeſetz, weil die Kinder die Eigenſchaften ihrer Eltern erben, weil ſich vor Allem gewiſſe Krankheiten bis ins dritte und fünfte Glied, ja, noch weiter fort erben.

Von dem Uebel iſt aber das Gute, nach jenem oberſten Naturgeſetze der Gegenſätze, unzertrennlich; ſind die Nachtheile der Eltern erblich, dann müſſen es auch deren Vortheile ſein.

In ökonomiſcher Hinſicht iſt das Erbrecht naturgeſetzlich begründet wegen der Anſammlung des Capitals. Wir haben geſehen, daß das Capital die große Locomotive der Civiliſation iſt, daß ohne Capital der Urzuſtand nicht überſchritten werden kann. Nun iſt das Naturgeſetz, welches das Menſchengeſchlecht zur Fortentwicklung beſtimmt, ſo wenig zu läugnen, wie das Geſetz des Wachsthums. Dieſe Fortentwicklung iſt nur vermittelſt des Capitals möglich; die Anſammlung des Capitals würde aber ſehr geſtört werden, wenn man nicht wüßte, für wen man ſpare, wenn man gar kein

Intereſſe daran hätte, Erſparniſſe zu hinterlaſſen; und das wäre der Fall, wenn kein Erbrecht exiſtirte.

Dieſe beiden Gründe ſind denn auch zu allen Zeiten inſtinctmäßig gefühlt worden; mit wenigen Ausnahmen und Modificationen hat das Erbrecht bei allen Völkern exiſtirt.

Dieſes Erbrecht muß, wie bemerkt, auch für die geiſtigen Werthe vindicirt werden. Nehmen wir ein Beiſpiel: Ein Vater hat dem einen Sohne 10,000 Thaler in greifbarem Capital hinterlaſſen; dieſer legt dasſelbe irgendwie gewinnbringend an, und das Eigenthum an dieſem Capital und deſſen Gewinne verbleibt ihm und ſeinen Nachkommen auf ewige Zeiten. Den andern Sohn hat der Vater ſtudiren, er hat ihn zu ſeiner ferneren Ausbildung Reiſen machen laſſen, ſo daß eine eben ſo große Summe für ſeine geiſtige Entwicklung, für die Anſammlung eines geiſtigen Capitals verwandt worden iſt. Da die Productionsquelle bei dem Letzteren mit dem Tode aufhört, ſo muß derſelbe, ſoll er ſeinem Bruder überhaupt gleich ſein, noch bei Lebzeiten das zu ſeiner Ausbildung conſumirte Capital durch Mehrproduction amortiſiren und reproducirt ſeinen Erben hinterlaſſen können. Dies kann dadurch geſchehen, daß er ſo hohen Lohn bezieht, daß er das Capital von 10,000 Thalern allmählich in greifbaren Gütern aufſpart und ſeinen Erben hinterläßt, oder daß er geiſtige Producte erzeugt, deren Eigenthumsrecht eine Nutznießung gewährt, welche allmählich jener Summe gleichkommt. Wir haben in dem Abſchnitte über den Arbeitslohn geſehen, daß die Arbeiter deſto höher bezahlt werden, je kürzere Ausſicht auf Verdienſt ſie haben, oder je größer die Gefahr iſt, bei dem betreffenden Geſchäfte zu verunglücken oder es zu nichts zu bringen. Dies mag einer der Gründe ſein, warum caeteris paribus diejenigen geiſtigen Arbeiter, deren erzeugte Werthe ſofort conſumirt werden, verhältnißmäßig höheren Lohn bei Lebzeiten genießen, als Schriftſteller, deren Producte zum Theil erſt von der Nachwelt conſumirt werden. Sängerinnen ſind beſſer bezahlt, als Staatsbeamte, und Staatsbeamte, von welchen man ſo große geiſtige Eigenſchaften fordert, wie von Gelehrten, beſſer als letztere. Die Gelehrten finden daher ein Aequivalent an dem Autorenrechte.

Wir müſſen uns aus ſolchen Gründen für das ewige Eigenthumsrecht an geiſtigen Werthen entſcheiden, ſoweit es das Princip betrifft; die Nützlichkeitsfrage werden wir weiter unten behandeln.

Dieſes volle, ungeſchmälerte Eigenthumsrecht, dieſes Urheber-Recht an geiſtigen Werthen kann nun an einen Unternehmer verkauft werden. Dieſer Unternehmer, der ſogenannte Verleger, tritt damit an Stelle des Verfaſſers, unbeſchadet der Verbindlichkeiten, zu welchen er im Verlags-Vertrage dem letzteren gegenüber ſich anheiſchig macht.

„Nachdem der Verfaſſer ſein Werk verfaßt und niedergeſchrieben hat," ſagt Zachariä a. a. O., „muß eine neue Arbeit hinzukommen, oder muß — was dasſelbe iſt, denn ein Capital iſt aufgeſparte Arbeit — ein Capital verwandt werden, damit das Buch durch den Druck vervielfältigt und ſo für das Publicum brauchbar gemacht werde. Aber auch dieſe Arbeit hat einen Rechts-Anſpruch auf einen verhältnißmäßigen Lohn; mit anderen Worten: der Verleger hat einen Rechts-Anſpruch auf Vergütung ſeiner Mühewaltungen, auf Erſatz und Verzinſung ſeines Capitals. Und dieſer Anſpruch iſt um ſo beſſer begründet, da ihm das Intereſſe des Publicums zur Seite ſteht. — Das macht keinen Unterſchied, ob der Schriftſteller ſelbſt oder ob ein Anderer, zum Beiſpiel ein Buchhändler, die Schrift verlegt. Auch in dem erſteren Falle ſind der Schriftſteller und der Verleger zwei verſchiedene Perſonen, oder es ſind nur zwei verſchiedene rechtliche Eigenſchaften in Einer und derſelben Perſon vereinigt.

„Das Recht des Verlegers iſt nun die factiſche Bedingung der Wirkſamkeit des Schrift-Eigenthums, dieſes Eigenthum als ein nutzbares Recht betrachtet. Ohne Sicherheit des Verlagsrechtes können literariſche Arbeiten, wenn ſie anders einen Verleger finden, dennoch nicht dem Schriftſteller das Honorar eintragen, welches er unter der entgegengeſetzten Vorausſetzung von ihnen zu erwarten hätte; es wird alſo der Lohn, welcher der Arbeit gebührt und welcher zum Arbeiten aufmuntert oder nöthigt, wenigſtens geſchmälert. Man wende nicht ein, daß denn doch nicht alle Schriften nachgedruckt oder des Nachdruckes gewürdigt werden. Der Buchhändler muß ſeinen Gewinn und Verluſt im Ganzen anſchlagen und mithin dem Verluſte, den er durch den Nachdruck des einen oder des anderen Verlags-Artikels litte, durch den Gewinn bei anderen Verlags-Artikeln beikommen. [Durch den Nachdruck werden daher alle Honorare herabgeſetzt, — die Bücher in ihrer Geſammtheit theurer.] Die wahre Urſache der Unwirkſamkeit des Schrift-Eigenthums im Alterthum lag darin, daß, wo und wann Schriften nur durch Abſchreiben vervielfältigt werden, eine Controle über die Vervielfältigung einer einmal herausgegebenen Schrift factiſch und mithin rechtlich unmöglich iſt. Der Schriftſteller hat unter dieſer Vorausſetzung überhaupt nicht ein Eigenthum an ſeinem Geiſteswerke, nicht ein Dominium materiae, ſondern nur ein Eigenthum an ſeiner Handſchrift, nur ein Dominium formae. Anders ſtellt ſich die Sache, wo und wann literariſche Arbeiten durch die Druckerpreſſe oder durch ähnliche mechaniſche Mittel vervielfältigt werden. Unter dieſer Vorausſetzung iſt eine Controle jener Art factiſch möglich.

„Der Verleger hat nur unter der Bedingung ein Verlagsrecht, d. i. ein Recht, die in Verlag genommene Schrift ausſchließlich zu vervielfältigen,

daß der Verfaſſer ein Eigenthum an ſeinem Werke hat; denn der Verleger iſt der Bevollmächtigte des Schriftſtellers."

Nachdem der Begriff und die Exiſtenz des geiſtigen Eigenthums einmal ökonomiſch feſtgeſtellt ſind, kommt es, um letzteres in der Geſetzgebung zur Geltung zu bringen, gar nicht darauf an, ob ſich eine Analogie in der älteren Geſetzgebung finden läßt, ſondern die Legislation iſt ja eben da, die neuen Geſtaltungen der ſtets ſich entwickelnden und verwandelnden Geſellſchaft in neue Normen zu bringen. Zu allem Ueberfluſſe gibt es aber dennoch eine — wenn auch entfernte — Analogie in dem gemeinen deutſchen Rechte. „Letzteres kennt nämlich eine Claſſe von Rechten, welche nur durch Privilegien entſtehen können, indem das allgemeine Recht, aus welchem die einzelne Berechtigung hervorgeht, fortdauernd bei der Staatsgewalt verbleibt. Dies ſind die Gerechtigkeiten, welche durch Verleihung von regalen Rechten begründet werden. Im Allgemeinen iſt der Erwerb der Privatrechte von Vorausſetzungen abhängig, deren Erfüllung eine durch die gewöhnliche Handlungsfähigkeit der Perſonen gegebene Möglichkeit iſt. Es gibt aber einige Rechte, deren Erwerbung der freien Willkür der Perſonen entzogen iſt, indem ſie der Staat ausſchließlich in Anſpruch nimmt und die Befugniß zu ihrer Ausübung der öffentlichen Gewalt zutheilt. Dies ſind nun die ſogenannten Regalien." [Gerber.] So gut nun der Staat ſolche Rechte an Einzelne verlieh, ſo gut dieſe nur durch den Schutz des Staates ins Leben treten konnten, ſo gut kann die Geſetzgebung das ökonomiſch begründete geiſtige Eigenthum ſchützen.

Nachdem wir hiermit vom Standpunkte des Princips das volle, ewige Eigenthum an geiſtigen Erzeugniſſen vindiciren zu müſſen geglaubt, gehen wir zur Erörterung der Frage über, ob es nützlich ſei, dieſes Eigenthum auf eine beſtimmte Zeit zu beſchränken.

Da dasſelbe ein Recht iſt, deſſen Ausübung erſt in Folge der Umgeſtaltung der Neuzeit durch die Buchdruckerkunſt u. ſ. w. möglich geworden iſt, ſo mußte die Geſetzgebung dasſelbe erſt formel ſanctioniren; und da war es natürlich, daß man nur Schritt für Schritt voran ging, indem die Bundes-Verſammlung in Deutſchland z. B. das Urheber-Recht zuerſt auf zehn Jahre nach dem Erſcheinen des Werkes und ſpäter auf dreißig Jahre nach dem Tode des Verfaſſers feſtſetzte. Der Umſtand, daß ſie das Recht erweiterte, deutete darauf hin, daß ſie dasſelbe principiel anzuerkennen geneigt war. Macaulay macht darauf aufmerkſam, daß eine Beſtimmung, welche das Recht auf eine beſtimmte Zeit nach dem Tode des Verfaſſers ertheilt, eine Ungleichheit in ſich trägt, weil dann die ſpäter erſchienenen Werke desſelben Verfaſſers, alſo diejenigen, welche der Regel nach die beſſeren ſind, einen geringeren Schutz genießen, ſo wie auch diejenigen Schrift-

steller, welche früh sterben. Er schlägt daher vor, das Eigenthumsrecht auf eine bestimmte Zeit (42 Jahre) nach dem Erscheinen des Werkes festzusetzen, und dieser Vorschlag ist auch mit nur wenigen Abänderungen vom englischen Parlamente genehmigt worden.

Dieses Gesetz erscheint vollkommen zweckmäßig. Die Gründe, welche Macaulay für die Beschränkung des Schrift-Eigenthums auf eine gewisse Zeit vorbringt, wollen uns indessen nicht einleuchten. Sein Gedankengang ist folgender:

„Es ist wünschenswerth, daß wir einen Vorrath guter Bücher besitzen; wir können einen solchen Vorrath nicht haben, wenn die Schriftsteller nicht freigebig belohnt werden, und kein Mittel, sie zu belohnen, unterliegt so wenig Einwänden, als das Verlagsrecht. — Die Nachtheile dieses Verlagsrechtes aber" — fährt der große Geschichtschreiber fort — „sind nicht gering und klein an Zahl. Das Verlagsrecht ist ein Monopol und erzeugt alle die Wirkungen, welche die allgemeine Stimme der Menschen dem Monopole zuschreibt. Nun hat aber das letztere gewöhnlich die Wirkung, die Artikel selten, theuer und schlecht zu machen. Dies ist ein Uebel, das keinen Tag länger dauern darf, als nöthig ist, um das Gute uns zu sichern."

Von dieser Meinung ausgehend, daß das „Urheber-Recht" nicht naturgesetzlich begründet, sondern ein Monopol sei, fügt Macaulay hinzu: „Das Verlagsrecht beruht auf dem Grundsatze, den Lesern zum Vortheil der Schriftsteller eine Steuer aufzuerlegen. Die Steuer ist eine übertrieben schlechte; denn sie lastet auf dem unschuldigsten und heilsamsten aller menschlichen Genüsse, und wir dürfen nie vergessen, daß jede Besteuerung unschuldiger Genüsse eine Prämie für lasterhafte Vergnügungen ist."

Mit derselben Logik könnte man die Weinpreise reguliren wollen, weil sonst das „lasterhafte Vergnügen" des Branntweintrinkens überhand nehmen könnte.

Ohne eine Sicherung des Urheber-Rechtes ist eine gediegene Production geistiger Werke gar nicht möglich; denn nur Wenige mögen und können ohne irgend eine Aussicht auf Vergütung die Kosten und die vieljährige Arbeit übernehmen, welche geistige Werke erfordern; noch weniger aber werden Verleger zur Herausgabe eines Werkes sich entschließen können, wenn sie Gefahr laufen, durch den Nachdruck ihr aufgewandtes Capital einzubüßen. Gerade der Schutz des Verlagsrechtes ist innig verwachsen mit dem des Urheber-Rechtes; und es wird durch jenes der Uebergang vom körperlichen auf das geistige Eigenthum gebildet. Der Verfasser riskirt, sofern sein Recht nicht geschützt ist, seinen Lohn, der Verleger ein greifbares materielles Capital. Von diesem Gesichtspunkte aus können diejenigen kaum

der Uebertreibung bezüchtigt werden, welche den Nachdruck mit dem Communismus und anderen Eingriffen in das Eigenthum gleichstellen.

Macaulay nennt das geistige Eigenthum ein Monopol. Er hat Recht, wenn er behauptet, daß Monopole die Waare theurer und schlechter machten. Zugegeben auch, daß das Urheber-Recht ein Monopol wäre, so trifft die genannte Eigenschaft desselben bei geistigen Produeten keineswegs unbedingt zu. Die außerordentliche Vervielfältigung und Verbreitung der Werke Schiller's und Göthe's z. B., die noch Eigenthum der Erben oder der Verleger jener Schriftsteller sind, unterstützt unsere Meinung.

Das eigene Interesse nämlich muß den Verleger geistiger Werke mehr als jeden anderen Producenten überzeugen, daß billiger Preis durch die Erweiterung des Absatzes den Gewinn vermehre. Da es außerdem sehr schwer ist, das Plagiat rechtlich beim geistigen Eigenthum nachzuweisen, so würde, wenn der Eigenthümer eines Geistes-Productes Monopol-Preise fordern wollte, bald eine zahlreiche Concurrenz in Gestalt *ähnlicher* Producte entstehen, dieselben Gedanken würden in diesem oder jenem Gewande wiedergebracht werden, so daß der Monopolist endlich durch den eigenen Schaden klug würde. Auch würde der hohe Preis jenes Geistes-Productes den Wetteifer erhöhen und vielleicht noch bessere Producte hervorrufen, welche durch die Mitbewerbung wieder auf den Preis drücken müßten.

Was nun die zeitliche Beschränkung des geistigen Eigenthums betrifft, — so ist das Product nach der vom Gesetz bestimmten Verjährungsfrist entweder noch etwas werth oder nicht. Im letzteren Falle ist die Frage überhaupt bedeutungslos; im ersteren sehen wir nicht ein, warum fremden Leuten, die sich kein Verdienst um die Sache erworben, etwas geschenkt werden soll.

Uebrigens ist die Beschränkung des Urheber-Rechtes auf eine bestimmte Frist im Wesentlichen bedeutungslos. *Ein Buch ist gewiß fast immer gerade zu der Zeit am nützlichsten, in welcher es erscheint.* Wenn es nun gerade in dieser und vielleicht der nächst darauf folgenden Generation, also etwa ein halbes Jahrhundert lang, Eigenthum des Verfassers oder der Rechtsnachfolger desselben ist: zu was soll die Aufhebung des Eigenthums nach fünfzig Jahren noch nützen? Da hat das Product meistens nur noch einen antiquarischen Werth; und dafür mag auch von den Liebhabern mehr bezahlt werden. — Wo Wohlfahrts-Rücksichten zu Gunsten der Verbreitung geistiger Werke unter das Volk obwalten, da müßte das geistige Eigenthum in der Regel gerade zur Zeit der Production *vogelfrei* sein, — indem das Erzeugniß, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach gerade dann ein dringendes Bedürfniß befriedigt, durch welches

es hervorgerufen worden, das aber vielleicht nach zehn Jahren schon nicht mehr vorhanden oder völlig befriedigt ist.

Wollte man aber nun in consequenter Durchführung dieser „Wohlfahrts-Theorie" das Schrift-Eigenthum ganz aufheben, dann würde man gleich jener habgierigen Frau in der Fabel das Huhn tödten, welches die goldenen Eier legte.

Der völlige Schutz des geistigen Eigenthums hingegen wird die Hervorbringung ausgezeichneter Werke, die sonst oft aus Noth unterblieben wären, sehr begünstigen; denn auch der Verleger wird ein höheres Honorar bezahlen können, weil er längere Zeit auf Gewinn hoffen darf. Aus demselben Grunde kann er sich mit geringerem Gewinne bei jeder Auflage begnügen und somit die Preise niedriger stellen, als wenn er sofort nach der ersten Auflage einen Nachdruck befürchten muß. Dadurch gewinnen aber sowohl Schriftsteller, wie Publicum.

Macaulay führt als einen anderen Nützlichkeitsgrund für die zeitliche Beschränkung des Schrift-Eigenthums die Befürchtung an, daß der Erbe eines Verfassers ein Buch unterdrücken könne. Wir können darauf nur erwiedern, daß ihm kein Gesetz die Unterdrückung eines Manuscriptes verbieten kann, und daß wir nicht einsehen, warum zwischen einem geschriebenen und einem gedruckten Producte deßhalb ein Unterschied gemacht werden soll. Uebrigens muß der Erbe eines Buches immer sehr triftige Gründe zur Unterdrückung desselben haben, weil er sich damit gewisser pecuniärer Vortheile beraubt; und wenn auch Jemand im Stande wäre, aus Fanatismus ein gutes Buch zu vernichten, so wird ein solches Schicksal doch öfter schlechte Werke treffen, wie z. B. jenes Buch des „infame Marquis de Sades."

Was wir vom Autor-Rechte in Beziehung auf literarische Producte gesagt haben, gilt auch von anderen geistigen Erzeugnissen, wie Kupfer-, Stahlstichen, Holzschnitten, Lithographieen u. s. w. — Auch die Erfindungen, welche jetzt in den meisten Staaten durch die Patent-Gesetzgebung geschützt sind, müssen wir unter diese Kategorie bringen.

32. Die Wahl des Berufes.

Wenn man den Quellen nachforſcht, aus welchen das Elend von Individuen und ganzen Volks-Claſſen entſpringt, ſo drängt ſich dem Beobachter nicht ſelten die Thatſache auf, daß viele Menſchen durch einen Mißgriff in der Wahl ihres Berufes ihre Laufbahn in eine ſchiefe, wenig productive Richtung, in eine Bahn gebracht haben, in der ſie ihre Fähigkeiten und Kräfte nicht zur Geltung bringen können; daß ſie, wie man ſagt, „ihre Carriere verdorben" haben. In einem jungen Lande, wo die Erwerbs-Verhältniſſe noch keine Stabilität erlangt haben, wo die Arbeit in ſchrankenloſer Freiheit von einer Beſchäftigung zur andern überſpringen kann, in einem Lande wie America mag dieſer Mißſtand weniger fühlbar ſein, weil das Uebel leicht geheilt werden kann, indem nur der Verluſt eines kürzeren oder längeren Zeitraumes, welchen die Erlernung eines neuen Erwerbszweiges erheiſcht, damit verknüpft iſt. Anders verhält es ſich hingegen in Ländern, deren Verhältniſſe eine gewiſſe Stabilität angenommen haben, deren Geſetzgebung noch gar den leichten Uebergang von dem einen Geſchäftszweige zum andern durch manche Schwierigkeiten und Opfer hindert. Wenn man nun nicht geneigt iſt, zur Beſeitigung dieſer Hinderniſſe zu ſchreiten, wenn dies zu lange Zeit erfordern würde, während welcher noch Mancher den Verhältniſſen geopfert wird, wenn es überhaupt nicht unſere Aufgabe iſt, hier auf eine ſolche Frage einzugehen, ſo wundert es uns dennoch ſehr, daß man noch nicht auf den Gedanken gekommen iſt, die Mißgriffe einer üblen Wahl des Berufes durch zweckmäßige Maßregeln wenigſtens zu mildern.

Wir wollen weniger von dem Falle ſprechen, wo junge Leute aus zu geringer Selbſtkenntniß und Mangel an richtigem Urtheil von Seiten ihrer Eltern einen Erwerbszweig wählen, welcher ihren Anlagen oder Neigungen nicht entſpricht. Das iſt am Ende Sache jedes Einzelnen oder der Familie, in welche weder dritte Perſonen, noch Staat oder Geſellſchaft ſich einzumiſchen haben.

Allein mindeſtens eben ſo häufig entſteht eine verfehlte Carriere dadurch, daß man eine Berufsart wählt, welche im Verfall oder überſetzt iſt, oder zu der Zeit überſetzt ſein wird, wo man ſelbſtſtändig in derſelben zu wirken hofft.

Die jungen Leute, ſelbſt deren Eltern, haben häufig den Ueberblick nicht, um genau zu ermeſſen, welcher Zweig menſchlicher Induſtrie, ſei es auf dem Gebiete der geiſtigen oder der rein körperlichen Arbeit, der für den Anfänger paſſendſte und zugleich der lohnendſte ſein werde. Ueberdies ſind die Schwankungen der induſtriellen Verhältniſſe in unſerem von Dampf bewegten Jahrhundert ſo groß, daß nur Männer ſie vollkommen zu überſehen im Stande ſind, welche entweder an dem großen Weltmarkte ſelbſt Theil nehmen, oder denen durch ihre beſondere wiſſenſchaftliche, induſtrielle oder amtliche Stellung ein freierer Ueberblick vergönnt iſt.

Unter ſolchen Umſtänden ſtellt ſich das Bedürfniß einer *periodiſchen, ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellung der verſchiedenſten Berufszweige* der ganzen induſtriellen Geſellſchaft, mit genauer Angabe der Preiſe der Producte, der Arbeitslöhne, Gehalte, Honorare, der Anzahl der in jedem derſelben beſchäftigten Arbeiter, des Fortſchrittes oder des Verfalls gewiſſer Erwerbszweige, zur Evidenz heraus.

Wenn die jungen Leute, oder deren Eltern, zu der Zeit, wo jene ihren Beruf zu wählen pflegen, eine ſtatiſtiſche Ueberſicht zur Hand nehmen können, um zu überſehen, welches Gewerbe, welcher Induſtriezweig, welches wiſſenſchaftliche Fach in der Abnahme oder im Steigen, welches überſetzt oder welches entleert iſt, welches Ausſicht auf lohnende Beſchäftigung in der Zukunft bietet und welches nicht, ſo werden Mißgriffe, wenn nicht gänzlich verhütet, doch ſehr vermindert werden können.

Die preußiſche Regierung hat vor Kurzem die „Aufſtellung von Tabellen über den Stand der Gewerbe" angeordnet. Damit wäre ſchon ein erſter Schritt gethan, und es würde wenig mehr Mühe erfordern, wenn man dieſe Arbeit ſo erweiterte, daß auf unſern Vorſchlag Rückſicht genommen würde.

33. Die Associationen.

Als der griechische Fabel-Dichter jene Worte des sterbenden Vaters erzählte, in welchen dieser, seinen Söhnen Einigkeit anempfehlend, zuerst dieselben Einen Pfeil zerbrechen hieß und dann das ganze Bündel, welches letztere keinem derselben gelang, — da hatte er schon das Geheimniß gefunden, welches zur Emancipation des Arbeiterstandes führt.

Wie schwach und unzureichend auch die Kräfte des Einzelnen sein mögen, vereint haben die Menschen stets Großes zu Stande gebracht. Die Blüthe des Mittelalters entsprang fast einzig und allein aus den Verbrüderungen, die im Kleinen in Zünften und Gilden, im Großen als Städtebünde (rheinischer, schwäbischer Städtebund, Hansa) in kraftvolles Leben traten.

Nach einer weltgeschichtlichen Pause ist in diesem Jahrhunderte in wirthschaftlicher Beziehung wieder tausendfältiges Leben angebrochen; und der Fortschritt in Wissenschaft und Technik war Veranlassung, daß alle jene Associationen in productiverer Gestalt wieder sich verjüngten.

Zunächst war es das Capital, welches sich aus den kleinsten Bruchtheilen vereinigte und Großartiges schuf, was ohne Vereinigung der Kräfte Aller unmöglich gewesen wäre. Actien-Gesellschaften haben wir zunächst die ersten und meisten Eisenbahnen und die Dampfschifffahrt zu verdanken; Actien-Gesellschaften gründen Banken und reguliren den Credit; durch sie bekommt der Gewerbsmann die Mittel in die Hand, sein Talent zur Anwendung zu bringen, — der Grund und Boden wird von seinen Lasten befreit und immer regere Entfaltung der Erwerbsfähigkeit möglich gemacht. Die kleinsten Capital-Beträge, die sonst oft unbenutzt da lagen, werden so productiv angelegt, und weil eben die kleinen Capital-Beträge in Händen der großen Masse sind*), so schwellen sie durch die Vereinigung zu ungeheuren Summen an, mit denen große Dinge vollbracht werden.

*) Bei der österreichischen National-Anleihe von 500 Millionen Gulden hat es sich kürzlich gezeigt, daß die kleinen Beträge von 20 bis 100 den größeren Theil der Anleihe gedeckt haben.

Durch diese Associationen des Capitals wird auch den weniger Bemittelten die Gelegenheit gegeben, ihre Ersparnisse gewinnbringend anzulegen, statt sie im Kasten liegen zu lassen oder in der Erde zu vergraben. Das Volk gewöhnt sich allmählich an wirthschaftliche Ideen und Gewohnheiten, an wirthschaftliches Haushalten. So fließen endlich alle Ersparnisse der Einzelnen in den productiven Hauptstock der Nation, und wir sehen entstehen alle jene herrlichen National-Denkmale des Fleißes, jene großartigen Verkehrs-Anstalten und Gewerbs-Institute, wo die früher gefürchtetsten Feinde des Menschen, das Feuer und das Wasser, wie verwünschte Geister — in Eisen gebannt — arbeiten müssen, keuchend, stöhnend, die Kraft von Millionen Menschen ersetzend und immer neue Massen von Gütern erzeugend. So schreitet es denn rüstig fort — das Zeitalter, in welchem man mit dem Dampfe fährt, mit dem Blitze schreibt und mit der Sonne malt; nur Eines noch fehlt: daß auch der Arme, der durch die Geburt Vernachlässigte Antheil erhalte an der allgemeinen Wohlfahrt. Das Capital hat dem armen Arbeiter den Weg vorgezeichnet; er bewirkt seine Emancipation durch die Association.

Englische und pariser Arbeiter, auch einige preußische Vereine*) sind in dieser civilisatorischen Aufgabe mit preiswürdigem Beispiele vorangegangen. Pariser Pianofortemacher haben Ersparnisse von im Ganzen 2500 Franken zusammengeschossen; sie haben in der ersten Zeit sich mühsam beholfen, kaum das zu ihrem Lebensunterhalte nöthige Brod auftreibend. Nach drei Jahren waren sie eine Association von vierzig, zum Theil verheiratheten, Männern und einem bedeutenden Betriebs-Capitale von etwa 50,000 Franken. Sie hatten nun so viel Credit, als sie wollten. Ein gewählter Vorstand vertheilte die Arbeiten und besorgte den Ein- und Verkauf; ein Secretär ordnete die Geldgeschäfte. Ein Theil des Lohnes wurde für den Witwen-Fond zurückgelegt, und die Kranken erhielten auch während des Siechbettes ihren Lohn. Wegen ihrer vortrefflichen Fabricate, die

*) Der frühere Abgeordnete der preußischen National-Versammlung Schulze-Delitzsch hat zu Delitzsch mehrere solcher Arbeiter-Associationen mit lobenswerthem Eifer gegründet. In seinem „Associations-Buche für deutsche Handwerker und Arbeiter" (Leipzig, Ernst Keil, 1853) erstattet er Bericht über eine Kranken- und Sterbe-Casse, über einen Arzt-Steuer-Verein, über eine Association zur Anschaffung nöthiger Lebensmittel, über einen Vorschuß-Verein, über Associationen der Schuhmacher, Weber u. s. w. La-Martine zählt in seinem Werke über England hundert vierundfünfzig verschiedene Arten von Associationen auf.

sie durch zweckmäßige Theilung der Arbeit fortwährend veredelten, erhielten sie solchen Ruf, daß die einlaufenden Bestellungen bald nicht mehr zu erledigen waren.

Aehnlichen Erfolg hatten Vereine von Feilenhauern, von Neusilber-Geräthschaften-Verfertigern u. a. m. Die Fabrication des 250,000 Einwohner zählenden Birmingham ist auf solche associirte Arbeit gegründet. Da bei so zahlreichen Gewerks-Genossenschaften die Arbeitstheilung außerordentlich vermehrt werden kann und jeder Einzelne in seinem Zweige sich fortwährend vervollkommnet, so ist es kein Wunder, wenn solche Associationen bald die selbstständig, aber einzeln arbeitenden Meister, ja, mit großen Capitalien arbeitende Fabriken in der Mitbewerbung überflügeln. Die Geschicklichkeit der Arbeiter und ihre Zahl — welche ein Unglück, das einen einzelnen Geschäftsmann treffen und sein Geschäft lähmen kann, solidarisch trägt und dadurch Stockungen verhütet — vermehren natürlich den persönlichen Credit der Corporation. Ihr steht mehr Capital zu Gebot, als verhältnißmäßig jedem Einzelnen; und endlich sind sogar selbstständige Meister genöthigt, um Aufnahme in den Verein zu bitten. Es darf indessen nicht vergessen werden, daß nur ein gewisser Grad von Bildung die Fähigkeit verleiht, an einer solchen Verbrüderung Theil zu nehmen. Unsittlichkeit, Unredlichkeit, Trunkenheit, Zanksucht und ähnliche üble Leidenschaften, welche oft den verwahrlos'ten Individuen der niederen Arbeiterclasse ankleben, sind mit solchen Vergesellschaftungen nicht vereinbarlich, welche nur durch strenge Rechtlichkeit, Ordnung und Fleiß gedeihen können, aber dann die Arbeiter auch bald auf eine höhere Stufe stellen.

Wir sprechen hier von einem Theile der Gewerks-Arbeiter. Was solche Arbeiter betrifft, deren Beschäftigung eine solche Association nicht zuläßt, wie ländliche Tagelöhner u. s. w., so besteht die Verbesserung der Lage derselben in zweckmäßigen Ersparnissen und lucrativen Neben-Arbeiten. In vielen Gegenden spinnt das niedere Landvolk noch Leinengarn im Winter, während die Maschinen den Lohn so herabgedrückt haben, daß ein Mensch vom Ertrage des Spinnerlohnes eines Tages nicht mehr so viel Kartoffeln kaufen kann, um sich satt zu essen. Da müßten andere Beschäftigungen eingebürgert werden: Weißnähen, Weben und andere Arbeitszweige. Gerade in diesen Neben-Geschäften kann wieder durch Vereinigung und daraus entspringende zweckmäßige Arbeitstheilung sehr Ersprießliches geleistet werden.

Wo endlich Vereinigung zur Production der Eigenthümlichkeit des Geschäftes wegen nicht möglich wäre, da kann Association die Gegenstände des Verbrauchs billiger herstellen und die Consumtion erleichtern. Consum-Vereine, zur gemeinsamen massenhaften Anschaffung von Lebensmitteln,

erleichtern den Armen die Lebsucht sehr, weil der Verein durch die Gesammtmittel im Stande ist, zu rechter Zeit zu kaufen, und weil die Mitglieder an zeitige, weise Sparsamkeit gewöhnt werden. Kranken-Cassen, welche vermittelst eines kleinen periodischen Beitrages dem Arbeiter in der Krankheit unentgeltliche Pflege sichern, — Sterbe-Cassen, welche den Witwen oder den Waisen bei dem Ableben eines Arbeiters eine bestimmte Summe auszahlen, durch die ihnen über die erste Noth hinweg geholfen wird, — und welche jene zahlreichen Verbrüderungen sein mögen: — alle diese Vereinigungen helfen zusammen, die Lage der Armen immer mehr von Unglücksfällen zu emancipiren, die in der Regel die Urheber des Elendes sind.

Der besonders hervorzuhebende Vorzug der Association ist es, daß sie den directen Gegensatz des Socialismus bildet, welcher alle Industrie vom Staate aus geleitet wissen will. Der Socialismus würde die individuelle Freiheit tödten, während die Association erst recht aus ihr hervorgeht. Unterdrückt man die Individualität, so tritt man, wie Schulze-Delitzsch sehr wahr bemerkt, der Grundform aller Wesenheit zu nahe und fordert so die Natur selbst gegen sich heraus, welche dann nicht säumt, solchen Versuchen von vorn herein die Möglichkeit des Gelingens abzuschneiden. „Diesen Fehler vermeiden die Associationen durchaus. Da ist nicht von Eingriffen in das Familienleben, von Beschränkung in der Wahl des Berufes, nicht von einem Zwange zum Eintritt, von Gründung und Oberleitung der Etablissements durch den Staat die Rede; da erstickt nicht die freie Regung mannigfacher individueller Kräfte und Beziehungen in casernenmäßiger Disciplin; da wird nicht der geschickte und ungeschickte, der fleißige und unfleißige Arbeiter durch gleichen Tagelohn für Alle in Eine Classe geworfen und somit ein Hauptsporn zur Tüchtigkeit und Thätigkeit gelähmt. Ganz nach eigenem Ermessen treten die Einzelnen in die Verbände ein, welche nur der freien Entschließung der Mitglieder ihre Entstehung verdanken. Durch gemeinsame Beschlüsse werden die Unternehmungen bestimmt, das Verhältniß der Mitglieder geregelt und nur solche an die Spitze gestellt, welche das allgemeine Vertrauen für die Tüchtigsten hält. So vermag jeder Einzelne in der Gesammtheit, bei gleichem Rechte, leicht zu seiner vollen Geltung zu gelangen; und fände Jemand bei dem Gange der gemeinschaftlichen Angelegenheiten im Ganzen oder Einzelnen seine Rechnung so wenig, daß er es nicht über sich gewinnen könnte, sich der Mehrheit unterzuordnen, so steht seinem Austritte, wie dem Anschlusse an andere Vereine, die ihm besser zusagen, nicht das Mindeste entgegen. Insbesondere wird auch bei der enggeschlossensten Art der Associationen, jenen zum Gewerbebetriebe für gemeinschaftliche Rechnung, durch den der Regel

nach eingeführten Stücklohn die Arbeit nach Qualität und Quantität vergütet, und so auf der einen Seite der Thätigkeit und dem Fleiße die gebührende Rechnung getragen, während andererseits doch auch wieder durch angemessene Vertheilung der Arbeiten dem Schwächeren und weniger Geschickten Beschäftigung, so wie ein verhältnißmäßiger Antheil am Gewinne gesichert wird."

Bei der Vertheilung der persönlichen Arbeitskräfte hat die Natur die weise Anordnung getroffen, daß Stärke und Schnelligkeit auch mit Ungeduld gepaart sind, während dem Schwachen und Langsamen größere Geduld beiwohnt. Dem letzteren werden also Arbeiten genug übrig bleiben, die leicht sind, aber große Geduld erfordern und deßhalb dem Starken und Geschickten widerwärtig erscheinen. Aus diesem Grunde muß die bei einer Association mögliche Arbeitstheilung durch die zweckmäßige physiologische Austheilung der Verrichtungen die bei der Production aufzuwendende Mühe und Beschwerde bedeutend erleichtern.

Auch Schulze-Delitzsch hebt mit besonderem Nachdrucke hervor, daß der Capital-Credit, welcher dem Einzelnen auf seine bloße Person hin meist verweigert wird, der Corporation, wegen ihrer solidarischen Haftbarkeit, gern gewährt wird. „Freilich gilt im gewöhnlichen Verkehr die Arbeitskraft des Einzelnen nicht als genügende Sicherheit für die Capital-Anlage, da sie zu vielen Zufälligkeiten ausgesetzt ist und die Resultate zu wenig in der Gewalt hat. Aus diesem Grunde versagt sich ihr der Credit entweder ganz oder wird ihr nur unter so lästigen Bedingungen zu Theil, daß die dadurch zu erzielenden Vortheile in vielen Fällen gänzlich wieder aufgewogen werden. Allein dies ändert sich sofort, wenn sich die Arbeitskraft associirt. Sobald hier eine größere Gesammtheit von Arbeitern durch Uebernahme der solidarischen Verbindlichkeit die Zufälle und das Mißlingen, welchen der Einzelne ausgesetzt ist, ausgleicht und so die wechselseitige Garantie Aller für einander organisirt, hebt sich der Grund, welcher dem Credit entgegenstand, und die erforderliche Sicherheit für den Gläubiger ist vorhanden. Der Einzelne fand keine Beachtung in der Gesellschaft, weil sie ihn allenfalls entbehren konnte; allein die Arbeitskraft ganzer, großer Verbände von Arbeitern ist ihr eben so unentbehrlich, als Grund und Boden, und hat daher im Verkehr den Werth einer Hypothek."

Durch die Association verschaffen sich die Arbeiter nicht allein die Lebensmittel, Rohstoffe und Werkzeuge billiger, sondern indem sie vermöge der größeren Arbeitstheilung mehr produciren und durch den größeren Credit die Markt-Conjuncturen beim Verkauf ihrer Erzeugnisse besser abwarten können, legen sie allmählich einen Fond zurück, welcher ihnen ein sorgenfreies Alter bereitet. Wir wollen dabei nicht übersehen, wie wohlthätig

durch den Wetteifer in dem Vereine auf den Geist der Arbeiter gewirkt wird, wie die technische Fertigkeit durch die intellectuelle Anregung Vieler sich verbessert; wie der Austausch von Handgriffen, Gedanken, Einfällen oft den Anlaß zu einer wesentlichen gewerblichen Verbesserung, zu einer Erfindung abgibt, wodurch die Production wieder ansehnlich gefördert wird.

Diese kurze Darstellung wird es einleuchtend genug gemacht haben, daß die Gesetzgebung dem Associationswesen eher förderlich als hinderlich sein sollte. Denn indem das Vereinswesen den Arbeiter zu einem gebildeteren, besitzenden Mitgliede der Gesellschaft heranzieht, vermehrt es zugleich die Zahl derjenigen, welchen an der Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung im Staate etwas liegen muß, weil jede Störung dieser Ordnung dem Credite und der Production hinderlich, folglich der größte Feind der Arbeit ist.

34. Das Verſicherungsweſen.

Innig verwandt mit der Aſſociation iſt das Verſicherungsweſen. Auch dieſes gründet ſich auf die Solidarität vieler vereinigten Kräfte. Die Kraft Aller gleicht dann die Schwäche und das Unglück Einzelner aus. Gegen die zerſtörende Wucht von Elementen, welche früher der Schrecken der Menſchen geweſen ſind, hat ſich der Menſch jetzt gepanzert durch das einfache Mittel der Vereinigung. Das Feuer hat ſeine Furchtbarkeit verloren; ſelbſt gegen die Stürme des Meeres iſt Habe und Gut verſichert, — und wenn es auch kein Mittel gibt, um das Leben zu verſichern, ſo gibt es doch eines, um die Hinterbliebenen des vom raſchen Tode Uebereilten gegen Noth zu ſichern. Die Feuer-, Hagel-, See-, Lebens-Aſſecuranzen entheben die Menſchen, gegen eine verhältnißmäßig unbedeutende Entſchädigung, einer Gefahr, die über den Häuptern früherer Generationen wie ein Damokles-Schwert ſchwebte und die Summe des Elendes bedeutend vermehrte.

Es wird uns mit der ſteigenden Civiliſation immer klarer, wie der Menſch ein Geſellſchafts-Thier iſt, deſſen Zuſtand am glücklichſten iſt, wenn die Vergeſellſchaftung am entwickeltſten, wenn das vereinigte Zuſammenwirken aller menſchlichen Productionskräfte am ausgedehnteſten von Statten geht.

Durch ſolche Vereinigung der materiellen und geiſtigen Macht emancipirt die Geſellſchaft ſich nicht allein von den zerſtörenden Zufällen der Naturkräfte, ſondern zieht deren unentgeltliche Mitwirkung zur Production in ſtets größerem Maßſtabe heran, indem durch die in der Arbeitstheilung vermehrte Einſicht und Geſchicklichkeit der Natur und ihren Geſetzen immer größere Geheimniſſe abgelauſcht werden.

Auch das Verſicherungsweſen iſt alſo eine Speiche in dem großen Rade der Cultur-Entwicklung der Menſchheit.

35. Handels-Verträge.

Wenn den Staaten der Schleier des Mercantil-Syſtems von den Augen ſchwindet, dann fangen ſie an, Handels-Verträge mit ihren Nachbarn abzuſchließen. Sie erleichtern die gegenſeitige Gränzſperre, indem ſie Waaren, deren Einfuhr ganz unterſagt war, von nun an gegen einen beſtimmten Zoll über die Gränze laſſen, — indem ſie den beſtehenden Zoll auf Waaren ermäßigen oder ganz aufheben.

Als ein Schritt zur Annäherung an den allgemeinen freien Weltverkehr mag der Abſchluß von Handels-Verträgen zu billigen ſein; nur ſpringt ſofort die Beobachtung in die Augen, daß, wenn es vortheilhaft iſt, den Handel mit *Einer* Nachbar-Nation zu erleichtern, es noch gewinnbringender ſein müſſe, ihn für *alle* Nachbar-Staaten, ja, für den Weltmarkt zu erleichtern. Denn für die Waaren, denen man den Zutritt gewährt, erhält der Staat, mit welchem der Handels-Vertrag abgeſchloſſen iſt, ein Monopol, welches lediglich den Producenten desſelben Staates zu Gute kommt und die Producenten des eigenen Landes nur durch Concurrenz drückt, ohne den Conſumenten viel zu nützen. Die Verbraucher des Heimatlandes würden ſich beſſer dabei befinden, wenn dieſes Monopol, welches, wie jedes andere, höhere Preiſe macht, nicht exiſtirte, ſondern wenn die Producenten aller übrigen Länder ebenfalls zur Mitbewerbung zugelaſſen würden.

Handels-Verträge haben ſomit nur einen ſehr bedingten Nutzen, wenn ſie nicht bloß ein Uebergangs-Stadium zu einem umfangreicheren, freieren Verkehr ſein ſollen.

Eine Art von induſtriellen Staats-Verträgen iſt hingegen in hohem Grade zu billigen: die internationalen Verträge zum Schutze des geiſtigen Eigenthums. Da das Eigenthum ohne den Schutz des Staates überhaupt nicht geſichert, ſondern die *Beute des Stärkeren* wäre, — da das geiſtige Eigenthum insbeſondere ſeinen Wirkungskreis bis über das Heimatland hinaus erſtreckt: — ſo iſt ein ſolcher Staats-Vertrag nur eine umfaſſendere Geltendmachung des Principes des Eigenthums.

Dieſe Ueberzeugung bricht ſich immer mehr Bahn, wie wir aus den in jüngſter Zeit zahlreich abgeſchloſſenen Verträgen zum Schutze des geiſtigen Eigenthums erſehen.

36. Privilegirte Handels-Geſellſchaften.

Die Zeit der bevorrechteten Handels-Compagnieen iſt vorüber; auch haben ſie ſelten viel Glück gemacht. In Frankreich ſind zwei oder drei oſtindiſche Compagnieen zu Grunde gegangen, in Holland haben fünf bis ſechs Bankerott gemacht; und die jetzige Maatſchappy und die engliſch-oſtindiſche Compagnie ſind noch die einzigen ihrer Art, nachdem noch in England die Südſee-Compagnie Fiasco gemacht. Die engliſch-oſtindiſche Compagnie hat wahrſcheinlich auch die längſte Zeit beſtanden; übrigens iſt ſie eine Geſellſchaft, die auf ganz beſonderen Vorausſetzungen beruht; ſie iſt gewiſſer Maßen ein Staat im Staate, eine Filial-Regierung, welche unterworfene Völkerſtämme im Zaume hält und zur Cultur erzieht. Daß dieſe Handels-Compagnieen bei ihrem ſehr beſchränkten Nutzen für die Conſumenten des Inlandes (denn ſie haben für ihre Erzeugniſſe ja auch Monopol-Preiſe) ſo wenig Glück gemacht haben, trotz der vielfachen Vorrechte, die ihnen eingeräumt waren, ſcheint einestheils darin zu liegen, daß man ſich zur Entſtehungszeit jener Inſtitute einen falſchen Begriff von dem Weſen des Handels gemacht hat, indem man dieſem Geſetze vorſchreiben zu können glaubte, während man, will man ihn mit Vortheil nützen, ihm gehorchen muß; daß Compagnie-Intereſſen ſtets läſſiger gewahrt werden, und daß endlich die Abweſenheit jeder Concurrenz den Geſchäftseifer erkalten machte, welcher nothwendig iſt, um die beſten Waaren auf dem billigſten Wege ſich zu verſchaffen, und dem Geſchmack und der Laune des Publicums jeder Zeit zuvorzukommen.

Der Staat muß ſo ausreichende Mittel zum Schutze der privilegirten Compagnieen aufwenden, als für den freien Privat-Verkehr; deßhalb iſt ein Privilegium, wo der Handel naturwüchſig iſt, nicht geboten, weil nur die inländiſchen Conſumenten höhere Preiſe für Waaren zahlen müßten, die ſie von einem anderen Lande billiger bekämen; wie z. B. Deutſchland ohne eine Handels-Compagnie den Kaffee wohlfeiler bekam, als die Engländer mit einer ſolchen. Wo der Handel aber keine günſtigen Ausſichten hat, da verbietet ſich die Compagnie von ſelbſt, wie das Beiſpiel Hollands und Frankreichs beweiſ't.

37. Der Staat und die Volkswirthschaft.

Nachdem wir mit Aristoteles angenommen haben, daß der Mensch ein politisches Thier sei, müssen wir auch die weitere Folgerung zugeben, daß die Völker für sich ein bestimmter Organismus sind, der entsteht, wächst und wieder untergeht, wie ein einzelnes Wesen, dessen Lebensdauer sehr abgekürzt, aber auch unendlich verlängert werden kann, je nachdem das Volk den Gesetzen der Natur gehorcht oder zuwider handelt. Diese Gesetze der Natur sind für alle Völker gleichmäßig da; d. h. sie wirken unter gleichen Voraussetzungen auf das eine wie auf das andere. Weil aber diese Voraussetzungen verschieden, weil die Racen, das Klima und die Bodenbeschaffenheit der Länder, welche die Völker bewohnen, weil das Alter der letzteren verschieden ist, so kann auch die Wirkung Eines und desselben Gesetzes auf alle Nationen zu Einer und derselben Zeit nicht Eine und dieselbe sein. Das germanische Gesetz der freien Selbstverwaltung wird z. B. bei den Engländern eine ganz andere Wirkung äußern, als bei den Russen oder Franzosen, bei den Nordamericanern eine ganz andere, als bei den Bewohnern Mexico's.

„Organismus" nennen wir mit Roscher jedes „von Natur zusammengestellte und nach innewohnenden Formen im Wechsel seiner Zustände sich erhaltende System von Massen. Ein Organismus hat in sich selber sowohl ein Gesetz der Aufeinanderfolge seiner Entwicklungsstufen, als auch einen inneren Antrieb zu ihrer Verwirklichung, obschon er äußerer Begünstigungen dazu nicht entbehren kann."

Der „lebendige Organismus" kennzeichnet sich durch das „Bewußtsein", welches allen unorganischen Dingen abgeht. Um ein Beispiel aus der Völkerfamilie herauszugreifen, so sind die Juden, in alle Welt zerstreut, kein Volks-Organismus mehr. Sie besitzen als solche aber auch keine Literatur, es entgehen ihnen als solche alle höheren geistigen Productionen und Genüsse; und alle diejenigen unter ihnen, welche an letzteren Theil nehmen wollen, müssen sich mit dem Volks-Organismus, bei dem sie sich aufhalten, amalgamiren. Dann entstehen die Mendelssohn, die Börne, die Heine u. s. w.

Es bestehen zwei Parteien, von welchen die eine behauptet, daß die Naturgesetze für alle Völker zu gleicher Zeit gleichmäßig dieselbe Wirkung äußern würden, wenn man diese Einwirkung nur nicht gewaltsam hinderte, die andere dagegen dem „Glauben" sich hingibt, daß für jede Nation besondere Naturgesetze bestellt seien, die nur für sie allein passen. Man pflegt die Einen auch die kosmopolitischen, die Anderen die nationalen Oekonomisten, die Einen absolute Freihändler, die Anderen Protectionisten zu nennen. Den Ersteren wird von den Letzteren nachgesagt, daß sie den persönlichen Vortheil egoistisch den National-Interessen voranstellen wollten, daß sie die Völker in Atome zersplittern, die Anarchie einführen würden, in welcher schließlich alle Tugenden der Menschen untergehen, alle geistige Thätigkeit im Geldmachen aufgehen würde. Denn indem sie z. B. geistiges Eigenthum nicht anerkännten, müßte die geistige Production schließlich aufhören. Die Letzteren haben sich von dem Vorwurf, daß sie Privilegien zu Gunsten einzelner Capitalisten wollten, nur schlecht gereinigt.

Uns scheint, daß Beide im Unrecht sind, und daß man der Wahrheit sich nähert, wenn man das Richtige in den beiden Meinungen von den Auswüchsen einseitiger Schlußfolgerung abzusondern und dann zu vereinigen sucht.

Die Gesetze, welche die absoluten Freihändler aufstellen, möchten schwerlich zu widerlegen sein; sie sind richtig; allein ihre Verfechter machen es wie ein Mechanicus, der bei der Berechnung der Dampfkraft die Reibung in den Cylindern, den Druck der Atmosphäre und die Schwerkraft der Kolben selbst nicht mit in Anschlag bringen würde. Die Uebelstände, Krankheiten und Schwächen, auf welche die Protectionisten ihr System bauen, sind alle vorhanden; allein diese haben sehr Unrecht, solche Uebelstände und Schwächen als eine nothwendige Regel vorauszusetzen und jene von den absoluten Freihändlern verfochtenen Naturgesetze nur wenig zu beachten.

Der concrete Staatswirth muß bei voller Anerkennung der Gesetze der Natur die Hindernisse, welche die reine Wirkung derselben modificiren, ins Auge fassen und darf dabei die Umstände, welche die gegebenen Verhältnisse mit sich bringen, nicht außer Acht lassen.

Es ist nicht stets ein einziges Gesetz, das an und für sich den Stoff in einer gewissen Richtung in Bewegung setzt, sondern eine ganze Reihe durch einander laufender Naturgesetze bringt eine Bewegung hervor, die dann falsch beurtheilt wird, wenn man deren Ursache nur Einem Gesetze zuschreibt. Auch sind mehrere organisch mit einander im Stoffwechsel der Volkswirthschaft wirkende Gesetze fast immer wieder einem höheren unterworfen, welches sie zu Modificationen zwingt, die man sich schwer erklären kann. Es scheint sogar ein oberstes Naturgesetz zu existiren, nach welchem die eine Gruppe durch

Geſetze geordneter Verhältniſſe mit einer höheren durch einen faſt unſichtbaren Faden zuſammenhängt, welcher wie der Zahn eines weiteren Triebrades die Stoffbewegung der unteren Gruppe regulirt. Dieſem Grunde haben wir vielleicht die für den Denker etwas beſchämende Erſcheinung zuzuſchreiben, daß man, ſobald man ein Princip bis zur äußerſten Conſequenz treibt, beim Gegentheil anlangt (wie es z. B. ſehr wünſchenswerth iſt, daß die Capital-Zinſen möglichſt niedrig ſind, das Capital aber vernichtet würde, ſobald es gar keinen Gewinn mehr bezöge).

Wir wollen verſuchen, unſere Meinung durch ein Beiſpiel zu veranſchaulichen. Unſer Sonnen-Syſtem ſcheint ganz für ſich allein zu beſtehen und ſeine Geſetze in keiner Abhängigkeit von anderen Syſtemen zu ſtehen. Jahr aus, Jahr ein haben wir dieſelben Erſcheinungen, und Alles iſt in beſter Ordnung. Allein dennoch findet für den ſcharfen Beobachter eine Veränderung Statt, die ſich ihm in langen Perioden in der Schiefe der Ekliptik zu erkennen gibt. Die Veränderung der Schiefe der Ekliptik ſcheint, wenn wir nicht irren, von einer Wechſelwirkung unſeres Sonnen-Syſtems mit anderen, alſo von einem Geſetze herzurühren, welches in einer langen Periode auf die Geſetze unſeres Syſtems einen für uns merklichen Einfluß äußern muß, wenn es unſerer jährlichen Beobachtung auch völlig entgeht.

Nun haben wir an einer früheren Stelle geſagt: die Intereſſen jedes Einzelnen ſeien auch von Intereſſe für das Ganze, und umgekehrt. Dieſes Geſetz iſt vollkommen richtig; allein über ihm ſteht noch eine höhere Ordnung der Dinge, das Geſetz des Lebens-Organismus des Volkes, welches dem Einzel-Intereſſe vorgeht, ſobald beide mit einander in Conflict gerathen.

Das Eigenthumsrecht z. B. iſt ein Geſetz, das im Intereſſe der Production unverbrüchlich ſtreng geachtet werden müßte, und dennoch muß es zuweilen durch die Expropriation verletzt werden, weil der Staat höhere Intereſſen etwa durch den Bau einer Eiſenbahn für die Geſammtheit zu wahren hat und durch den Eigenſinn eines Einzelnen nicht in ſeinen Lebens-Intereſſen ſich gefährden laſſen kann. Daß der in ſeinem Eigenthum Verletzte den Werth ſeines Beſitzthums reichlich erſetzt erhalten muß, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn der Staat zur Deckung des Landes gegen einen kriegeriſchen Nachbar an einem Ort eine Feſtung erbauen muß, ſo kann er, wo es ſich um die Exiſtenz des Volks-Organismus handelt, ſich nicht um die Weigerung eines einzelnen Eigenthümers, ſeinen Boden abzutreten, kümmern. Denn der Volks-Organismus iſt ſchon deßwegen eine höhere Potenz, weil er dem Einzelnen mehr Macht und Erkenntniß, mehr Würde und geiſtigen Genuß verſchafft, als wenn ein ſolcher, wie die Juden, unter anderen Völkern zerſtreut iſt. Und was er zu fordern das Recht, das zu nehmen beſitzt er in der Regel die Macht. So kann es im Intereſſe des Volks-

Organismus liegen, durch ein ſtrenges Forſtgeſetz die Abholzung der Wälder zu verbieten, die für den einzelnen Beſitzer vielleicht vortheilhaft wäre; weil das Klima ausarten, weil Weinlagen dadurch dem Nordwind ausgeſetzt werden, weil ganze Gegenden durch die Trockenheit verſanden könnten.

Selten wird der Einzelne ſo viel Macht und ſo viel Einſicht in ſein Intereſſe haben, um freiwillig aus eigenen Mitteln zu entfernten Waſſerbauten mitzuwirken, welche ihn vielleicht nicht unmittelbar angehen. Denn wie leichtſinnig die einzelnen Menſchen auf ihr Glück vertrauen, das beweiſ't die geringe Betheiligung, welche bis jetzt noch die Hagel-Verſicherungs-Anſtalten fanden.

Der Staat, die Regierung als äußerer Repräſentant des Volks-Organismus hat alſo nicht allein das Intereſſe Aller in der Gegenwart, ſondern auch in der Zukunft im Auge zu haben. Darin ſind ſie vergleichbar mit einem ſorgſamen Familienvater, der für die Zukunft ſeiner Kinder ſorgt, der aber in ſeinen Beziehungen zu der Allgemeinheit ſich weniger um den zukünftigen als den gegenwärtigen Vortheil bekümmern muß. Nur wo die Civiliſation eines Volkes ganz bedeutend vorwärts geſchritten iſt, da ſind vielleicht auch die Einzelnen mit ſolcher Vorſicht begabt, daß ſie, wo ihr Intereſſe mit dem des Allgemeinen in Conflict kommt, das eigene opfern.

Wenn wir nun aber geſagt haben, die Regierung müſſe die gegenwärtigen und zukünftigen Intereſſen des Volks-Organismus, d. h. Aller wahren, dann haben wir zugleich die Verdammung einer Bevorzugung einzelner Claſſen, durch welche das Intereſſe der Geſammtheit verletzt werden könnte, ausgeſprochen, wir haben den Stab gebrochen über Privilegien, Monopole, über alle Schritte, welche Einzelne auf Koſten der Geſammtheit begünſtigen, ohne dadurch der letzteren einen nachweisbaren Nutzen zu bringen.

Die Gewalt, welche mit dieſem Geſetze dem Staate in die Hand gegeben wird, kann indeſſen leicht mißbraucht werden; es kann Manches für Volks-Intereſſe ausgegeben werden, was es nicht iſt, was nur zu Luſt und Frommen Einzelner dient. Deßhalb müßten die Männer, denen ſolche discretionäre Gewalt anvertraut iſt, unter ſtrenger Controle ſtehen, ſo zwar, daß das Volk ſeine Meinung durch ſeine Vertreter, durch die Preſſe, und welche die Organe noch ſind, durch die es ſeine Meinung äußert, frei und öffentlich verkünden kann; damit ſodann durch den freien Austauſch der Ideen, die öffentliche Vernunft endlich ſiegreich und die gefährliche Klippe einer Ueberſchreitung der Befugniſſe der Staatsgewalt vermieden werde.

Dieſe Befugniſſe ſind auch in Quantität und Qualität ſehr verſchieden, je nach dem Culturſtande eines Volkes. Wenn die Menſchen jener Ausbund von Tugend wären, als welchen ſie ſich die Engel vorzuſtellen

pflegen, dann hätten sie einen Normal-Zustand, in welchem weder Gesetze noch Regierung nöthig wären. Da die Menschen aber weit entfernt von jenem Zustande einer wahrscheinlich langweiligen Idealität sind, da sie zudem auf außerordentlich verschiedenen Stufen der Bildung sich befinden, so muß der den Regierungen gegebene Spielraum auch in Beziehung auf die Volkswirthschaft je nach dem Bildungsgrade des Volkes größer oder kleiner sein. In Rußland muß die Regierung mehr sorgen, als in England, weil hier das Volk einen großen Theil der Arbeit von selbst verrichtet, welche dort nicht geschehen würde, wenn die Regierung sie nicht übernähme.

In militärischer Hinsicht ist dies von besonderer Bedeutung; nicht minder aber in Beziehung auf die Volks-Erziehung und das Schulwesen.

Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß eine Nation den größeren Theil dessen, was sie ist, ihrer Erziehung verdankt. Zwar nicht bloß in der Schule, auch auf dem Markte, im Felde und am häuslichen Herde wird sie erzogen; aber die Schule ist die Anstalt, wo am systematischsten auf die Ausbildung der Jugend gewirkt werden kann — im Guten, wie im Schlechten. Den politischen und ökonomischen Verfall Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege hat die unnationale, knechtische und mystische Richtung der Erziehung des Volkes nicht im Mindesten verhindert. Eine bessere National-Erziehung hätte uns gewiß einen Theil der tiefen Erniedrigung erspart. Aber wo der Knechtssinn für eine Tugend ausgegeben wird, da ist die Ausbildung eines kräftigen National-Charakters nicht zu erwarten.

Nun stehen sich auch hier wieder zwei Parteien gegenüber: die eine verlangt unentgeltlichen Unterricht vom Staate für die Kinder der Unbemittelten, — die andere vollständige Ueberlassung der Schulen an die Privat-Sorge.

Die letztere, in steter Furcht vor dem Mißbrauch der Staatsgewalt, kann sich von der Besorgniß nicht trennen, die jedesmaligen Träger der Regierung möchten der Volks-Erziehung eine einseitige, für den selbstständigen Charakter der Nation nachtheilige Richtung geben. Die erstere Partei aber glaubt, daß die armen Classen die Mittel nicht besäßen, um ohne Beihülfe des Staates für die Ausbildung ihrer Kinder zu sorgen; sie weis't auf die Verwahrlosung der untersten Classen in England hin, wo die Nicht-Einmischung des Staates in alle Dinge, welche von Privaten besorgt werden können, am meisten zum Grundsatz geworden ist; sie zieht einen Vergleich mit dem mehr bevormundeten Deutschland, wo aber von Seiten des Staates so viel geschehen ist, daß dort die Schulbildung und der Schulbesuch unter allen Ländern am größten ist. Sie behauptet, daß jener

von ihren Gegnern gefürchtete Einfluß auch von Privat-Geſellſchaften ausgeübt werden könne, die ihre Mitglieder als Lehrer über ein Land zu vertheilen ſuchen; ſie zweifelt, ob die armen Claſſen überhaupt auch bei unentgeltlichem Unterricht *ohne Schulzwang* bewogen werden könnten, genügend für die Ausbildung ihrer Kinder zu ſorgen.

Auch wir möchten uns zu der Meinung der letzteren hinneigen, — vorausgeſetzt, daß es jedem Einzelnen frei ſteht, Privat-Unterricht für ſeine Kinder zu beſtellen, wo ihm der öffentliche nicht gefällt. Die Frage iſt wieder durchaus nicht abſolut zu beantworten, weil es ganz auf den Bildungsgrad des Volkes und der Claſſen ankommt, ob das erſtere oder das zweite Syſtem, ob der Privat- oder der unentgeltliche Staats-Unterricht vorzuziehen ſei. Die mittleren Claſſen unſerer civiliſirten Völker ſind ohne Ausnahme ſo ernſt beſorgt um die Ausbildung ihrer Kinder, daß ein Zwang von Seiten des Staates ganz überflüſſig und nur läſtig iſt. Bei den Americanern, wo die unterſte Claſſe gar nicht, wie bei uns, exiſtirt, wo Alle einem gewiſſen Mittelſtande ſich nähern, wo es Bedürfniß für Jeden iſt, ſeine Kenntniſſe aus der Zeitung zu ſchöpfen, wo Jeder ſtets „calculirt", wo die Schule von vorn herein mit Ländereien ausgeſtattet wird, — da wäre Schulzwang und unentgeltlicher Unterricht von Seiten des Staates ganz und gar nicht am Platze. In Frankreich dagegen, wo das Volk an Bevormundung ſo gewohnt iſt, wo die Hälfte der Landbewohner nicht leſen und ſchreiben kann, wo die Volksbildung ſo tief vernachläſſigt iſt, — würde das Selfgovernment im Schulweſen nur eine noch tiefere Unwiſſenheit verbreiten.

Bei der Indolenz der unteren Claſſen in Beziehung auf Unterricht und bei der bekannten Trägheit der Jugend iſt ein Fortſchritt in der Erziehung der unteren Claſſen gar nicht möglich ohne Eingreifen des Staates. Dieſer hat in Deutſchland ſehr viel Licht verbreitet.

Wenn nun auch periodiſch engherzige Tendenzen ans Ruder kommen, ſo iſt entweder die Bildung ſchon zu weit gediehen, um ſich noch beeinfluſſen zu laſſen, oder die geſunde Reaction der Natur, welche bei den Kindern gerade am ſtärkſten ſich äußert, wirft ſolche fremdartige Elemente leicht zur Seite. Neben den Schlacken wird gar viel Gold gelehrt, mit deſſen Hülfe der Einzelne ſeinen Verſtand von ſelbſt weiter bilden kann.

Endlich gibt es viele Unterrichts-Anſtalten, welche ohne den Staat gar nicht beſtehen würden, weil ſie durch den wiſſenſchaftlichen Apparat zu theuer ſind, z. B. die Univerſitäten, die großen Bibliotheken und Muſeen. Wohin ſoll aber eine Nation gelangen, wenn ihr die Männer fehlen, welche die Wiſſenſchaft zur techniſchen Vervollkommnung der Gewerk-Thätigkeit ausbeuten?

Es ist eine Lebensfrage für eine Nation, eine Anzahl solcher gelehrten Männer zu haben, die oft von der Privat-Thätigkeit nicht leben könnten oder die Mittel nicht hätten, um ihre Experimente zu machen. Durch sie wird die ganze Nation gebildeter, wird ihr geistiges Capital vergrößert, und wird sie in den Stand gesetzt, mehr zu produciren. Wie sehr auch jeder Einzelne den Vortheil, den solche Männer gewähren, einsieht, so ist doch die egoistische Zersplitterung zu groß, um eine materielle Vereinigung aller Kräfte zur Erhaltung der Wissenschaft zu Stande zu bringen, wenn der Staat nicht eingreift.

Auch gibt es noch viele andere sehr nothwendige oder nützliche Dinge, die ohne den Staat nicht gemacht würden, z. B. die Anlegung von Leuchtthürmen, wissenschaftliche Entdeckungs-Reisen, Einführung von gleichem Maß, Münze und Gewicht, Schutz des geistigen Eigenthums in Büchern, Abbildungen und Erfindungen u. s. w.

In militärischen Angelegenheiten hat die Erfahrung am handgreiflichsten gelehrt, daß die Privat-Thätigkeit nicht ausreicht, daß der Staats-Zwang zur Beschirmung des Landes nothwendig ist; denn die Liebe zum Leben ist bei der größeren Anzahl der Menschen stärker als die Vaterlandsliebe.

Wir haben zwei ziemlich hervorragende Gegenstände angeführt, bei denen ein mächtiges Eingreifen des Staates von Nutzen sei; letzterer kann aber die Bevormundung und Reglementirerei so weit treiben, daß er die Entwicklung der Nation mehr hemmt, als wenn sie ohne alle Hülfe der Regierung sich selbst überlassen wäre. Dieses System ist auf dem Continente mehr vorherrschend, und in Rußland und Frankreich so groß, daß es die Entfaltung der geistigen und materiellen Kräfte der Nation hemmt, und daß J. B. Say im Unmuthe über diese lästige Regierungs-Wirthschaft ausrief: „Eine Regierung ist am besten, wenn sie wenig oder gar nicht regiert!"

Aber auch in England, wo das entgegengesetzte Princip der möglichst unbeschränkten Selbst-Regierung in Geltung ist, sind Uebelstände damit verknüpft, welche bei einem gemischten Systeme, wie in Preußen, nicht vorkommen. Wir haben an die geringere Schulbildung der unteren Classen, im Vergleich zu derselben in Preußen, schon erinnert; auch in anderer Hinsicht können diesem Systeme mannigfache Mißbräuche entspringen. Das Institut der Privat-Irrenhäuser in England soll schon oft in der verbrecherischen Absicht mißbraucht worden sein, sich einer mißliebigen Person zu entledigen.

Gleichwohl müssen wir als Regel den Satz annehmen: daß die Regierung sich in alles dasjenige nicht mischen solle, was die

Privat-Thätigkeit für sich zu Stande bringen kann. Denn durch die übertriebene Bevormundung der Regierung wird das Volk daran gewöhnt, zu viel, wenn nicht Alles, von dieser zu verlangen. Solche Erwartungen, von denen die meisten nicht in Erfüllung gehen, weil der Staat sie nicht erfüllen kann, erhalten aber ein fortwährend gährendes Element der Unzufriedenheit, welches die nationale Triebkraft lähmt. Zudem erwartet das Volk die Verbesserung immer mehr durch Maßregeln der Regierung, statt durch eigenes Nachdenken und eigene Anstrengung; das Volk wird träge und dumm, und nähert sich am Ende jenem Standpunkte der alten Burgunder, von denen Ammian Marcellin erzählt: sie hätten verlangt, ihr König müsse das Wetter machen können, — und ihn nach einer Mißärnte abgesetzt.

Die Functionen der Regierung lassen sich in productive, die schaffende Kraft des Volkes fördernde, und in repressive eintheilen. Zu den ersteren hätten wir z. B. die Civil-, zu den letzteren die Criminal-Gerichtsbarkeit zu rechnen. In den repressiven Functionen kann eine Regierung aber nicht genug Mäßigung beobachten, je mehr sie Gelegenheit dazu hat, sie auszuüben; denn nichts fesselt die Productionskraft mehr, als eine zu starke Bevormundung. Es würde also in Beziehung auf die repressive Thätigkeit der Regierung genügen, wenn sie Frieden und Ordnung dem Lande erhielte, das Verbrechen verfolgte und unterdrückte. Dehnt sie ihre Befugnisse aber zu weit aus, um etwa durch Repressiv-Maßregeln Einzelne zu bevorzugen (durch Prohibitiv-Zölle, Monopole, Privilegien), dann schadet sie der Productionskraft der Gesammtheit und hindert dadurch die gedeihliche Entwicklung der Nation. Doch muß auch in dieser Richtung der Gesetzgebung ein gewisser Spielraum gelassen werden. Wir brauchen nur an die Gesetze zu erinnern, welche die Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken auf ein gewisses Maximum festsetzen. Das Privat-Interesse der Arbeitgeber und auch der Eltern in diesen unteren, weniger gebildeten Schichten ist gewöhnlich größer, als die Humanität und die Liebe. Wo gar keine gesetzliche Schranke existirt, müssen die Kinder oft mehr arbeiten, als mit ihrem körperlichen Gedeihen vereinbarlich ist. Daraus entsteht aber eine verkrüppelte Arbeiter-Bevölkerung, die später weniger producirt. Die Gebildeten, in deren Händen doch in der Regel die Gesetzgebung ist, haben daher ein begründetes Interesse daran, durch Gesetze eine solche Verschlechterung des Geschlechtes zu verhindern. Aber auch diese Befugniß dürfte nur mit äußerster Vorsicht auszuüben sein, weil dieselbe leicht von Parteien tendentiös ausgebeutet wird und dann die Beschränkung bis zu einem Attentate auf das Eigenthumsrecht ausgedehnt werden könnte, das der Arbeiter über die Kräfte seines Körpers und über seine Zeit ausübt.

Außer ſolchen wenigen Ausnahmefällen, wo es im Intereſſe des National-Organismus nützlich iſt, wenn die Repreſſiv-Befugniß des Staates ſich in die Privat-Thätigkeit einmiſcht, iſt es ſchon genügend, wenn dieſelbe den Frieden und die Ordnung erhält und das Eigenthum ſchützt. Der Schutz des Eigenthums durch die directe Schirm-Gewalt — ſowohl durch eine klare, unzweideutige Geſetzgebung, wie durch eine prompte Juſtiz — iſt von der äußerſten Wichtigkeit, weil die Production davon unbedingt abhängig iſt. Alle anderen Repreſſiv-Einmiſchungen der Regierung, wo ſie nicht, wie bei der Expropriation und den oben angeführten Kategorieen, unbedingt nothwendig, ſind ſo viel als möglich zu vermeiden, weil ſie die ſchaffende Kraft des Volkes mehr lähmen können, als der gute Wille der Regierung ſie im beſten Falle zu fördern vermag.

Auch die „productive" Thätigkeit der Regierung kann an dieſer Klippe ſcheitern, von der wir ſo eben geſprochen haben. Sie erleichtert die wirthſchaftliche Bewegung ſchon in hohem Maße, wenn ſie den Credit des Landes dadurch hebt, daß ſie die Gläubiger durch einen raſchen Proceßgang in ihren Forderungen gegenüber den Schuldnern ſchützt; auch kann ſie durch Vervollkommnung der Statiſtik, durch Anlegung von Straßen, Canälen, Eiſenbahnen, von Ackerbau-, Gewerbe- und Handels-Schulen, durch Anknüpfung neuer Handels-Verbindungen und Belehrung über die Verhältniſſe entfernter Länder vermittelſt der Conſulate viel Gutes ſtiften. Sie kann zur Verbreitung zweckmäßiger Maſchinen, neuer Muſter, durch Anleitung zur Verbeſſerung der Gewerbe und Landwirthſchaft (Drainage) die Production ſehr begünſtigen. Allein mit dieſen Functionen hört die zweckmäßige Thätigkeit der Regierung in der Regel auf. Schon bei der Anlegung von Straßen, Canälen und Eiſenbahnen beginnt ein berechtigter Zweifel, ob es nicht zweckmäßiger wäre, dieſelbe der Privat-Thätigkeit zu überlaſſen. Man wird in Beziehung auf ſolche Verkehrs-Anſtalten wieder den Culturgrad, den ein Volk einnimmt, in Anſchlag bringen müſſen. Wo das Volk noch ſo uncultivirt iſt, daß es wenig an ſelbſtthätige Speculation gewohnt iſt, wo es noch die Initiative von Seiten der Regierung erwartet, da kann es gebilligt werden, wenn die Regierung den Anfang macht, weil ſie die wirthſchaftliche Entwicklung des Landes dadurch wirklich ſehr beſchleunigen kann; ſobald indeſſen die ſpeculative Triebkraft und Erwerbs-Thätigkeit einiger Maßen gediehen iſt, ſobald das Capital mehr anwächſ't und Beſchäftigung ſucht, — dann iſt es beſſer, die Anlegung ſolcher Anſtalten der Privat-Unternehmung zu überlaſſen, weil dieſe, vermöge der Theilung der Arbeit, mehr Sorgfalt auf die Sache zu verwenden, ihr Intereſſe mehr zu wahren weiß und faſt immer billiger producirt, als der Staat. Nur da, wo nach der Natur einer ſolchen Un-

ternehmung (Eisenbahn, Canal) die preisregulirende Concurrenz nicht möglich ist, weil z. B. zwei Eisenbahnen neben einander sich nicht rentiren würden, weil dann die Unternehmer einer solchen Anstalt ihr Interesse so wenig verstehen könnten, oder wo die Umstände sie so sehr begünstigten, daß sie einen Monopol-Preis auf die Benutzung ihres Productes setzen könnten, — da dürfte eine mäßig beschränkte Controle des Staates gerechtfertigt und sogar geboten sein.

Da der Staat mit einem in späterer Zeit erst erscheinenden Gewinne eher als eine Privat-Unternehmung sich begnügen kann, so dürften auch einzelne industrielle Unternehmungen in seine Hände übergehen, z. B. Ent- oder Bewässerung großer Bodenflächen, Bergwerke, die durch einen rationellen Betrieb einen lange dauernden Gewinn versprechen, während sie in Privathänden durch Raubbau ausgebeutet und ein großer Theil sehr nutzbarer Stoffe verschüttet und unbrauchbar gemacht werden könnte. Die Anlegung und Uebernahme von Fabriken, Eisenhütten u. s. w. ist dagegen im höchsten Grade zu widerrathen, weil der Staat, wie schon bemerkt, fast immer theurer producirt. Denn er muß den Betrieb Beamten übergeben, deren Fähigkeit genau zu beurtheilen die Regierung selten im Stande ist, und die — weil sie keinen directen Gewinn zu hoffen, keinen directen Schaden zu besorgen haben — unmöglich mit solcher Umsicht, Sorgsamkeit, Kenntniß und solchem Fleiß den Betrieb überwachen und besorgen können, als Privat-Unternehmer, deren Existenz von dem Gelingen des Etablissements abhängt.

Zugleich ist der Staat, mag er bei einem Unternehmen prosperiren oder nicht, ein sehr gefährlicher Nebenbuhler der Privat-Industrie. Wo er solche Etablissements in die Hand nimmt, da lähmt er den Unternehmungsgeist der Privatleute, weil er, unter allen Umständen durch die Steuercasse gedeckt, schlimme Conjuncturen leichter überwinden, leichter eine Zeit lang oder immer (die würtembergischen Eisenhütten) mit Verlust arbeiten kann.

Immerhin ist auch hier der Culturgrad eines Volkes in Anschlag zu bringen. In sehr zurückgebliebenen Ländern kann der Staat einen Industriezweig einzuführen suchen, wenn Private sich nicht dazu einfinden, um die sonst müßige Arbeitskraft zu beschäftigen. Nach einiger Zeit, binnen welcher die Naturwüchsigkeit des Industriezweiges sich bewährt hat, kann er vielleicht diese Production leicht an Private überlassen. In Ländern, wo nur schlechte Verkehrsmittel existiren, wo also im Binnenlande z. B. ausgedehnter Getreidehandel nicht möglich ist, der die Vorräthe gleichmäßig vertheilen könnte, da kann der Staat auch ausnahmsweise genöthigt sein, den Händler zu machen und Magazine anzulegen. Für Länder fortgeschrit-

tener Gewerbs-Thätigkeit und reicher Verkehrs-Anſtalten wäre dies hingegen ein Mißgriff. Wo die wirthſchaftliche Intelligenz noch ſo unentwickelt iſt, daß die Privaten noch keinen Begriff vom Credit- und Bankweſen haben, da kann der Staat mit gutem Beiſpiel vorangehen; da ſein Credit aber nie ſo billig ſein kann, als der Privat-Credit, weil er die Anſtalt durch Beamte verwalten laſſen muß, die an ein beſtimmtes Regulativ gebunden ſind, während der Privat-Unternehmer alle Geldmarkt-Conjuncturen beſſer benutzen und bei Kriſen raſcher handeln, eine Gefahr alſo ſicherer abwenden kann, — ſo muß der Staat ſo bald als möglich der Privat-Induſtrie die Gelegenheit bieten, Credit-Anſtalten neben der des Staates zu errichten, wenn auch letztere nach und nach dadurch überflüſſig werden ſollte.

Dennoch gibt es einige Induſtriezweige, die auch ein ſehr cultivirter Staat aus anderen als gewerblichen Gründen betreiben kann. Productionszweige, die zur Sicherung des Landes nothwendig ſind, können ausnahmsweiſe von ihm betrieben werden, z. B. die Fabrication von Pulver, Säbeln, Kanonen und anderen Schießwaffen, weil der Bezug ſolcher Gegenſtände vom Auslande im Falle eines langwierigen Krieges abgeſchnitten werden und das Land dadurch in Gefahr gerathen könnte.

Auch bei ſolchen Induſtriezweigen, bei denen der Staat poſitiv gewinnt, weil er ein Monopol oder Regal ausübt, iſt es noch ſehr fraglich, ob nicht Privat-Induſtrie vorzuziehen wäre. Das Salz-Regal trägt dem Staate allerdings viel ein, es deckt einen weſentlichen Betrag der Steuern; da das Salz aber wieder indirect durch ſeine Beförderung der Landwirthſchaft die Production des Landes und die Steuerkraft desſelben erhöht und ein möglichſt niedriger Preis zu wünſchen iſt, ſo entſteht noch die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, die Salzgruben oder Salzquellen zu verkaufen oder zu verpachten, weil die Privaten billiger produciren, — vorausgeſetzt, daß ſolcher Productionsquellen genug im Lande ſind, um eine Concurrenz möglich zu machen. Wo ſolche Concurrenz freilich fehlt und der Privat-Producent ein Monopol erhielte, alſo einen Monopol-Preis anſetzen könnte, da möchte die Uebernahme des Werkes durch den Staat zweckmäßiger ſein, weil die Geſetzgebung des Landes auf den Betrieb durch den Staat einen größeren Einfluß hat, als auf den durch Private.

Das Tabak-Monopol iſt eine große Steuerquelle und eine weniger drückende Art der Steuererhebung, weil der Tabak kein *unentbehrliches* Bedürfniß iſt. Da derſelbe aber doch zu einem *ſtarken* Bedürfniſſe geworden iſt, da der Staat theurer producirt und den Geſchmacks-Anforderungen des Publicums ſich weniger anzuſchmiegen weiß, ſo können wir das Tabak-Monopol nicht für zweckmäßig halten. Eine Conſumtionsſteuer auf

den Tabak würde beſtimmt denſelben Dienſt leiſten und den Conſumenten weniger läſtig ſein.

Außerdem iſt es wegen des Principes der Arbeitstheilung ſtets mißlich, wenn der Staat ſich zu viele Geſchäfte aufladet. Er kann ſeine Obliegenheiten nicht zu ſolcher Zufriedenheit, mit ſolcher Umſicht und Sorgfalt erfüllen, als wenn er ſeine Thätigkeit auf einen geringeren Kreis von Geſchäften beſchränkt.

Der Staat müßte im Gegentheil mit dem guten Beiſpiele der Arbeitstheilung dem Volke vorangehen, das leider zu allgemein noch an dem Vorurtheile klebt, daß man ſo viel wie möglich „Alles ſelbſt machen" müſſe. Deßhalb iſt es immer mißlich, wenn die Regierung ſolche Vorurtheile nährt durch Verordnungen, welche die Theilung der Gewerbe hindern, z. B. durch Verbote des Hauſirhandels, des Mäkler- und Händlerweſens. Solche Geſchäftsleute tragen ſtets zu einer größeren Theilung der Arbeit und dadurch zur Erſparung an Arbeit und an Productionskoſten bei. Es iſt nicht vortheilhaft für den Bauer, wenn er die gewerblichen Waaren, die er braucht, ſtets ſelbſt auf dem Markte der Stadt holen muß; er verliert dadurch viele Zeit, die er productiv verwenden könnte, und wird auch zu ausſchweifenden Conſumtionen verleitet, die ſonſt unterblieben wären. Wenn ein Händler die kleinen Getreide-, Kartoffel-, Eier-, Butter-, Käſe-Vorräthe auf dem Lande aufkauft und zuſammen mit Einem Mal auf den Markt bringt, ſo kann er ſie billiger verkaufen, als der Producent ſelber, weil er Alles auf Einer Fuhre hinbringen kann, während die Producenten, da jeder einzeln hätte zu Markte fahren müſſen, mehrere Fuhrwerke brauchen, zugleich mehr Arbeit verwenden und eine Zeit verlieren, die ſie vortheilhafter hätten benutzen können. Verbietet die Regierung ſolchen Zwiſchenhandel (Großherzogthum Heſſen), dann macht ſie nicht allein die Productionskoſten höher, ſondern ſie kann auch durch Mangel an Angebot den Preis ſteigern; denn viele Producenten, die einen kleinen Vorrath an Eiern, Butter, Käſe haben, verzehren ihn vielleicht lieber ſelbſt, ehe ſie ſich zu dem Zeitverluſte entſchließen, welcher ihnen der Weg verurſacht, der ihnen vielleicht einen ganzen Tag koſten würde, während ſie ſonſt doch einen ſchönen Sparpfennig hätten beziehen können, deſſen Verluſt bei der großen Maſſe der ländlichen Producenten und bei langer Dauer ein großes Capital repräſentiren kann.

Wir kommen auch bei dieſem Gegenſtande wieder auf das Ergebniß, daß der mittlere Zuſtand der normalmäßige iſt. Wenn man auf der einen Seite auch zugeben wollte, daß der Staat das Princip: „Laissez faire, laissez aller", ohne Hintergedanken adoptire, ſo iſt das doch wieder nur für ſolche Individuen anwendbar, welche im Stande ſind, für ſich ſelbſt

zu handeln. Nun gibt es aber Kinder, Unmündige, Blödsinnige, Wahnsinnige. Diese Personen muß das Gesetz in ihrem Rechte schützen, da sie es selbst nicht schützen können.

Das Princip der „absoluten" Freiheit artet zu leicht in Willkür aus, und nichts schadet der Production mehr, als Willkür der Zustände. Die Furcht vor unbekannten Uebeln und Gefahren, die sich jeden Augenblick einstellen können (Steuern zum Beispiel, deren Erhebung von der Willkür der Beamten abhängt, so daß Niemand voraus berechnen kann, wie viel er zu zahlen hat), lähmen die Erwerbs-Thätigkeit und den Ansammlungstrieb, wie z. B. in Zeiten bürgerlicher Unruhen, wo Leben und Eigenthum unsicher sind, und in Zeiten ansteckender Krankheiten, wo die Production fast eingestellt und die Consumtion auf die höchste Potenz gesteigert wird. Daher ist es eine große Wohlthat, wenn der Staat jede Willkür streng unterdrückt und zu vermeiden sucht und Ordnung und Rechtssicherheit auf so solide Grundlagen baut, daß das Vertrauen vollkommen wird. In einem solchen Zustande wird das Land gedeihen; denn Vertrauen fördert den Credit, Credit das Capital, Capital die Production; und die Production befriedigt die Bedürfnisse der Menschen und macht sie glücklich.

Indem der Staat den Schwächeren vor dem Stärkeren schützt, indem er die Heilighaltung der Verträge und des gegebenen Wortes fordert, indem er den Meineid, den Betrug und alle Verbrechen an Person und Eigenthum straft, — befördert er die Rechtlichkeit, eine der stärksten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft.

Doch darf der Staat seinen Einfluß nicht zu weit ausdehnen; denn der Mensch gleicht sonst dem Kinde, das, so lange es am Gängelbande geführt wird, keine Selbstständigkeit erlangt. Wo der Staat für Alles sorgen will, da geschieht in der Regel sehr wenig. Der Staat ladet sich eine größere Verantwortlichkeit auf, als er zu tragen vermag; denn er kann die an ihn gestellten Forderungen („Recht auf Arbeit") nicht erfüllen, und das Volk geräth leicht in Unfreiheit, weil nichts dem Mißbrauche so zugänglich ist, als die Gewalt. „Die einzige Sicherheit", sagt J. St. Mill, „gegen politische Sklaverei ist, die Regierenden durch die Verbreitung von Thätigkeit, Intelligenz und Gemeingeist bei den Regierten in gewissen Schranken zu halten."

Glücklicher Weise werden mit der steigenden Civilisation die Gefahren, welche aus einer zu schroffen oder zu laxen Staatsgewalt hervorgehen, immer geringer. Die überhand nehmende Bildung der Bewohner vermehrt deren Gemeingeist und vermindert zugleich die Leidenschaften, welche vor-

zugsweiſe eine Regierungs-Gewalt mit weitgehenden Befugniſſen nöthig machen. Je mehr Rechtlichkeit und Ordnung überhand nehmen, um ſo weniger hat der Staat Veranlaſſung, ſeine Zügel ſtraffer anzuſpannen; deſto mehr erzeugt eine rege Erwerbs-Thätigkeit das Selbſtvertrauen, die Würde, den Unabhängigkeitsſinn der Bürger, um einer unweiſen Regierung die nöthigen Schranken entgegenzuſetzen.

Berichtigung.

Auf Seite 21, Zeile 26 und 28, ſoll es heißen: Makute, ſtatt „Matute", auf Seite 75, Zeile 28 und 30: Necho, ſtatt „Nego", und auf Seite 186, Zeile 16, ſind die Worte: „namentlich von Seiten des Staates", zu ſtreichen.